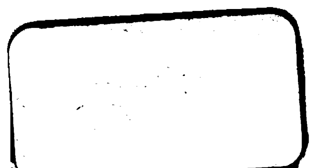
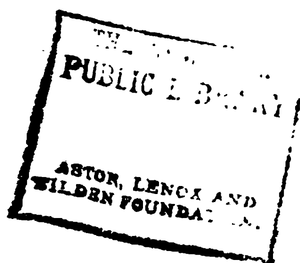
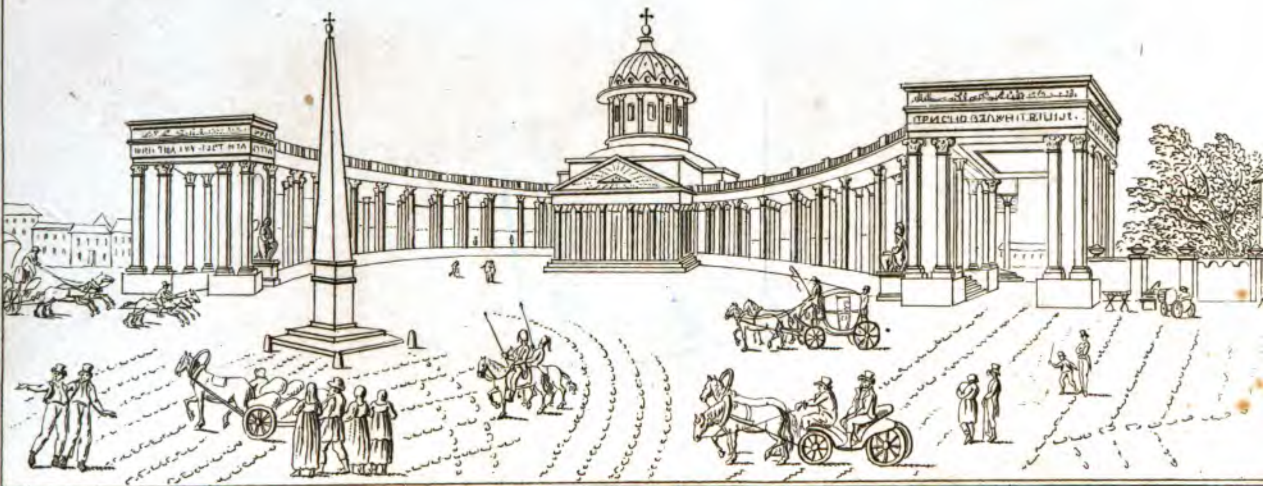





PUBLIC L
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDA



Prospect der neuen noch nicht vollendeten Kasanschen Kirche, wie sie nach ihrer Vollendung werden wird.

Konstantinopel

und

St. Petersburg,

der Orient und der Norden.

Eine Zeitschrift

herausgegeben

von

Fr. Murhard und B. Heideke.

Zweiter Jahrgang

Dritter Band.

St. Petersburg und Penig,

bei F. Dienemann und Comp.

1806.

Konstantinopel

und

St. Petersburg,

[illegible] der Norden.



[illegible]

[illegible]

St. Petersburg und Penig,
bei F. Dienemann und Comp.

Von diesem Journal erscheint regelmäßig alle Monate ein Stück von 6, bis 10 Bogen. Der ganze Jahrgang von 12 Stücken, die nicht getrennt werden, kostet 6 Thaler 12 Gr. oder 11 Fl. 42 Kr. R. Geld. Einzelne Stücke werden nur zur Ergänzung verloren gegangener abgelassen, und kosten 18 Gr. oder 1 Fl. 21 Kr. Man erhält dieses Journal gegen Vorausbezahlung auf allen Postämtern und durch alle Buchhandlungen, oder direkte bey

F. Dienemann und Comp.
in St. Petersburg und Penig in Sachsen.

Zu diesem Stück gehört die Abbildung der neuen Kasanschen Kirche in St. Petersburg, wie sie nach ihrer Vollendung werden wird.

Inhalt.

Anmerk. Bei den diesem Heft vorstehenden Kupfer, ist die Unterschrift noch dahin zu ergänzen; daß sich die Kasansche Kirche in St. Petersburg befinde.

Konstantinopel
und
St. Petersburg.

Siebentes Heft. 1806.

I.

Auszug aus dem Reise-Journal des russischen Gesandten Feodor Isakowitsch Baikoff nach China, im Jahr 7162 (1654) den 25 Juni.

Auf Befehl des Zaren Alexei Michailowitsch, reisete Baikoff aus Tobolsk nach China. Den Weg bis an die erste Chinesische Stadt legte er in 135 Tagen durch die Tartarei und Mungalei zurück. Er bemerkte alle kleinen Oerter wo er Halt machte, und die nomadischen Völker die er sah, ohne jedoch etwas Interessantes von ihnen zu sagen. Bei seiner

Ankunft in der ersten Chinesischen Stadt, ließ er von dem Befehlshaber derselben Provision und Zugpferde fordern, allein man schlug sie ihm ab. „Wir „haben, sagte man, von unserm Kaiser keinen Befehl dazu. Er mag nach der Grenzstadt Kapka gehen.“ Dies that er denn auch; er forderte hier wieder Provision und Vorspann. Man antwortete ihm gleichfalls, man sey dazu nicht befehligt; aber man wollte dem Kaiser seine Ankunft berichten und Befehl einholen. In der That schickte man einen Expressen ab, welcher in 10 Tagen wieder kam und Befehl brachte, Baikoff solle nach Kanbalik zum Kaiser kommen. Er reiste also dahin auf eignen Pferden und Kameelen. Etwa eine halbe Werst vor Kanbalik wurden ihm Standespersonen (so nannte man sie) vom Kaiser entgegen geschickt. Die befahlen ihm vom Pferde zu steigen, und als sie vor die Stadtpforte kamen, auf die Knie niederzufallen um sich vor ihrem Kaiser zu verbeugen. Baikoff schlug es ab. „Bei uns, sagte er, ist es nicht gebräuch„lich sich kniend zu verbeugen, besonders da ich den „Kaiser nicht sehe. Wir neigen uns vor unserm „großen Monarchen stehend und mit abgenomme„ner Mütze.“ Man brachte Thee mit Butter und Milch gekocht mit der Deutung: der Kaiser schicke den Thee. Baikoff entschuldigte sich mit der Fastenzeit. Man rieth ihm, ihn aus Höflichkeit wenigstens anzunehmen. Er that dies, gab aber die Tasse sogleich zurück, wogegen man denn nichts einzu-

wenden hatte. Bei dem Thor von Kanbalik stan= den rechter Hand drei Kanonen ohngefähr 1 ½ Ar= schin lang, und weiter hin auf jeder Seite zwei von eben der Größe.

Baikoff wurde in ein besonderes Quartier, etwa 3 Werst von der Pforte gebracht. Es bestand aus zwei gemauerten Zimmern mit Matten von Binsen ausgelegt. Die Gesandtschaft erhielt täglich folgen= de Provisionen: dem Baikoff einen Schöps, eine Kaffe mit Thee, zwei Tassen mit Weizenmehl, ein Gefäß mit Wein etwa ¼ Eimer enthaltend und zwei Fische mittlerer Größe. Seine Leute und Köche bekamen jeder eine Portion Rindfleisch, eine Tasse Hirsengrütze und 2 Tassen Wein. Mehl und Thee gab man diesen nicht.

Den 4 März schickte der Kaiser von China seine Staatsbeamten, um die Geschenke in Empfang zu nehmen, welche von dem russischen Monarchen an ihn gesandt waren. Baikoff entschuldigte sich da= mit, daß es bei seinem Monarchen, auch bei kei= ner andern Nation, welche mit der russischen in Verbindung stehe, so gebräuchlich sey, sondern daß man sie übergäbe, wenn der Kaiser den Gesandten zur Audienz ließ und der Gesandte sein Creditiv pro= duzirt habe.

Die Beamten antworteten: bei eurem Zaren ist es so gebräuchlich, und bei uns anders; ein Mon= arch kann dem andern keine Regeln vorschreiben. Wir sind von unserm Kaiser geschickt, die Geschenke

deines Monarchen, laut Verzeichniß zu empfangen. Bist du aber des Handels wegen gekommen, so verkaufe die Geschenke wie du willst. Baikoff erwiederte: ich bin keinesweges Kaufmann, sondern Gesandter. Die Geschenke sind für euren Monarchen bestimmt.

Die Beamten forderten nochmals die Geschenke, wie es von ihrem Monarchen befohlen war. Das Creditiv sollte erst bei der Audienz übergeben werden. Baikoff gab sie ihnen also d. 4 März nach dem Verzeichniß. Wohin sie dann kamen, blieb unbekannt.

Den 6 März verlangten die Beamten, er solle mit seinem Creditiv in die Gerichtsstube kommen. Baikoff schlug es ab. Sein Creditiv, behauptete er, könne er nur dem Kaiser und keinem andern übergeben.

Den 1 April ward er in eine andere steinerne Wohnung gebracht, in welcher 4 große Zimmer nebst andern hölzernen Nebengebäuden waren.

Den 12 August forderten die Beamten, er möchte in den Gerichtshof kommen, um das Ceremoniel zu sehen, mit welchem man ihrem Kaiser seine Ehrfurcht beweise. Baikoff schlug es ab. „Bevor „ich nicht euren Kaiser gesehen habe, kann ich nicht „in den Gerichtshof kommen. Mein Monarch hat „mir befohlen, eurem Kaiser nicht weniger Ehr„furcht als ihm selbst zu erweisen.

An eben dem Tage brachten die Beamten Baikoff die zarischen Geschenke mit der Erklärung zurück:

„Der Kaiser habe befohlen sie ihm zurückzugeben, weil er seinen Befehlen in keinem Stücke gehorche. Vor ihm wäre von seinem Zaren ein Gesandter mit Namen Peter Jartschkin da gewesen, welcher behauptete, er sey einer der vornehmsten Beamten Rußlands, und dennoch habe er alle Befehle des Kaisers von China erfüllt; sey in den Gerichtshof gekommen, auf die Knie gefallen, und habe sich verbeugt; keiner von den fremden Gesandten sähe den Kaiser von Angesicht zu Angesicht. Sie selbst sähen ihn nicht. Dies Vorrecht genössen allein die Minister und die Umanen d. i. Bojaren.

Man entließ nun Baikoff aus Kanbalik, und zwar nicht eben auf die höflichste Art am 4 Septbr. Sr. Zarischen Majestät erwies man nicht die geringste Achtung. Man gab keinen Vorspann vor die Zarischen Geschenke, sondern nur Provision auf den Weg, nehmlich Baikoff 6 Schöpse, und so verhältnißmäßig den übrigen. Zur Begleitung bekamen sie 2 Bojaren-Söhne und 30 Mann.

Von der letzten Mungalischen Stadt Taischi bis an die Grenzwache wurden sie von 100 Mann escortirt. In den Städten und Dörfern erlaubte man ihnen keine Provision zu kaufen, auch nicht die auf dem Wege abgematteten Pferde und Kameele zu vertauschen. Man mußte deshalb viele im Stiche lassen.

Ob Kanbalik groß oder klein sey, kann Baikoff nicht bestimmen; denn kein Russe durfte sein Quar-

tier verlassen. Man hielt sie wie Gefangene. Die Ursache dieser Gefangenschaft? — —

Alle Waaren die man zum Verkauf ihnen ins Haus brachte, waren viel theurer als in Rußland. Für die Pferde und Kameele, welche sie verkauften, bezahlte man sie mit Silber, das die Hälfte Zusatz an Blei und Kupfer hatte. Die Perlen kosteten doppelt so viel als in Moskovien. Edelsteine von Werth fanden sie dort gar nicht. Von russischen Waaren schien das Pelzwerk der einzige gangbare Artikel. Auf allen Häusern, Schiffen, selbst Kleidern in Kanbalik waren Schlangen abgebildet. Früchte gabs mancherlei und vielerlei. — In der Qualität des Getraides bemerkten sie keinen Unterschied. — Der damalige Zar oder Kaiser von China war ein Mongole und nicht wie ehemals Chinesischer Abkunft. Die Chineser aßen allerlei unreine Thiere, sogar Hunde. Gute Speisen als Schwäne, Enten, Gänse, Schöpse waren sehr theuer. Ein Jahr vorher kam aus Holland eine Gesandtschaft von 20 Personen nach Kanbalik. Man sagte sie wären zu Wasser gekommen; wo sich aber ihre Schiffe befanden, konnte man nicht erfahren. Auch diese Leute wurden eingesperrt gehalten, und man erlaubte ihnen anfangs nicht mit den Russen Umgang zu haben. Endlich kamen doch einige zu ihnen; „aber, sagt Baikoff, was halfs? Sie konnten kein Russisch und wir kein Deutsch.“ Sie fragten, ob Niemand von ihnen lateinisch verstehe? Dies mangelte

ebenfalls. So schickten sie den Russen nicht einen versiegelten Brief unter doppelten Couvert, der mit nach Rußland gehen sollte.

Auf seiner Rückreise zog Baikoff nur bis zu der Stadt Bajan Summu, eine Tagesreise vor der Grenzstadt Kapka. Von hier fertigte er einen Indianer nebst zwei Personen von seinem Gefolge nach Kanbalik ab und befahl ihnen den Kronbeamten zu sagen: Er wäre ein halbes Jahr da gewesen, und der Kaiser hätte ihn nicht zur Audienz gelassen und eben so wenig sein Creditiv angenommen. Wahr seye, daß er ihm habe sagen lassen: er solle zu ihm kommen und sein Creditiv mitbringen; aber nach dem Befehl seines Monarchen habe er dies nicht thun wollen. Wäre es jedoch nun einmal so in diesem Lande Sitte, daß nehmlich kein Gesandter den Kaiser sehen dürfe, so erkenne er sein Unrecht und bedaure es dem Kaiser nicht gehorcht zu haben. Wenn also jezt der Kaiser die Gnade haben wollte ihn nach Kanbalik zurückkommen zu lassen, so wolle er allen seinen Befehlen gehorchen. Hierauf ging Baikoff durch die lezte Grenzstadt Kapka noch 3 Tagereisen weiter. — 165 d. 29 Sept. kam aus Kanbalik ein Courier an. Er sagte zu Baikoff: Ich bin zu dir auf Befehl des Kaisers von seinen Beamten abgeschickt. Sie zeigen dir an: Du hättest vom Wege deine Leute an sie mit einer Botschaft abgefertigt, die sie dem Kaiser unterlegten. Er glaube aber deinen Leuten nicht, und beföhle dich selbst zu fragen:

ob du in den Gerichtshof zu den Beamten kommen, dein Creditiv ihnen einhändigen und sie kniend nach unsern Gebräuchen begrüßen wirst. Baikoff antwortete: Ja Alles werde ich thun, und überhaupt jedem anderweitigen Befehle eures Kaisers Gehorsam leisten. Der Courier schrieb diese Worte auf, und Baikoff verweilte in Erwartung der Kaiserlichen Befehle auf dieser Stelle. Nach 7 Tagen kam der Courier mit Baikoffs Leuten zurück und sprach: Unser Kaiser hat nicht geruhet, dich nach Kanbalik zurückkommen zu lassen, weil du von dem Platze, von welchem du deine Leute schicktest, weiter und bis hinter die letzte Grenzfestung gezogen bist. Er und seine Minister urtheilen, du müßtest wohl nicht recht bei Verstande seyn; denn du nenntest dich einen Abgesandten des Kaisers und verstündest gar nicht seine Aufträge zu vollziehen.

Hierauf zog Baikoff weiter und kam 166 d. 31 Juli zurück in Tobolsk an.

II.

Lehrreiches Pröbchen der Politik des Statthalters Jesu Christi; oder: Instruktion auf Befehl unsers Hrn. des Pabstes Clemens VIII. für den von Sr. Heiligkeit zu dem Moskowschen Großfürsten Theodor abgefertigten Alexander Kamuelo.

In Folge der Befehle, welche Ihnen bei Ihrer Abreise aus Rom gegeben worden, und welche in der Ihnen gleichfalls ertheilten Instruktion enthalten sind, eine Instruktion die sich auf den Wunsch Seiner Kaiserlichen Majestät gründet, Sie nach Moskowien zu schicken, den unser Consilium genehmiget, haben wir uns bestrebt, Sie dahin zu senden. Jetzt geht diese Instruktion an den Pater Provinzial von Oesterreich Siani, mit Ordre, sie durch einen Expressen an den Fürsten von Siebenbürgen gelangen zu lassen, und mit Bitte, im Namen unsrer Heiligkeit sie Ihnen in möglichster Eile, wo Sie Sich dann befinden werden, zu überantworten. Dabei bekommen Sie ein doppeltes Creditiv an den Großfürsten: denn wir befürchten, daß ein Einziges unterwegs zufälligerweise beschädigt wer-

bens und des Kreuzes des Herrn, beizustehen. Die Gründe hierzu müssen aus der Vertheidigung des gemeinschaftlichen Glaubens hergenommen werden, aus dem Ruhme, welchen die russische Nation dadurch in der ganzen Welt erwirbt, wenn sie bei dieser Gelegenheit der christlichen Republik Hülfe leistet, und endlich aus seinem eignen Nutzen. Denn die äußere Sicherheit der Russen wird von Tage zu Tage größerer Gefahr blosgestellt, jemehr die Macht der Türken zunimmt. Sollten sie den Kaiser, Ungarn und Pohlen überwinden, so muß auch Litthauen bald in ihrer Gewalt seyn. Dann können die benachbarten Länder nicht in Ruhe bleiben. Moskovien wird von allen Seiten durch die türkische Macht umgeben seyn, weil sie sich durch ihre Eroberungen in Persien und Georgien schon von einer Seite den Grenzen dieses Reichs näherten. In den Unterredungen könnten Sie die Beispiele der Unterjochung Griechenlands, der Eroberung des Konstantinopolischen und Trapezuntschen Kaiserthums und mehrerer mächtigen Reiche, als Egyptens und in Asien anführen, welche aus der Ursache zur Beute wurden, weil ihre Beherrscher es für rathsamer hielten, den Krieg an ihrem Heerde zu erwarten, als in gemeinschaftlicher Verbindung sich zu bemühen einander beizustehen und den Feind zu entfernen. Ferner stellen Sie vor, nachdem Sie es nun schicklich finden werden, daß in Betracht der Freundschaft und erblichen Verbindungen dieser

Bündniß mit dem Hause Oesterreich es sehr rühmlich seyn dürfte, ihm jetzt Hülfe zu leisten; daß endlich diesem Fürsten wohl zukomme nach dem Beispiele älterer Reiche, den väterlichen Ermahnungen des Statthalters Christi Gehör zu geben, und durch Thaten seine Ehrfurcht gegen ihn zu beweisen, mit der Bekräftigung, daß der heil. Stuhl jederzeit seine Liebe und Wohlwollen zu erkennen zu geben bereit sey, so wie seine Vorfahren immerwährende Proben davon erhalten hätten.

Die Mittel der Hülfsleistung bei gegenwärtigen Unternehmen, müssen dem eignen Gutdünken des Zaren überlassen, und die, welche er mit größerer Bequemlichkeit anwenden kann, genehmigt werden. Se. Kaiserliche Majestät von Oesterreich glaubt, die Russen könnten ihn auf dreifache Art unterstützen: nehmlich wenn sie die Persianer und Georgianer, ihre Nachbaren, durch Rath und Vereinigung gemeinschaftlicher Kräfte bewegten, sich gegen ihren Feind zu bewaffnen, die gegenwärtigen Umstände zu benutzen und das im vorigen Kriege Verlorne wieder zu erhalten; nächstdem die Perekopschen Tataren dergestalt zu beschäftigen, daß sie sich nicht unterstanden, aus ihren Hütten zu gehen und den Türken zum Nachtheil Ungarns zu Hülfe zu kommen; endlich Sr. Kaiserlichen Majestät mit einer ansehnlichen Summe Geldes die Bestreitung der jetzigen Kriegskosten zu erleichtern.

Reisen Sie mit einem Gesandten des Kaisers,

oder finden schon einen solchen da, so verbindet Sie seinen Rath mit dieser Instruktion, denn Ihnen liegt ob, die besagten Forderungen auswirken zu helfen, so wie Alles anzuwenden, was Sie leichter zum bessern Erfolg in dieser Angelegenheit führt.

Uns scheint es würde nützlicher, vielleicht nicht schwerer zu erhalten und dem Großfürsten nicht unbequemer seyn, einige Hülfstruppen in die nächsten Gegenden zu schicken, in welchen der Kriegsschauplatz sich eröffnet. Denn da sein Reich sich bis nach Smolensk erstreckt, so kann er durch einen nicht sehr entfernten Marsch, Truppen durch Podolien nach der Moldau schicken, um gegen die Türken in Thrazien Krieg zu führen und die am großen Meer gelegne Städte einzunehmen. Dies wird die Türken nicht wenig beengen. Ein solches zum allgemeinen Wohl so abzweckendes Unternehmen müßte den Moskowitern bei allen Völkern einen glänzenden Ruhm erwerben, auch könnte man ansehnliche Beute in den dasigen reichen Städten erwarten. Was aber vornehmlich in Betrachtung gezogen zu werden verdient, ist, daß die russische Nation Gelegenheit haben wird, die Taktik da zu lernen, wo sie sieht, wie nicht allein die Türken, sondern auch die Deutschen, Ungarn und Italiäner, welche von seiner Heiligkeit und andern Fürsten Italiens zur Beförderung der g u t e n Sache dahingeschickt sind, Krieg führen. Hier ist das Mittel zur festern Begründung eigener Sicherheit, und zu rühmlicher Ver-

größerung Rußlands. Bei der so leichten Eroberung einiger Städte am besagten schwarzen Meer, könnten sich die Russen daselbst festsetzen, und so mit Zuversicht hoffen, Ruhm und neue Besitzungen in diesen unter den fruchtbarsten und glücklichsten Clima gelegenen Gegenden zu erwerben, ja selbst sich den Weg zur Eroberung Konstantinopels zu bahnen. Die alten Forderungen der Moskowiter behaupten ja, dieses Reich gehöre ihnen nach Erbschafts-Recht zu.

Sollte man sich mit der weiten Entfernung entschuldigen, so dürften Sie vorstellen, Rom wäre ja noch weiter, und doch wollten Se. Heiligkeit Hülfstruppen dahin schicken; der noch weiter entfernte König von Spanien desgleichen. Sagen Sie, daß der Glaube an Jesum Christum, und die Liebe zur Religion die Kraft haben müsse, auch die entferntesten Völker gegen diejenigen zu vereinigen, welche unser Heiligthum mit Füßen treten.

Bei dieser Gelegenheit könnten Sie auch das Ehrgefühl anregen z. B. daß die unterdrückten Völker einerlei oder doch eine wenig verschiedene Sprache mit den Moskowitern sprechen; daß sie aus Dankbarkeit ihre Hände gen Himmel heben werden, wenn sie sehen, daß ihnen ihre gleichsam eigenen Verwandten zu Hülfe kommen, da sie einzig und allein wünschen Vertheidiger und Beherrscher zu haben; daß alle Christen griechischen Glaubens die-

ser Gegenden, um desto mehr sich sehnen werden den Moskowitern unterworfen zu seyn, weil sie sich von ihnen glückliche Fortschritte versprechen können, und weil dadurch Gottes Barmherzigkeit ihnen die Gnade verleiht, sich insgesammt zur Bekennung des wahren Glaubens zu vereinigen.

Man muß ferner die Schwierigkeitsfreie Ausführung dieses Unternehmens von der Seite darstellen, wo die Schwäche der Türken, der Verlust ihrer Truppen in Persien, die Niederlage, welche sie neulich in Ungarn erlitten, die wenige Disciplin ihrer Truppen, die Verwüstung der dortigen fast entvölkerten Gegenden, das tirannische Verfahren des türkischen Gouvernements, dessen Erpressungen und Unmenschlichkeit hervorsticht, so daß man berechnet, als hätten sich in 50 Jahren in den von den Türken eroberten Provinzen die Einwohner um $\frac{2}{3}$ vermindert. Daraus sey klar, daß durch die Eroberung neuer Provinzen die Macht der Türken sich nicht vermehre, sondern vermindere.

Wir haben von verschiedenen Ansprüchen der russischen Monarchen auf Titel und Vorrechte gehört. Sie eignen sie sich dadurch zu, daß sie ihre Genealogie von den alten römischen Kaisern herleiten wollen. Hören Sie dergleichen, so müssen Sie zeigen, daß solche Titel und Würden jederzeit von diesem heiligsten Stuhle ertheilt worden. Führen Sie die Ihnen bekannten Beispiele der Königreiche Pohlen und Böhmen, und selbst der Abend-

und Morgenländischen Kaiserthümer an. Auf diese Art müssen Sie Sich bestreben, allen Herzen das Gefühl der Macht dieses heil. Stuhls einzuhauchen. Lassen Sie die Würde, Sicherheit und das Wohlergehen derjenigen Staaten hervorleuchten, welche von ihm abhängen und vereint als im Schoße ihrer Mutter leben. Solche Unterredungen können Anlaß geben, Ehrfurcht gegen das Haupt der Kirche zu erwecken, welchem jene unterworfen sind, und den Unterschied zwischen den Nichtunterworfenen zu zeigen.

Noch mehr! Der sogenannte Patriarch von *Konstantinopel* hängt gänzlich von der Gewalt des türkischen Sultans, dieses Hauptfeindes der Christenheit, ab. Er wird nach dessen Willkühr gewählt und abgesetzt, kauft für baares Geld eine unrechtmäßige Würde, und oft geschiehts, daß der erste Käufer abläuft, wenn der zweite mehr bietet. Es empört daher, daß in so wichtigen Angelegenheiten die Russen, ein berühmtes Volk, sich bei dem Patriarchen Raths erholen und ihre Clerisey gewissermaßen durch ihn, von ihrem unversöhnlichsten Feinde abhängig seyn lassen, von einem Feinde der durch eine Person wirkt, die ihre Würde für Geld kauft. Dies allein ist hinreichend zu beweisen, daß dabei nicht der Einfluß des heiligen Geistes Statt haben kann. Die römischen Päbste hingegen werden von Dienern der Kirche durch Stimmen-Freiheit gewählt, mit Beihülfe der Gnade des heil. Gei-

fes, eben so wie die wahren Nachfolger Petri und Statthalter Christi auf Erden.

Von den Abweichungen zwischen ihrem Glaubensbekenntniß und unsrer heiligen Religion sind Sie zu wohl unterrichtet, als daß es nöthig wäre Ihnen darüber weitere Anleitung zu geben. Je mehr Sie die Landessprache lernen, desto vorsichtiger müssen Sie Sich betragen. Man wird Ihnen dann mehrere Fragen vorlegen. Seyn Sie also vorsichtig, wenn man Ihnen Bemerkungen über einige Ihrer Gebräuche macht. Der Unwissenheit eines Ausländers wird Vieles vergeben, aber dies hört auf wenn man glaubt Sie wären verbunden, zu wissen, und durch die Sprache fähig die Landessitten zu beobachten. Da nun dieses Volk strenge auf alte Gebräuche hält, so müssen Sie die gröste Gewandtheit brauchen, sie bei gutem Blute zu erhalten, und doch der Würde dieses heil. Stuhls nichts zu vergeben.

Es scheint die Moskowiter wären mit dem Betragen gegen ihre letzthin in Rom gewesenen Gesandte nicht recht zufrieden. Sie meinen, man habe sie bei ihrer Rückkehr nicht gehörig oder nicht bis an einen anständigen Platz begleitet. Hören Sie dergleichen, so entschuldigen Sie es mit der Verschiedenheit der Gebräuche, und versichern Sie, es wäre bisher den Großfürsten nicht weniger Ehre angethan worden, als den vornehmsten christ-

lichen Monarchen, und würde auch künftighin geschehen.

Könnten Sie Mittel finden **die griechische Kirche mit der katholischen zu vereinigen**, so ist ihnen die Nation genugsam bekannt, folglich wird es Ihnen an Beweisen nicht fehlen. Da nun vielleicht in 7 oder 800 Jahren seit der Einführung des christlichen Glaubens in Rußland, Niemand vom heiligen Stuhle zu ihnen gesandt worden ist, der ihre Sprache kannte und so gelehrt war als Sie, so hoffen wir, der Monarch werde Sie zum Werkzeuge der größern Wohlfahrt seiner Kirche brauchen.

Richten Sie demnach alle ihre Sorgen und Gedanken unter beständigem Gebet zu Gott auf den glücklichen Erfolg. Wir vereinigen das Unsrige mit dem Ihrigen, damit die heilige Kirche nach so vielem Verlust in diesen Zeiten der Trübsale, eine Acquisition mache, welche so wichtig ist, und die Seelen einer unzähligen Menge Menschen zu **erretten** vermag.

Treten Sie nun freudig Ihren Weg an. Der Seegen Christi sey mit Ihnen. Ich bin mit Anwünschung, daß der Seegen Gottes auf Dir ruhe ― ― ―

A und P.

Rom, den 27 Janr. 1594.

☿.

III.

Schreiben des Pseudo-Demetrius an den Pabst Paul V.

Heiligster und seeligster Vater in Christo, gnädiger Herr!

Als wir nach den unerforschlichen Fügungen Gottes genöthigt waren, einige Zeit entfernt von unserm Reiche herumzuirren, erhielten wir großen Trost vom heil. Vater in Christo, dem hochseeligen Pabste und Haupte der Geistlichkeit Clemens VIII. aus besonderm Wohlwollen gegen uns. Selbst während unsers Aufenthalts in Polen, hat er uns oft mit seinen angenehmen Schreiben beehrt und sich unsrer Sache väterlich angenommen. Wir haben ihn im Leben ungemein geachtet, da wir überhaupt den heiligen apostolischen Stuhl verehren und sein Wohlwollen gegen uns dankbarlichst erkennen. Deshalb hat uns sein Absterben äuserst betrübt. In Ansehung seines uns äuserst geliebten Andenkens, hegen wir eben die Ehrfurcht gegen den Nachfolger Sr. Heiligkeit. Da nun der durchlauchtige Klaudius

Nanschoni, Bischoff und Fürst von Riga, und Ew. Heiligkeit Gesandter bei dem Allerdurchl. Könige von Polen unsers Bruders und Nachbarn, uns die glückliche Wahl und Gelangung zum apostolischen Stuhl Ew. Heiligkeit, sowohl als Dero väterliche Liebe gegen Uns schriftlich meldete, hat er Uns außerordentlich erfreut, und wir wünschen Uns selbst dazu Glück, daß wir in Ihrer Person einen neuen Clemens fanden, so wie der ganzen christlichen Gemeinschaft, die eines so weisen und durch seinen frommen Wandel ehrwürdigen Oberhirten, besonders bei den Umständen da die christliche Monarchen keine *aufrichtige Freundschaft* gegen einander hegen, bedarf. Zu gleicher Zeit meldete Uns oberwähnter Klaudius Nanschoni, daß Ew. Heiligkeit von meinen Angelegenheiten unterrichtet zu seyn wünschten. Wir melden Ihnen also, daß der große Gott unser Vornehmen mit glücklichem Erfolg gekrönt hat, was der tiefsten Bewunderung und eines unvergeßlichen Andenkens für die Zukunft würdig ist; denn diese uns erwiesene Gnade ist unaussprechlich, und furchtbar dadurch die Strafe unsrer Feinde. Er hat unsern Vatermörder aus dem Lande der Lebendigen vertilgt, uns aber wunderbarer Weise auf den Thron unsrer Voreltern gottseeligen Andenkens erhoben. Diese göttliche Milde und Gerechtigkeit sind wir nicht nur verbunden in allen umliegenden Ländern kund zu thun und selbst ewig zu preisen, sondern wir sind auch Willens, im Vertrauen

auf deren fernere Hülfe und Schutz unser Leben nicht in Müssiggang und Unthätigkeit zuzubringen, ja uns aufs möglichste zu bemühen den Nutzen der ganzen Christenheit zu befördern, und deshalb unsre Truppen mit der Kriegsmacht des großmächtigsten römischen Kaisers gegen die grausamsten und unmenschlichsten Feinde des Kreuzes Christi zu vereinigen. Da nun alle Christen die dringendsten, sowohl religiöse als natürliche (politische) Gründe haben, sie zu bekriegen, so wollen wir mit desto größerm Muth ans Werk gehen, in Hoffnung, daß der Gott der Heerschaaren unsere Absichten segnen, und wird dies der ganzen übrigen Christenheit sehr angenehm seyn. Vorzüglich zweifeln wir nicht, daß Ew. Heiligkeit es billigen werden. Wir bitten Sie also inständig, nach Dero Ansehen bei dem durchlauchtigen römischen Kaiser, Seine Majestät zu bewegen, mit den Türken keinen Frieden oder Waffenstillstand zu schliessen, sondern sich mit uns zur Fortsetzung des Kriegs gegen sie zu verbinden. Wir werden dies selbst nächstens Sr. Majestät durch unsern Gesandten vorstellen lassen. Was die übrigen Umstände anbetrift, so wird der Pater Andreas Lowitz von der Gesellschaft Jesu Ew. Heiligkeit Alles genau und umständlich berichten. Wir haben ihn expreß mit gänzlicher Vollmacht zu Ihnen abgefertigt, um in unserm Namen alles Nöthige Ew. Heiligkeit zu unterlegen. Wir bitten, ihn uns baldigst zurück zu senden. Uebrigens wünschen wir

Ihnen in der geistlichen Oberherrschaft glücklich zu leben; uns aber und unsre Unternehmungen empfehlen wir Ihrer Gnade und Seegen.

Geschrieben in unsrer Residenz-Stadt Moskwa d. 30ten Nov. 1605. im 1ten Jahre unsrer Regierung.

Ew. Heiligkeit

gehorsamster Sohn

Demetrius Iwanowitsch, von Gottes Gnaden Selbstherrscher und Großfürst aller Reußen, aller Tatarischen und vieler andrer dem Moskowischen Scepter unterworfener Reiche Beherrscher und Zar.

Die Adresse lautet:

Dem heiligsten und seeligsten Vater in Christo und Herrn Paul V. Pabst, von Gottes Gnaden der römischen und allgemeinen Kirche geistlichem Oberhaupte

Dem gnädigsten Herrn.

L.

IV.

Verordnung die Lutheraner und Reformirten, welche die griechische Religion annehmen, nicht zum zweiten Male zu taufen.

Der Zar und Großfürst aller Reußen, an unsern Fürbitter bei Gott, Barnabas, Erzbischoff von Cholmogorien und Waschesk.

Den 18ten Janr. dieses 1719ten Jahrs ist unser zarischer Befehl an den Hochwürdigsten Stephan, Metropolit von Räsan und Murom, aus der Kanzellei des St. Petersburgschen dirigirenden Senats erlassen, und zu Moskwa den 6ten Febr. in dem geistlichen Patriarchalischen Gerichtshofe eingegangen, in Folge dessen nach Uebersetzung des Sendschreibens an uns von dem Konstantinopolitanischen Patriarchen Jeremias, Abschriften desselben an alle Erzbischöffe zu schicken, damit sie dem nachleben. Auch an dich ist eine solche Abschrift gelangt, und wenn sie dir nebst diesem unsern zarischen Befehl eingehändigt wird, so magst du, unser Fürbitter im

deiner Eparchie, nach dem Schreiben des Konstantinopolitanischen Patriarchen verfahren lassen. Gegeben zu Moskwa den 7. Febr. 1719.

Sendschreiben Jeremias, von Gottes Gnaden Erzbischoff von Konstantinopel, dem neuen Rom und allgemeiner Patriarch.

Alle einigermaßen zweifelhafte Fälle, die bisher schon angezogen und aufgestellt worden sind, müssen, wenn darüber gehörige und dem Geiste der Concilien-Beschlüsse, so wie des Christenthums angemessene Entscheidungen zu geben sind, als schon durch die Kirchen-Versammlungen festgesetzt, ewig unumstößlich und unverletzlich von den Nachkommen angenommen werden. Sollte es sich aber zutragen, daß dennoch gewisse Abänderungen Bedenklichkeiten erregen, so müssen wir die dem Menschen anklebende Schwachheit belehren, ermahnen und auf alle mögliche Art in der Zuversicht bestärken, daß unsre Vorfahren immer das Beste anordneten. Dergleichen Fälle gibt es bisweilen. Auch der ist von der Art, welchen ich jetzt aus dem Schreiben Ew. erhabnen Majestät ersehe, in welchem Sie anfragen und die wahre Meinung der heil. christlichen Kirche über die Lutheraner und Reformirten zu wissen wünschen, welche sich zu unsrer orthodoxen Religion bekehren: ob man nehmlich sie noch ein Mal taufen, oder nur durch das göttliche Salböhl zu Söhnen und Erben des Himmelreichs einweihen soll? Nehm-

liche Anfragen sind schon von Andern dem hochseligen Patriarchen von Konstantinopel Kyr Kyprian gemacht worden. Dieser forschte und untersuchte damals sorgfältig die heiligen Vorschriften der Kirchen-Versammlungen (von welchen es überflüssig wäre die längst Unterrichteten zu belehren). Er zog das Resultat, daß man sie nur durch das heilige Salböhl zur Vollendung bringen; nicht aber wieder taufen müsse. Denn sie wären schon freiwillig und laut ihren eignen Wünschen, zum Lichte des orthodoxen Glaubens übergegangen, nachdem sie zuvor die ihnen von ihren Voraltern beigebrachten schändlichen und nichtswürdigen Irrlehren verflucht, und in allen Punkten das zu glauben bekannten, was die orthodoxe apostolische Kirche als dogmatisch wahr annimmt und predigt. Da nun dies damals von genannten Patriarchen, und den von ihm zur Berathschlagung gezogenen Erzbischöffen entschieden worden, wir auch in unsrer Demuth Nichts dagegen einzuwenden haben, sondern völlig darin einstimmig sind; so setzen wir fest und verordnen, daß diese Regel auf ewige Zeiten zur Richtschnur dienen solle. Deshalb beurkunden wir durch dieses unser wahrhaftes patriarchalisches Sendschreiben, daß diejenigen, welche von der Lutherischen und Calvinischen Ketzerei zu dem orthodoxen reinen christlichen Glauben übergehen, mithin alles das annehmen und bekennen was als recht und gottesfürchtig die orientalische Kirche glaubt, nicht wieder zu taufen,

sondern nur durch das heil. Salböhl zu wahren Christen, Söhnen des Lichts und Erben des Himmelreichs zu würdigen sind. Deshalb schicken wir dieses Sendschreiben an Ew. Majestät, damit ins Künftige vollkommen nach dem Inhalt desselben verfahren werde; denn es bleibt bei diesem Falle weder die geringste Schwierigkeit noch irgend ein Zweifel. 1718 im Monat August, d. 11ten der Indikten.

Y.

VI.

Fortsetzung der Belege zum Geist der Russischen Gesetze älterer und neuerer Zeiten.

(Auszüge aus den Gesetzen und Verordnungen des Zaren Johann Wasiliewitsch, promulgirt im 13ten Jahre seiner Regierung, im 21ten Jahre seines Alters und im Jahre Christi 1554.)

Der Zar und Großfürst aller Reußen Johann Wasiliewitsch, mit Bestimmung seiner Brüder und seinen Bojaren, hat folgende Gesetze und Verordnungen abgefaßt, nach welchen alle höhere und niedere Richter zu verfahren haben:

1.

Das Gericht des Zaren soll von Allen immer nach Gerechtigkeit, ohne Rachsucht, ohne Partheylichkeit, ohne irgend einige Bestechung gehalten werden.

2.

Sollte aber ein Richter ohne Arglist (unvorsätzlich) Jemanden widerrechtlich verurtheilen, oder frei-

sprechen und es wird bewiesen, so sollen die Richter zwar ohne Strafe bleiben, der Rechtshandel aber von Neuem untersucht, und die etwa genommene Straf- oder Ersetzungs-Gelder wieder zurückgegeben werden.

3.

Sollte irgend ein Richter sich bestechen lassen, um Unrecht für Recht zu erklären, und es wird bewiesen; so soll er alle Unkosten dreifach bezahlen und überdem die Strafe erleiden, welche der Zar verordnen wird.

9.

Würde in zweifelhaften Rechtshändeln der Zweikampf erlaubt, und wenn vor selbigem die Partheien sich vergleichen, so sollen doch die Richter die ihnen zukommenden Rechtsgebühren erhalten.

24.

Wenn Ausländer über einen Stadthalter oder andern Befehlshaber wegen Unterdrückungen oder Beleidigungen klagen, so soll ihnen bis zur Entscheidung der Sache aus dem Vermögen des Angeklagten Alimentations-Geld gegeben werden; diese sollen sich selbst oder durch Bevollmächtigte zur Verantwortung stellen; wofern aber die Ausländer ihre Klagen in Jahresfrist nicht eingeben, so sollen sie gar nicht mehr gehört werden.

27.

Klagt ein Ausländer einen andern Ausländer irgend einer Schuld wegen an, so soll es dem An-

geklagten frei stehen, entweder sich selbst durch den Eid zu rechtfertigen, oder auch die eingeklagte Summe niederzulegen und seinem Ankläger den Eid zu deferiren. Wenn er ihn leistet, so nimmt er die niedergelegte Summe. Sollte aber ein solcher Rechtshandel zwischen einem hiesigen Unterthan und einem Ausländer entstehen, so sollen sie das Loos werfen, wer zum Eide zuzulassen ist, und so die Rechtmäßigkeit der Forderung beweisen.

52.

Bei einem auf der That cum corpore delicti zum ersten Mahl ergriffenen Diebe soll man seine Bekannten und Nachbaren öffentlich über seine Führung befragen. Sagen sie, er wäre ein schlechter Mensch, so soll man ihn auf die Tortur bringen. Bekennt er sich schuldig, so bekommt er die Knute; bekennt er es nicht, so soll man ihn auf Lebenszeit ins Gefängniß werfen. Sagt man aber von ihm, er wäre ein guter Mensch, so soll alles nach dem Wege der allgemeinen Gerechtigkeit gehen.

76.

Ist der Vater ein Mönch oder die Mutter eine Nonne, so haben sie kein Recht ihre Kinder in Leibeigenschaft zu verkaufen. Man soll aber doch in den Leibeigenschafts-Briefen bemerken, daß sie zwar Eltern haben, die sich jedoch im klösterlichen Stande befinden und denen es nicht erlaubt ist ihre Kinder in Leibeigenschaft zu bringen. Jeder verkaufe sich selbst wenn er will.

98.

In Fällen, welche in diesem Gesetzbuche nicht berührt sind, entscheidet unmittelbar der Zar und seine Bojaren. Ihre Sentenzen werden diesem Gesetzbuche einverleibt.

99.

Auf allen Marktplätzen in Moskwa, in jeder Stadt des russischen Reichs, in den Nowgrodschen und Twerschen Provinzen und in allen Kirchdörfern, soll öffentlich ausgerufen werden, daß weder Kläger noch Beklagter den Richtern Geschenke anbieten, noch selbige sie von ihnen fordern oder annehmen sollen. Keine, außer Augenzeugen, sollen angenommen werden; wer aber was gesehen hat, soll der Wahrheit gemäß zeugen.

Im Fall Jemand eines falschen Zeugnisses, als selbst gegenwärtig gewesen zu seyn, überzeugt worden, von dem soll man die Unkosten der Partheien dreifach nehmen, und dann ihn für sein Verbrechen mit der Knute bestrafen.

Verordnungen als Supplement zum Gesetzbuche.

104.

Der Zar und Grossfürst hat befohlen, eine Untersuchung anzustellen, wer von den Bojaren oder ihren Kindern große Güter sich zugeeignet und nicht die Dienste leistet, welche der ihnen erzeigten Gnade entsprechend sind. Diesem soll man zwar das vorgeschriebene Maas vom Lande nach eines Jeden

Verdienst abmessen, das Uebrigbleibende aber den Dürftigen abgeben.

106.

Im Jahr $\frac{7064}{1556}$ den 11ten Okt. ist mit Unterschrift des Geheimschreibers Johann Beßonoff folgender Befehl bekannt gemacht:

Der Zar und Großfürst, aller Reußen Beherrscher, hat mit Beistimmung seiner Bojaren festgesetzt und den Bojaren anbefohlen:

Dient Jemand freiwillig ohne leibeigen zu seyn und geht von seinem Herrn, es sey mit oder ohne Aufkündigung, weg, die gewesenen Herren klagen ihn aber an, als habe er ihnen Etwas entwandt; so soll man dergleichen Klagen gar nicht annehmen. Denn da man einem freien Manne getrauet, und ihn ohne Leibeigenschafts-Urkunde bei sich gehalten hat, so ist Kläger an seinem Verluste selbst Schuld.

110.

Bei einer gerichtlichen Untersuchung, wo die Zeugen für den Kläger oder den Beklagten entgegengesetzte Aussagen machen, soll man der größern Zahl der Zeugen glauben und nach ihrer Aussage diesen oder jenen rechtfertigen. Doch muß nachher der in selbiger Stadt befindliche Bischoff, Archimandrit oder Abt die Wahrheit ausforschen, welche Seite der Zeugen falsche Aussage gethan und selbige soll man wie Straßenräuber bestrafen.

119.

Sollte in irgend einer Rechtssache der Zwei-

kampf anerkannt seyn und Kläger oder Beklagter sagen, daß sie nicht kämpfen können, sondern lieber zum Eide gebracht werden wollen, so soll derjenige, der kämpfen will, das Recht haben, entweder selbst zu schwören oder dem andern den Eid zu deferiren.

121.

Ein Kriegsgefangner, von welcher Nation er auch sey, der durch viele Zeugen überführt wird, er habe sich in Jemands Leibeigenschaft begeben, soll diesem auf seine, des Herrn Lebenszeit, angehören, dessen Leibeserben aber nicht. Desgleichen, falls ein solcher Kriegsgefangner Kinder hat, gehören solche Niemanden als Knechte. Heirathet ein solcher Gefangner aber eine Erbmagd, oder gibt eine Leibeigenschafts-Urkunde, so ist er ein eben solcher Knecht als alle einheimischen.

Erbschafts-Gesetz.

122.

Im Jahr $\frac{7065}{1557}$ den 2ten Januar hat der Zar befohlen, daß ein nach dem Tode seiner Frau durch ihr Testament zum Exekutor desselben ernannter Mann solches auf keine Weise seyn, und das Testament für ungültig erklärt werden soll; denn die Frau war seinem Willen unterworfen und mußte schreiben was er ihr befahl.

Kirchen-Gesetz.

123.

Im Jahr $\frac{7065}{1557}$ den 1ten Mai hat der Zar und Großfürst aller Reußen Johann Wasiliewitsch mit

Zustimmung seines geistlichen Vaters Makarius, Metropolit von ganz Rußland, der Erzbischöffe, Bischöffe, der ganzen Kirchen-Versammlung und aller seiner Bojaren beschlossen und verordnet:

Hinführo sollen die Erzbischöffe, Bischöffe und Klöster ohne Vorwissen und Erlaubniß des Zaren von Niemanden Güter kaufen, desgleichen soll sie ihnen Niemand verkaufen; geschieht dieses dennoch ohne Erlaubniß des Zaren, so hat der Käufer sein Geld verloren und die Güter fallen unentgeldlich dem Zaren und Großfürsten zu.

Vom 4ten August 1558., in Ansehung der Eide.

145.

So Jemand in Gefangenschaft geräth und man nimmt ihm einen Eid ab, den er gezwungen oder zur Vermeidung der Gefahr thut, wodurch man ihn verbindet, nicht zu entlaufen oder zu andern dergleichen Dingen; oder wenn Gesandte und Kaufleute in fremden Ländern arretirt worden und sich durch einen Eid verbunden haben, nicht aus dem Lande zu entweichen und entlaufen dennoch, so soll man bei ihrer Wiederkunft ins Vaterland folgende Kirchenbuße ihnen auf Lebenszeit auflegen: Montags, Mittewochs und Freitags nur Brod mit warmen Wasser; Dienstags und Donnerstags Fastenspeise, zwei Mal des Tages; Sonnabends und Sonntags aber Speisen ohne Butter und Oehl zu genießen. Das heil. Abendmahl soll man ihnen nur

in articulo mortis reichen. Denn Jeder muß wissen, daß es besser ist zu sterben, als einen Meineid zu begehen, weil für selbigen keine Reue oder Buße statt findet, und er für eine Tod-Sünde gilt.

Befehl von 7067 den 25sten April des Zaren und Großfürsten an den Schatzmeister Schukin und den Stellvertreter desselben Tiutin.

155.

An dem Tage, an welchem die große Seelen-Messe ist, der Metropolit bei dem Monarchen speiset und der Zar vor ihm steht, sollt ihr in euren Gerichtshöfen anbefehlen, Niemanden mit dem Tode oder der Knute zu bestrafen.

Gesetze des Zaren und Großfürsten aller Reußen Theodor Iwanowitsch $\frac{7005}{1597}$ d. [illegible]ten November.

164.

Ueber die, seit 5 Jahren vor dem jetzigen, entwischten Erbleute, soll man ihren vorigen Erbherrn, wenn sie klagen und anzeigen können, bei wem die Läuflinge sich jetzt aufhalten, Recht widerfahren lassen, die Sache genau untersuchen und nach Rechts-Erkenntniß diese Leute mit Weibern, Kindern und aller Habe dahin, wo sie vorher wohnten zurück führen.

165.

So aber entlaufne Erbleute vor 6 — 7 — 10 und mehrern Jahren vor dieser Verordnung wegge-

gangen wären, und ihre vormahligen Herren hätten über sie selbst oder diejenigen, welche sie aufgenommen bei dem Zaren und Großfürsten Theodor Iwanowitsch keine Klage eingegeben, so soll man selbige nicht mehr hören, auch die entlaufnen Leute nicht nach ihren vorigen Wohnplätzen zurück bringen.

X.

VII.

Die Infusions-Thierchen.

(Ein Seitenstück zum königlichen Geschenk im Russischen Merkur.)

Ein junger liefländischer Edelmann, der hoffnungsvolle Herr Baron Peter von Meyendorff, las das königliche Geschenk im Ruß. Merkur, 4tes Stück, S. 114. Bald darauf fand er in „Nützliches und wichtiges Allerlei B. 4. S. 30" daß nach Modeer's Berechnung ein Wassertropfen zwei und eine halbe Millionen Infusionsthierchen enthalten könnte. Der zehnjährige Jüngling zeigte mir die Stelle und sagte: Hier haben Sie ein Minimum des Krösus Maximum an die Seite zu stellen. Der Gedanke gefiel mir und ich machte mir ein Vergnügen daraus ihn zu bearbeiten.

Da aber ein Wassertropfen keine bestimmte Größe ist, so nahm ich drei kubische Linien für den Raum eines Wassertropfens, der Kubikzoll würde

folglich fünf hundert sechs und siebenzig Tropfen enthalten; jeden derselben wollen wir nach Modeer mit drittehalb Millionen Infusionsthierchen bewohnt uns denken, so wird der kubische Zoll tausend vier hundert und vierzig Millionen lebende Geschöpfe beherbergen können; das wären ungefähr eben so viel als man auf unsrer Erde menschliche Bewohner anzunehmen pflegt.

Da aber eine kubische Werst vier und siebenzig Billionen acht und achtzig tausend Millionen kubische Zolle hält; so könnten in einer kubischen Werst (runde Zahl) hundert und sechs tausend sechs hundert sieben und achtzig Trillionen Infusionsthierchen eingeschlossen werden. — — Ob das sehr leicht wäre und ob aller Welt stehende, faulende, gährende Gewässer deren eine solche Menge liefern könnten? — Das lasse ich dahin gestellt.

Jetzt wollen wir unsre Erdkugel als einen Wassertropfen uns denken. Sie wird es uns nicht übel nehmen, im Universum, das die Tausende von Herschels Nebelsternen so unnendlich vergrößert haben, ist sie ja noch weniger als ein Sandkorn. — Wenn unser Planet ein Wassertropfen wäre von neun hundert vierzehn tausend zwei hundert fünf und zwanzig Millionen kubischen Wersten, so könnte die Bevölkerung des großen Tropfens doch beinahe schon sieben und neunzig tausend fünf hundert sechs und dreißig Quintillionen Einwohner aufnehmen: eine Zahl, die in des Krösus Progression

nicht weiter reicht als bis zum hundert und achtzehnten Tag des Jahrs, also bis zum acht und zwanzigsten April, und zwar nicht einmal völlig so weit. Was sind aber Quintillionen für ein Minimum in Vergleich mit Octo-Decatillionen! Man müßte ja mehr als sieben hundert acht und sechzig Dodecatillionen Erdkugeln mit Infusionsthierchen angefüllt sich denken um der Summe von fünf und siebenzig Octodecatillionen gleich zu werden. *)

Da wir mit jenen so äußerst kleinen Geschöpfen in des Krösus Progression nicht weit vorwärts kommen, so wollen wir bedenken, daß Infusionsthierchen vermuthlich Insekten sind, daß sie also, wie Krösus von Adam und Eva, ebenfalls von Vater und Mutter herstammen. Wir wollen annehmen, sie gehören zu den Eiergebährenden Insekten und — — welches wohl gar zu viel seyn möchte — jedes Ei zehn tausend mal kleiner uns vorstellen als seine Mutter. Es gingen demnach dieser Eierchen zehn tausend mal mehr in einen Wassertropfen und der Tropfen von zwölf tausend Werst Durchmesser — unsre Erdkugel, würde weniger als neun hundert sechs und siebenzig Exatillionen dieser Minimums-Eierchen,

*) Im angeführten Stück des Russischen Merkurs, Seite 120, Zeile 13 und 14 hat sich ein Irthum eingeschlichen. Die Summe aller Stellen der ganzen Progression ist nicht 81, sondern 75 Octodecatillionen. Denjenigen der den Irthum etwa möchte entdeckt haben, bitte ich sechs Octodecatillionenmal um Verzeihung, denn so viel beträgt er.

gelegt von Minimums-Mütterchen — aufnehmen können. Jene Exatillionen aber reichen in des Krösus Progression nicht bis zum hundert ein und dreissigsten Tage des Jahrs, folglich nicht bis zum eilften Mai.

Ehe wir uns unterstehen die Sonne als einen Wassertropfen uns vorzustellen, wollen wir trachten, von ihrer Größe uns einen nicht auf bloßen Zahlen beruhenden Begriff zu machen. Die Erde könnte nehmlich in der Mitte der Sonne stehen und der Mond um die Erde sich drehen, in einer Entfernung die doppelt so groß wäre als der wirkliche kleinere Abstand des Mondes von der Erde, (Perigée) und in dieser doppelten Entfernung würde der Mond den innern Sonnenrand nicht berühren.

Diese ungeheure Kugel wollen wir nun mit undenkbar kleinen Minimums-Eierchen ausfüllen; es werden aber mehr nicht hinein gehen als (runde Zahl) tausend drei hundert fünf und dreißig Eptatillionen Eierchen: und diese Zahl reicht in der Progression nicht bis zum hundert ein und funfzigsten Tage des Jahrs, folglich nicht bis zum ein und dreißigsten Mai. Es würden demnach mehr als sechs und funfzig tausend Decatillionen sphärische Kapseln erfordert, jede so groß als die Sonne, um obige Octodecatillionen Eierchen darin zu verwahren, deren jedes wir so klein angenommen haben, daß es weniger als $\frac{1}{8333.000\,000,}$ das heißt, weniger als den acht tausend drei hundert drei

und dreissig Millionsten Theil einer kubischen Linie Raum einnimmt.

Wäre die Bahn, die die Erde in ihrem jährlichen Lauf um die Sonne beschreibt, ein vollkommner Kreis, und dessen Halbmesser die mittlere Sonnenferne, wäre diese Erdbahn der Aequator einer Kugel, so würde derselben kubischer Raum ohngefähr eilf Quadrillionen sieben hundert zwölf tausend neun hundert acht und neunzig Trillionen kubische Werste enthalten, und in diesem ungeheuren Raum hätten doch bei weitem nicht so viel Eierchen Platz als erfordert würden um in der Progression bis zum vier und zwanzigsten des Monats Juni zu gelangen: denn eine Kugel deren Aequator die Erdbahn wäre, würde weniger als zwölf tausend fünf hundert Octotillionen Eierchen fassen können, der vier und zwanzigste Juni aber reicht in der Progression über drei und zwanzig tausend Octotillionen schon weit hinaus.

Da der Ueberzug idealischer Kugeln viel wohlfeiler ist als jener der Aerostaten, so wollen wir in die Luft hinein und weit über die Luft hinaus eine Kugel bauen, deren Halbmesser die Entfernung des Uranius von der Sonne seyn soll. Dieser Planet schwebt neunzehn mal weiter von der Sonne, als unsre Erde. Der Halbmesser der Kugel, die uns jetzt beschäftigt, hat demnach etwas mehr als zwei tausend sechs hundert sechs und siebenzig Millionen Werste. Eine Kugel aber von diesem Kaliber, wär-

de etwas mehr als achtzig tausend drei hundert neun und dreißig Quatrillionen kubische Werste groß seyn. Jetzt mögen unsre Infusions-Mütterchen nur hübsch viel Eierchen herbeischaffen, damit wir die große Kugel damit anfüllen können; denn dieser Eierchen sind wir fast sechs und achtzig Ennoatillionen benöthigt; eine Zahl, die in der Progression zwischen den fünften und sechsten Juli fällt.

Wollten wir aber fünf und siebenzig Octodecatillionen dieser Eierchen sammeln, so müßten wir uns beinahe acht hundert sieben und siebenzig tausend Octotillionen Kugeln von vorgenanntem Kaliber anschaffen. Hier ist diese Zahl mit allen ihren Ziffern dargestellt.

877000000000000000000000000000000000000000000000000000

Octotillion. Septatill. Sextill. Quintill. Quatrill. Trillionen Billionen Millionen

Kugeln

jede von beinahe 5353 Millionen Werste Durchmesser. Es wäre wohl überflüssig anzumerken, daß hier nicht acht und vierzig Kugeln müssen gedacht werden, weil acht und vierzig Nullen da stehen, es sind Millionen, Billionen, Trillionen u. s. w. von Kugeln deren jede mehr als fünf tausend Millionen Werste Durchmesser hat: und womit haben wir die-

se majestätischen Kapseln angefüllt? Mit Atomen von Atomen: mit undenklich kleinen Pünktchen, die die Eier vorstellen von undenkbar kleinen Insekten, deren drittehalb Millionen in einem Wassertropfen Raum hätten!!! Was ist demnach eine Octo-Decatillion für eine Zahl? Der Ocean mit einem Thautröpfchen verglichen, würde als Maaßstab bei weitem nicht hinreichen. Wäre die Entfernung des nächsten Fixsterns (des Syrius, oder eines andern) bekannt, so könnte man die Vergleichung weiter treiben; so lange aber Herschel, dieser Liebling der Urania, dem allein sie bei nächtlicher Stille den sternbesäeten Schleier entfaltet, so lange Er nicht ein Teleskop hinstellt, das sich zu seinem großen Tubus verhalte, wie dieser zu einer Theater-Lorgnette, so langehin wird in des Krösus Progression der hundert sieben und achtzigste Tag des Jahrs oder der Sechste Juli Monats das Nec plus ultra einer auf bestimmten Messungen gegründeten Rechnung seyn.

Wollen wir mit Lambert und Bradley den Abstand des Syrius von der Erde vier hundert tausend mal größer annehmen als jenen der Sonne, und die Entfernung der Milchstraße eine Million mal größer als jene des Syrius; wollen wir endlich den der Erde am nächsten stehenden Nebelstern (gleichviel welchen) noch zehn Millionen mal weiter denken als die Milchstraße und diese — mir wenigstens — Schauder erregende Linie zum Halbmesser einer Kugel machen,



so würde es eine Kugel werden, deren Durchmesser nicht völlig ein tausend ein hundert sechs und vierzig Quatrillionen Werst lang wäre. Ehe wir weiter gehen, müssen wir uns mit einer solchen Linie erst ein wenig bekannt machen: Eine Kanonenkugel die in einer Sekunde sechs hundert Fuß durchläuft, würde, wenn es möglich wäre ihr eine so große Kraft mitzutheilen in einem Jahre etwas mehr als fünf Millionen Werste durchlaufen, sie würde also vorstehenden Durchmesser zu durchlaufen beinahe zwei hundert und zwölf Trillionen Jahre brauchen, — traun eine schöne Zeit für eine Kanonenkugel! Jetzt da wir den Durchmesser unsrer unbegreiflich grossen Kugel kennen, wollen wir ihren Körperraum anstaunen: er ist sieben hundert acht und achtzig Tredecatillionen drei hundert vier und sechszig tausend acht hundert drei und dreißig Dodecatillionen kubische Werste, und dennoch würde er nur etwas mehr als acht hundert ein und vierzig tausend Eptadecatillionen Minimums-Eierchen beherbergen können; eine Zahl welche in der Progression etwas über den fünf und zwanzigsten December hinaus geht. Wollte man aber die ganze Summe aller Stellen am Ende des Jahrs erreichen, oder fünf und siebenzig Octodecatillionen Eierchen einpacken, so müßte man sich neun und achtzig Kugeln anschaffen, deren jede die Erde im Mittelpunkt hätte und den der Erde zunächst stehenden Nebelstern zum Pol.

Den Leser, der die Geduld hatte, bis über die

Grenzen der Milchstraße hinaus mir Gesellschaft zu leisten, bitte ich mir nur noch eine Frage beantworten zu helfen, diese nehmlich: Wie groß müßte denn endlich der Durchmesser einer Kugel seyn, die geräumig genug wäre, fünf und siebenzig Octoderalillionen Eierchen von Infusionsthierchen aufzunehmen? — Fünf tausend ein hundert drei und zwanzig Quatrillionen Werste müßte der Durchmesser der erforderlichen Kugel haben: das wäre aber eine Linie, die eine Kanonenkugel erst in neun Trillionen vier hundert neun und sechszig tausend Billionen von Jahrhunderten durchlaufen könnte. Wenn folglich Adam an seinem ersten Lebenstage die Kanone abgefeuert hätte, so wäre seine Kugel am Schlusse des gegenwärtigen 1806ten Jahres, nach griechischer Zeitrechnung des 7314ten seit Adam, weiter nicht gekommen als bis zum $\frac{1}{129000000000000000}$ d. h. bis zum hundert neun und zwanzig tausend billionsten Theil des Durchmessers unsrer großen Kugel. Wo nähme aber der Feldmesser die Geduld her, das Ende einer solchen Reise abzuwarten? Vielleicht in einer andern Welt, denn die Zeit die darüber hinginge wäre ja schon ein merkliches Theilchen der Ewigkeit, wenn das Endliche vermögend wäre das Unendliche zu messen.

Weil uns denn eine Kanonenkugel gar zu langsam fortschleicht, so wollen wir die Geschwindigkeit des Lichts zum Maßstab annehmen. Es durch-

läuft den Weg von der Sonne zur Erde in Zeit von acht Minuten, legt folglich in jeder Sekunde beinahe drei mal hundert tausend Werste zurück (es sind 298 tausend 389.) In Jahresfrist würde demnach das Licht nicht völlig neun Billionen vier hundert sechszehn tausend vier hundert und funfzig Millionen Werste durchlaufen; wir wollen aber diese runde Zahl annehmen. Wir haben so eben gesehen, daß der Durchmesser einer Kugel, die fünf und siebenzig Octodecatillionen Eierchen aufnehmen könnte, fünf tausend ein hundert drei und zwanzig Quatrillionen Werste lang seyn müßte, diese ungeheure Linie könnte aber das Licht mit aller seiner unbegreiflichen Geschwindigkeit erst in einer Zeit von vier und funfzig Billionen vier hundert tausend Millionen Jahrhunderten durchlaufen: das wären zwei hundert fünf und dreißig mal mehr Jahrhunderte als seit dem Anfange der Welt nach griechischer Zeitrechnung bis ans Ende des 1806ten Jahrs nach Christi Geburt Sekunden verflossen sind, und verflossen seyn werden.

Grausam gestraft wäre derjenige, der den oben verbesserten Irthum im Ruß. Merkur von sechs Octodecatillionen mit dem feinsten Sande bezahlen müßte, und sollte es ihm auch möglich seyn den Sand bei kubischen Wersten aufzuschaufeln, denn er müßte vorher mehr als zwei hundert sieben und

dreißig tausend Dodecatillionen Erdkugeln im Mörsel zerstampfen lassen, und zwar so fein, daß 373 tausend 248 Sandkörner einen kubischen Zoll anfüllen könnten. Je gröber der Sand wäre, desto mehr Erdkugeln müßten zermalmt werden um die Anzahl von sechs Octodecatillionen Sandkörner herauszubringen.

L. Löchner.

(Anmerk. In dieser Abhandlung ist S. 46. aus Versehen des Setzers, in der, in der Mitte stehenden Zahl, statt *Octotillion*, Octoticion gesetzt, wofür der Leser das richtigere annehmen wird.)

VIII.

Das Seminarium von Nischnii Nowgorod

Befindet sich unter der Oberaufsicht des dortigen Archirey, und der besondern des jedesmaligen Archimandriten von dem eine halbe Meile von der Stadt gelegenen Petscherschen Kloster, der den Namen Rector führt und unter welchem derjenige steht, der die ganze innere Einrichtung, die Oekonomie des Seminariums besorgt. Von den 4 Lehrern, die Unterricht ertheilen, erhält der Erste, der Philosophie und Theologie vorträgt, 80 Rubel an jährlichem Gehalte! ! Die sämtlichen Einkünfte des Seminariums betragen 3000 Rubel. Die Zahl der sogenannten Studenten (meistentheils Söhne der Landgeistlichen und der Kaufleute mittlerer Klasse) aus welchen hier die künftigen Lehrer und Stützen der Kirche sollen gebildet werden, beläuft sich auf 400. Von diesen genießen aber nur 100 den Vorzug, daß sie im Seminario selbst freie Woh-

nung, Kost und Kleidung erhalten. Die andern wohnen, sich selbst überlassen und zerstreut in der Stadt umher, besonders in der sogenannten Strelitzen-Straße, der elendesten unter den elenden, deren es in dieser Stadt so viele giebt. Es lohnt sich der Mühe dem Leser ein treues [illegible] zu entwerfen von der jammervollen Lage in der sich diese verlaßnen Zöglinge befinden, in einem Alter wo sie ohne freundschaftliche Stütze und in der drückendsten Armuth ihrem künftigen Verderben entgegen reifen: — In kleinen verfallnen fast unbewohnbaren Hütten, die der ärmsten Volksklasse angehören und die so eingesunken sind, daß der Vorübergehende die Fragmente des ehemaligen Dachs mit der Hand erreichen kann, und nur mit Mühe den Fuß zurückhält, um die kleinen Fenster nicht einzustoßen, die mit dem Boden der Straße fast in gleicher Niedrigung stehn, und mit Schmutz und Rauch wie mit einer Rinde überzogen sind; in diesen Hütten, die dem gänzlichen Einsturz bisher nur dadurch entgangen sind, indem sie sich bei ihrem Einsinken dicht gegen und an einander gelegt haben und dadurch wechselseitig erhalten werden; hier, wo in engen Behältnissen, die kaum den Namen einer menschlichen Wohnung verdienen, mephitische Dünste ihr Gift verbreiten; in denen nie das Licht des Tages erblickt wird; wo der neugierige Fremde wie vor einer Mördergrube zurückschaudert, wenn er mit ganz gebücktem Leibe durch die kleine gesunkne Thür

in die finstre Wohnung tritt, aus der ihm der faulende Geruch elender Nahrungsmittel und gehäufter Ausdünstungen entgegen dampft; — hier wohnen mit den dürftigen Besitzern des Hauses diese Seminaristen und — faulen. Ohne Betten schlafen sie des Nachts auf der Bank, auf dem Boden des Zimmers oder hinter dem Ofen. Viele gehen barfuß, ungewaschen und ungekämmt in die Stunden des Unterrichts; viele treiben sich auf dem Marktplatz der untern Stadt, unter den Buden herum, sprechen die Vorübergehenden an und begehen die unsittlichsten Streiche. Einige vermiethen sich für die Zeit ihrer freien Stunden als Bediente, und manche treiben das so beliebte Handwerk der Hauslehrer. So kam Einer in das Haus des Herrn von * * * zweimal des Tages, um drei von den Jungen, die zur Bedienung gehörten, im Lesen, Schreiben und Rechnen zu unterrichten. Fünf und zwanzig Rubel jährlicher Bezahlung hielt er für eine außerordentliche Belohnung. Ein Anderer unterrichtete die Kinder des Hrn. M. — — im Lesen, Schreiben, im Rechnen, in der Religion und in der russischen Grammatik, und erhielt dafür monatlich fünf Rubel! — Und aus diesen Halbmenschen, die bei einer solchen Lebensart ganz verwildern, bei denen durch den täglichen Umgang mit den rohesten Wüstlingen durch die Beispiele von schlechten Handlungen, die sie immer vor sich haben, und dadurch, daß sie sich selbst überlassen sind, alle Gefühle der

Moralität in ihrem ersten Keime erstickt werden: aus diesen verwahrlosten Zöglingen, die von dem kümmerlichen Unterricht den sie erhalten, um so weniger Nutzen ziehen können, weil die obenangeführten Ursachen sie daran hindern, und weil er ihnen ohne Anwendung für Geist und Herz von ihrem unerfahrnen Lehrern blos vorgeleiert wird — aus ihnen werden nach geendigten Schuljahren Diakone, Volkslehrer und ähnliche Stützen der Kirche gewählt. Daher die immer weiter greifende Unwissenheit, die Gefühllosigkeit gegen alle Moralität und die daraus entspringenden schändlichen Handlungen unter dem gemeinen Volke, das sich in den Städten wie in den Dörfern dem Rath, der Führung und dem Willen seiner Geweihten überläßt. Was diese Menschen in ihrem Stande für schädlichen Einfluß auf die untere Volksklasse haben, wie viel sie dazu beitragen den gemeinen Mann, oft in seinen schändlichsten Verbrechen zu unterstützen. . . . . . . davon zu einer andern Zeit.

S. . kh.

(Nachschrift des Redakteurs. Ich habe mit Erlaubniß des Einsenders die in der That empörenden Beispiele unterdrückt: vestigia me terrent.)

X.

IX.

Auszüge aus Briefen des Coll. Ass. Steven an den Professor, Hofrath Germann in Dorpat.

Sarepta den 2. Mai 1800.

— — Ich erinnere mich nicht, ob ich Ihnen aus Moskwa schrieb. Meine Reise bis dahin*) war wenig interressant. Mit Schnee waren alle Felder bedeckt. Nichts Neues habe ich gesehn, außer Corvus Corone in Menge. In Moskwa legte die Natur ihr Winterkleid ab; und obgleich draußen noch kaum ein Gräschen keimte, so war ich doch von nichts als Pflanzen umgeben. Ich wohnte bei dem Professor Stephan einem sehr guten Botaniker, und Sie können denken, daß wo fünf Botaniker auf einmal zusammen sind (denn bei ihm im Hause wohnten noch ihrer zwei und der Baron Marschall von Bieberstein ist der Fünfte) die Pflanzen und herbaria die erste Stelle der Unterhaltung einneh-

*) Von St. Petersburg.

Sie.

men! Aber auch die Insekten wurden nicht vergessen. Doctor Rudowsky*) aus Preussen, ist ein guter Entomolog. Ich lebte hier drei Wochen in meinem Element, und nachdem ich trockne Kräuter genug gesehen hatte, reisete ich weiter, um die Natur zu studiren. Ich ging am 12ten April ab. Die Zugvögel, als Enten, Kraniche u. s. w. strichen über unsre Köpfe. Meist durch Steppen ging die Reise bis hieher; bis Tambow waren sie stark bebaut, überall sah man fruchtbare Felder und häufige Dörfer, aber hinter Tambow nichts als die kahle leere Steppe, wo nichts als Artemisien und Stipa pennata wächst. Manche neue Pflanze zeigte sich mir; welche Freude für den hungrigen Botaniker! Manches neue Insekt belohnte die Mühe, die Misthaufen zu untersuchen. Armer Freund, wie mögen Sie mich beneiden! bald werde ich meine milde Hand öffnen. Ornithogalum bulbiferum, Ranunculus falcatus, polyrhizos, welche letztere neu ist**) sollen gespendet werden. Euphorbia undulata ist nicht weniger neu. Keiner ausserhalb Russland hat sie. Carex curvula, Sinapis rubella, Androsace elongata sind auch nicht zu verachten. Ich würde nicht fertig werden, Alles zu nennen was mir neu war.

*) Bekannt durch seinen Catalog der Pflanzen die im Gräfl. Rasumowskischen Garten gezogen werden, deren Anzahl über 3000 steigt.

**) Sie steht nun schon in Willden. sp. plantar. mit einer Beschreibung nach einem trocknen Exempel.

Se.

Aber auch schöne Insekten wurden gefunden z. B. Copris furcata nebst mehreren andern, von denen vielleicht ein paar neu sind, einige Pimeliae und Blapes, Scarabaeus Pecari, Luridus, Melolontha Vulpes. Am liebsten ist mir eine neue Copris mit weißen Flecken auf den Flügel-Decken, Leucostigma getauft. Wann ich mehr Zeit haben werde, sollen Sie ein Verzeichniß von allem Gefundenen erhalten und bald auch einen Transport von Sachen. — —

Die Kalmücken und ihre Kameele sind liebenswürdig, beide häßlich wie die Sünde, aber brav und ehrlich. Die Sareptaner haben eine sehr demüthige Physiognomie, keinen Geist, kein Leben. —

Kislar d. 29. Jun. 1803.

... Wie sehr freut es mich daß endlich doch Rußland eine deutsche Universität *) selbst besitzt! Eine Anstalt die dazu dienen wird, die Aufklärung schneller zu verbreiten! Sie können denken, wie neugierig ich bin, von Ihnen nähere Auskunft über den Fortgang derselben zu erhalten, insbesondere was unsre gemeinschaftliche Lieblingswissenschaft betrift. Haben Sie schon ein Museum und einen botanischen Garten angelegt? Ich denke Sie mir jetzt in voller Thätigkeit und bedaure nur, so von Wei-

*) in Dorpat.

Se.

ten Theil daran nehmen zu können. Aber, ich darf auch nicht klagen. Ich habe in den drei Jahren, die ich hier bin, viel, sehr viel gesammelt. Mein herbarium enthält eine Menge seltner, schöner und fast gänzlich neuer Pflanzen (da von ihnen die Beschreibungen schon unter der Presse sind — aber nicht von mir, sondern vom Marschall Bieberstein — kann ich sie nicht mehr ganz neu nennen) und eine unzählige Menge Doubletten von Allem was nur irgend des Sammelns werth war. Meine Insektensammlung ist zwar nicht so reich als jene, aber auch in diesem Fache habe ich viel Seltenes und Neues. Aus Pallas Ins. ross. werden Sie wissen, was für Schätze das südliche Rußland besitzt. Ich habe beinahe 30. Arten von Copris, jedoch bis auf Eine alle bekannt; über 20 Histeres, unter denen ein paar neue sind; mehrere Anisotomae, 120 Carabi, unter welchen beinahe 40 neu sind, mehrere schöne Melolonthae, Cerambyces, Callidia, Staphylini u. s. w. Mit den Schmetterlingen bin ich unglücklich gewesen, nicht einen neuen Papilio habe ich gefunden. Die Phalaenen untersuchte ich noch nicht, eben so die andern Classen, von denen ich jedoch wenig sammelte. Vögel besitze ich nicht viele; indeß sind Motacilla Erythrogaster,*) Anas Casarca, Larus Ichthyaltus, Colymbus subcristatus und mehrere andere nicht zu verachten. Daß

*) Güldenstadt fand diesen Vogel im Kaukasus zuerst.

Se.

ich überhaupt, troz der Menge die ich zusammen-brachte, doch nur im Grunde noch wenig gesammelt habe, daran ist weder die Abnahme der Neigung zur Naturgeschichte, noch Faulheit Schuld; sondern lediglich die Geschäfte, mit denen ich den ganzen Sommer hindurch überhäuft und leider nur des Winters befreit bin. In einem Clima wie hier ist einzig das Frühjahr zum Sammeln geschickt; denn im Sommer vertrocknet Alles vor Hitze, gerade wie Hasselquist Egypten beschreibt. Kislar ist überdies ein äußerst unfruchtbarer Ort; überall nichts als kahle Salzsteppen. Alles was ich gefunden, habe ich dem Vorgebirge des Kaukasus zu verdanken. Da blühen die schönsten Pflanzen unter dem reinsten Himmel, und weder Hitze noch Mücken hindern einen den ganzen Tag zu botanisiren, welche beide Plagegeister uns in Kislar nur gar zu sehr quälen. Jährlich mache ich eine Reise von Kislar bis zum Flusse Kuban, welche mir viel eintragen könnte, wenn ich sie mit Muße und Ruhe machen könnte, aber — in der heißesten Jahrszeit, wo, wie gesagt Alles verdorrt ist, von Geschäften überhäuft, die mir kaum einige Stunden zum Schlaf übrig lassen, vergeht mir die Lust, Etwas zu sammeln. An dem Sauerbrunnen, 150 Werst vom berühmten Elburus auf der Nordseite des Kaukasus ist mein botanisches Eldorado! Da streiche ich unter den jähen Felsen herum, oder klettre auf Berge hinauf, die zwar nicht mit Schnee bedeckt, aber doch subalpin

sind; oder wandere längs dem reißenden Bergstrom, überall von den schönsten Pflanzen umgeben. Ich bin nun Jäger geworden, aber habe leider nur selten Zeit mit der Flinte umherzustreichen. Funfzig Vögel, das ist auch alles was ich bis jetzt ausgestopft habe. Turdus roseus, Merops Apiaster, Coracias Garrula, Oriolus Galbula sind hier die gemeinsten Vögel. Auf den Steppen leben Otis tarda und Tetrax, Alauda Calandra und arvensis, Wachteln und Kiebitze in Menge.

Bald hätte ich Ihnen eine sehr interessante Nachricht mitzutheilen vergessen: Ich reise nehmlich nach *Georgien* oder *Grusien* und dies ist der letzte Brief, den Sie aus *Kislar* erhalten.

Tiflis d. 1. Okt. 1804.

Nur einige Zeilen, lieber G. in der größten Eile. Ich bin seit d. 20 April in Grusien; und seit 4 Monaten ist die Communication mit Rußland gesperrt gewesen, so daß ich Ihnen nicht habe schreiben können. Jetzt reiset ein Feldjäger, der vor einiger Zeit ankam zurück, und mit ihm geht dieser Brief. Gott weiß, ob er anlangt! Mir ist dieses Jahr unangenehm genug gewesen. Nach meiner Ankunft war ich drei Monate krank; *) von außen

*) Jeder Fremde erfährt nach der Regel diesen Unfall und mehrere sterben an den Folgen. Die vorzüglichste Krankheit der Neuangekommnen ist ein höchst unregel-

drohten uns die Perser, von innen überall Aufruhr und Räubereien, so daß ich nur sehr wenig habe sammeln können. 150 Sämereien liegen für Sie fertig, das ist Alles! Pflanzen sind hier ungeheuer viele neue und seltene, und künftiges Jahr werde ich viel sammeln können, wenn es ruhiger seyn wird. Wir haben hier alle Tage — was meinen Sie wohl? — Erdbeben! Von 7ten Sept. sind bis jetzt 29 Stöße gewesen. Vorgestern hatten wir in einer Nacht 7, von denen einer schrecklich genug war, aber dennoch kein Unglück anrichtete, gestern 4, heute schon 3 und über dieses zittert die Erde alle halbe Stunden gelinde. . . .

Tiflis d. 5. Nov. 1804.

Ich glaube eine etwas detaillirtere Beschreibung meiner Reise aus Kislar hieher wird Sie interessiren, und ich will den Brief damit anfüllen. Ich habe es um so leichter, da ich es nur aus einem Briefe zu copiren brauche, den ich am 5ten Julius Ihnen zuschrieb, aber bei meiner Zurückkunft aus Kisich noch hier liegen fand und den ich hernach nicht mehr abschickte.

Den letzten März verließ ich Kislar. Ich war froh aus einem Orte herauszukommen, der mir

mäßiges, lange dauerndes und nur schwer zu hebendes Wechselfieber.

Se.

keinen Genuß für die vielen, deren ich entbehren mußte, gewährte. Ich hatte 4 Jahre im Kaukasischen Gouvernement zugebracht. Ein Jahr ist hinlänglich die einförmigen Steppen so kennen zu lernen, wie ich es in 4 Jahren konnte, da ich gerade zur besten Jahrszeit durch meine Berufsgeschäfte mich gefesselt sah.

Der Winter war dieses Jahr nicht streng gewesen, aber er kam oft wieder und noch spät im März sogar. Die Vegetation blieb daher geringer und bis Mosdok fand ich gar nichts. Den 4. April reisete ich aus Mosdok ab. So wie man neben dem Terek geht, wird die Gegend schöner, und obgleich sie bis Wladikaukas offen bleibt, d. h. unbewaldet und fast eben, so giebt ihr die erhabenere Lage etwas Reizendes, das die jenseitige oder nördliche Steppe nicht hat. An dem ersten, 30 Werst vom Terek entfernten, wenig erhabenen und nur in den Klüften bewaldeten Vorgebirge sind die schönsten Stellen zu Anlagen von Dörfern. Der Boden ist überall sehr fruchtbar, Quellen sind häufig und Wald ließe sich anpflanzen. Das zweite Vorgebirge ist von dem ersten und von dem Hauptgebirge durch breite Thäler geschieden, schon beträchtlich hoch und bewaldet und 10 bis 15 Werst breit. Hin und wieder sind malerische Situationen, besonders da, wo es der Terek durchschneidet.

Auf dem ganzen Wege bis Wladikaukas fand ich nur wenige merkwürdige Pflanzen; der blühen-

den Gewächse waren schon am Terek nicht vielei und je näher dem Gebirge, desto seltener wurden sie. Einige Ornithogala, Dentaria pinnata, Veronica pedunculata (Marsch) Bulbocodium trigynum (mihi) und einige auch in Europa gemeine Frühlingspflanzen war alles. Wladikaukas, das Potemkin (ein Neveu des Berühmten) der bei Anlegung dieser elenden Festung schon glaubte, den ganzen Kaukasus zu dominiren, so genannt hat, (es bedeutet Beherrscher des Kaukasus) liegt dicht unter dem Hauptgebirge in einer schönen, aber äusserst ungesunden Gegend. Beständige Nebel und Regen, viel Arbeit und schlechte Quartiere und Kost haben die Garnison so heruntergebracht, daß mehr wie $\frac{2}{3}$ krank lagen. Jetzt wird die Festung beträchtlich vergrößert, und während der Unruhen, die diesen Sommer herrschten, hat sie uns wirklich den Besitz des Kaukasus gesichert.

Von Wladikaukas an bis zum Uebergang über die Mitte des Gebirges geht der Weg in dem Terekthal und auf dem Bette desselben. Dies ist wahrlich bequem genug; so lange das Wasser geringe und die Brücken, deren man an die 30 von einer Seite des Tereks zur andern zu passiren hat, im guten Stande sind. Aber desto beschwerlicher ist auch der Weg nach Georgien, wenn der Terek anschwillt. Er füllt an vielen Stellen das ganze Thal aus, und da ist an keine Brücken zu denken. Mit fürchterlicher Wuth rollt er große Steine und die

gewöhnlichen Brücken sind in einem Augenblicke zerstört. Der Kaiser hat jetzt eine grosse Summe bestimmt, um längs dem Abhang der Berge, in Stein einen Weg brechen zu lassen und einige unentbehrliche feste Brücken zu bauen. Bis jetzt kann man in den Sommermonaten nur zu Pferde über die hohen Gebirge, und das nicht ohne Gefahr reisen. Der Weg geht ebenfalls längs dem Terek. Für Couriere ist ein Weg ganz am Abhang der Berge über den Terekfluß (der Winterweg geht im Thal und im Sommer oben auf den Bergen) der aber Alles was sich nur Fürchterliches denken läßt übertreffen soll. Er ist nur für Menschen zu passiren; und zwar giebt es mehrere Stellen wo man nur gerade die Spitze des Fusses in eine eingehauene Vertiefung in der steilen Felsenwand setzen kann, und auch das nur, wenn man spitze Ossetinzische Schuhe anhat. An andern Stellen drücken die Ossetiner, die wie die Gemsen klettern, die Hand an den Felsen, und nur auf diese kann der ungewohnte Reisende fusen. Ich bin den Weg nicht gegangen, aber Alle die ihn gereiset sind, beschrei- ihn so. Sie können denken wie einem zu Muthe ist, wenn man an einer 70 bis 80 Klafter hohen Felsenwand hinklimmt und unter sich den Terek brüllen hört! Wie ich herüberreisete, war der Terek noch sehr ruhig, erst im Mai schwillt er so an.

Von Wladikaukas bis Lars, einem Ossetinischen

Dörfchen, ist das Terekthal zwar nicht breit und die Berge steil genug; aber hin und wieder ist doch Waldung und die Gegend ist erträglich. Aber von Lars bis Kasbek oder Stepanzminda, dem ersten Grusinischen Dorfe, ist die Gegend fürchterlich wild und meinem Auge abscheulich. Das Thal ist nur wenig breiter als der Fluß, und auf beiden Seiten erheben sich ungeheure hohe und schroffe Berge, deren Seiten statt mit Wald und Kräutern, nur mit Trümmern von Schiefer und andern Steinen bedeckt sind. Das Thal windet sich beständig, so daß man vor und hinter sich nichts als diese unfruchtbaren, wilden Felsen sieht. Das Terekbette ist mit Geschieben bedeckt die von der Größe einiger Zolle bis zu Steinen von zwei Arschinen und mehr im Cubus anwachsen und jährlich fortgerollt werden. Der Weg ist äußerst beschwerlich und nirgends ist ein Pflänzchen zu erblicken! Trotz der Unfruchtbarkeit dieser ganzen Gegend, vom Eintritt im Gebirge an, wohnen auf den Felsen hin und wieder Leute. Sie ernähren sich mit Räubereien an den Reisenden und mit dem Tribut, den sie von diesen nehmen. Jetzt da Rußland den Kaukasus occupirt hat, sehen sie ihr Verderben voraus. Diesen vergangenen Sommer haben sie revoltirt, und wohl wissend, daß im Sommer es äußerst schwer, ja unmöglich ist, sie zu züchtigen, haben sie über vier Monate durchaus alle Communication mit Rußland auf dem gewöhnlichen Wege gehindert. Jetzt sind sie geschlagen

und der Weg ist wie vorhin offen. — Die Osetiner brauen ganz passables Bier: es ist in der ganzen Gegend weit und breit berühmt, und schmeckt, da man nicht vermuthet in so einer Wildniß und bey einem solchen Volke Bier zu finden, noch einmal so gut als es sonst schmecken würde.

Kasbek liegt sehr hoch auf der rechten Seite des Tereks und ist das beträchtlichste Dorf auf dem ganzen Wege. Auf der linken Seite erhebt sich die Alpe Kasbek, die man in ihrer ganzen Ausdehnung sieht. Sie ist nächst dem Elburus der höchste Berg der ganzen Kaukasischen Kette. Zwar ewig mit Schnee bedeckt, sind dennoch darauf ganze große Strecken so steil, daß sich kein Schnee darauf halten kann. Man erzählt daß alle 7 bis 8 Jahre sich der Schnee von diesem Berge herunterstürzt; und vor einiger Zeit füllte die Lavine sogar das Terekthal, so daß der Lauf des Flusses gehemmt wurde, hernach aber die wüthendste Ueberschwemmung entstand. — Es war zu früh im Jahre, als daß ich daran hätte denken können den Berg zu besteigen; sogar unten im Thal hatte die Vegetation kaum noch angefangen. An den steilen Felsen fand ich Saxifraga juniperifolia (Adam.) Draba rigida und hispida, Hyacinthus pallens und Astragalus sanguinolentus.

Von Kasbek weiter das Terekthal hinauf bis Kobi wird die Gegend offener, die Berge gegen das Flußbette niedriger. Häufig ist Fichtenwald im Thal und an den niedrigen Bergen, und mir schien die

Dörfchen [redacted]
die Berg [redacted]
Waldun [redacted]
Lars bi [redacted]
Grusin [redacted]
und m [redacted]
wenig [redacted]
erheber [redacted]
ren S [redacted]
Trün [redacted]
deckt [redacted]
man [redacted]
bare [redacted]
Ge [redacted]
bis [redacted]
C [redacted]
T [redacted]
ei [redacted]
k [redacted]
a [redacted]
1 [redacted]

von den anliegenden hohen Alpen konnte ich nichts sehen, theils weil wir im Hohlwege gingen, theils weil der Schnee so fürchterlich blendet, daß man die Augen nicht öffnen kann. Sonderbar ist es, daß wer im Frühjahr bei Sonnenschein über diesen Berg reiset, dem schwillt sicher das Gesicht auf, und bei Einigen so, daß man die Gesichtszüge kaum mehr erkennen kann. Ich glaubte, es rühre von der stark dünnen Luft her, aber der Berg ist so überaus hoch nicht, denn in den Sommermonaten liegt kein Schnee auf ihm; vielleicht kommt es vom Wechsel der Temperatur, da es auf dem Berge sonst sehr kalt, aber in dem Hohlwege von der Zurückprallung der Strahlen die Hitze fast drückend ist. Ich und alle meine Reisegefährten hatten geschwollene Gesichter ehe wir noch ganz herüber kamen. Mitten auf dem Kaischaur, etwa eine halbe Werst vom Gipfel wohnt eine Ossetinische Familie, die der Zar Eracle hier angesiedelt hat, um Reisende zu empfangen. Sie erhalten von ihm Gehalt und verdienen es, da es Ueberwindung kostet hier zu wohnen. Ich fand bei ihnen Feuer, das mir äußerst behagte, da ich ganz von Frost erstarrt war, Brod, Käse und Bier. Was wollen Sie oben auf dem inhospitabeln Kaukasus mehr haben?

Vom Kaischaur läßt man sich in das reizende Aragwi-Thal hin[illegible] innerhalb einer halben Stunde kommt [illegible] Winter in den schönsten Frühling. [illegible] Seiten des Thals er-

heben sich hohe und steile Berge, zum Theil bewaldet, zum Theil mit den schönsten Fluren bedeckt. Ueberall sieht man Spuren des eisernen Fleißes der Einwohner, die jeden Fleck, wo nur der Pflug gehen kann, benutzen. Fast auf jedem hervorspringenden Berge steht ein Dorf mit einem oder mehreren Thürmen. Hinter sich sieht man die Kaukasischen Alpen die man eben überstiegen hat, vor sich das immer weitere, lachende Aragwithal. Ich habe nie etwas schöneres gesehn! Die Flor war dem Auge äußerst reizend, obgleich in botanischer Rücksicht wenig interessant. Primula veris und acaulis, auch farinosa, Scilla amoena, Anemone apennina, Viola odorata schmückten die Ufer des Aragwi. Ananur ist die erste Grusinische Stadt. Sie liegt malerisch unter einem sehr schön bewaldeten Berge; von diesem fließt der Aragwi, der ein sehr schönes fruchtbares Thal bewässert. Uebrigens ist Ananur ein sehr elender, unbedeutender Ort. Duschet, wohin man auf dem Wege von Ananur nach Tiflis kommt, ist auch eine Stadt, aber nicht besser wie ein Dorf. Hier wird die Gegend offener, die Berge sind nur noch Hügel auf denen Dörfer und Schlösser, leider zum Theil ruinirt, liegen, und die ganze Gegend sieht nicht sehr cultivirt aus. Von hier kommt man nach Muchron, einem elenden Ort von lauter Erdhütten, und dann über Zchet, der vorigen Hauptstadt Grusiens, von der nur noch die majestätische Kirche übrig ist, nach Tiflis. Ich

ward in Ananur krank und die ganze Reise von da bis Tiflis war für mich beinah verloren. Doch konnte ich noch mehrere schöne und seltene Pflanzen sammeln, die mir einen Vorschmack der herrlichen Grusinischen Flor gaben. —

Hier, lieber G. endigt sich mein Reisejournal. Ich bin nach meiner Ankunft in Grusien bis zum August beständig krank gewesen, habe aber dennoch zwei Reisen nach Kisich, der südöstlichen Provinz Grusiens gemacht, die mir aber wenig eintrugen, weil ich auch dort krank war und hernach die Hitze alle Kräuter ausdürrte. Jetzt bin ich seit zwei Monaten wieder hier und lebe in völliger Unthätigkeit. Anfangs hielten uns die Lesgier und die Furcht vor einer persischen Invasion innerhalb den Mauern von Tiflis, und nachdem die Gefahren vorüber waren, war es schon zu spät zu botanisiren. Heute am 7ten November fällt der erste Schnee, der aber augenblicklich schmilzt. Vorgestern war das 30te Erdbeben seit 6 Wochen; glücklicherweise thun sie keinen Schaden, und man hat sich jetzt so daran gewöhnt, daß kein Mensch sich mehr daraus etwas macht.

Ich habe jetzt über 120 Arten Sämereien die für Sie bereit liegen; ich hoffe Gelegenheit zu finden sie Ihnen zu schicken. Dieses ist schwerer als Sie vielleicht glauben mögen. Getrocknete Pflanzen u. s. w. erhalten Sie erst, wenn ich zurückkomme, welches wohl bald geschehen wird, denn Gru-

heben sich hohe und steile Berge, zum Theil bewaldet, zum Theil mit den schönsten Fluren bedeckt. Ueberall sieht man Spuren des eisernen Fleißes der Einwohner, die jeden Fleck, wo nur der Pflug gehen kann, benutzen. Fast auf jedem hervorspringenden Berge steht ein Dorf mit einem oder mehreren Thürmen. Hinter sich sieht man die Kaukasischen Alpen die man eben überstiegen hat, vor sich das immer weitere, lachende Aragwithal. Ich habe nie etwas schöneres gesehn! Die Flor war dem Auge äußerst reizend, obgleich in botanischer Rücksicht wenig interessant. Primula veris und acaulis, auch farinosa, Scilla amoena, Anemone apennina, Viola odorata schmückten die Ufer des Aragwi. Ananur ist die erste Grusinische Stadt. Sie liegt malerisch unter einem sehr schön bewaldeten Berge; von diesem fließt der Aragwi, der ein sehr schönes fruchtbares Thal bewässert. Uebrigens ist Ananur ein sehr elender, unbedeutender Ort. Duschet, wohin man auf dem Wege von Ananur nach Tiflis kommt, ist auch eine Stadt, aber nicht besser wie ein Dorf. Hier wird die Gegend offener, die Berge sind nur noch Hügel auf denen Dörfer und Schlösser, leider zum Theil ruinirt, liegen, und die ganze Gegend sieht nicht sehr [illegible] aus. Von hier kommt [illegible] uchron, einem klei[illegible] den Or[illegible] der [illegible] die [illegible]

ward in Ananur krank und die ganze Reise von da bis Tiflis war für mich beinah verloren. Doch konnte ich noch mehrere schöne und seltene Pflanzen sammeln, die mir einen Vorschmack der herrlichen Grusinischen Flor gaben. —

Hier, lieber G. endigt sich mein Reisejournal. Ich bin nach meiner Ankunft in Grusien bis zum August beständig krank gewesen, habe aber dennoch zwei Reisen nach Kisich, der südöstlichen Provinz Grusiens gemacht, die mir aber wenig eintrugen, weil ich auch dort krank war und hernach die Hitze alle Kräuter ausdürrte. Jetzt bin ich seit zwei Monaten wieder hier und lebe in völliger Unthätigkeit. Anfangs hielten uns die Lesgier und die Furcht vor einer persischen Invasion innerhalb den Mauern von Tiflis, und nachdem die Gefahren vorüber waren, war es schon zu spät zu botanisiren. Heute am 7ten November fällt der erste Schnee, der aber augenblicklich schmilzt. Vorgestern war das 30te Erdbeben seit 6 Wochen; glücklicherweise thun sie kei[illegible]haden, und man hat sich jetzt so daran gewöhnt, daß kein Mensch sich mehr daraus etwas macht.

Ich habe jetzt über 120 Art[illegible]mereien die für Sie bereit liegen; ich hoffe [illegible]eit zu finden sie Ihnen zu schicken. D[illegible]erer als Sie [illegible]icht glauben möge[illegible]acte Pflanzen [illegible]erhalten Sie [illegible] ich zurückkom[illegible] wohl ba[illegible]rd, denn Gru[illegible]

sien ist ein unholdes Land in aller Rücksicht, und ich bin zu sehr vom Dienst gebunden als daß ich der Naturgeschichte genug Zeit widmen könnte. Doch ändert sich mit der Zeit vielleicht Manches und es wird in Grusien ruhiger. Vergangenen Sommer revoltirte fast ganz Grusien und wir waren in nicht geringer Gefahr. . . .

C. Steven.

X.

Rustan und Aly.

Romanze.

Du, die du der Geliebten nah
Ertönst mit meiner Stimme,
Und schmachtend klagst, wenn sie nicht sah
Des Wiesenthales Krümme:
O Laute! lindere den Schmerz,
Der tief im Busen wühlet,
Erklinge, daß mein flammend Herz
Der Saite Schwingung kühlet.

In seiner stillen Pflanzung Grün
Besaß Murad zwei Söhne,
Und beide standen brav und kühn
In voller Jugend-Schöne.

nen Gewächse waren schon am Terek nicht viele, und je näher dem Gebirge, desto seltner wurden sie. Einige Ornithogala, Dentaria pinnata, Veronica pedunculata (Marsch) Bulbocodium trigynum (mihi) und einige auch in Europa gemeine Frühlingspflanzen war alles. Wladikaukas, das Potemkin (ein Neveu des Berühmten) der bei Anlegung dieser elenden Festung schon glaubte, den ganzen Kaukasus zu dominiren, so genannt hat (es bedeutet Beherrscher des Kaukasus) liegt dicht unter dem Hauptgebirge in einer schönen, aber äusserst ungesunden Gegend. Beständige Nebel und Regen, viel Arbeit und schlechte Quartiere und Kost haben die Garnison so heruntergebracht, daß mehr wie ⅔ krank lagen. Jetzt wird die Festung beträchtlich vergrößert, und während der Unruhen, die diesen Sommer herrschten, hat sie uns wirklich den Besitz des Kaukasus gesichert.

Von Wladikaukas an bis zum Uebergang über die Mitte des Gebirges geht der Weg in dem Terekthal und auf dem Bette desselben. Dies ist wahrlich bequem genug; so lange das Wasser geringe und die Brücken, deren man an die 30 von einer Seite des Tereks zur andern zu passiren hat, im guten Stande sind. Aber desto beschwerlicher ist auch der Weg nach Georgien, wenn der Terek anschwillt. Er füllt an vielen Stellen das ganze Thal aus, und da ist an keine Brücken zu denken. Mit fürchterlicher Wuth rollt er große Steine und die

gewöhnlichen Brücken sind in einem Augenblicke zerstört. Der Kaiser hat jetzt eine grosse Summe bestimmt, um längs dem Abhang der Berge, in Stein einen Weg brechen zu lassen und einige unentbehrliche feste Brücken zu bauen. Bis jetzt kann man in den Sommermonaten nur zu Pferde über die hohen Gebirge, und das nicht ohne Gefahr reisen. Der Weg geht ebenfalls längs dem Terek. Für Couriere ist ein Weg ganz am Abhang der Berge über den Terekfluß (der Winterweg geht im Thal und im Sommer oben auf den Bergen) der aber Alles was sich nur Fürchterliches denken läßt übertreffen soll. Er ist nur für Menschen zu passiren; und zwar giebt es mehrere Stellen wo man nur gerade die Spitze des Fußes in eine eingehauene Vertiefung in der steilen Felsenwand setzen kann, und auch das nur, wenn man spitze Ossetinzische Schuhe anhat. An andern Stellen drücken die Ossetiner, die wie die Gemsen klettern, die Hand an den Felsen, und nur auf diese kann der ungewohnte Reisende fußen. Ich bin den Weg nicht gegangen, aber Alle die ihn gereiset sind, beschreiben ihn so. Sie können denken wie einem zu Muthe ist, wenn man an einer 70 bis 80 Klafter hohen Felsenwand hinklimmt und unter sich den Terek brüllen hört! Wie ich herüberreisete, war der Terek noch sehr ruhig, erst im Mai schwillt er so an.

Von Wladikaukas bis Lars, einem Ossetinischen

Dörfchen, ist das Terekthal zwar nicht breit und die Berge steif genug; aber hin und wieder ist doch Waldung und die Gegend ist erträglich. Aber von Lars bis Kasbek oder Stepanzminda, dem ersten Grusinischen Dorfe, ist die Gegend fürchterlich wild und meinem Auge abscheulich. Das Thal ist nur wenig breiter als der Fluß, und auf beiden Seiten erheben sich ungeheure hohe und schroffe Berge, deren Seiten statt mit Wald und Kräutern, nur mit Trümmern von Schiefer und andern Steinen bedeckt sind. Das Thal windet sich beständig, so daß man vor und hinter sich nichts als diese unfruchtbaren, wilden Felsen sieht. Das Terekbette ist mit Geschieben bedeckt die von der Größe einiger Zolle bis zu Steinen von zwei Arschinen und mehr im Cubus anwachsen und jährlich fortgerollt werden. Der Weg ist äußerst beschwerlich und nirgends ist ein Pflänzchen zu erblicken! Trotz der Unfruchtbarkeit dieser ganzen Gegend, vom Eintritt im Gebirge an, wohnen auf den Felsen hin und wieder Leute. Sie ernähren sich mit Räubereien an den Reisenden und mit dem Tribut, den sie von diesen nehmen. Jetzt da Rußland den Kaukasus occupirt hat, sehen sie ihr Verderben voraus. Diesen vergangenen Sommer haben sie revoltirt, und wohl wissend, daß im Sommer es äußerst schwer, ja unmöglich ist, sie zu züchtigen, haben sie über vier Monate durchaus alle Communication mit Rußland auf dem gewöhnlichen Wege gehindert. Jetzt sind sie geschlagen

und der Weg ist wie vorhin offen. — Die Osseter brauen ganz passables Bier: es ist in der ganzen Gegend weit und breit berühmt, und schmeckt, da man nicht vermuthet in so einer Wildniß und bey einem solchen Volke Bier zu finden, noch einmal so gut als es sonst schmecken würde.

Kasbek liegt sehr hoch auf der rechten Seite des Tereks und ist das beträchtlichste Dorf auf dem ganzen Wege. Auf der linken Seite erhebt sich die Alpe Kasbek, die man in ihrer ganzen Ausdehnung sieht. Sie ist nächst dem Elburus der höchste Berg der ganzen Kaukasischen Kette. Zwar ewig mit Schnee bedeckt, sind dennoch darauf ganze große Strecken so steil, daß sich kein Schnee darauf halten kann. Man erzählt daß alle 7 bis 8 Jahre sich der Schnee von diesem Berge herunterstürzt; und vor einiger Zeit füllte die Lavine sogar das Terekthal, so daß der Lauf des Flusses gehemmt wurde, hernach aber die wüthendste Ueberschwemmung entstand. — Es war zu früh im Jahre, als daß ich daran hätte denken können den Berg zu besteigen; sogar unten im Thal hatte die Vegetation kaum noch angefangen. An den steilen Felsen fand ich Saxifraga juniperifolia (Adam.) Draba rigida und hispida, Hyacinthus pallens und Astragalus sanguinolentus.

Von Kasbek weiter das Terekthal hinauf bis Kobi wird die Gegend offener, die Berge gegen das Flußbette niedriger. Häufig ist Fichtenwald im Thal und an den niedrigen Bergen, und mir schien die

Aber auch schöne Insekten wurden gefunden z. B. Copris furcata nebst mehrern andern, von denen vielleicht ein paar neu sind, einige Pimeliae und Blapes, Scarabaeus Pecari, Luridus, Melolontha Vulpes. Am liebsten ist mir eine neue Copris mit weißen Flecken auf den Flügel-Decken, Leucostigma getauft. Wann ich mehr Zeit haben werde, sollen Sie ein Verzeichniß von allem Gefundenen erhalten und bald auch einen Transport von Sachen. — —

Die Kalmücken und ihre Kameele sind liebenswürdig, beide häßlich wie die Sünde, aber brav und ehrlich. Die Sareptaner haben eine sehr demüthige Physiognomie, keinen Geist, kein Leben. —

Kislar d. 29. Jun. 1803.

... Wie sehr freut es mich daß endlich doch Rußland eine deutsche Universität *) selbst besitzt! Eine Anstalt die dazu dienen wird, die Aufklärung schneller zu verbreiten! Sie können denken, wie neugierig ich bin, von Ihnen nähere Auskunft über den Fortgang derselben zu erhalten, insbesondere was unsre gemeinschaftliche Lieblingswissenschaft betrift. Haben Sie schon ein Museum und einen botanischen Garten angelegt? Ich denke Sie mir jetzt in voller Thätigkeit und bedaure nur, so von Wei-

*) in Dorpat.

Se.

ten Theil daran nehmen zu können. Aber, ich darf auch nicht klagen. Ich habe in den drei Jahren, die ich hier bin, viel, sehr viel gesammelt. Mein herbarium enthält eine Menge seltner, schöner und fast gänzlich neuer Pflanzen (da von ihnen die Beschreibungen schon unter der Presse sind — aber nicht von mir, sondern vom Marschall Bieberstein — kann ich sie nicht mehr ganz neu nennen) und eine unzählige Menge Doubletten von Allem was nur irgend des Sammelns werth war. Meine Insektensammlung ist zwar nicht so reich als jene, aber auch in diesem Fache habe ich viel Seltenes und Neues. Aus Pallas Ins. ross. werden Sie wissen, was für Schätze das südliche Rußland besitzt. Ich habe beinahe 30. Arten von Copris, jedoch bis auf Eine alle bekannt; über 20 Histeres, unter denen ein paar neue sind; mehrere Anisotomae, 120 Carabi, unter welchen beinahe 40 neu sind, mehrere schöne Melolonthae, Cerambyces, Callidia, Staphylini u. s. w. Mit den Schmetterlingen bin ich unglücklich gewesen, nicht einen neuen Papilio habe ich gefunden. Die Phalaenen untersuchte ich noch nicht, eben so die andern Classen, von denen ich jedoch wenig sammelte. Vögel besitze ich nicht viele; indeß sind Motacilla Erythrogaster, *) Anas Casarca, Larus Ichthyaltus, Colymbus subcristatus und mehrere andere nicht zu verachten. Das

*) Güldenstädt fand diesen Vogel im Kaukasus zuerst.

ich überhaupt, troz der Menge die ich zusammen-brachte, doch nur im Grunde noch wenig gesammelt habe, daran ist weder die Abnahme der Neigung zur Naturgeschichte, noch Faulheit Schuld; sondern lediglich die Geschäfte, mit denen ich den ganzen Sommer hindurch überhäuft und leider nur des Winters befreit bin. In einem Clima wie hier ist einzig das Frühjahr zum Sammeln geschickt; denn im Sommer vertrocknet Alles vor Hitze, gerade wie Hasselquist Egypten beschreibt. Kislar ist überdies ein äußerst unfruchtbarer Ort; überall nichts als kahle Salzsteppen. Alles was ich gefunden, habe ich dem Vorgebirge des Kaukasus zu verdanken. Da blühen die schönsten Pflanzen unter dem reinsten Himmel, und weder Hitze noch Mücken hindern einen den ganzen Tag zu botanisiren, welche beide Plagegeister uns in Kislar nur gar zu sehr quälen. Jährlich mache ich eine Reise von Kislar bis zum Flusse Kuban, welche mir viel eintragen könnte, wenn ich sie mit Muße und Ruhe machen könnte, aber — in der heißesten Jahrszeit, wo, wie gesagt Alles verdorrt ist, von Geschäften überhäuft, die mir kaum einige Stunden zum Schlaf übrig lassen, vergeht mir die Lust, Etwas zu sammeln. An dem Sauerbrunnen, 150 Werst vom berühmten Elburus auf der Nordseite des Kaukasus ist mein botanisches Eldorado! Da streiche ich unter den jähen Felsen herum, oder klettre auf Berge hinauf, die zwar nicht mit Schnee bedeckt, aber doch subalpin

sind; oder wandere längs dem reißenden Bergstrom, überall von den schönsten Pflanzen umgeben. Ich bin nun Jäger geworden, aber habe leider nur selten Zeit mit der Flinte umherzustreichen. Funfzig Vögel, das ist auch alles was ich bis jetzt ausgestopft habe. Turdus roseus, Merops Apiaster, Coracias Garrula, Oriolus Galbula sind hier die gemeinsten Vögel. Auf den Steppen leben Otis tarda und Tetrax, Alauda Calandra und arvensis, Wachteln und Kiebitze in Menge.

Bald hätte ich Ihnen eine sehr interessante Nachricht mitzutheilen vergessen: Ich reise nehmlich nach Georgien oder Grusien und dies ist der letzte Brief, den Sie aus Kislar erhalten.

Tiflis d. 1. Okt. 1804.

Nur einige Zeilen, lieber G. in der größten Eile. Ich bin seit d. 20 April in Grusien; und seit 4 Monaten ist die Communication mit Rußland gesperrt gewesen, so daß ich Ihnen nicht habe schreiben können. Jetzt reiset ein Feldjäger, der vor einiger Zeit ankam zurück, und mit ihm geht dieser Brief. Gott weiß, ob er anlangt! Mir ist dieses Jahr unangenehm genug gewesen. Nach meiner Ankunft war ich drei Monate krank;*) von außen

*) Jeder Fremde erfährt nach der Regel diesen Unfall und mehrere sterben an den Folgen. Die vorzüglichste Krankheit der Neuangekommnen ist ein höchst unregel-

drohten uns die Perser, von innen überall Aufruhr und Räubereien, so daß ich nur sehr wenig habe sammeln können. 150 Sämereien liegen für Sie fertig, das ist Alles! Pflanzen sind hier ungeheuer viele neue und seltene, und künftiges Jahr werde ich viel sammeln können, wenn es ruhiger seyn wird. Wir haben hier alle Tage — was meinen Sie wohl? — Erdbeben! Von 7ten Sept. sind bis jetzt 29 Stöße gewesen. Vorgestern hatten wir in einer Nacht 7, von denen einer schrecklich genug war, aber dennoch kein Unglück anrichtete, gestern 4, heute schon 3 und über dieses zittert die Erde alle halbe Stunden gelinde. . . .

Tiflis d. 5. Nov. 1804.

Ich glaube eine etwas detaillirtere Beschreibung meiner Reise aus Kislar hieher wird Sie interessiren, und ich will den Brief damit anfüllen. Ich habe es um so leichter, da ich es nur aus einem Briefe zu copiren brauche, den ich am 5ten Julius Ihnen zuschrieb, aber bei meiner Zurückkunft aus Kisich noch hier liegen fand und den ich hernach nicht mehr abschickte.

Den letzten März verließ ich Kislar. Ich war froh aus einem Orte herauszukommen, der mir

mäßiges, lange dauerndes und nur schwer zu hebendes Wechselfieber.

Se.

keinen Genuß für die vielen, deren ich entbehren mußte, gewährte. Ich hatte 4 Jahre im Kaukasischen Gouvernement zugebracht. Ein Jahr ist hinlänglich die einförmigen Steppen so kennen zu lernen, wie ich es in 4 Jahren konnte, da ich gerade zur besten Jahrszeit durch meine Berufsgeschäfte mich gefesselt sah.

Der Winter war dieses Jahr nicht streng gewesen, aber er kam oft wieder und noch spät im März sogar. Die Vegetation blieb daher geringer und bis Mosdok fand ich gar nichts. Den 4. April reisete ich aus Mosdok ab. So wie man neben dem Terek geht, wird die Gegend schöner, und obgleich sie bis Wladikaukas offen bleibt, d. h. unbewaldet und fast eben, so giebt ihr die erhabenere Lage etwas Reizendes, das die jenseitige oder nördliche Steppe nicht hat. An dem ersten, 30 Werst vom Terek entfernten, wenig erhabenen und nur in den Klüften bewaldeten Vorgebirge sind die schönsten Stellen zu Anlagen von Dörfern. Der Boden ist überall sehr fruchtbar, Quellen sind häufig und Wald ließe sich anpflanzen. Das zweite Vorgebirge ist von dem ersten und von dem Hauptgebirge durch breite Thäler geschieden, schon beträchtlich hoch und bewaldet und 10 bis 15 Werst breit. Hin und wieder sind malerische Situationen, besonders da, wo es der Terek durchschneidet.

Auf dem ganzen Wege bis Wladikaukas fand ich nur wenige merkwürdige Pflanzen; der blühen-

den Gewächse waren schon am Terek nicht viele, und je näher dem Gebirge, desto seltener wurden sie. Einige Ornithogala, Dentaria pinnata, Veronica pedunculata (Marsch) Bulbocodium trigynum (mihi) und einige auch in Europa gemeine Frühlingspflanzen war alles. Wladikaukas, das Potemkin (ein Neveu des Berühmten) der bei Anlegung dieser elenden Festung schon glaubte, den ganzen Kaukasus zu dominiren, so genannt hat, (es bedeutet Beherrscher des Kaukasus) liegt dicht unter dem Hauptgebirge in einer schönen, aber äusserst ungesunden Gegend. Beständige Nebel und Regen, viel Arbeit und schlechte Quartiere und Kost haben die Garnison so heruntergebracht, daß mehr wie $\frac{2}{3}$ krank lagen. Jetzt wird die Festung beträchtlich vergrössert, und während der Unruhen, die diesen Sommer herrschten, hat sie uns wirklich den Besitz des Kaukasus gesichert.

Von Wladikaukas an bis zum Uebergang über die Mitte des Gebirges geht der Weg in dem Terekthal und auf dem Bette desselben. Dies ist wahrlich bequem genug; so lange das Wasser geringe und die Brücken, deren man an die 30 von einer Seite des Tereks zur andern zu passiren hat, im guten Stande sind. Aber desto beschwerlicher ist auch der Weg nach Georgien, wenn der Terek anschwillt. Er füllt an vielen Stellen das ganze Thal aus, und da ist an keine Brücken zu denken. Mit fürchterlicher Wuth rollt er grosse Steine und die

gewöhnlichen Brücken sind in einem Augenblicke zerstört. Der Kaiser hat jezt eine grose Summe bestimmt, um längs dem Abhang der Berge, in Stein einen Weg brechen zu lassen und einige unentbehrliche feste Brücken zu bauen. Bis jezt kann man in den Sommermonaten nur zu Pferde über die hohen Gebirge, und das nicht ohne Gefahr reisen. Der Weg geht ebenfalls längs dem Terek. Für Couriere ist ein Weg ganz am Abhang der Berge über den Terekfluß (der Winterweg geht im Thal und im Sommer oben auf den Bergen) der aber Alles was sich nur Fürchterliches denken läßt übertreffen soll. Er ist nur für Menschen zu passiren; und zwar giebt es mehrere Stellen wo man nur gerade die Spize des Fußes in eine eingehauene Vertiefung in der steilen Felsenwand sezen kann, und auch das nur, wenn man spize Osseteinzische Schuhe anhat. An andern Stellen drücken die Osseliner, die wie die Gemsen klettern, die Hand an den Felsen, und nur auf diese kann der ungewohnte Reisende fusen. Ich bin den Weg nicht gegangen, aber Alle die ihn gereiset sind, beschreiben ihn so. Sie können denken wie einem zu Muthe ist, wenn man an einer 70 bis 80 Klafter hohen Felsenwand hinklimmt und unter sich den Terek brüllen hört! Wie ich herüberreisete, war der Terek noch sehr ruhig, erst im Mai schwillt er so an.

Von Wladikaukas bis Lars, einem Ossetinischen

Dörfchen, ist das Terekthal zwar nicht breit und die Berge steif genug; aber hin und wieder ist doch Waldung und die Gegend ist erträglich. Aber von Lars bis Kasbek oder Stepanzminda, dem ersten Grusinischen Dorfe, ist die Gegend fürchterlich wild und meinem Auge abscheulich. Das Thal ist nur wenig breiter als der Fluß, und auf beiden Seiten erheben sich ungeheure hohe und schroffe Berge, deren Seiten statt mit Wald und Kräutern, nur mit Trümmern von Schiefer und andern Steinen bedeckt sind. Das Thal windet sich beständig, so daß man vor und hinter sich nichts als diese unfruchtbaren, wilden Felsen sieht. Das Terekbette ist mit Geschieben bedeckt die von der Größe einiger Zolle bis zu Steinen von zwei Arschinen und mehr, im Cubus anwachsen und jährlich fortgerollt werden. Der Weg ist äußerst beschwerlich und nirgends ist ein Pflänzchen zu erblicken! Troz der Unfruchtbarkeit dieser ganzen Gegend, vom Eintritt im Gebirge an, wohnen auf den Felsen hin und wieder Leute. Sie ernähren sich mit Räubereien an den Reisenden und mit dem Tribut, den sie von diesen nehmen. Jezt da Rußland den Kaukasus occupirt hat, sehen sie ihr Verderben voraus. Diesen vergangenen Sommer haben sie revoltirt, und wohl wissend, daß im Sommer es äußerst schwer, ja unmöglich ist, sie zu züchtigen, haben sie über vier Monate durchaus alle Communication mit Rußland auf dem gewöhnlichen Wege gehindert. Jezt sind sie geschlagen

und der Weg ist wie vorhin offen. — Die Ossetiner brauen ganz passables Bier: es ist in der ganzen Gegend weit und breit berühmt, und schmeckt, da man nicht vermuthet in so einer Wildniß und bey einem solchen Volke Bier zu finden, noch einmal so gut als es sonst schmecken würde.

Kasbek liegt sehr hoch auf der rechten Seite des Tereks und ist das beträchtlichste Dorf auf dem ganzen Wege. Auf der linken Seite erhebt sich die Alpe Kasbek, die man in ihrer ganzen Ausdehnung sieht. Sie ist nächst dem Elburus der höchste Berg der ganzen Kaukasischen Kette. Zwar ewig mit Schnee bedeckt, sind dennoch darauf ganze große Strecken so steil, daß sich kein Schnee darauf halten kann. Man erzählt daß alle 7 bis 8 Jahre sich der Schnee von diesem Berge herunterstürzt; und vor einiger Zeit füllte die Lavine sogar das Terekthal, so daß der Lauf des Flusses gehemmt wurde, hernach aber die wüthendste Ueberschwemmung entstand. — Es war zu früh im Jahre, als daß ich daran hätte denken können den Berg zu besteigen; sogar unten im Thal hatte die Vegetation kaum noch angefangen. An den steilen Felsen fand ich Saxifraga juniperifolia (Adam.) Draba rigida und hispida, Hyacinthus pallens und Astragalus sanguinolentus.

Von Kasbek weiter das Terekthal hinauf bis Kobi wird die Gegend offener, die Berge gegen das Flußbette niedriger. Häufig ist Fichtenwald im Thal und an den niedrigen Bergen, und mir schien die

Gegend sehr schön. Die Berge waren überall mit Schnee bedeckt, sogar im Thal lag er stellenweise hoch, die Luft war so rein, so dünn! Nach dem Ausgang aus der wilden, sterilen Kluft, in welcher der Terek von Kasbek bis Lars fließt, war das geringe hervorkeimende Gras und die Waldung dem Auge sehr angenehm. Häufig sind auf den Bergen kleine Dörfer und überall sieht man die wenigen steilen Stellen gedüngt und besäet. Das ganze war recht romantisch. Der Terek fließt nicht so reißend wie weiter unten, und nimmt hier allmählig an Breite und Tiefe ab; bei Kobi ist er nur ein unbedeutendes Bächlein.

Kobi ist ein Ossetinisches Dorf, das dicht unter dem hohen Gebirge liegt, welches die Gewässer des Terek von denen des Kur scheidet. Das Thal ist hier ziemlich weit, indem mehrere kleinere Thäler sich vereinigen, in deren jedem ein Flüßchen fließt, das den Terek vergrößern hilft. Ich war den 17. April hier und es fiel die Nacht noch ziemlich hoher Schnee. Von Kobi erhebt man sich sehr steil auf den Berg Kaischaur, der jetzt noch mit ungeheuer hohen Schnee bedeckt war, welcher uns manchmal statt Brücken über ziemlich tief liegende Flüßchen diente. Glücklicher Weise hatten wir schönes Wetter und verirrten uns nicht, welches oft genug geschieht, wenn Nebel herrscht. In dem Schnee war, höher auf dem Berge, ein Hohlweg von zwei Klaftern Tiefe ausgegraben, der oft Werste lang dauerte.

Von den anliegenden hohen Alpen konnte ich nichts sehen, theils weil wir im Hohlwege gingen, theils weil der Schnee so fürchterlich blendet, daß man die Augen nicht öffnen kann. Sonderbar ist es, daß wer im Frühjahr bei Sonnenschein über diesen Berg reiset, dem schwillt sicher das Gesicht auf, und bei Einigen so, daß man die Gesichtszüge kaum mehr erkennen kann. Ich glaubte, es rühre von der stark verdünnten Luft her, aber der Berg ist so überaus hoch nicht, denn in den Sommermonaten liegt kein Schnee auf ihm; vielleicht kommt es vom Wechsel der Temperatur, da es auf dem Berge sonst sehr kalt, aber in dem Hohlwege von der Zurückprallung der Strahlen die Hitze fast drückend ist. Ich und alle meine Reisegefährten hatten geschwollene Gesichter ehe wir noch ganz herüber kamen. Mitten auf dem Kaischaur, etwa eine halbe Werst vom Gipfel wohnt eine Ossetinische Familie, die der Zar Eracle hier angesiedelt hat, um Reisende zu empfangen. Sie erhalten von ihm Gehalt und verdienen es, da es Ueberwindung kostet hier zu wohnen. Ich fand bei ihnen Feuer, das mir äußerst behagte, da ich ganz von Frost erstarrt war, Brod, Käse und Bier. Was wollen Sie oben auf dem inhospitabeln Kaukasus mehr haben?

Vom Kaischaur läßt man sich in das reizende Aragwi-Thal hinab. Innerhalb einer halben Stunde kommt man vom Winter in den schönsten Frühling. Zu beiden Seiten des Thals er-

heben sich hohe und steile Berge, zum Theil bewaldet, zum Theil mit den schönsten Fluren bedeckt. Ueberall sieht man Spuren des eisernen Fleißes der Einwohner, die jeden Fleck, wo nur der Pflug gehen kann, benutzen. Fast auf jedem hervorspringenden Berge steht ein Dorf mit einem oder mehreren Thürmen. Hinter sich sieht man die Kaukasischen Alpen die man eben überstiegen hat, vor sich das immer weitere, lachende Aragwithal. Ich habe nie etwas schöneres gesehn! Die Flor war dem Auge äußerst reizend, obgleich in botanischer Rücksicht wenig interessant. Primula veris und acaulis, auch farinosa, Scilla amoena, Anemone apennina, Viola odorata schmückten die Ufer des Aragwi. Ananur ist die erste Grusinische Stadt. Sie liegt malerisch unter einem sehr schön bewaldeten Berge; von diesem fließt der Aragwi, der ein sehr schönes fruchtbares Thal bewässert. Uebrigens ist Ananur ein sehr elender, unbedeutender Ort. Duschet, wohin man auf dem Wege von Ananur nach Tiflis kommt, ist auch eine Stadt, aber nicht besser wie ein Dorf. Hier wird die Gegend offener, die Berge sind nur noch Hügel auf denen Dörfer und Schlösser, leider zum Theil ruinirt, liegen, und die ganze Gegend sieht nicht sehr cultivirt aus. Von hier kommt man nach Muchran, einem elenden Ort von lauter Erdhütten, und dann über Zchet, der vorigen Hauptstadt Grusiens, von der nur noch die majestätische Kirche übrig ist, nach Tiflis. Ich

ward in Ananur krank und die ganze Reise von da bis Tiflis war für mich beinah verloren. Doch konnte ich noch mehrere schöne und seltene Pflanzen sammeln, die mir einen Vorschmack der herrlichen Grusinischen Flor gaben. —

Hier, lieber G. endigt sich mein Reisejournal. Ich bin nach meiner Ankunft in Grusien bis zum August beständig krank gewesen, habe aber dennoch zwei Reisen nach Kisich, der südöstlichen Provinz Grusiens gemacht, die mir aber wenig eintrugen, weil ich auch dort krank war und hernach die Hitze alle Kräuter ausdürrte. Jetzt bin ich seit zwei Monaten wieder hier und lebe in völliger Unthätigkeit. Anfangs hielten uns die Lesgier und die Furcht vor einer persischen Invasion innerhalb den Mauern von Tiflis, und nachdem die Gefahren vorüber waren, war es schon zu spät zu botanisiren. Heute am 7ten November fällt der erste Schnee, der aber augenblicklich schmilzt. Vorgestern war das 30te Erdbeben seit 6 Wochen; glücklicherweise thun sie keinen Schaden, und man hat sich jetzt so daran gewöhnt, daß kein Mensch sich mehr daraus etwas macht.

Ich habe jetzt über 120 Arten Sämereien die für Sie bereit liegen; ich hoffe Gelegenheit zu finden sie Ihnen zu schicken. Dieses ist schwerer als Sie vielleicht glauben mögen. Getrocknete Pflanzen u. s. w. erhalten Sie erst, wenn ich zurückkomme, welches wohl bald geschehen wird, denn Gru-

sien ist ein unholdes Land in aller Rücksicht, und ich bin zu sehr vom Dienst gebunden als daß ich der Naturgeschichte genug Zeit widmen könnte. Doch ändert sich mit der Zeit vielleicht Manches und es wird in Grusien ruhiger. Vergangenen Sommer revoltirte fast ganz Grusien und wir waren in nicht geringer Gefahr. . . .

F. Steven.

X.

Rustan und Aly.

Romanze.

Du, die du der Geliebten nah
Ertönst mit meiner Stimme,
Und schmachtend klagst, wenn sie nicht sah
Des Wiesenthales Krümme:
O Laute! lindere den Schmerz,
Der tief im Busen wühlet,
Erklinge, daß mein flammend Herz
Der Saite Schwingung kühlet.

In seiner stillen Pflanzung Grün
Besaß Murad zwei Söhne,
Und beide standen brav und kühn
In voller Jugend-Schöne.

Der Sieg allein war ihre Lust
Im Forst, im Spiel, in Schlachten,
Und Ruhm war ihrer Feuerbrust
Ganz einzig Dichten, Trachten.

In ihren Seelen wohnten nur
Der Freundschaft sanfte Triebe:
Noch keinem hatte je Natur
Gefüllt das Herz mit Liebe.
Nur Dir, Ajesha, Deinem Blick
War der Triumph erkohren,
Dich hatte sichtbar das Geschick
Zum Heldendank gebohren.

Ajesha, Deiner Augen Glanz
Beschämt die Morgenröthe,
Bei Deiner Füße Zaubertanz
Verstummt des Hirten Flöte.
Dein Athem ist ein süßer West,
Der Blumenbeet' umschwirret,
Du singst — Die Nachtigall im Nest
Schweigt, die sonst Liebe girret.

Die Wunde, welche Liebe schlug,
Kann Freundschaft nimmer heilen,
Des Blutes Bande wagt der Trug
Der Eifersucht zu theilen.
„Sie, ruft ein jeder, oder Tod!“
In wilder Sehnsucht Krampfe:

Und längst schon ballend jeder hat
Im Sinn die Faust zum Kampfe.

Held Rustan trägt den Kranz davon;
Doch Aly seufzt im Stillen,
Beweint des Bruders Minnelohn
Und seines Schicksals Grillen.
Bald Aly ganz verschwunden ist
Und Rustan sucht die Fährte,
Als schnell vermummt zugegen ist
Ein Mann mit Lanz' und Schwerte.

Der fordert ihn zum Streiten auf
Mit trotziger Geberde,
Und stürzt auf ihn in raschem Lauf
Mit hochgezücktem Schwerte.
Drob Rustan stutzt und wankt zurück
Laut fragend nach dem Namen.
Der Fremdling schweigt und senkt den Blick
Auf seines Schildes Rahmen.

Der Straus beginnt, das Echo schallt
Vom Klang der Schneiden wieder,
Und in des Baches Bette wallt
Das heiße Blut der Brüder.
Doch plötzlich taumelt in den Sand
Von vorn durchbohrt der Fremde,
Das Schwert entfällt der matten Hand,
Die manchen Arm sonst lähmte.

„Der Stoß, der mir das Leben raubt,
Ist Balsam für die Wunde!“
So stöhnet Aly, beugt das Haupt
Mit starrem, blauem Munde.
„Der Liebe Qualen sterben nie,
Dir tausend Dank gebühret,
Schon seh' ich an der Pforte, die
Mich hin zu Allah führet!“ —

Er spricht's und lächelt und — verbleicht.
Vom herben Schmerz zerrissen
Will Rustan fliehen, naht und weicht
Gegeißelt vom Gewissen.
Da tritt Aiesha schnell herzu
Nicht fern der Schreckensbühne
Und ruft: „Ach! Herzgeliebter Du,
Was soll die Trauermiene?“ —

„Am Zederstamm bespritzt mit Blut
Hängt eines Räubers Waffe,
Schon schoß ich ab der Bolzen Flut
Daß ich sie flugs wegraffe.
Vergebens doch, drum ziele Du,
Du Houris unsrer Haine,
Dein Preis sey Lob, ein Strauß dazu
Gepflückt an jenem Raine.“

Behend, ein Aar, ist Rustan fort,
Aiesha spannt den Bogen,

Im Nu hat jach das Eisen dort
Des Schildes Haut durchflogen.
Doch plötzlich dröhnt im Busch ein Weh,
Ein Röcheln durch die Lüfte.
Sie springt herbei gleich einem Reh,
Der Stahl traf — Rustan's Hüfte.

„Ach! Rustan, welch ein Unglückswahn
Betäubte meine Sinne,
Zertrümmert ist der Himmelskahn
Der tubasüßen Minne!“ —
„O klage nicht, Du bist mein Heil,
Ich ward des Lasters Sklave,
Mit Gift getränket war der Pfeil,
Gerecht ist Gottes Strafe!“ —

„Beim Muhamed! Er ist nicht mehr —
Was muß ich sehen, hören!
Nehmt Engel, denn die Welt ist leer,
Mich auf in Eure Sphären!
Gehab Dich Herzenskleinod wohl,
Für mich blüht nicht das Leben,
Des Dolches blitzend Eisen soll
Dem Busen Frieden geben.“ —

Gesagt, gethan, Ajesha fällt
Gleich einer Fichte nieder,
Die auf des Berges Höh zerschellt
Des Wetters Mordgefieder.

Ihr Geist entfliehet in die Au'n,
Wo ew'ge Freude wohnet,
Und da, wo blut'ge Spur zu schau'n,
Ein Rosenhain bald thronet.

P. F. Brede.

Kurze Anzeigen.

Wer Lust hat das non plus ultra einer hämischen Rezension von einem, wie es überdies scheint, äußerst wenig competenten Kritiker über Richters Russische Miszellen zu lesen, den verweisen wir auf das Juni-Stück von 1805 des Journals: Sewernüi Westnik pag. 280 — 298. Sie hier ganz übersezt, oder auch nur ein Pröbchen davon mittheilen hieß unsre Zeitschrift — beschmutzen.

Der Jahrgang der Russischen Literatur-Zeitung v. 1805. liefert fast Nichts als Rezensionen der Nicht-Russischen Literatur. Würde es nicht gut, würde es nicht gemeinnütziger seyn, ja heischt es nicht das Bedürfniß der Zeit, mehr die einheimischen Produkte (sie mögten nun in der Waagschaale der Kritik so hoch steigen oder so tief sinken als sie immer wollten) der Würdigung zu unterwerfen? Dies ist meine Meinung und mehr wußte ich davon nicht zu sagen. Die Ausfälle also welche in ausländi-

schen Blättern auf den Redakteur, Herrn Hofrath Buhle, gemacht worden sind, wünschte ich mir nicht zuschreiben zu lassen. Ich habe nie eines Mannes gespottet, für den ich Achtung fühlte.

Die Correspondenz zwischen Catharina II. und dem Grafen Peter Rumänzov hatte ich zum Druck in das 6te Stück des Russischen Merkurs abgegeben. Dieses 6te Stück ist in Rußland nicht erschienen und wahrscheinlich, gleich den übrigen, verboten; damit aber für deutsche Leser in Rußland dieser merkwürdige Briefwechsel nicht verloren gehe, liefere ich ihn hier noch ein Mahl. Sollte ich erfahren daß er schon im Merkur abgedruckt sey, so entschädige ich die Leser welche ihn schon besitzen und jetzt wiederum erhalten, durch so viel und auch wohl mehrere Bogen als er hier einnimmt, in den folgenden Stücken.

Extrablatt No. 7.

Memorabilien.

Der Liebhaber, der Freund, dem man alles aufopfert, ist blos darum glücklich, weil er geliebt wird; derjenige hingegen, der selbst Opfer bringt, kennt allein das Glück geliebt zu seyn.

Der Wunsch nach der Auflösung unsers Wesens bildet in gewissen Stimmungen unserer Seele ein neues Lebensorgan, und die gestaltlose, aber lichte Zukunft, der sich unser Inneres entgegendrängt, wirft auf alle Erscheinungen der Erde ein neues milderes Licht. Welcher feine Mensch, der gewöhnt ist, in sich selbst zurückzublicken, kennt nicht jene Momente des reichern, höhern Lebens, wo die Seele eine unabsehliche Kette der Gedanken durchfliegt, und die reicher an lebendigen Erscheinungen in seinem Innern sind, als oft Zeiträume von Jahren. —

In gewisser Art lernen wir mehr von den Kindern als die Kinder von uns. Wer ein Auge hat, lernt hier den Menschen. Wenn die Sonne aufgeht, kann sie der Blick umfassen. Wer kann sie sehen, wenn's hoch Mittag ist.? —

Suche den Verstand wohl zu unterscheiden von seinem Bruder dem Witz: beide sind Kinder einer Mutter; aber der erste geht bei der Natur in die Schule, der andere bei der Phantasie. —

Der Anblick eines verschämten Jünglings ist beinahe holder als der einer verschämten Jungfrau. Jener erscheint weichlich sanfter, wie diese männlich stärker, durch das zugemischte Zürnen der Tugend. —

Freigebig soll man seyn, das ist der Menschen Pflicht. Nur seyd es, lieben Mädchen! ja in der Liebe nicht. —

Große Klugheit erfordert es, seine Vortheile zu erkennen, größere noch, sich in seiner Sphäre zu erhalten: denn sich selbst überlassen, äußert das Feuer seine Stärke, nähert es sich aber dem Wasser, so erlischt es. —

Ein keckes Herrchen und ein verwöhntes Hündchen sind beides nicht durch ihre Schuld. Ersteres wurde durch aufmunterndes Lächeln, durch nur scherzhaftes Drohen des schönen Geschlechts, und Letzteres durch Marzipan und Fleisch verdorben. —

Du nennst deine Frau deine zweite Hälfte. Wie kannst du dich nun den Meinigen nennen, da du selbst kaum halb dein bist? —

Herzliche Wünsche sind keine leeren Geschenke. Sie athmen Liebe und wecken frohe Empfindungen. Was von Herzen kommt, das geht wieder zum Herzen. —

Historische Parallelen.

1.

Aristides und Cato von Utika.

Betrachten wir Griechenland in jenen schönen Zeiten, wo es, durch die glühende Liebe zur Freiheit vereint, durch Wunder der Tapferkeit und des Muths das drohende Joch der Perser zurückstieß! —

In jener Epoche der großen Ereignisse und der großen Männer, stellte sich mir ein Held und ein Weiser dar, der, ohne der Erste seiner Zeitgenossen zu scheinen, unter ihnen allen der Beste und Nützlichste war. Man sieht, dünkt

mich einen bedeutenden Theil dessen, was Griechenland Gutes und Hehres in diesem Jahrhundert verrichtete, schwinden, wenn man den Einfluß seiner Tugenden heraus hebt. Ich rede, — von wem anders? — als von Aristides dem Gerechten.

Sobald ihn uns die Muse der Geschichte vorführt, erblicken wir ihn tief in die Angelegenheiten seines Landes verwickelt. Aber nicht alle Mittel, demselben zu dienen, sind ihm willkommen. Jeder Fakzion beugt er aus dem Wege, weil er besorgt, auf Kosten des Staatswohls Freunde oder Feinde zu haben. Nie beflecken Eigennutz, Partheisucht oder Widerwillen sein reines und edles Herz.

Man klagt ihn an bei seinen Mitbürgern. Seine Rechtfertigung bedeckt seinen Ankläger mit Schmach und macht ihn zum Gegenstand des öffentlichen Haßes. Man will den seltenen Biedermann rächen; aber eben weil er dies ist, giebt er durchaus nicht zu, daß die stürmischen Bewegungen der Leidenschaft zu Gunsten seiner, die strenge Unpartheilichkeit der Gerechtigkeit stören. Er wird der Beschützer seines Feindes, führt ihn vor die Richter und bittet sie, ihn anzuhören und ihm zu verzeihen.

Eines Tages, als er selbst gerade auf dem Richtstuhl saß, kam ein Bürger und sagte: „Aristides, der Mensch, den ich verfolge, hat auch Dir viel Böses zugefügt." — „Nur von Dir sey jetzt die Rede, war die Antwort. Ich sitze hier, um Dir, nicht mir Gerechtigkeit zu geben." —

Seine sanfte und aufrichtige Beredtsamkeit hatte einen Vorschlag gethan, den das Volk eben durch seine Stimmen zum Gesetz erheben wollte. Allein plötzlich fand er sich durch die Widersprüche seiner Gegner anders überzeugt. „Halt! rief er nun, meine Mitbürger, ich nehme meine Meinung zurück. Leihet eure Ohren denen, die Euch wohl rathen, und nicht denen, die sich irren."

Themistokles, sein Rival und Antagonist, paarte mit einen Tugenden größere Talente; allein wiewohl er oft

nützlich war, war er doch auch bisweilen gefährlich. Bei den Volksversammlungen war Aristides für ihn ein wachsamer Zensor, bei der Armee war er sein treuster Soldat. Entzückend ist es, zu sehen, wie er den Tag vor der Schlacht bei Salamis in der schauerlichen Stille der Nacht in das Zelt des Befehlshabers schlüpft, um seinem Feinde einen Rath zu ertheilen, der ihm die Siegeskrone versichert! —

Muß man denn immer in dem Leben großer Männer auf die Undankbarkeit der Völker stoßen? Aristides steht auf dem Punkt verwiesen zu werden. In diesem entscheidenden Moment sieht man zu gleicher Zeit das Schändlichste und Größte, was das menschliche Herz in sich verschließen kann. Siehe da jenen Bauer aus Attika, der ihn anredet und ersucht, statt seiner den Namen des Mannes aufzuschreiben, den er verbannt zu sehen wünscht! Er nennt ihm Aristides eigenen Namen. — „Mein Freund, was hat Dir denn Aristides zu Leid gethan?" — „Nichts, ich kenne ihn nicht einmal; allein es ärgert mich, daß man ihn unaufhörlich den Gerechten nennt." — Der Gerechte erfüllt mit ungetrübter Ruhe die Forderung dieses unbekannten Feindes der Tugend, richtet seinen Blick gen Himmel und sagt: „Mögen die Götter geben, daß das widrige Schicksal nie die Athenienser nöthige, Aristides zurückzurufen!" —

In welchem erhabenen Lichte erscheint die Tugend bei diesen großen Empfindungen der Seele, bei diesen eben so anspruchlosen als beispielarmen Handlungen, welche die schönste Zierde der Sitten des Alterthums ausmachen! — Stellen wir uns Aristides in dem Augenblick vor, in welchem ihm als General-Befehlshaber der Athenienser das traurige Loos zugefallen ist die Griechen zu bekämpfen, welche sich der Sache der Perser verkauft haben. Sein Herz zittert bei dem Gedanken an den Brudermord, der jetzt beginnen soll. Athemlos stürzt er sich zwischen die beiden Heere. Sein Antlitz in Thränen gebadet, die Hände

gegen den Himmel ausgestreckt, ruft er aus: „O Griechen, denkt doch an euer Vaterland, werft doch einen Blick auf diejenigen, welche Ihr angreifen wollt! — Wollt Ihr Griechenlands Gefilde in seiner Götter Gegenwart mit Euerm Blute benetzen?“ —

Unvergeßliche Tage von Marathon, Salamis und Platea, in Euern Jahrbüchern lese ich die tugendhafte Folgsamkeit der Athenienser gegen Aristides heilige Rathschläge! Der Perser König läßt die Athenienser dringend auffordern, die übrigen Griechen, über welche er ihnen die Herrschaft verheißt, im Stich zu lassen. Beunruhigt sendet Lazedämon Abgeordnete an sie, um sie dem gemeinschaftlichen Bündniß treu zu erhalten. Hier folgt ihre Antwort, deren Sprachorgan Aristides ist: Die Athenienser verzeihen es einem barbarischen Regenten, daß er alles für verkäuflich hielt; allein sie beklagen sich über die Lazedämonier, welche, indem sie nur die gegenwärtige Noth ihrer Bundsgenossen betrachten, ihre Treue und ihren Muth vergessen.“ —

Damals vereinigte dieses Volk in sich jede Gattung von Heroismus. Großmüthig war es beides im Krieg und im Frieden.

Themistokles verkündigt den Atheniensern, daß er einen Plan von großer Wichtigkeit ersonnen habe, daß derselbe aber nicht öffentlich mitgetheilt werden könne. Wer anders als Aristides verdiente es wohl, die Entwürfe des Siegers von Salamis zu prüfen und zu würdigen? Er läßt sich das Geheimniß mittheilen. Hierauf wendet er sich an das Volk und sagt: „Nichts ist n ü t z l i c h e r, nichts aber auch u n g e r e c h t e r als Themistokles Plan.“ — Ein einstimmiges Geschrei befiehlt diesem, von seinem Plan abzustehen. So entsagt ein ganzes Volk auf das Wort eines Einzigen großen Vortheilen, welche man ihm anbietet, und nimmt, gleich einer weisen und tugendhaften Obrigkeit, nur die Billigkeit als Regel an.

Haben die versammelten Nazionen wohl Belohnungen, die eines solchen Verdienstes würdig sind? — Er erhielt wenigstens eine, welche sein Herz am meisten rühren mußte. Bei jenen Schauspielen, bei welchen ganz Griechenland zugegen war, stellt man das Bild des wahrhaften Biedermannes, dessen, der nicht darauf bedacht ist, tugendhaft zu scheinen, sondern zu seyn, dar. Die Vorstellung wird unterbrochen, die Gefühle der Liebe und Ehrfurcht schwellen aller Herzen, aller Blicke heften sich auf Aristides. Zwar wurde er exilirt; allein die Verbannung war in seinem Vaterlande für die großen Männer ein Unglück und eine Ehre, welche das Gesetz gleichsam begründete. Zwar lebte und starb er arm; allein die Armuth war die Schutzwehr und die Zierde seiner Tugend. Wir müssen darüber wie seine Mitbürger denken. Er hatte einen reichen Verwandten, den man förmlich anklagte, weil er den Rechtschaffensten unter allen Atheniensern in der Dürftigkeit hatte schmachten lassen. Da kam er selbst und bezeugte, daß er alle Anträge zu seiner Bereicherung verschmäht habe. Nun zogen sich sämmtliche Athenienser zurück und sprachen: „Besser ist's, arm seyn wie Aristides, als reich seyn, wie Kallias." —

Allein, wenn es schimpflich war, reich zu seyn wie Kallias, so war es rühmlich, es wie der große und edle Cimon zu seyn. Welche erhabene Einfachheit in den Sitten jener Zeit! Welcher rührende Kontrast zwischen dem Leben zweier Männer der nehmlichen Epoche und Nazion! Cimon verließ nie seinen Heerd, ohne von Freunden umringt zu seyn, welche beauftragt waren, schüchternen Bitten durch ehrenvolle Geschenke zuvorzukommen. Seine Wohnung, seine Güter standen offen wie ein Eigenthum des Staats. Bei seinen Wohlthaten zeigte sich die Pracht eines Königs, in seinen Sitten die Frugalität eines Spartaners. Das demüthigste Obdach, die schlechteste Kleidung waren für Aristides hinreichend. Er that seinem Vaterlande die Ehre

en, ihm die Besorgung seines Leichenbegängnisses und die Ausstattung seiner Tochter zu überlassen.

Ich kann mich bei dieser Gelegenheit nicht enthalten, einige Betrachtungen hinzuzufügen, welche sich meinem Geiste gleichsam aufdringen. Das Jahrhundert und das Land des Mannes, von dem ich eben einige biographische Bruchstücke mitgetheilt habe, zeichneten sich durch die energische Einfalt der Sitten und durch die edle Offenheit der Empfindungen aus. Diese Energie der Sitten ist aber mit jener ursprünglichen Rohheit eines Volks vermischt, welches den Pflichten der Gesellschaft nur eine unruhige und argwöhnische Unterwürfigkeit zollt. Auch rührte diese Erhabenheit der Gesinnungen, mehr von den gesunden, aber stürmischen Gefühlen der Natur, als von Grundsätzen her, die aus der Moral entwickelt gewesen wären.

Aristides Charakter war vorzüglich dazu geeignet, diesen ungezügelten Muth zu mäßigen und diese rohe Zivilisazion glücklich zu leiten. Aus der Fülle seiner mit großer Vollkommenheit gepaarten sanften Güte, floß eine fast göttliche Salbung, welche die Tugenden dieses Zeitalters läuterte und veredelte, so wie die religiösen Institute Numa's den wilden Genius der Römer milder machten.

Allein die Tugenden der großen Männer erhalten dieses Uebergewicht nur im Anbeginn des Schicksals der Nazionen. Haben sie die oberste Stufe der Verbürgerung und der Macht erstiegen, so werden die Laster und Unordnungen, welche in der Staatsverfassung tief eingewurzelt sind, die Prinzipien und Triebfedern. Die Tugend nimmt alsdann einen ungestümern Gang, stolzere Formen an, und oft gelangt sie nur dahin, daß sie der Welt ein großes Beispiel giebt.

In den letzten Zeiten der römischen Republik erschien ein Sterblicher, den der Himmel der Erde bewilligt zu haben schien, um die Würde der menschlichen Natur zu erhöhen und um einmal lebhaft zu zeigen, wie weit die Tugend gehen kön-

ne. Mehr Weltbürger als Römer und, obgleich Römer, eingeweiht in die Mysterien der stoischen Philosophie, deren Vorschriften seine Sitten nie überstiegen, sah er, daß das Schicksal der Nazionen an das Loos seines Vaterlands geknüpft war, und daß sein Vaterland seine Freiheit und seine Tugenden einbüßen würde. Sein ganzes Leben hindurch war er thätiger für das Staatswohl, als Cäsar für sein Privatglück. Jeden schädlichen Vorschlag griff er freimüthig im Senat an, mitten unter dem Toben des Volkstumults stand er ruhig und unerschütterlich; er bewarb sich um Aemter, um sie Bösewichtern zu entreißen, und war der Einzige, der es wagte, den Verfall der Sitten und den Lauf der Ereignisse, welche beinahe das Weltall ins Verderben zogen, zu bekämpfen. Er schien dazu bestimmt zu seyn, die rauhe Tugend wegen der Beleidigung zu rächen, die man ihr seit jeher zufügte, indem man sie für unfähig erklärte, Staaten und Menschen zu regieren. Kannte wohl irgend ein anderer Römer seiner Zeit die wahren Hülfsmittel seines Landes besser, als er? — Die alte Gleichheit der Bürger und die Weltherrschaft erklärte er in Rom für unvereinbar. Um das Vaterland frei zu erhalten, sollte man die Fesseln der Nazion lösen. Wer beugte wohl besser als er dem gegenwärtigen Uebel vor, wer sah wohl mehr als er die künftigen voraus? Er widersetzte sich der übermäßigen Gewalt, welche der Senat dem Pompejus anvertraute, der Volksgunst, welche Cäsar sich zu erwerben suchte: er stellte Kraßus zwischen sie, und fürchtete sich weniger vor ihrem Zwist, als ihrer Vereinigung. Er entdeckte alle Plane des gewandtesten seiner öffentlichen Feinde, und zeigte sie dem Volk, dem Senat und seinen Nebenbuhlern an; er war ihm in seinem Ruhm wie in dem kräftigsten Mittel seines Ehrgeizes hinderlich. In diesen beiden Männern glaubt man zum letztenmal den guten und bösen Genius der Republik im Streit zu sehen. Man maß ihm keinen Glauben bei, und der Baum der römischen Freiheit sank.

Doch ließ ihm der Senat wenigstens die Gerechtigkeit widerfahren, daß er erklärte: Er sey der Einzige, der dem Vaterlande beständig das Beste gerathen habe. Er war der ersten obrigkeitlichen Würden beraubt, und in seinen Unternehmungen stets unglücklich. Nie that er etwas für seinen Ruhm. Alles scheint ihm selbst die gewöhnlichen Ehrenbezeugungen der Tugend zu entziehen. Doch siehe, welche Herrschaft die seinige in Rom gewinnt, in Rom, dem Sammelplatz aller Laster, so wie aller Reichthümer der unterjochten Welt! Niemand unterstehet sich sich sein Urtheil zu verbitten, aus Furcht, seine Sache in übeln Ruf zu bringen. Sein unerwarteter Anblick unterbricht die zügellosen Schauspiele der Römer, und die ihn umgebende Menge erklärt ihn mit lauter Stimme für den einzigen Weisen und Unüberwindlichen, in dem Augenblick wo er vor dem Sieger von Pharsalus die Flucht ergreift. Unerschrocken wie keiner war er zugleich der gefühlvollste und sanftmüthigste Mann, wenn er es seyn konnte, ohne die Rolle zu verleugnen, die ihm, wie er glaubte, die Götter zugetheilt hatten. Nie hatte er in seiner Jugend sein Mahl genossen als in der Gesellschaft seines Bruders. So lange der Bürgerkrieg wüthete, trug er unaufhörlich ein Trauergewand. Noch in dem Augenblick, da er zu sterben entschlossen war, beschäftigte ihn eine große Sorge, die, für die Wohlfahrt seiner Freunde. Diese zärtliche Besorgniß vermischte sich mit dem Gedanken an die Unsterblichkeit des Gerechten in der Stille seiner letzten Nacht. Endlich verließ er das Leben wie ein Mann, dem nichts zu thun übrig blieb, und der zufrieden und ruhig zu dem zurückkehrte, der ihm gesandt hatte.

2.

Hôpital und Sully.

Beide lebten in einer wilden und blutigen Zeit, mit dem Unterschied, daß sie der eine anfangen, der andere endigen sah. Beide waren Minister und Staatsmänner; der eine besaß in einem eminenten Grad das Talent der Ge-

schäfte, der andere das der Gesetzgebung. Beider Eigenthum war eine feste und strenge Tugend; allein ich erblicke bei dem einen die Offenheit, die Würde und mitunter den Stolz des alten Adels, von dem er abstammte, bei dem andern eine Seele, einen Charakter, ein Genie, welches die Meditazion der großen Gedanken und Handlungen des Alterthums, dem er selbst seiner Gestalt nach zugehörte, (denn er glich dem Aristoteles,) genährt hatte, und welches einen außerordentlichen Adel, einen ungewöhnlichen Ernst aussprach. Beide waren die Zensoren eines Hofs und ihres Zeitalters; allein hier ist sich ihr Ruhm nicht gleich. Der eine hatte nur Unordnungen zu unterdrücken, der andere hatte öffentliche Blutbäder zu verhüten und zu hemmen. Ein imposantes Schauspiel gewährte Hôpital, wenn er ganz allein sieben Jahre lang jenen Strom wüthiger Gewaltthaten, der immer loszubrechen droht, aufhält, wenn er mit kühner Stirn von Gerechtigkeit und Menschlichkeit an einem Hofe spricht, wo diese heiligen Wörter für Losungen zum Aufruhr gelten, wenn er alle sträflichen und schädlichen Maximen in den Nazionalversammlungen und in dem Rath der Könige widerlegt und anklagt, wenn er den Fakzionsgeist der Guisen im Zaum hält, sich Medizis schwarze und schwache Seele unterwirft, durch die unwillkührliche Ehrfurcht welche er einflößt, die beiden Könige, denen er dient, fesselt! Nichts als seine Verbannung konnte den vielen verbrechendürftigen Herzen die Freiheit schenken. Wer war denn dieser Mann, welcher mit einem so großen Uebergewicht die ganze Macht der Tugend ausübte? Der Sohn eines Geächteten, und der Enkel eines Juden.

Sully war der Freund des Besten der französischen Könige. Was sein Glück machte, wurde sein schönster Ruhm. Nie hat jemand diesen so hochwichtigen und schlüpfrigen Posten besser ausgefüllt, als er. Er wachte eben so sorgsam über Heinrichs Herz, als über die Verwaltung des Königreichs. Jede Schwachheit des Königs, die er hätte verhin-

dern können, würde er sich in seinem Gewissen als eine Veruntreuung angerechnet haben. Man lese seine Memoiren, und man wird lernen, welchen Eifer, welche Freimüthigkeit, welche Festigkeit, ein rechtschaffener Mann besitzen muß, um der Freund eines Fürsten zu seyn.

3.

Traseas und Montausier.

Das Schicksal erstreckt sich über jede Art von Ruhm; selbst über den der Tugend. Es kann grosse Charaktere in Jahrhunderte versetzen, die so tief gesunken sind, daß sie nichts zu verändern, nichts zu unternehmen vermögen. Was konnte der unerschrockene Traseas, ein alter Römer, ein würdiger Stoiker, unter der Regierung eines Nero thun? Was konnte er von einem Volke hoffen, das einen Kaiser, der als Schauspieler aufgetreten war, und seinen Vater ermordet hatte, beklagte, und von einem Senat, der künftige Gewaltthaten nur durch die Vergötterung eben geschehener Verbrechen abzuwenden wußte? Da er Tugenden seinem Vaterlande nicht wiedergeben konnte, so blieb ihm nichts übrig, als es zu befreien und die Rolle zu spielen, deren Piso unwürdig war. Er mußte den Tyrann entthronen, das Ungeheuer erdrosseln und seinen Platz einnehmen. Allein die Tugend liebt es nicht, sich mit dem Schein des Ehrgeizes zu bedecken. Sie trotzt den Despoten öfterer, als sie dieselben bestraft. In jenen Perioden des Schreckens und der Niederträchtigkeit erkennt man den redlichen Mann an seinem reinen und eingezogenen Lebenswandel, an seiner ernsten und traurigen Miene. Man sieht es gleichsam auf seine Stirn geschrieben, daß sein Herz tief betrübt darüber ist, daß er von seinem Muth keinen andern Gebrauch machen kann, als den, seine Ehre zu erhalten. Er erträgt von der öffentlichen Erniedrigung alles, was zu ertragen erlaubt ist. Wenn er aber sieht, daß ein Senat Glückwünsche für einen Fürsten erläßt, der eben seine Mutter ermordete, so geht er von dannen und stellt sich der Wuth des Tyrannen bloß.

Und während ihm der elendeste Ankläger als einziges Verbrechen vorwirft, daß er sich wie Kato betrage; so berathschlagt er mit seinen Freunden, ob es für die Zeit, worin er lebe, passender sey, sich seinen Richtern in der Kleidung eines Angeklagten zu zeigen, mit Nachdruck von der Tugend und Freiheit eines Sterbenden zu reden, oder durch einen freiwilligen Tod seiner Verurtheilung zuvorzukommen, um es zweifelhaft zu lassen, was der Senat gethan haben würde, wenn er Traseas Stimme vernommen hätte. Ein Tyrann der vor Rachsucht brannte, ließ ihm nicht die Zeit, diese Frage zu entscheiden.

Große Charaktere befinden sich am unrechten Ort, nicht nur in Zeiten der Sklaverei, sondern auch in jenen Epochen des Luxus und der Unterwerfung, wo eine absolute Monarchie sich bei einer Nazion konsolidirt, die in den schönen Künsten weiter vorgerückt ist, als in einer weisen Gesetzgebung. Was alsdann Gutes bewirkt wird, geschieht durch andere Prinzipien, als strenge und energische Tugenden sind. Diese können dann weder auf die Regierung noch auf die Sitten großen Einfluß haben. Nichts geringes ist es alsdann, diesen Charakter weder vor dem Herrscher, noch vor der Nazion zu verleugnen, und ihn mit Kühnmuth mitten unter den neuen Sitten wie eine hehre Trümmer der alten Tugenden zu zeigen, gleich jenen alten Vesten, unter deren Mauern die Landleute zwar nicht mehr einen Schirmort suchen, die aber selbst noch in ihren Ruinen die Majestät ihres ehemaligen Schutzes beurkunden. Zu einer solchen Zeit war ein Höfling Ludwig's XIV. der strenge Montausier, ohne grade ein Reformator seines Zeitalters zu seyn, durch seine Worte der Zensor eines Hofs. Oeffentlich that er seine Verachtung gegen schlechtgesinnte Menschen kund, hielt dem König ohne Scheu den Spiegel der Wahrheit vor, erzog den Thronerben in den Maximen einer unbiegsamen Rechtschaffenheit und sagte seinem Zögling in dem Augenblick, da er sein Gebieter werden konnte, folgende berühmte Worte:

„Prinz, wenn sie ein Biedermann sind, so werden Sie mich lieben; wenn Sie es nicht sind, so werden Sie mich hassen, und ich werde mich zu trösten wissen." — Auf diese Weise wagte er es, entweder einen guten König zur Dankbarkeit aufzufordern, oder einen Tyrannen zur Rache zu reizen und die unbeschränkte Unabhängigkeit desjenigen zu verkündigen, der nichts mehr fürchtet, wenn er seine Pflicht gethan hat.

4.

Lykurg, die Lazedämonier, die Römer.

In jenen Zeiten, wo die Völker ihre Sitten und Ideen noch nicht so sehr gegen einander ausgetauscht hatten, daß man nicht durch besondere Institute und eine plötzliche Revoluzion eine Nazion von allen übrigen hätte trennen können, trat in Griechenland einer jener Männer auf, welche Plane entwerfen, deren Kühnheit selbst dann noch in Erstaunen setzt, wenn sie der Erfolg gerechtfertigt hat. Er war mit seinen ersten Gedanken von Land zu Land gewandert, um sie mit allen Gesetzgebungen, die man damals kannte, in Vergleichung zu bringen. Mit tiefer Traurigkeit erfüllt, über das Schicksal welches sie dem Menschengeschlechte bereiteten, war er zurückgekehrt. Er hoffte seinem Vaterlande ein besseres Loos zu schenken, und verbannte sich mehrere Jahre hindurch, um sich dem Nachdenken ganz hinzugeben. Endlich gieng er aus seiner Abgeschiedenheit hervor, bildete eine Parthei und erschien bewaffnet an dem öffentlichen Versammlungsort.

„Bürger, sprach er, ich bin damit beschäftigt, Gesetze zu gründen, wie andere sie umzustürzen. Beurtheilt diejenigen, die ich Euch in Vorschlag bringen werde, als Eure wichtigste Angelegenheit, und unterdrücket den ersten Schrecken, den sie in Euch erwecken können. Meine Absicht war, Euch zum freiesten Volke der Erde zu machen; ich habe demnach geglaubt, daß Ihr das den Gesetzen am meisten unterthänige Volk seyn müßtet. Mein heißester Wunsch war es, Euch auf den höchsten Gipfel des Glücks zu erheben; alles

nicht blos sein vertrauter Freund, sondern auch sein eifriger Bewunderer. Nach seinem Tode that er etwas mehr, als daß er ihm eine Leichenrede hielt; und was er that, gab zu den zwei Anticatonen Cäsar's Anlaß. Nicht desto weniger gesteht Cicero in einer traulichen Unterredung mit Pomponius Atticus, daß die Tugend dieses Mannes, den er so sehr bewunderte, dem Vaterlande unnütz wäre. Er bekennt, daß dieser *göttliche Mann* (so nennt er ihn) gleichsam aus der Mode war, und sich nicht in den Geist seines Zeitalters zu finden wußte, daß er, wenn er in der Rathsversammlung seine Meinung äusserte, in Plato's Republik, und nicht unter den Hefen des römischen Volks zu seyn wähnte.

Diese Worte Cicero's erklären einen Vers beim Virgil. Indem er nehmlich bei der Schilderung des Schilds seines Helden, auf welchem verschiedene Figuren eingegraben sind, den Theil der Unterwelt darstellen will, in welchem die Schatten der Seligen hausen; so läßt er daselbst mit unbeschränkter Gewalt den greisen Kato präsidiren und ertheilt ihm die Gerichtsbarkeit über das Volk der Gerechten und Glücklichen.

Secretosque Pios, his dantem jura Catonem.

Buchstäblich genommen war diese Stelle für die Familie der Cäsaren beleidigend. War *er* selig; so waren *sie* verdammt. Allein, meiner Meinung nach, verstand sich Virgil mit den Cäsaren. Wahrscheinlich hatte er August das Geheimniß seiner Fikzion enthüllt, die dem Anschein nach lobt, in der That aber tadelt, indem sie zu erkennen giebt, daß Kato's Tugend wohl für eine andere Welt, nicht für die gegenwärtige passe, daß er sich nur in einer Gesellschaft gefallen könne, die man auf Erden vergebens suche.

Konstantinopel

und

St. Petersburg,

der Orient und der Norden.



Zweiter Jahrgang 1806.
Achtes Heft.

St. Petersburg und Penig,
bei F. Dienemann und Comp.

Inhalt.

Konstantinopel

und

St. Petersburg.

Achtes Heft. 1806.

I.

Correspondenz zwischen Catharinen II. und dem Grafen Rumänzow-Sadunaysky *)

Reskript an den Fürsten M. M. Schtscherbatow, Verfasser der russischen Geschichte.

Fürst Michael Michailowitsch!

Die hierbei folgenden Briefe dürften für kommende Zeitalter interressant seyn. Lassen Sie getreue Copien davon nehmen und behalten Sie sie bei sich in Verwahrung. Die Originale stellen Sie Mir

*) Siehe hiervon die im vorigen Hefte befindlichen kurzen Nachrichten.

wieder zu. Sie werden Ihnen, wenn Sie sie mit Aufmerksamkeit lesen, eine Menge wichtiger Dinge aufklären, und Ich denke dabei eben nicht als der schwächere Theil aufzutreten.

Catharina.

Erhalten d. 10 Dec. 1773.

1.

Graf Rumänzow-Sadunaysky an Catharina II.

Allergnädigste Kaiserin!

Indem ich voraussehe, daß meine persönlichen Feinde mich zu einer Zeit auf eine harte Probe stellen, da die mir anvertraute Armee sehr geschwächt ist, erdreiste ich mich allergnädigste Kaiserin! Ihnen aufs gewissenhafteste, pflichtmäßig alle Hindernisse die bei dem Beharren eines Uebergangs über die Donau aufstoßen könnten, vor Augen zu legen. Meine ehemaligen Meinungen weichen von den jezt gemachten Erfahrungen nur darin ab, daß dasjenige was disseit des Flusses höchst beschwerlich schien, in der That noch weit unausführbarer ist. Als ich jenseit der Donau stand, waren meine Generale Zeugen, daß ich mir alle nur ersinnliche Mühe gab, weder Hindernisse noch Lebensgefahr scheute den allerhöchsten Willen Ihrer Majestät in Erfüllung zu bringen. Ich hatte unter dem Namen einer Armee, den Truppen des Veziers, blos ein kleines Corps von 13000 Mann Infanterie entgegenzustellen, und doch ist der Feind geschlagen und zerstreut: Mit einem Worte, nur das was menschliche Kräfte nicht besiegen konnten, ist unversucht geblieben. Durch diesen höchst beschwerlichen Feldzug sind die Truppen außerordentlich entkräftet, die

Pferde äusserst elend, und ich kann Ihrer Majestät die mich jetzt drückenden Beschwerden in Rücksicht der defensiven Lage nicht verhehlen, in die ich mit jenem festen Fuß, mit dem ich sie vorher betrat, nicht leicht wieder kommen kann, nachdem ich so tief gesunken bin.

Außer diesem nehme ich mir, allergnädigste Kaiserin, noch die Freiheit mit dem Geiste eines eifrigen und getreuen Unterthans, Ihnen die Lage des jenseitigen Donauufers nach meiner eigenen Ansicht zu schildern: — Sollen die Kriegs-Operationen auf demselben fortgesetzt werden, so muß die Armee nicht nur verdoppelt, sondern verdreifacht seyn: denn so viel ist erforderlich um dort festen Fuß zu fassen. Widrigenfalls wird es in Rücksicht des breiten, im Rücken bleibenden, Flusses und der beschwerlichen Passagen, in welchen man von allen Seiten leicht abgeschnitten werden kann, und zu deren Bedeckung besondere Corps postirt seyn müssen, (ohne jedoch dadurch dem Offensiv-Agirenden, der durch Wälder und über Berge sich aufs Neue einen Weg bahnen muß, einen Vortheil zu gewähren) unmöglich seyn, eine feste Position zu erhalten.

Mein Geist ist schon längst vom Kummer niedergebeugt, daß ich schriftlich mit keinem Merkmale des allerhöchsten Wohlwollens beehrt werde. Möchten doch nur meine allerunterthänigsten Briefe zu Ihrer Majestät gelangen! — Nicht minder trauert mein Herz auch darüber, daß meine Vermittelung vielen hier Dienenden keinen Nutzen bringt. Dieses eben erschlafft den Eifer meiner Untergebenen; und doch finde ich kein anderes Mittel, sie anzuspornen. Selbst viele meiner Berichte über die Bedürfnisse und nothwendige Bewaffnung unserer Macht werden nicht in Erwägung gezogen. Ich

fühle und sehe es voraus, daß wenn man nicht meinen Eifer, der keinem Zweifel unterworfen ist, schmälern kann, so findet man in mir Mangel an Fähigkeiten, und indem man mich als einen Menschen darstellt, der allerwärts auf Hindernisse zu stoßen glaubt, raubt man mir Ihrer Majestät allerhöchstes Zutrauen. — Allein werfen Sie, allergnädigste Kaiserin, nur einen gütigen Blick auf den Dienst und Ihren in demselben grau gewordenen Unterthan, der es sich zur vornehmsten Sorge macht Ihre Befehle mit Treue, Biedersinn und nach wahrem Nutzen ringend, zu erfüllen. Um den Neid meiner persönlichen Feinde zu befriedigen, wäre ich bereit, mein Eigenthum aufzuopfern, befände ich mich nur nicht in dieser Lage, in welcher mit meinem Schicksale sehr Vieles verknüpft ist. Ich bekenne Ihrer Majestät, daß, da ich nicht erst mit gegenwärtigem Kriege meinen Dienst anfange, ich fünf ganze Jahre eine Abspannung der physischen sowohl als moralischen Kräfte in mir fühle. Ich suche mein Glück in der Erfüllung des allerhöchsten Willens Ihrer Kaiserl. Majestät und in dem Wohl meines Vaterlandes, wünschte also gern auf meinem Posten denjenigen zu sehen, der besser als ich die Mittel kennt, diesen beiden so theuren Gegenständen genug zu thun.

Ich werfe mich zu den Füßen Ihrer Kaiserl. Majestät und verharre in tiefster Ehrfurcht

Ihrer Kaiserl. Majestät

den 30. Juni 1773.
aus dem Lager bei dem
Dorfe Schigateja

Allerunterthänigster
Graf Peter Rumänzow.

2.

Schreiben der Kaiserin.

Graf Peter Alexandrowitsch!

Da mir die Wohlfahrt des Reichs am Herzen liegt, und Ich nicht weniger als Andere die Wiederherstellung des Friedens wünsche, will Ich Ihnen zur Antwort auf Ihren an Mich aus dem Lager beim Dorfe Schigateja gerichteten Brief vom 30 Juni offenherzig gestehen, daß die Nachricht von Ihrem Rückzuge über die Donau Mir nicht so viel Vergnügen machte, als das Uebersetzen der Armee über diesen Fluß, wozu Ich Ihnen in Meinem Briefe vom 28 verwichenen Monats so herzlich Glück wünschte. Meiner Meinung nach wird Ihr Uebergang auf das disseitige Ufer den Frieden nicht beschleunigen. Ich will übrigens nicht im Geringsten auf die leeren in ganz Europa sich verbreitenden Gerüchte, die einige Monate hindurch unsere Ohren umsausen werden, Rücksicht nehmen. Diese müssen, wenn sie unsern Neidern ein gewisses täuschendes Vergnügen verursacht haben werden, das wir aber unserer Aufmerksamkeit gar nicht würdigen wollen, von selbst aufhören. Was Ihre persönlichen Feinde betrift, die Sie zu einer Zeit auf eine harte Probe stellen, da die Armee sehr geschwächt ist, und weswegen Sie Mir eine umständliche Beschreibung des Uebergangs über die Donau mittheilen, darüber will Ich Ihnen, Mich in Ihre Lage so viel wie möglich versetzend, offenherzig sagen, daß diese Ihre Feinde, über die Sie Sich beklagen, Mir nicht bekannt sind; daß Ich von solchen zum erstenmale von Ihnen etwas höre und außer Ihnen auch von Niemanden habe hören können; denn Ich verwahre mein Ohr vor allem Privat-Hader, habe keine

Ohrenbläser, liebe keine Zeitungsträger, und die Klatschereien der Mährchen-Dichter, welche oft, um nur zwischen Leuten Uneinigkeit zu stiften, ihre eignen Geburten ausbrüten, kann ich durchaus nicht leiden. Diese Art Menschen kennen gewöhnlich außer diesen niederträchtigen Eigenschaften keine andern Mittel sich Achtung zu erwerben. Solchen Intriguen und Intriganten bin Ich gewohnt den Zugang zu verwehren, indem Ich ihre Doppelseitigkeit vernichte. Leute hingegen, die sich gegen andere durch ihre Eigenschaften und Verdienste eben sowohl als durch ihren Rang auszeichnen, wie Sie, bin Ich gewohnt nur nach ihren Handlungen und nach ihrem Eifer zu beurtheilen. Ich hoffe also, daß Sie, eingedenk der Vergangenheit in der Sie so viele Beweise Meines Wohlwollens erhielten, und nach Maßgabe ihrer vielfältigen Verdienste um Mich und das Reich, von meinen gegenwärtigen wie auch künftigen Gesinnungen urtheilen werden. Nachdem Ich Ihnen nun mit so vieler Offenherzigkeit meine Meinung über dasjenige was Sie persönlich betrift gesagt habe, schreite Ich zum andern in Ihrem Briefe berührten Gegenstande, nehmlich zur lebhaften Schilderung der Lage Ihrer Armee, in der, wie Sie schreiben, unter dem Namen einer Armee, Sie blos ein kleines Infanterie-Corps von 13000 Mann, den Operationen des überlegnen Vezirs entgegenzustellen haben. Ich muß Ihnen beipflichten, daß Ihre Armee nicht zahlreich ist. Allein in Meinem Gedächtnisse bleibt auf immer die Inschrift Meines zur Feier des Siegs bei Kahul aufgestellten Obelisken unauslöschlich, des Inhalts, daß Sie zwar nur mit 17000 unter Gewehr stehenden Soldaten doch rühmlichst einen ungeheuren Haufen Feinde unter dem Befehl des Veziers Halil-Bey besieg-

ten, der gegen 15000 Mann anführte. Dieses hat mich noch fester an die einst von den Römern ausgesprochne und durch Erfahrung bewiesene Regel gebunden: daß nicht die Menge, sondern die kluge Leitung des Anführers, verbunden mit Tapferkeit, Ordnung und Kriegs-Disciplin, den Sieg erkämpft. Ich bedaure sehr, daß Ihr so beschwerlicher Uebergang, wie auch der Rückzug über die Donau und der Rückmarsch Ihre tapfern Soldaten ermüdet und die Pferde äußerst entkräftet hat; hoffe aber, daß durch Ihre Mir bewußte Sorgfalt, sowohl die Mannschaft als die Pferde allmählig in ihren vorigen Zustand versetzt seyn werden. Daß Ihre defensive Lage nunmehr gänzlich zerstört ist und Sie selbige nicht leicht wieder herstellen können, dieses kann Ich mir leicht denken, denn in Zeit von einem Monate hat sich Ihre Position dreimal verändert, nehmlich: Ihre erste Lage dißeit der Donau, Ihr offensiver Uebergang über diesen Fluß und zuletzt Ihr mit der Herstellung einer defensiven Lage verbundener Rückmarsch. Diese gleichsam entscheidenden Zeitpunkte müssen freilich mit nicht geringen Hindernissen und vieler Besorgniß verknüpft gewesen seyn. Da Ich aber Ihre Talente kenne und von Ihrem treuen Eifer überzeugt bin, so zweifle ich gar nicht, daß Sie selbst aus der beschwerlichsten Lage ehrenvoll sich herauszureißen, Geschicklichkeit genug besitzen werden. — Sie beschreiben mir das jenseitige Ufer der Donau bei Silistria als so unbequem zur Fortsetzung der Kriegsoperationen, daß, um auf demselben festen Fuß fassen zu können, man die Armee nicht nur verdoppeln, sondern verdreifachen müsse. Ich bin von der Richtigkeit dieser Beschreibung vollkommen überzeugt; ab-

kein so sehr Ich auch durch empfindliche dem Feinde in seinem Innersten beigebrachte unheilbare Wunden, das Ende des Kriegs herbeizuführen wünschte, da Ich keinen ruhmvollen und für Mein Reich vortheilhaften Frieden nach so mannigfaltig erfochtenen Siegen, durch Unterhandlungen schliessen kann, so bin Ich bei alle dem nicht im Stande die Armee zu verdoppeln, vielweniger noch zu verdreifachen; auch halte Ich es dem obenangeführten Grundsatze zufolge, den Ich standhaft beibehalten und befolgen will, für nicht nöthig. Alles was Ich jetzt thun konnte, ist dieses, daß Ich durch einen Befehl aus dem in Polen stehenden Corps zur Verstärkung Ihrer Armee, noch einige Regimenter habe abschicken lassen, die, wie Ich hoffe, zu rechter Zeit bei Ihnen seyn werden. Denn Ich setze voraus, daß nach Ihren bisher eingelaufenen Berichten der größte Theil des Sommers, und folglich auch die gewöhnliche Zeit des gegenwärtigen Feldzugs eher verflossen ist als Sie im Stande seyn werden durch Ihre Operationen aufs Neue den Feind zur Beschleunigung der Friedens-Unterhandlungen zu nöthigen. Sowohl in dieser als in jeder andern Rücksicht binde Ich Ihnen nicht die Hände. Jetzt so gut als vorher steht es in Ihrem unbeschränkten Willen, dem Feinde Streiche zu versetzen, wie es Ihnen nach dem Maße Ihrer Kräfte der Himmel eingeben wird. Mehr Zutrauen dächt' Ich könnten Sie von Mir doch nicht erwarten. Damit aber auch Nichts zu Ihrer Befriedigung fehle, und da Ich jede Zeile Ihres Briefs beantworten will, habe Ich befohlen, Erkundigungen einzuziehen, auf welche Forderungen und Briefe Sie eigentlich von Mir mit keiner Resolution versehen worden sind. Sobald ich darüber Auskunft erhalte, werde Ich Ih-

nen unverzüglich Meine Pläne darüber mittheilen. Auch will Ich denjenigen Belohnungen ertheilen, die Ihren Vorstellungen zufolge solche verdient haben, damit der Muth Ihrer Untergebenen auch hierdurch beseelt werde, so wie Ich gewohnt bin ihn nie sinken zu lassen. Dies habe Ich wohl, wie es auch Ihnen nicht unbekannt seyn muß, in der That schon hinlänglich bewiesen. Daß aber Ihre Kräfte durch den fünf Jahre langen Krieg so stark abgenommen haben, daß Sie gern auf Ihrem Posten einen andern zu sehen wünschten, der eben so wie Sie sein Glück in der Erfüllung Meines Willens und in dem Wohl des Vaterlandes suchen möchte: dieses kann Ich nur herzlich bedauern. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß, so lange der Himmel Ihre körperliche und Geisteskräfte zur Leitung der russischen Waffen stärkt, das Reich nicht anders als mit Zuversicht Thaten von Ihnen erwarten wird, die dem Ruhm, den Sie Sich und dem Vaterlande erworben haben, entsprechen müssen. Sollten Sie aber nach allem diesen durch Zufälle, denen die Menschheit unterworfen ist, zum allgemeinen sowohl als zu Meinem Leidwesen, sich nicht mehr im Stande fühlen Ihre so geschickte Leitung fortzusetzen, so würde Ich in diesem Fall mit der Mir gewöhnlichen Aufmerksamkeit gegen Personen, die sich in ähnlichen Umständen befinden, auch gegen Sie verfahren. Empfangen Sie Meinen herzlichen Glückwunsch zu den jenseit der Donau erfochtenen Siegen; auch wünschte Ich, daß Sie Ihre Neider jederzeit blos durch Siege überwinden möchten.

Die Nachricht von dem Tode des General-Majors Weißmann hat Mich sehr gerührt: es schmerzt

Mich, ihn verloren zu haben. Uebrigens verbleibe ich

Ihre wohlaffektionirte

Petershof d. 18 Juli 1773.

Catharina.

3.

Schreiben des Grafen Rumänzow Sadunaysky.

Allergnädigste Kaiserin!

Ihrer Kaiserl. Majestät höchst eigenhändiges Schreiben vom 18 Juli, durch welches Sie mit der Ihrer grosen Seele eigenen Art, die Gnade hatten mir zur Aufmunterung Ihren Schutz und höchstes Zutrauen angedeihen zu lassen, hatte ich das Glück ehrfurchtsvoll am 30 desselben Monats zu empfangen.

Ich fühle mich durch die Worte und die hohe Gnade Ihrer Kaiserl. Majestät ungemein erquickt; allein noch ist jene Seelenkrankheit nicht gehoben, welche mein Rückzug über die Donau hervorbrachte, indem ich keine Möglichkeit fand, die bestimmten Operationen weiter vorzunehmen. Welchen Zeitpunkt wir auch zum Rückzuge gewählt hätten, so wären wir doch den Verläumdungen unserer Neider nicht entgangen, denn aus Mangel an Nahrungsmitteln konnten wir dort keine feste Position erhalten. Uebrigens muß der Feind selbst gestehen, daß wir auf das disseitige Ufer nicht durch eine zurückdrängende Macht zum Uebergange gezwungen wurden, sondern als Sieger, nachdem wir ihn dreimal geschlagen hatten. Aus den Aktionen meines ersten Feldzugs ist Ihrer Kaiserl. Majestät be-

kannt, daß ich Alles aufbot um an dem Ufer der Donau, festen Fuß zu fassen, und so schnell ich auch bis an diesen Fluß vordrang um die künftigen Operationen nicht wieder von demselbrn Punkte anzufangen, so bezog ich hier wider die Erwartung und Gegenvorstellungen Vieler die Winterquartiere. Auch ist Ihrer Kaiserl. Majestät nicht unbekannt geblieben, wie oft ich aus diesem festen Standpunkte auf das jenseitige Ufer zum größten Schaden des Feindes meine Angriffe unternahm. — Der Sieg bei Kahul ist in der That mit einer sehr geringen Truppenanzahl erfochten; dies ist aber, allergnädigste Kaiserin, nicht das einzige Beispiel der feindlichen Niederlage durch die mir anvertrauten Waffen. Im Oktober des Jahrs 1771 trug ich einen weit glorreichern Sieg davon. Der Glanz dieser Aktion kann auf mancherlei Art verdunkelt werden, allein die Folge derselben waren doch Friedensvorschläge, die die Aufhebung der weitern Operationen bewirkten. Denn in dieser Schlacht war der Verlust der feindlichen Artillerie so groß, daß die Kanonen, die wir jetzt erbeuten, alle schon im Jahr 1772 gegossen sind.

Dies ist ein klarer Beweis, daß wenn der Feind mit uns nach dem Gefühle der ihm zugefügten Schläge und des erlittenen Verlusts, Krieg führte, er ihn schon längst beendigt haben müßte. Allein seine hartnäckige Abneigung gegen den Frieden wird schlechterdings nicht durch das Vertrauen auf seine Waffen bewirkt, sondern gründet sich auf diejenigen Vermittelungen die ihn nicht fallen lassen oder die Fallenden zu rechter Zeit empor heben, obgleich sie selbst dem Schwerdte der Kämpfenden nicht ausgesetzt sind.

Ich erinnre mich meiner offenherzigen und auf

wahre Unterthanen-Treue sich gründenden Vorstellungen an Ihre Kaiserl. Majestät, wozu ich mich in Rücksicht meines Berufs und des allerhöchsten Zutrauens für verpflichtet und berechtigt hielt; wie wenig auch weder die Zeit, noch unsere Macht und die Lage des jenseitigen Ufers, auf welchem wir agiren mußten, den entworfenen Plänen entsprachen; rufe mir auch meine ehemaligen, seit meiner Ankunft zu dieser Armee abgestatteten Berichte ins Gedächtniß zurück, in welchen ich Ihnen den Zweckwidrigen Zustand in den unsere Infanterie und Cavallerie versetzt ist, aus einander setzte, daß nehmlich erstere kompagnienweise an Mannschaft verstärkt, letztere aber auf einen leichtern Fuß gestellt werden müßte, um dadurch zum Besten des Dienstes und zur Verminderung der jetzigen unnöthigen Ausgaben beizutragen. Außer diesem unterlegte ich Ihrer Kaiserl. Majestät auch, daß die späte Rekrutenlieferung die Armee nicht nur nicht verstärkt, sondern ihr sogar lästig wird, weil man zum Unterrichte und zur Verpflegung dieses ungeübten Haufens einen Theil der agirenden Mannschaft anwenden muß. Wie wenige derselben, da sie durch einen weiten Marsch entkräftet ohne nur im Geringsten ausruhen zu können, plötzlich in den schweren Soldatenstand treten müssen, zum Dienst fähig bleiben, davon ist die Anzahl der jährlichen Rekruten-Aushebung der deutlichste Beweis. Ich sah gleichwohl, daß meine Vorstellungen über alle erwähnte Punkte keiner Aufmerksamkeit gewürdigt wurden. Ich bin fest überzeugt, daß Ihre Majestät keiner Verläumdung Gehör geben und zwar desto mehr dadurch, daß ich einzig und allein durch Ihren mächtigen Schutz mich eine Reihe von fünf Jahren auf einem Posten aufrecht halte, auf welchem meine Vorgän-

ger in unserm sowohl, als in verflossenen Jahrhunderten, jederzeit den giftigen Schlangenbissen des Neides ausgesetzt waren. Mein Eigenthum konnte mir nie Feinde zuziehen, denn seit meiner frühesten Jugend bis zum jetzigen späten Alter habe ich kein bequemes Leben geführt. Daß ich aber unglücklicherweise Feinde habe, ist ausgemacht. Was helfen also meine Ihrer Kaiserl. Majestät als einer weisen, tief alle Ursachen und daraus folgende Wirkungen durchschauenden Monarchin, über alles Nöthige gegebenen Erläuterungen, wenn meine Feinde Gegengründe ersinnen, Nothwendigkeit, Möglichkeit und Füglichkeit ergrübeln und auf dem Papiere die reelle Truppenzahl der Armee vergrößern? Dadurch geben sie mir den Anschein eines zur Ueberwindung der Hindernisse entweder unvorbereiteten oder ungeschickten Menschen. Sie stellen durch mancherlei Ränke zu Erlangung der Belohnungen, die wahren Krieger nicht nur mit den in gleicher Anciennetät befindlichen, sondern auch sogar mit denen in eine Reihe, die unter verschiedenem Vorwande den Dienst offenbar verlassen. Unter diesen sind sogar Viele die mich wegen des neuen Etat tadeln, ihre Unzufriedenheit darüber zu erkennen geben und dennoch zu vortheilhaften Stellen gelangen, ja sich bei den vorherigen Dienst-Verrichtungen doppelten Gehalt zueignen. Man hebt aus meinem Commando Leute aus die mir wahrhaft zugethan sind, die ich als Anführer nicht vermissen kann, und hiedurch eben muß der Ehrgeiz als vorzüglichster Sporn im Dienste und die Ehrfurcht gegen den Chef in dem Grade sich vermindern, als Unzufriedenheit und Intrigue zunimmt. Mit diesen Umständen waren meine Gedanken beschäftigt, als ich Ihrer Majestät von meinen Feinden Erwähnung that. Ich sagte zugleich:

daß, um unsere Operationen auf dem jenseitigen Ufer auszuführen und unsere Eroberungen kräftig zu beschützen, die Armee verdoppelt werden müsse. Unter dem Ausdrucke: verdoppeln und verdreifachen verstand ich keinesweges die Truppenanzahl der Armee wie sie nach der Liste angegeben wird, sondern wie stark sie an Leuten ist, die den wahren Dienst thun. Denn alle spät, und einige kaum heute ankommende Rekruten verstärken die Armee auf keinen Fall. Sie erfordern vielmehr eine beträchtliche Anzahl alter Soldaten zu ihrer Verpflegung und zum Unterrichte. Da nun die Regimenter gegen den Feind gebraucht werden, so hatten sie keine Zeit die Rekruten weder in den Waffen zu üben noch sie zu kleiden, und daher bleiben auch bis auf diesen Tag ganze Haufen derselben in ihrer vorigen Form d. h. in grauen Bauerkitteln.

Möchten Sie doch, allergnädigste Kaiserin, in allen diesen Zeilen das Geständniß meiner fortdauernden aufrichtigen Gesinnungen erkennen, welches ich als treuer Unterthan mit Biedersinn und mit desto grösserer Zuversicht vor Ihnen ablege, da ich es einer großmüthigen Monarchin thue, von Deren allerhöchsten Wohlwollen ich mich tief durchdrungen fühle! —

Schon ists der zweite Krieg, in dem ich mich nicht weigere mit geringer Macht gegen einen überlegnen Feind zu kämpfen. Da ich nur zu gut meine Umstände kannte, so wählte ich mir meiner Neigung gemäß diesen Stand und ertrug geduldig mein Schicksal, das mich jederzeit mit geringen Mitteln einen zahlreichen Feind zu überwältigen verurtheilte. — Die Tapferkeit ersetzt freilich in vielen Fällen die Menge. Dieses könnte man auch als eine unumstößliche Regel annehmen, wäre diese so seltene

Geistesanlage nur jedem Krieger angeboren. Allein nach meinen eignen Erfahrungen erwarten Manche unter ihnen Alles eher von der physischen Kraft als von der Seelengröße, und in dem Grade als sie zu der erstern ihr völliges Zutrauen fassen, äußern sie gegen letztere offenbar, wo nicht Furcht, doch Zweifel.

Aus den Relationen und dem hiebei folgenden Tagebuche werden Ihre Majestät ersehen, daß ich alles Mögliche aufbiete um dem Feinde die empfindlichsten Streiche zu versetzen und seine Hartnäckigkeit zu beugen. Ich beschäftigte mich damit bei dem Rückzuge über die Donau und von dem ersten Tage an richte ich ein aufmerksames Auge auf seine Lage und auf die Mittel, zu welchen ich, den wahren Zeitpunkt abwartend, schreiten will. Allein der Graf S. . . . . steht von seinen Planen nicht ab und glaubt für seine ganze Abtheilung durch offensives Agiren auf dem jenseitigen Ufer, nicht die geringsten Vortheile zu erringern. Uebrigens benimmt mir die Entfernung alle Hoffnung, für den gegenwärtigen Feldzug, durch Regimenter aus dem in Polen stehenden Corps verstärkt zu werden.

In der meinen aufrichtigen Wünschen so unholden Lage, und bei der äußersten Erschöpfung meiner Kräfte (da ich jetzt schon einige Tage das Bett hüten muß) hoffe ich von der hohen Gnade Ihrer Kaiserl. Majestät, die sie allen treuen und eifrigen Dienern reiflich angedeihen lassen, daß Sie auch mir in diesem Fall gestatten werden, mich wenigstens unter irgend ein Obdach zurückzuziehen, um die wenigen Ueberreste meiner Lebenskräfte zu retten. Ich war durch äußerst empfindliche und schleunige Abwechselungen der Witterung, besonders in gegenwärtigem Feldzuge, aller Unfreundlichkeit der Luft

res Schwerdts erst dann zu zertrümmern im Stande seyn, wenn alle unsere Friedens-Negociationen fruchtlos zu seyn scheinen. Ich sehne mich nach dem Frieden, aber alle meine Gedanken sind mit dem Kriege beschäftigt; natürlich, weil Ich auf keinem andern Wege meinen Wunsch erfüllt sehen kann. Ich muß Ihnen offenherzig bekennen, daß Ich die Erreichung desselben von Ihnen und dem gegenwärtigen Feldzuge erwartete, allein durch Ihren Rückzug ist auch diese Hoffnung vereitelt! —

Jetzt denk' ich, brechen wir unser Gespräch über das Vergangene ab, um unsere Gedanken auf die künftigen Sorgen zu richten. Sie schreiben Mir von dem zweckwidrigen Zustande, in welchen jetzt unsere Infanterie und Kavallerie versetzt ist; und von Ihren Vorstellungen, zufolge welchen erstere kompagnienweise an Mannschaft verstärkt, letztere aber auf einen leichtern Fuß gesetzt werden müsse, um dadurch zum Besten des Dienstes und zur Verminderung der jetzigen unnützen Ausgaben beizutragen. Auch hätten Sie schon unterlegt, daß die späte Rekrutenlieferung weit entfernt die Armee zu verstärken, ihr nur lästig werde. Endlich sagen Sie, hätte man Ihre Vorstellungen keiner Aufmerksamkeit gewürdigt. — Empfangen Sie nun zur Antwort auf alle erwähnte Punkte Folgendes: Ueber die Verstärkung der Infanterie-Kompagnien, war ich keine vorher eingelaufene Vorstellung zu finden im Stande, auch zweifle Ich an der Möglichkeit eine solche aufzutreiben. Sobald ich Ihre, die Kavallerie betreffende Vorstellung erhielt, gab Ich dem Grafen Tschernüschew Befehl, schriftlich darüber mit Ihnen Rücksprache zu nehmen, und sah aus Ihrem Briefwechsel deutlich, daß Sie für schicklicher hielten, diese Abänderung erst nach beendigten

Kriege zu treffen. Was die Rekruten-Aushebung und Lieferung anbelangt, so ist Ihnen wohl selbst nicht unbekannt, daß eine Reichsverfassung nicht blos aus dem Militär sondern auch aus andern Theilen besteht: und daß man, um gerade den wichtigsten, nehmlich den Ackerbau nicht zu stören, erst in den Herbstmonaten zur Rekruten-Aushebung schreitet. Verwichenes Jahr ward dieselbe unglücklicher Weise durch eine grassirende Epidemie um einige Tage später als gewöhnlich verordnet, damit so viel wie möglich die Entkräftung der Rekruten vermieden würde. Wenn Sie also außer den bisher angewandten Mitteln andere entdeckt haben, so bitte Ich Mir dieselben nur gleich mitzutheilen, um Gebrauch davon zu machen. Hiemit denke Ich, Ihnen wohl deutlich genug bewiesen zu haben, daß Ihre Vorstellungen auf keinen Fall verworfen werden. — Sie gestehen selbst, daß Ich keiner Verläumdung Gehör gebe, und daß Sie aus eigener Erfahrung davon überzeugt sind, indem Sie Sich fünf Jahre hindurch auf Ihren Posten aufrecht erhalten. Dies gereicht Mir zur Zufriedenheit, denn Ich erkenne daraus, daß Sie Meinen Gerechtsinn zu schätzen wissen. Auch können Sie versichert seyn, daß Ich den wahren Werth blos in Handlungen setze, Mich um die Feinde des Einen oder des Andern gar nicht bekümmere, und mit ihnen auch Nichts zu schaffen habe. Möchten nur Meine Unternehmungen gut ablaufen! Zu diesen wähle Ich Mir, nach der Mir von Gott verliehenen Gewalt Leute aus, die Ich nach Meinem Gewissen vor dem Allerhöchsten und der Ehre, dem Vortheile und Ruhme des Reichs gemäß, zu brauchen für gut befinde. Nach dem Verhältnisse Ihrer Verdienste um Mich, bestimme Ich Ihnen auch nach Meinem Gutdünken Beloh-

nung und Unterhalt; und hierin nehme Ich ausdrücklich Sie und die ganze Armee zu Zeugen. Noch vor Kurzen habe Ich alle vom ersten bis zum letzten mit einer ansehnlichen Zulage im Gehalt belohnt. Alles Murren und alle Unzufriedenheiten also, die von dieser Seite entstehen könnten, sind ungerecht, verdienen, sie mögen kommen von wem sie wollen, keine weitere Erwägung und dürfen noch weniger Ihnen, in Ihren jetzigen und künftigen Unternehmungen, Hindernisse in den Weg legen. Ueber diese für die künftige Campagne vorzunehmenden Operationen, verlange Ich jetzt Ihre Meinung, um Sie nach dem Gange der Geschäfte und nach Meinen Einsichten, bey Zeiten mit nöthigen Verhaltungsbefehlen versehen zu können. Damit Sie im Stande seyn möchten Ihr Augenmerk auf die für den Feind schädlichsten Unternehmungen zu richten, habe Ich Befehl ertheilt Ihre Armee mit 5500 Mann geübter alter Soldaten aus den hiesigen Regimentern zu kompletiren. — Da Sie die Ursache des Rückzugs über die Donau dem Mangel an Lebensmitteln zuschreiben, so empfehle Ich Ihnen alle nur mögliche Maaßregeln zu ergreifen und Sorge zu tragen, für den künftigen Feldzug, alle in Brailow sowohl als in den längs der Donau angelegten Magazinen, wenigstens auf ein halbes Jahr mit Proviant anzufüllen; und das je eher je lieber, sollte auch im April alles schon an Ort und Stelle seyn, damit dieses höchst nöthige Bedürfniß Ihnen während des Feldzugs gar keine Hindernisse verursache. Indem Ich Mich gegen Sie in dieses Detail einlasse, erwiedere Ich blos Ihre Offenherzigkeit gegen Mich, die Mir auf jeden Fall nie anders als angenehm seyn kann, und die Ich zu vermehren jederzeit bemüht bin. — Das Ihrer Relation beigefügte Journal, habe Ich zwar ge-

hsten, aber in den Operationen des in der Ober-Wallachey befindlichen Corps, Nichts gefunden was zu Meinem Troste gereichen konnte; auch denke Ich, daß dort nichts Erhebliches aufgeführt werden kann. Ihren kränklichen Zustand, der Sie genöthigt hat, das Bette zu hüten, bedaure Ich äusserst und überlasse es gänzlich Ihrem Gutdünken wohin Sie zum Besten der Geschäfte sowohl als Ihrer Gesundheit wegen, den Umständen und Ihren körperlichen Kräften gemäß sich nur entfernen wollen. Dadurch, hoffe Ich werden Sie um desto eher im Stande seyn, Mir zu meiner Zufriedenheit Ihre Meinungen über den künftigen Feldzug mitzutheilen, in welchen Ich die Spuren des Muths, verbunden mit derjenigen Ausdauer wieder zu finden hoffe, die allein im Stande ist, alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen. In dieser Hoffnung verbleibe Ich

Ihre wohlaffektionirte

St. Petersburg d. 8 Sept. 1773.

Catharina.

5.

Schreiben des Grafen Rumänzow Sadunaysky.

Allergnädigste Kaiserin!

Diesen Augenblick erhalte ich das eigenhändige Schreiben Ihrer Kaiserl. Majestät vom 8ten Septbr. dessen Inhalt, oder der Ausdruck Ihrer Gnade und Ihres höchsten Vertrauens, mich, der ich durch eine heftige Krankheit am Rande des Grabes stand, aufs Neue ins Leben rief.

Ihre Worte, allergnädigste Kaiserin, und die Ihrer Seele von Gott eingeflößten Gesinnungen besee-

len mich in einem so hohen Grade, daß ich keinen Neid, keine Verläumdung mehr fürchte, und desto getroster auf dem Pfade fortgehe, den Treue und Unterthanen-Eifer immer vorzeichnet.

Dem allerhöchsten Befehle Ihrer Kaiserl. Majestät zufolge, werde ich nicht ermangeln auf das Allerpünktlichste meinen unterthänigsten Bericht über den Plan des bevorstehenden Feldzugs abzustatten. Doch hängt dieses noch sehr von den Folgen ab, womit die jetzige Campagne endigt. — Ich würde mit mehrerer Sicherheit die Möglichkeit und die Art der vorzunehmenden Operationen bestimmen können, wenn es Ihrer Kaiserl. Majestät gefällig wäre, mich so sowohl mit den Geschäften der Alliirten und benachbarten Mächte, als auch mit den Operationen bekannt zu machen, die für die übrigen Theile Ihrer Armee zu Lande und zu Wasser bestimmt sind. Ohne diese Uebersicht zu haben, kann ich nur von dem Theile des Kriegstandes urtheilen, der unter meinem Befehle sich befindet. Die hiesigen Operationen müßten ohne Zweifel mit den übrigen zusammenstimmen; man kann sie aber nicht eher combiniren, als bis man den Zusammenhang des Ganzen kennt.

Nach meinem letzten Briefe habe ich noch zwei heftige Rückfälle meiner Krankheit gehabt, die mich gänzlich entkräfteten. Ich habe mich aber demohngeachtet, bis ich mit der höchsten Resolution beehrt wurde, nicht erdreistet, das Lager zu verlassen, so sehr mich auch der Arzt hiezu zu bewegen suchte. Denn selbst im kränklichen Zustande kenne ich ganz meine Verfassung, und schone im Dienst auch meines Lebens nicht.

Jetzt will ich auf die allergnädigste Erlaubniß Ihrer Majestät, und auf das Verlangen der Aerzte

mir ein Obdach suchen, welches mich vor der bereits beginnenden und meinem gegenwärtig schwächlichen Zustande so nachtheiligen rauhen Witterung schützen kann. Nur soll auch dieses in einer so geringen Entfernung vom Lager seyn, daß bei erforderlichen Umständen ich stets den Geschäften und meinem Dienst nahe bin.

Blos mein Diensteifer läßt mich zum Schluß noch die Erwähnung thun, daß Thätigkeit des Anführers in meinem Posten die Untergebenen beseelt, und in ihnen die nöthige Achtung für seine Person erweckt, die hingegen in seinem kränklichen Zustande fällt; auch in mir wirkt diese Einbildung, und wenn sie keinen andern Grund hat, so liegt derselbe in der Krankheit selbst. Mit tiefster Ehrfurcht ververharre ich

Ihrer Kaiserlichen Majestät

d. 25 Sept. 1773.
Im Lager am Fluß Jalomitz
ohnweit des Dorfes Malergu.

Allerunterthänigster
Graf Peter Rumänzow.

6.

Schreiben der Kaiserin.

Graf Peter Alexandrowitsch!

Herzlich bedaure Ich Ihre fortdauernde Kränklichkeit. Mit Vergnügen ersehe Ich aber aus Ihrem Briefe vom 25 Sept. aus dem Dorf Malergu am Fluß Jalomitz, daß Ihre Seelenkräfte sich von jener Muthlosigkeit entfesseln, über die Sie Sich selbst in allen Ihren vorigen Briefen gegen Mich beschwert haben. — Diese Muthlosigkeit hätte um

so gefährlicher werden können; da eine solche Stimmung des Anführers, er sey vom Diensteifer noch so beseelt, keine heilsame Wirkung auf die Untergebenen machen kann, sondern ihnen ihre Energie und alle Eigenschaften benehmen muß, die den Geist der Krieger eigentlich ausmachen. Und von diesem hängt ja besonders zu Kriegszeiten Alles, und folglich selbst die Ueberlegenheit unserer Macht ab, besonders dann, wenn die Armee jeder unfreundlichen Witterung, Unruhen und Krankheiten ausgesetzt, den Feind noch nicht vor Augen hat, und also der unsern Kriegern so eigene Wunsch mit dem Feinde zu kämpfen, durch die Entfernung desselben noch nicht so lebhaft rege wird, um ihren Muth und ihrer Ruhmbegierde einen neuen Sporn zu geben. Diese Ruhmbegierde eben ist es, die wie Sie selbst zu Ihrer und zur Ehre des Landes aus Erfahrung wissen, sich so weit erstreckt, daß es leichter ist mit ihnen einen offensiven als defensiven Krieg zu führen.

Wir benutzten die angebornen und eigenthümlichen Gaben unsrer Soldaten und führten diesen defensiven Krieg angriffsweise, nicht um zu erobern, sondern einzig um einen dauerhaften und wohlthätigen, folglich auch einen ehrenvollen Frieden zu erringen. Bis zum jetzigen Feldzuge kämpften wir mit vieler Ueberlegenheit unserer Macht über den Feind, und erwarten zum Beschluß des Angefangenen Ihre Meinung über die Operationen des künftigen Feldzuges, die in allem den bisherigen an Ruhm und Kraft entsprechen müssen. Ich finde es unnöthig Sie zu diesem Behuf mit allen politischen Angelegenheiten bis ins Kleinliche bekannt zu machen; denn Ich glaube, daß eine allgemeine Kenntniß derselben, die Sie besitzen, hinlänglich ist um

Ihre Meinung für die Operationen des Kriegs, die Ich gezwungen bin von Ihnen ohne Zeitverlust zu verlangen, zu bestimmen. Die Zeit vergeht und die Entfernung zwischen uns ist groß. Ich wiederhole Ihnen, daß es Ihre erste Sorge seyn muß, Ihre längs der Donau liegenden Magazine, entweder aus den Ihnen zunächst liegenden polnischen Provinzen, oder von wo Sie es sonst für gut befinden werden, anzufüllen. Hierin kann uns der Wiener Hof nicht hinderlich seyn, denn Wir haben mit demselben verabredet so lange der Krieg dauert die von uns besetzten Gegenden zum Lebensunterhalt zu benutzen, und Ich verlange von Ihnen ausdrücklich, daß alle diese Vorrathskammern wenigstens für ein halbes Jahr versehen werden, und daß alles bis zum April angeschafft ist, damit keine Nahrungssorge hinderlich sey, wie es Uns der Himmel eingeben wird, vorzurücken, und Wir nach Empfang Ihrer Meinung für gut befinden die Zeit dazu zu bestimmen.

Uebrigens verbleibe Ich Ihnen unabänderlich wohlgewogen

Catharina.

7.

Schreiben des Grafen Rumänzow Sadunansky.

Allergnädigste Kaiserin!

Ihrer Kaiserl. Majestät allerhöchstes Schreiben vom — October bin ich so glücklich gewesen zu erhalten. Die demselben beigefügten Nachrichten zeugen von der Unpartheylichkeit des Benachrichtigers. Nur Schade, daß wir dieselbe zu spät erhalten, und daß die wider die Wahrheit streitenden, vom Feinde

ausgestreueten Gerüchte jenen zuvorkommen, indem sie sowohl durch die öffentlichen Zeitungen als auch mir privatim von unsern Ministern mitgetheilt wurden. Ihre Kaiserl. Majestät sind durch meine damaligen Berichte hinlänglich von den Ursachen unterrichtet, die mich nöthigten weder die Stadt Silistria im Rücken zu lassen, noch einen förmlichen Angriff zum Siege über eine überlegene feindliche Macht, die sich so hartnäckig wehrt, zu wagen. Denn hier mußte man sich auf einen unvermeidlichen Verlust einer nicht geringen Menge von Leuten, und noch dazu beim Anfange des Feldzugrs gefaßt machen. Hiezu kam noch der Umstand daß nach der Aussage der Gefangenen, der Vezir schon hinter den Bergen und also bereits der Punkt erreicht war, den der Aussager für den wichtigsten zu seiner Verfolgung hielt.

Auch jetzt nähre ich den Kummer in mir, der mich bei meinem Rückzuge über die Donau nagte. Aber Ihre Kaiserl. Majestät haben aus meinen Berichten außer den Ursachen die mich dazu nöthigten, ersehen, daß ich in der Ausführung nach der gemeinschaftlichen Berathschlagung mit allen unsern Generalen, verfahren bin und daß, wenn auch nur Einer unter ihnen sich erboten hätte, bessere Maßregeln in irgend Etwas anzuzeigen ich ihm augenblicklich gefolgt wäre.

Nehmen Sie, allergnädigste Monarchin, die in der gegenwärtigen Relation beschriebenen glücklich erfolgten Aktionen als die Folge meiner Ihnen verbürgten rastlosen Wachsamkeit und unermüdeten Betriebsamkeit auf, mit welcher ich zum Besten der mir anvertrauten Waffen arbeite.

Ich wartete Zeit und Umstände ab, und es ist oft rathsamer diese beiden zu benutzen, als Alles durch

groß angelegte Pläne zu betreiben. Die Zahl der in Gefangenschaft gerathenenen Feinde ist nicht gering, und unter diesen befinden sich Männer von den ersten Classen. Wir erbeuteten die ganze feindliche Artillerie, und die Stadt Besarschik fiel in unsre Hände, ohne daß wir den geringsten Verlust erlitten und auch nur eine Kanone abgefeuert hätten. Die Maßregeln, die wir beim Vorrücken und in der Aktion selbst getroffen hatten, wurden zu rechter Zeit so glücklich ausgeführt, daß der Feind betäubt von Schreck und von allen Seiten gepreßt, aus dem Gesichte der auf ihn zurückenden Armee floh, sein Lager verlor und der so nöthigen Vorbereitungen für den Winter beraubt wurde.

Diese Eroberungen, allergnädigste Kaiserin sind für Ihre Waffen vortheilhaft, für den Feind hingegen ein empfindlicher Verlust.

Was den Operationsplan zum künftigen Feldzuge anbelangt, so werde ich nach Beendigung der noch vorzunehmenden Aktionen, und nach Vertheilung der Armee in Winterquartiere, in sofern dieser und jener Umstand in Anschlag gebracht werden muß, die Maßregeln zu demselben nach Ihrem höchsten Willen pflichtmäßigst treffen. Wenn ich bisher Ihrer Kaiserl. Majestät keine meiner Gesinnungen verheelt, und Ihnen, allergnädigste Monarchin, über alles Bericht abgestattet habe, was ich bei unsrer festen Stellung jenseit der Donau für Hindernisse vorausgesehen, und was ich für Ihre Waffen für vortheilhaft oder nachtheilig gefunden habe; so war, wenn ich dann nicht vermochte, besser oder tiefer zu durchschauen und abzumessen, (obgleich mein Eifer und meine Rastlosigkeit im Dienst in einer immer gleichen Spannung blieben) diese Schuld einzig meinen angebornen Naturmängeln zuzuschrei-

ben. Die beim Anfange eines Kriegs oder Feldzugs entworfenen Pläne zur gleichförmigen Lenkung, der aus verschiedenen entfernten Punkten zusammenlaufenden Mitwirkungen und Bewegungen, oder bei Cooperationen der Alliirten, sind nicht selten einer Veränderung unterworfen. Es wird daher bei dem nähern Anrücken gegen den Feind, allein dem Talent des Heerführers überlassen, der Zeit, den Umständen und der Füglichkeit gemäß, seine weitern Unternehmungen fortzusetzen. Ich werde mit der mir anvertrauten Macht schon seit geraumer Zeit nur durch einen Fluß, und auch das nicht überall, getrennt und folglich ist es besonders jetzt desto schwerer unsre Aktionen gegen den Feind fürs Künftige zu bestimmen, da derselbe täglich einige Mal eine veränderte Stellung annehmen kann. Ueberhaupt scheinen mir diese, meiner Meinung nach, von bloßem Zufall und von der Ergreifung des wahren Zeitpunkts allein abzuhängen. Oft bahnen uns diese letzteren Umstände einen Weg zu größern Unternehmungen als großangelangte Pläne mit ihren verschiedenen Schwierigkeiten sie hätten ausführbar machen können.

Ich schmeichle mir, allergnädigste Kaiserin, Ihrer allerhöchsten Zufriedenheit und Ihres Vertrauens; denn noch nie habe ich weder Zeit noch Möglichkeit entschlüpfen lassen, die mir eine Gelegenheit zur Vernichtung des Feindes darboten und zum Besten Ihrer Waffen abzweckten.

Vergleichen wir unsere Angelegenheiten mit dem Beispiele der übrigen europäischen Kriege, so waren vielleicht bei jenen schon bei Zeiten Pläne verfertigt, die sich auf eine genaue Kenntniß der Gegend gründeten, wo das ganze Land, auch den geringsten Fußsteig nicht ausgenommen, mit allen seinen

Mängeln beschrieben ist. Hier aber ist uns das jenseitige Ufer der Donau gänzlich unbekannt. Aus eigener Erfahrung kennen wir die Unrichtigkeit der Karten, die wir darüber besitzen, und nur die bereits nähern verwüsteten Theile desselben, die wir selbst betreten haben, sind uns bekannt.

Mich auf die obengesagten Umstände gründend, bitte ich Ihre Kaiserl. Majestät aufs Allerunterthänigste mich gnädigst erst damit bekannt zu machen, welche Bestimmung Ihre übrigen Armeen bei dem bevorstehenden Feldzug zu Lande und zu Wasser haben werden. Bisher ist der Abstand zwischen uns von der Art gewesen, daß weder ich Ihnen, noch Sie mir die geringste Hülfe hätten leisten können. Auch bitte ich mir einiges Licht zu geben, wenn Ihre Kaiserl. Majestät für die bevorstehenden Kriegs-Operationen und für die Beibehaltung der festen Fussung Ihrer Truppen jenseit der Donau, etwa schon einige Maßregeln getroffen haben.

Ein rastloser Eifer erfüllt meinen Geist um meine letzten Kräfte für den allerhöchsten Willen Ihrer Kaiserl. Majestät aufzubieten, und so auch offenherzig Ihnen alles zu berichten, wenn ich irgend Etwas dem Besten der mir anvertrauten Waffen nicht ganz entsprechend finde. Die Ausgedehntheit unserer Eroberungen disseits, und die feindliche Lage jenseits erschweren ungemein die Wahl des Punktes auf den wir unsere Operationen richten müssen, um nicht in Gefahr einer Diversion zu gerathen, wenn wir über einen breiten, gerade zwischen uns und dem Feinde befindlichen Fluß übersetzen. Und hiezu, allergnädigste Kaiserin, erlauben Sie mir von Ihrer Gnade und Ihrem huldreichen Vertrauen, die Leitung Ihrer eignen hohen Hand zu erbitten.

Ueberbringer Dieses, der Generalmajor Fürst

Dolgoruky erfuhr in dem Posten eines General du jour bei dem jetzigen Feldzuge außerordentliche Beschwerden. Wäre es auf seinen Diensteifer angekommen, so würde er bei den Aktionen jenseits der Donau mit gegenwärtig gewesen seyn, und nur ich hielt ihn für den möglichen Fall meiner äußersten Hinfälligkeit, die bei der mich überfallenen Krankheit leicht Statt finden konnte, zu den nöthigen Anordnungen bei mir zurück. Ich erdreiste mich ihn als einen braven General zu den Füssen Ihrer Kaiserl. Majestät zu stellen. Er wird Ihnen auch von unsrer Lage mündlichen Bericht abstatten können.

In tiefster Ehrfurcht verharre ich

Ihrer Kaiserl. Majestät

Fokschany d. 28ten Oktbr.
1773.

Allerunterthänigster
Graf Peter Rumänzow.

8.

Schreiben der Kaiserin.

Graf Peter Alexandrowitsch!

Den 14ten Novbr. traf der von Ihnen abgesandte Generalmajor Fürst Wasily Dolgoruky bei Mir in Zarskoje-Selo mit der Nachricht ein, daß das türkische Corps jenseits der Donau bei Karajeu, welches unter Commando des Omer-Pascha von drei Roßschweifen stand, durch den General-Lieutenant von Ungarn und dem Fürsten Jurye Dolgoruky überwältigt ist; daß dieser Greis in die Gefangenschaft gerathen, Besarschik eingenommen, und daß nach einer kurzen Rast benannte General-Lieutenants, der eine nach Warna und der andere nach

Schumla ausrücken werden, um aus letzterm Orte den Vezir selbst völlig zu verscheuchen; daß der General-Lieutenant Potemkin mit dem Bombardement der Stadt Silistria beschäftigt und der General-Lieutenant Gleboff ihm zur Hülfe bereits abgefertigt ist. Außerdem hat Uns der Fürst Dolgoruky Hoffnung gemacht, daß die Nachricht über den Erfolg dieser Unternehmungen in 6 Tagen bei Uns eintreffen kann. Doch vergiengen in der Erwartung darüber nicht 6 Tage, sondern 2 Wochen und ein Tag; denn erst den 29 Nov. erhielt Ich durch Ihren gewöhnlichen Courier die Nachricht, daß der Angriff auf Warna nicht erwünscht ausgefallen war, und daß der Fürst Jurye nach einem auf Schumla zu versuchten Marsche wieder nach Karajeu zurückkehrte. — Dagegen thun Sie nicht die geringste Erwähnung von dem was zu Silistria vorgefallen ist, und lassen Mich hierüber in einer peinlichen Ungewißheit. Meine Gedanken hierüber wogen stürmisch, und neigen sich eher dahin, keine Hoffnung auf das Bombardement zu setzen. Dieses wird die Stadt schwerlich zur Uebergabe zwingen und ihr keinen großen Schaden zufügen, wenn gleich der General Graf Saltikow die Rußtschinskischen Türken abhalten wird, denen Hülfe zu leisten, welche Silistria vertheidigen. Obschon nun die Folgen der bei Karajeu gelieferten Schlacht, nicht von der Art waren, wie sie es beim ersten Anscheine zu werden versprachen; so hat doch diese Affaire von der einen Seite nicht wenig zu der eingewurzelten Meinung von der Tapferkeit unsrer Krieger beigetragen, so daß im Felde der Feind in seiner jetzigen Lage bei einem erneuerten Angriffe nicht die Oberhand bekommen kann; und von der andern muß für unsere Angelegenheiten jede Ihrer Unternehmungen jenseit

der Donau nicht anders als vortheilhaft seyn; und also dürfte jeder Ihrer Schritte Friede und Ruhe des Volks, die mit seinem Besten so genau verbunden sind, entweder beschleunigen oder entfernen.

In dieser Hinsicht habe Ich zwar zu meiner nicht geringen Zufriedenheit die Affaire bei Karajeu vernommen; bedaure aber nur, daß alles dieses der späten Jahrszeit wegen nicht den Nutzen gehabt hat, den es haben konnte, wenn es ohngefähr 6 Monat früher unternommen wäre. Damit aber das zukünftige Jahr nicht eben so unnütz verstreiche, und der Mangel an Nahrungsmitteln nicht wieder ein Hinderniß zu Unternehmungen werde, so kann Ich nicht unterlassen Ihnen abermals aufs schärfste zu wiederholen, daß Sie zum bevorstehenden Feldzuge Ihre Vorrathskammern längs der Donau gehörig anzufüllen Sorge tragen, wie Ich es Ihnen auch schon geschrieben habe; damit Ihren Unternehmungen jenseit der Donau keine Hindernisse in den Weg treten, und der Feldzug mit Hülfe des wirksamsten Gebrauchs der Waffen nicht ohne Friedenserfolg ablaufe.

Ich erwarte hierüber Ihre schon längst und oft von Mir geforderte Meinung, die, wenn sie noch lange ausbleibt, Gefahr läuft nicht mehr zu rechter Zeit anzukommen, und eine Zurücksetzung für das ganze künftige Jahr befürchten läßt, welche uns weder zum Nutzen noch zur Ehre gereichen kann. Der Eifer zum Besten des Staats mag bei ausgezeichneten, dem Reiche dienenden Männern wie Sie, noch so groß, die Bemühungen und die Sorgfalt von Meiner Seite noch so kräftig angewendet werden, so beurtheilt die Welt sowohl Sie als Mich doch nur nach unsern Fortschritten. Diese rechtfertigen oder beschuldigen Uns wechselsweise in den

ungen derselben; besonders bei den jetzigen Umständen, da nach einem 5jährigen glücklich geführten Kriege die Unterthanen nur von Ihren Unternehmungen den Frieden erwarten.

Da Sie aber, um Ihren Rath geben zu können, die übrige Vertheilung unserer Armeen, die nicht unter Ihrem Befehle stehen, zu wissen wünschen, so will Ich, um Sie zufrieden zu stellen, Ihnen folgende Beschreibung davon machen:

Die zweite Armee beschützt die Krimm, und wird sobald sich eine Gelegenheit darbietet, sich zu einem Angriffe auf Otschakow gefaßt machen. Die Asowsche Flotille kreuzt um die Krimm, und bemüht sich daselbst jede Landung abzuhalten, bis sie stark genug seyn wird anders zu agiren. Die archipelagische Flotte hält unaufhörlich alle in ihrer Nähe befindlichen Ufer in Respekt, und verursacht daher zum Besten der ersten Armee eine starke Diversion; denn sie hält dadurch die dortige feindliche Macht ab, die Armee des Veziers zu verstärken, und unter dem Vorwande Otschakow zu schützen, bleiben viele Tausende, ungeachtet der Anordnungen des Sultans zu Hause.

In Polen und Kislar so wie auch auf der hiesigen Grenze herrscht eine vollkommne Stille. Was die Baskirskischen Unruhen um Orenburg anbelangt, von denen das Gerede sich vielleicht auch bis zu Ihnen erstreckt hat, so wird hoffentlich zufolge der von hier aus ertheilten Befehle das Ganze bald wieder eine erwünschte Wendung nehmen und alles in seinen vorigen Zustand versetzt werden.

Aufrichtig bedaure Ich Ihre fortdauernde Kränklichkeit. Aus Ihrem Briefe habe Ich mit Vergnügen das Zeugniß gesehen, welches Sie dem General-Major Fürst Waßily Dolgoruky geben, und

Sie können versichert seyn, daß Ich solches nicht vergesse.

Auch jetzt verbleibe Ich so wie stets

Ihnen wohlgeneigt

St. Petersburg d. 6 Decbr. 1773.

Catharina.

9.

Schreiben der Kaiserin an den Fürst Michael Nikititsch Wolkonsky.

Fürst Michael Nikititsch!

Indem Ich Ihnen hiebei die Copie der heute vom Feldmarschall Rumänzow erhaltenen Relation übersende, so wünsche Ich Ihnen, wie auch allen übrigen Söhnen des Vaterlandes herzlich Glück zu dem ruhmvoll geschlossenen Frieden. Ich schätze den heutigen Tag für einen der glücklichsten Meines Lebens, weil an demselben die dem Reiche so nöthige Ruhe wiedererlangt ist. Uebrigens verbleibe Ich so wie jederzeit

Ihre

Peterhof d. 23 Juli 1774.

Wohlaffektionirte
Catharina.

10.

Schreiben des Grafen Rumänzow Sadunaysky.

Allergnädigste Kaiserin!

Seit dem Anfange des Kriegs habe ich die mir anvertrauten Waffen gegen den Feind geführt und bin endlich auch so glücklich, durch die Macht derselben den Frieden errungen zu haben.

Es ist Ihrer Kaiserl. Majestät nach meinem letzten Berichte aus Bulgarien bekannt, daß ich vom türkischen Groß-Vezier keine Aufträge, weder zum Waffenstillstand noch zur Erneuerung des Congresses angenommen, sondern von ihm verlangt habe, daß er mir Bevollmächtigte senden soll, um die Bedingungen zum Frieden wirklich anzunehmen und festzusetzen. In dieser Zwischenzeit machte die Armee Ihrer Kaiserl. Majestät immer weitere Fortschritte, bedrängte den Feind, dessen Macht völlig gesperrt war, aufs Aeußerste, und schlug ihn allenthalben wo er nur wagte aus seinen Verschanzungen heraus zu treten. Und so verfolgten wir ihn siegend bis Balkany, 40 Werst von Schumlia.

Diesem zufolge schickte den 5ten Juli der Großvezier in das Hauptlager der Armee Ihrer Kaiserl. Majestät Bevollmächtigte ab, um von Seiten der glänzenden Pforte sich um den Frieden zu bewerben. Als ersten den Kihaju-Bey, der zu diesem Geschäft den Rang eines Keßanesschi-Rami Achmet Effendy angenommen; und der zweite Ibrahim Mümib als Reis-Effendy. Diese sollten die Friedens-Unterhandlungen bestimmen, und den Frieden schließen.

Meinerseits waren die kürzesten Maßregeln ge-

troffen, um die schnellste Niederlegung der Waffen zu bewirken. Der General-Lieutenant Fürst Repnin war von mir bevollmächtigt, die gegenseitigen Bedingungen mit den türkischen Bevollmächtigten abzuschliesen und zu unterschreiben. Der Geheime-Rath Obreskow aber konnte, obgleich ich ihn im voraus hiezu beruffen hatte, wegen des am linken Ufer der Donau ausgetretenen Wassers nicht zu dieser Zeit eintreffen. Auf diese Art, allergnädigste Monarchin, wurde am 10ten dieses Monats unter meinen und den Augen der respektiven Bevollmächtigten der Traktat zu einem ewigen Frieden zwischen dem russischen Reiche und der ottomannischen Pforte geschlossen, und in dem hiesigen Lager unterschrieben. Seine Bedingungen sind folgende: 1.) Alle Tatarn bleiben frei und vollkommen unabhängig, sowohl in ihren politischen als bürgerlichen Verhältnissen. In ihren Religionsgebräuchen halten sie sich an den mahometanischen Glauben, ohne hierin nur im Mindesten in ihrer Freiheit und Unabhängigkeit beschränkt zu werden. Alle ihnen bisher angehörigen Provinzen und Festungen bleiben in ihren Besitz. Ihnen wird Kertsch und Jenikul mit ihren Häfen, die durch diesen Traktat von der ottomannischen Pforte Rußland zugefallen waren, abgetreten. 2.) Fällt an Rußland auch das Schloß Kinburn mit seinem Distrikt, und der ganzen zwischen den Flüssen Bug und Dnepr gelegenen Steppe. Dagegen behält die Pforte Otschakow mit seinem ehemaligen Kreise. 3.) Werden sowohl die Moldau und Wallachey, als auch die archipelagischen Inseln mit vortheilhaften Bedingungen für die Einwohner zurückgegeben. Der Handel und die Schiffahrt der Kauffarthey-Schiffe bleiben wie bei andern Mächten auf allen Gewässern gegenseitig erlaubt, desglei-

chen die Schiffarth aus dem schwarzen ins weiße, und aus dem weißen ins schwarze Meer. Auch werden in diesem Punkte der russischen Schiffahrt sowohl als dem Handel, in Rücksicht der Vortheile und Prärogative Capitulationen zugeeignet, die Frankreich und England mit der Pforte gemein haben. 4.) Verbindet sich die Pforte dem russischen Reiche für die gehabten Unkosten 4,500,000 Rubel zu zahlen.

Uebrigens sind die 10 auf dem Congreß bei Buchareſt unterschriebenen Artikel ratificirt, und die andern eben daselbst vorgetragenen fast alle für gültig anerkannt.

Sehen Sie, allergnädigste Kaiserin, diese Sache und die Ihnen darüber ertheilte Nachricht als die Frucht Ihrer siegreichen Waffen, als einen Beweis des göttlichen Seegens bey Ihren Unternehmungen, und als die Folge der Leitung an, mit der Ihre Kaiserl. Majestät meine Fortschritte allergnädigst zu lenken geruheten.

Sobald ich vom Großvezier nach unsrer Verabredung in fünf Tagen die Vergewisserung bekommen haben werde, daß der Friedenstraktat so für gültig anerkannt ist, wie wir ihn beiderseits geschlossen, so werde ich die Ehre haben Ihrer Kaiserl. Majestät solchen durch den General-Lieutnant Fürst Repnin, der selbst als Bevollmächtigter, theilnehmende Person bei dem Friedensschlusse war, zu übersenden.

Am Ende dieses kurzen Berichts lege ich Ihrer Kaiserl. Majestät meinen unterthänigsten Glückwunsch zum Schlusse dieses Friedens ab. Möge der

Allerhöchste in demselben Ihre Jahre zum Wohl Ihres ganzen Volkes erhöhn!

Meinen Sohn und den Major Fürst Gagarin, die dieses überbringen, lasse ich zu dem geheiligten Thron Ihrer Kaiserl. Majestät niedersinken.

Ich thue ein Gleiches und verbleibe in tiefster Ehrfurcht

Ihrer Kaiserl. Majestät

Allerunterthänigster

Graf Peter Rumänzow.

Z.

II.

Machinationen Boris Godunows und des heiligen Patriarchen, als Ersterer den Thron von Rußland i. J. 1598. bestieg, oder: Auszug aus der Urkunde über die Wahl und deren Bekräftigung zur Zaren-Würde Boris Feodorowitsch Godunows. *)

Im Namen Gottes des Vaters des allmächtigen Weltregierers, seines eingebornen Sohnes, des heiligen Geistes und der unzertrennlichen ewigen Dreieinigkeit, durch den die Monarchen regieren und die Großen erhoben werden!

Die weisen unbegreiflichen und unaussprechlichen Fügungen dieser hochgelobten Dreieinigkeit haben auch Rußland die Gnade angedeihen lassen, sich seiner Regenten froh zu rühmen; und zwar von ihrem Stammvater Rurik an (von dem man sagt, er sey ein Nachkomme des römischen Kaisers August gewesen) bis auf den Kiewschen Großfürsten Wladimir, welcher durch die heilige Taufe Rußland zur christlichen Religion brachte, und von ihm bis auf den

*) Eine Abschrift dieser Urkunde wurde in duplo dem Zaren und Großfürsten Boris Feodorowitsch, Selbstherrscher aller Reußen überbracht. Die mit Unterschrift der Namen aller Wählenden, behielt der Patriarch Hiob und verwahrte sie in seiner Schatzkammer.

letztern. Jetzt hat aber der rechtgläubige Zar Feodor Iwanowitsch, der 18te Nachkomme vom Großfürsten Wladimir, nach einer 14jährigen Regierung das Zeitige mit dem Ewigen verwechselt. Zu seiner Nachfolgerin ernannte er seine Gemahlin unsre rechtgläubige Zarin und Großfürstin Irina Feodorowna. Zum Rathgeber für sie und für das Wohl des Reichs bestimmte er seinen Schwager, den Bruder unsrer Durchlauchtigsten Zarin, Boris Feodorowitsch. Eben so hatte schon vormals unser großmächtigster Monarch der Zar und Großfürst Iwan Wasiliewitsch vor seinem Tode, seinem Sohne Feodor Iwanowitsch, dessen rechtmäßige Gemahlin Irina Feodorowna und die Sorge für das Wohl seines großen Reichs ihm, dem Boris Feodorowitsch übertragen. Unsre rechtgläubige große Zarin und Großfürstin Irina Feodorowna entsagte aber nach dem Hintritt ihres Gemahls dem Throne. Sie entschloß sich, wie sie nach der Stärke ihres Glaubens und dem Wunsche ihres Herzens gelobt hatte, die irdische Größe mit dem Schleier zu vertauschen. Sie wollte durch ein Leben, das denen höherer Geister glich, sich im Klöster eine belohnende Ewigkeit erwerben. Der Patriarch von Moskwa und allen Reußen Hiob, nebst der ganzen hohen und niedern Geistlichkeit, den Bojaren, den Edelleuten, den Kriegsbedienten und der grossen Menge der in Moskwa so wie in andern Städten wohnenden rechtgläubigen Christen mit Weibern und Kindern, flehten und baten sie mit Thränen der Regierung nicht zu entsagen, ihr zahlreiches und getreues Volk nicht verwaist zu hinterlassen. Unsre Großfürstin aber antwortete ihrem Vater und Seelsorger dem Patriarchen Hiob und allen Ständen des versammleten Volks: sie wäre durch ihre heissen Gefühle für

den Glauben und nach dem Antriebe ihres Herzens entschlossen, ihr Gelübde zu erfüllen, in einem Kloster den Schleier zu nehmen und dem Throne gänzlich zu entsagen. Neun Tage nach dem Ableben des Zaren Feodor Iwanowitsch, verließ seine durchlauchtigste Wittwe unsre geliebte Großfürstin Thron, Scepter, Größe, Glanz und den zarischen Pallast. Sie ging in das neue Jungfern-Kloster, nahm den Schleier und erhielt den Namen Alexandra. Hierauf verfügte sich der heilige Patriarch wiederum mit dem ganzen besagten Gefolge aus allen Ständen in dieses Kloster und baten mit Thränen und Stöhnen die Großfürstin, jezt Nonne Alexandra, um ihren Seegen und ihre Gnade. O rechtgläubige und religiöse Zarin! sagte man ihr: Du hast den irdischen Thron verlassen, ein büßendes Leben erwählt um die Krone der Ewigkeit zu erwerben. Allein dein Vaterland ist verwaist, der Thron ohne Beherrscher, deine Unterthanen in Trauer und Jammer. Erbarme dich unser, errette uns aus diesem betrübten Zustand, gieb uns deinen Bruder Boris Feodorowitsch zum Zaren und Beherrscher! So baten auch alle diese versammelten geistlichen und weltlichen Stände nicht ein Mal, sondern wiederholt mit Thränen, er möchte die Gnade haben, den Thron anzunehmen. Man stellte ihm vor, er wäre jezt der einzige, der das nächste Recht als Schwager und vertrauter Freund des seel. Zaren dazu habe. Von Gott wäre er also selbst zur Regierung bestimmt. Boris Feodorowitsch hörte diese Anträge an. Aber bei seiner abschlägigen Antwort blieb er fester als ein Adamant. „Es ist mir nie in den Sinn gekommen regieren zu wollen sprach er. Ich bin zu schwach die Zügel der Regierung zu führen; allein mit den Bojaren mich nicht

nur wie bisher, sondern noch mit grösserer Sorgfalt zum Wohl des Reichs berathschlagen will ich gern." Der Patriarch vermahnte ihn, er möchte der Fügung Gottes nicht widerstehen, denn es heiße in der Schrift: „Gott sprach, wen ich will den erhebe ich und rüste ihn mit Kräften aus." Er führte viele Beispiele aus der Bibel und der Weltgeschichte an, daß Personen von geringem Stande zum Throne gelangt und von Gott gestärkt, die vortrefflichsten Regenten geworden wären. Dennoch blieb Boris Feodorowitsch unbeweglich. Hierauf unterhielt sich der Patriarch zu wiederholten Malen allein mit ihm, ermahnte ihn tief gerührt, er möchte den Willen Gottes nicht widerstreben, dem Wehklagen eines so zahlreichen Volks ein Ende machen und die Regierung übernehmen. Aber er blieb taub gegen seine Stimme und beharrte bei der Verneinung. Der Patriarch versammelte nun wiederum die Geistlichkeit mit den Bojaren und alle baten ihn abermals nicht ohne Thränen, er möchte ihr Flehen nicht verschmähen und den Jammer des Volks abkürzen. Ihr Bitten war fruchtlos. Nun überließ der Patriarch die Sache der Leitung Gottes und verschob die Wahl bis zu der nach 40 Tagen zu haltenden großen Seelen-Messe für den verstorbenen Zar, zu welcher die vornehmste Geistlichkeit des ganzen russischen Reichs, und von allen Ständen aus andern Städten Viele zusammen kommen würden. Er versammelte also am 17 Febr. am Freitage der ersten Fastenwoche die Geistlichkeit, die Bojaren und die ansehnlichsten Personen weltlichen Standes. Hier benachrichtigte er sie von Allem was vorgegangen war und ermahnte sie, sich nun gemeinschaftlich über die so wichtige Wahl eines Beherrschers von Rußland zu berathschlagen. Wir

alle, sprach er, die bei dem Tode des Zaren gegenwärtig waren, haben reiflich überlegt und einmüthig beschlossen, daß wir Niemand außer Boris Feodorowitsch zu unserm Zaren verlangen. Am Schluß dieser Rede riefen alle zur Seelen-Messe Gekommene einstimmig aus: Wir treten deiner Meinung völlig bei, heil. Vater und Patriarch! Unsere ganze Versammlung muß Boris Feodorowitsch bitten, den Thron anzunehmen. Außer ihm und seinen Kindern erkennen wir keinen andern Regenten. Die Bojaren führten noch folgende Gründe für diese Wahl an: Der Zar Iwan Waßiliewitsch hätte den Boris Feodorowitsch und seine Schwester die nun verwittwete Zarin Irina in der zartesten Jugend in seinen Pallast genommen. Da wären sie erzogen und von des Zaren Tische gespeiset worden. Hierauf hätte er seinen Sohn den verstorbenen Zar Feodor Iwanowitsch mit Irina Feodorowna vermählt; Ihr Bruder aber wäre beständig unter den Augen dieses weisen Monarchen gewesen. Er hätte demnach die Reichs-Angelegenheiten und Regierungs-Geschäfte vollkommen kennen gelernt. Der Zar hätte ihn so geliebt, daß er zu sagen pflegte: „Die 3 Hauptfinger „an meiner Hand sind: Mein Sohn Feodor, meine mir von Gott gegebene Schwiegertochter Irina „und du, Boris. Folglich bist du nicht mein „Knecht sondern mein Sohn.“ Zum Beweise seines Zutrauens hätte er auf seinem Todbette dem Boris Feodorowitsch das Wohl seines Sohnes Feodor, seiner Schwiegertochter und des Reichs, auf die Seele gebunden; auch sey dem Boris während der ganzen Regierung des Zaren Feodor treulich nachgekommen. Er hätte durch viele Siege dem Vaterlande Ruhm und Ansehen bei den Nachbarn verschafft. Dafür wär er vom Zaren Feodor eines

völligen Vertrauens und vorzüglicher Gnade gewürdigt worden. Nach dieser Erklärung der Bojaren sprach der Patriarch: „Hier ist der Finger Gottes „sichtbar! Diese vorzügliche Achtung der seel. Mo„narchen gegen Boris Feodorowitsch beweist, daß er „bestimmt ist, uns zu beherrschen und das Vater„land mit unsrer heil. Religion empor zu heben." Nun bat die ganze Versammlung den Patriarchen, er möchte, von ihnen allen begleitet, die Zarin und ihren Bruder bitten, daß sie ihnen Gnade, Trost und Hülfe angedeihen ließen. Der Patriarch pries Gott mit Thränen über die Einigkeit so vieler versammelten Personen verschiedener Stände. Man beschloß am Sonnabend der ersten Fastenwoche d. 18 Febr. ein allgemeines Kirchengebet in der großen Kathedralkirche zu halten und den Allmächtigen um Barmherzigkeit anzurufen, damit diese wichtige Sache zum Wohl der ganzen rechtgläubigen Christenheit beendigt würde. Nach gehaltenen Gottesdienst berathschlagte man, an welchem Tage man in das neue Jungfern-Kloster gehen und die Bitte anbringen sollte. Der Montag der zweiten Fastenwoche d. 20 Febr. ward dazu bestimmt. Die drei dazwischen liegende Tage brachte man in beständigem Flehen zum Herrn der Herren um den glücklichen Erfolg zu. An benanntem Tage ging man also in das neue Jungfern-Kloster. Man bat die Zarin und Boris Feodorowitsch unter Strömen von Thränen. Allein unsrer Sünden wegen erzeigten sie uns keine Gnade. Die Annahme des Throns wurde abgeschlagen, und uns verboten mit dieser Bitte wieder zu kommen. Nun befand sich der Patriarch in großer Verlegenheit. Er versammelte aufs Neue die Clerisey. Man beschloß in der großen Domkirche ein allgemeines Gebet zu der Mut-

ter Gottes zu halten und zu verordnen, daß dies zugleich in allen Klöstern, selbst in dem in welchem die Zarin sich aufhielt, geschehen solle, damit die Mutter Gottes die Herzen der Zarin und ihres Bruders erweiche. Nach vollendetem Gottesdienst wolle man wieder mit dem Kreuz und den wunderthätigen Bildern der Heiligen ins Kloster gehen, die Zarin bitten dem Boris Feodorowitsch ihren Seegen zu geben den Thron zu besteigen und ihn gleichfalls anflehen daß er ihn annähme. Zugleich nahm der Patriarch mit der vornehmsten Geistlichkeit die Abrede, daß, wenn Boris Feodorowitsch die Krone annähme, sie ihn, zufolge der ihnen von Gott ertheilten Gewalt, der vielen Eidschwüre entbänden, welche er so oft gegen die Annahme gethan. Schlüg er aber aufs Neue ihre Bitten ab, dann sollte er in den Bann gethan und vom Genusse des heil. Abendmahls ausgeschlossen werden. Auch wollten dann der Patriarch, die Metropoliten, die Erzbischöffe und Bischöffe ihren geistlichen Würden entsagen, ihren Ornat im Kloster niederlegen, die Heiligenbilder daselbst zurücklassen, den Gottesdienst in den Kirchen und die Konsekration des heiligen Sakraments aufhören lassen. Daraus müsse unabsehbares Unglück für Rußland entstehen, und er, Boris, habe dies am Tage des Gerichts vor dem gerechten Gott zu verantworten. Den 21 Febr. zog also die gesammte Geistlichkeit unter Vortragung des heil. Kreuzes, den wunderthätigen Bildern der Mutter Gottes ins neue Jungfern-Kloster. Bei ihrer Annäherung wurden alle Glocken geläutet. Das wunderthätige Bild der Mutter Gottes, welches in diesem Kloster sich befindet, wurde ihnen entgegen getragen. Hinter ihm kam Boris Feodorowitsch selbst heraus. Nach-

dem er seine Andacht verrichtet, sprach er zu dem Patriarchen: heiliger Vater! Weshalb hast du einen so feierlichen Zug angestellt? Der Patriarch antwortete: Nicht ich habe ihn angeordnet. Die Mutter Gottes, welche dir hold ist, wollte selbst zu dir kommen. Daher gehorche, mein Sohn, dem Willen des Allerhöchsten, unterwirf dich seiner heil. Mutter und den heil. Wunderthätern. Nun ging man zur Messe in die Klosterkirche. Nach geendigtem Gottesdienst bat die ganze Versammlung den Boris Feodorowitsch wiederum mit Thränen die Gnade zu haben und den Thron anzunehmen. Allein er blieb unbeweglich. Hierauf gieng der Patriarch mit der Geistlichkeit, unter Vortragung des heil. Kreuzes und der wunderthätigen Bilder in die Zelle der Zarin. Hier bat man sie kniend um der Mutter Gottes willen, sich erweichen zu lassen. Lange blieb sie und ihr Bruder unbeweglich. Endlich rührte Gott ihr Inneres, und schluchzend sprach sie: Da ihr und alle Stände des Reichs so sehr in mich dringt, so erfülle Gott den Wunsch eurer Herzen! Ich gebe meinem Bruder Boris Feodorowitsch meinen Seegen den Thron anzunehmen, und empfehle ihn dem Schutz Gottes, seiner heiligen Mutter und aller wunderthätigen Heiligen. Da wir diese gnädige Worte vernahmen, warfen wir uns zu den Füssen des Zaren und der Zarin. Wir dankten von ganzem Herzen Gott der unser Gebet erhört hatte. Boris Feodorowitsch sprach mit Thränen der Wehmuth: O grosse Zarin und Frau! warum legst du mir eine so schwere Last auf, eine Last die ich nicht Kräfte genug zu tragen habe? Sie aber ermahnte ihn von Neuem Gottes Willen von ihrem Seegen begleitet sich zu unterwerfen. Er entschloß sich endlich und sprach: Der Wille Gottes geschehe! Herr

leite mich nach deinem Rath, damit ich beständig auf deinen Wegen wandle! Darauf gieng der von Gott uns gegebene Zar in die Klosterkirche, wo in Gegenwart der Bojaren und einer unzähligen Menge Volks dem Herrn aller Herrn ein freudiges Dankopfer gebracht wurde. Der Patriarch segnete den Boris Feodorowisch mit dem heil. Kreuz und rufte ihn als den uns von Gott gegebenen Zaren und Großfürsten aus. Den 26 Febr. kam unser Zar nach Moskwa, wurde mit dem größten Frohlocken empfangen und in der grosen Kathedral-Kirche wiederum als Zar und Beherrscher von Rußland ausgerufen. Man las die Kirchen-Fürbitte für ihn, seine Gemahlin Maria, seinen Sohn Feodor und seine Tochter Xeina. Er nahm die Glückwünsche der Geistlichkeit, der Bojaren und des Adels an. Nun empfing er den Seegen, um wieder ins Kloster zu seiner kranken Schwester zurückzukehren und bis Ostern in demselben zu bleiben. Den 9 März versammelte der Patriarch wiederum die Geistlichkeit, Bojaren und den Adel. Er sprach zu ihnen: Es ist Zeit, daß der von Gott uns gegebene Monarch gekrönt, und mit seiner hohen Familie den Purpur anlege: Zeit daß wir alle ihm den Eid der Treue ablegen. Er fuhr also mit allen Vorigen ins Kloster. Da fand er den Zaren sehr betrübt wegen der Krankheit seiner Schwester. Als man ihm das Anliegen vorgetragen hatte, sprach er: Wie! ich sollte meine kranke Schwester verlassen? Nein! das kann ich nicht. Seine Weigerung gieng so weit, daß er von Neuem dem Throne entsagen wollte. Der Patriarch fiel mit allen Anwesenden vor der Zarin auf die Knie nieder und baten sie mit Seufzen, sie möchte befehlen, daß ihr Bruder sich krönen liese und mit seiner Familie nach Moskwa käme, seinen Za-

rischen Pallast zu bewohnen. Die Zarin gab gnädigst unserm Bitten nach. Sie, ermahnte ihren Bruder uns die Freude zu gewähren, ihn gekrönt und in seinem Zarischen Palast wohnen zu sehen. Lange war er nicht zu bewegen, aber endlich willigte er ein. Nach Moskwa kam er mit seiner Familie den 1ten April. Hier ward er in der großen Kathedral-Kirche gekrönt und gesalbt. Man leistete ihm den Eid der Treue. Diese detaillirte Urkunde aber von der Wahl und Gelangung zum Throne des Zaren ließ man ausfertigen, und in ihr die Verpflichtung zu einer unverbrüchlichen Treue und Anhänglichkeit sowohl gegen ihn als seine Nachkommen aufs Feyerlichste wiederholen. Diese Urkunde ist von aller anwesenden Geistlichkeit unterschrieben, und der Patriarch gebeten worden, sie in seiner Schatzkammer aufbewahren zu lassen.

I.

III.

Kampf des Lichts mit der Finsterniß, oder des sündigen Mönchs Joseph Erzählung von der in Nowgorod im vorletzten Jahrzehend des 15ten Jahrhunderts veranlaßten Ketzerei durch die Sektirer und Abtrünnigen, den Protopop Alexey, Denis, Ossip und Fedor Kurizin ꝛc. ꝛc.

Im russischen Reiche gab es während eines Zeitraums von 470 Jahren in keinem Dorfe noch Marktflecken, ja selbst in vielen Städten weder Irrgläubige noch ketzerisch Klügelnde. Nur ein Hirte war Christus, nur eine Heerde, denn alle beteten in einem Glauben die heil. Dreieinigkeit an. Aber nun schau auf! was der Teufel, der ewige Feind und Versucher des menschlichen Geschlechts jetzt für arglistige Schlingen ausgestellt hat:

Es hielt sich unter der Regierung des Zaren Michael Alexandrowitsch in Kiew ein Jude auf, mit Namen S'charia, ein Gefäß des Satans, ein Zauberer, ein Schwarzkünstler, ein Astronom, ein Astrolog. Dieser war dem Zaren wohlbekannt. Letzterer kommt Anno 6979 nach Nowgorod und der Jude S'charia ist auch da. Zuerst verführt er den Popen Denis, zum Judenthum überzutreten. Denis bringt zu ihm den Protopopen Alexey, der da-

mals noch Pop war. Auch dieser wird der wahren christlichen Religion abtrünnig. Hernach kommen nach Nowgorod noch andre Juden, als: Joseph Schmoila, Skarey Moses, Chamusch. Denis und Alexey wurden so heiß dem Judenthum ergeben, daß sie nicht allein beständig bei den Israeliten aßen, sondern auch Frau und Kinder mit sich dahin nahmen und im Mosaischen Gesetz unterrichteten. Sie wollten sich sogar beschneiden lassen, aber die Juden selbst widerriethen es ihnen. „Merken's die Christen nur halb, so werden sie sich durch den Augenschein zu überzeugen suchen, und dann ist alles verrathen. Haltet euch nur öffentlich zum Christenthume, heimlich aber und in euren Herzen bleibt Israeliten." Sie veränderten auch Alexey's Namen und gaben ihm den, Abraham. Seine Frau ward Sara. In der Folge verführten Beide noch sehr viele Andere und übten weit mehr Gottlosigkeit aus, als die Ketzer älterer Zeiten.

Im Jahre 6988 (1480) kam der Großfürst Iwan Waßiliewitsch nach Groß-Nowgorod. Da ward Alexey als Oberpriester (Protopop) zur Kirche der Himmelfahrt Mariä, und Denis zur Kirche des heil. Erzengels Michael nach Moskwa versetzt. Allein, wer kann ohne Thränen das große und schreckbare Unheil, welches diese räudigen Hunde in jener volkreichen Stadt angerichtet haben, erzählen? Da sie öffentlich die Maske nicht abziehen durften, so verbargen sie sich wie Schlangen in Steinklüften. Vor der Welt erschienen sie als heilige, ruhige, gerechte und in den Grenzen der Mäßigung sich haltende Lehrer. Ins geheim aber säeten sie den Saamen des Unkrauts aus und stürzten viele Seelen, durch Hinlockung zum Judenthum, ins Verderben. Manche verließen ihr Vaterland und ließen sich beschnei-

den, wie unter andern Jwaschko Tschernoy und sein Kumpan Ignaz Subow.

Nun ward 6993 (1485) der hochwürdige Gennadius Erzbischoff von Groß-Nowgorod und Pleskow. Dieses Licht Gottes, dieser rüstige Löwe erhob sich gegen die Brut der Ketzer. Geharnischt in die wahren Lehren der heil. Schrift, der Propheten und Apostel, zerriß er mit seinen Klauen das Eingeweide derer, die das Gift des Judenthums eingesogen hatten, und zermalmte sie mit seinen Zähnen. Sie flüchteten nach Moskwa. Hier begaben sie sich unter den Schutz des Protopopen Alexey und des Popen Denis. Diese hatten während der Zeit schon Viele zu ihrem verfluchten Judenthum verführt, unter andern einen Mönch, ich will nicht sagen Archimandriten, sondern unflätigen Geistlichen, welcher sich am Wälzen im Schlamme und Kothe weidete, mit Namen Sosima, und einen Hofbedienten des Großfürsten Fedor Kurizin nebst Mehrern. Der Protopop Alexey und Fedor Kurizin gelangten durch ihre Frechheit so gar weit, daß sie sich bei dem Monarchen in ein vorzügliches Ansehen setzten, denn sie gaben sich für große Sterndeuter aus, und lehrten Viele die lügenhafte Astrologie, Zauberei und schwarze Kunst. Dadurch erwarben sie sich Anhänger die alle im Dreck der Abtrünnigkeit stecken blieben. Dies geschah besonders zu Zeiten des Metropoliten Jerontias, der zwar selbst ein wahrer rechtgläubiger Christ war, aber sich um seine ins Verderben geführte Heerde, entweder aus Indolenz oder aus Furcht vor dem Monarchen wenig bekümmerte. Nicht lange nach seinem Tode, im Jahr 6997 (1489) traf den Diak (Secretär) Jstoma, den Gefährten des Teufels, den Höllenhund und Schüler des Alexey, die strafende Hand Gottes.

Sein unreines Herz, eine Wohnung von sieben arglistigen Teufeln, und seine Eingeweide geriethen in Fäulniß. Er ließ einen Arzt rufen. Dieser aber sagte, es wäre eine Strafe Gottes, keine menschliche Hülfe wäre hier möglich; und so gemartert hauchte er seine unreine Seele aus. Bald darauf starb auch das verruchte Gefäß des Teufels, der Höllen-Eber, der Entweiher des Weingartens Christi, der Protopop Alexey unter unsäglichen Schmerzen vom Schwerdte Gottes erreicht. Seine Seele holte der Teufel, dem er sich ganz ergeben hatte, nachdem er es zuvor durch seine Zaubereien so weit gebracht, daß der vom jüdischen Gift angefressene, ich wiederhole es nochmal verabscheunungswürdige Sosima, 6999 (1490) d. 26 Sept. auf den erzbischöflichen Stuhl erhoben ward. Jetzt schickte der hochwürdige Gennadius, Erzbischof von Groß-Nowgorod und Pleskow seine Klage an den Monarchen, den Metropoliten und Sosima (dessen ruchlose Seele er noch nicht kannte) über die Ketzer welche in Nowgorod gewesen und nach Moskwa geflüchtet waren, ein. Er belegte mit vielen glaubwürdigen Zeugnissen, wie sie die Bilder der Heiligen und das heilige Kreuz gelästert hätten. Laut dieser Anklage befahl der Zar An. 1490 d. 17 Okt. eine Kirchenversammlung zu halten. Und Sosima, dessen Bosheit man noch nicht kannte, war Mitglied; und man beschloß den verstorbnen Alexey, den Urheber dieses Unheils (doch der war bei lebendigen Leibe schon an der Seele todt) und alle seine Anhänger, Sektiker und Ketzer zu verfluchen. Viele davon schickte man zu dem Erzbischof von Nowgorod Gennady auf Befehl des Monarchen. Dieser ließ sie 40 Werst vor der Stadt auf Packsättel mit dem Rücken gegen die Köpfe der Pferde gewendet setzen, da-

mit sie nach Westen in die ihnen bereitete Hölle sähen. Auf die Köpfe setzte er ihnen spitzige Mützen von Baumrinde, wie sie die Teufel tragen, mit Kränzen rund herum von Stroh mit Heu vermischt. Auf diese Mützen war mit großen Buchstaben geschrieben: „Dies ist das Kriegsheer des Teufels." So führte man sie in der Stadt herum, befahl den ihnen Begegnenden sie anzuspeien und auszurufen: „Dies sind die Feinde Gottes und die Lästerer des Christenthums." Nachher verbrannte man ihre Mützen. So verfuhr der gute Hirt, um den boshaften Ketzern und Abtrünnigen ein Schrecken einzujagen und die andern durch dieses Beispiel von der Verführung abzuhalten. Einige andere wurden vom Zaren zum Exil verurtheilt. Nachdem der Pop Denis verflucht und ins Gefängniß gesperrt worden war, gerieth er völlig in die Klauen des Teufels. Er fiel in eine schwere Krankheit, während welcher er einen ganzen Monat lang wie wilde und zahme Thiere, Vögel und Ungeziefer schrie. So spie er seine unreine und ketzerische Seele heraus. Nicht besser ging es auch dem von eben diesem Gift angesteckten Mönch Sacharias. Das größte Gefäß das des Uebels aber, der größte Brand des Sodomitischen Feuers, die hundertköpfige Schlange, die Höllenspeise, der (wie oben schon besagt) verruchte Sosima war arglistiger Weise zu der erzbischöflichen Würde gelangt. Indessen konnte er das Gift des Judenthums in seinem schmutzigen Herzen nicht verbergen. Er verbreitete es über Viele und entweihte den Thron der Kirche Gottes. Dieser reissende Wolf unterstand sich zu behaupten: Christus hätte sich eigenmächtig einen Sohn Gottes genannt, lästerte die heil. Mutter Gottes, setzte das heilige Kreuz an unreine Oerter, verbrannte die

Bilder der Heiligen, welche er Blöcke nannte, und verwarf die Lehren des heil. Evangelii, der Apostel und der Kirchenväter Einsetzungen. Er sprach: was ist das himmlische Reich? was ist das jüngste Gericht? was die Auferstehung der Todten? Alles dies ist eine Fabel. Wer stirbt, ist todt und hört hier auf zu seyn. Er verstrickte noch viele Andere in seine jüdische Ketzerei. Wo er aber Leute fand, die in dem Worte Gottes bewandert waren, diesen verheimlichte er seinen Irrglauben. Da erklärte er nur Stellen der heiligen Schrift alten und neuen Testamentes widersinnig und seinen ruchlosen Gesinnungen entsprechend. Wen das auch nicht zum Judenthum bereden konnte, der lernte doch dadurch die heilige Schrift lästern, und die Sterndeuterei höher als die Bibel achten, welche den Menschen, wie sie behaupteten, von keinem Nutzen wäre, weil nur die Gestirne Einfluß auf die Geburt und die Schicksale der Menschen hätten. Den rechtgläubigen Mönchen in den Klöstern sowohl als in den Einsiedeleien, den Priestern und vielen weltlichen Personen war es ein großes Herzeleid, die Verbreitung dieser Gräuel anzusehen. Sie baten Gott mit heißen Zähren, er möchte Männer erwecken diesem Unwesen zu steuern. Jedoch Alle, die es wagten für die Wahrheit zu streiten, waren den größten Verfolgungen des Sosimas blosgestellt. Die Priester und Diakonen entsetzte er ihrer Würden, die Weltlichen that er in den Kirchenbann und verläumdete sie bei dem Monarchen. Dadurch gerieth Mancher in Ketten und Gefängniß. Das nachbleibende Vermögen plünderte man. Er behauptete, man müsse auch einen Ketzer oder Abtrünnigen in seinem Urtheil schonen, obgleich die heilige Schrift befiehlt, diese Ketzer und Abtrünnige nicht allein zu verdam-

men, sondern auch zu verfluchen; und nicht nur zu verfluchen, sondern auch mit der peinlichsten Todesstrafe zu belegen. Weil nun dieses Uebel tagtäglich weiter um sich greift, so habe ich nach dem Beispiele des heiligen Antioch bei dem Verfolgungen der grimmigen Perser und des heiligen Nikons von Antiochien bei den Verfolgungen der ruchlosen Türken, viele Stellen und Belehrungen aus der heiligen Schrift gesammelt um den Irrglauben, welcher durch die Ketzer und Beförderer des Judenthums den Protopopen Alexey, den Fedor Kurizin, den Popen Denis und andere ihres Gelichters, eingeführt und fortgepflanzt worden, zu widerlegen. Denn jetzt rüsten sich weder die Perser noch die Türken; sondern der Teufel selbst mit seinen Spießgesellen gegen das Christenthum. Nicht Menschenblut soll vergossen, sondern unsterbliche Christenseelen ins Verderben gestürzt werden. Ein Jeder wird in meiner Sammlung alles finden, was zur Widerlegung der ketzerischen Behauptungen völlig hinreichend ist. Ich theilte sie in Abhandlungen wie folget:

1ste Abhandlung: gegen die in Nowgorod eingerissene Ketzerei derer die da behaupten: Gott der Erhalter aller Wesen habe keinen Sohn noch heil. Geist, es wäre also keine heil. Dreieinigkeit. Hier wird man Beweise aus der heil. Schrift finden, daß Gott einen Sohn habe, und daß der heil. Geist regiere in der heil. Dreieinigkeit; daß er Ein Wesen mit Gott und seinem Sohne sey, wie solches die Patriarchen und Propheten angenommen und anerkannt haben.

2te Abhandlung: gegen die Behauptung, Christus wäre noch nicht geboren, sondern müßte erst

geboren werden; enthaltend eine gründliche Widerlegung derselben aus der heil. Schrift.

3te Abhandlung: gegen die Behauptung, man müsse das Gesetz Moses halten, Opfer bringen und sich beschneiden lassen. Hier findet man Beweise aus der heiligen Schrift, daß das Gesetz Moses nur bis an die Geburt Christi gelte, mit dem Christenthum haben also die Beschneidung und auch die Opfer aufgehört. Gott habe selbst im alten Testament nur an Einem Orte zu Jerusalem und nur in Einem Tempel zu opfern erlaubt.

4te Abhandlung: gegen die lästernde Behauptung, Gott habe nicht Macht genug gehabt den Adam und andre Altväter aus der Hölle zu erretten. Selbst die Engel, die Propheten und andre Gerechte wären zu schwach gewesen jederzeit den Willen Gottes zu erfüllen. Er hätte also selbst auf die Welt kommen, ein armer und dürftiger Mensch werden und leiden müssen, um so den Teufel zu überlisten; es gezieme sich nicht für einen allmächtigen Gott, so zu handeln. Hier findet man Beweise aus der heil. Schrift, es sey zwar bei Gott kein Ding unmöglich und Niemand könne ihm widerstehen, aber seine unergründliche Allwissenheit und Barmherzigkeit hätte ihn bewogen, durch sein Leiden die Menschheit zu erlösen und so die Pforten der Hölle zu öffnen; (daß alle Menschen von Adam her bis auf Christum darin verschlossen herausgehen könnten.)

5te Abhandlung: gegen die Behauptung, man müsse kein Bild der heil. Dreieinigkeit malen, denn es stände in der Schrift: Abraham habe Gott mit zwei Engeln gesehen und nicht die Dreieinigkeit. Mit Gegenbeweisen aus der heil. Schrift, daß Abraham die heil. Dreieinigkeit gesehen, und daß es also

den Christen gebühre auf allen heiligen Bildern die Dreieinigkeit zu malen.

6te Abhandlung: wider den neu eingerissenen Irrglauben in Nowgorod: man müsse sich nicht vor den Werken menschlicher Hände verbeugen, widerlegt aus der heil. Schrift dadurch, daß man es schon im alten Testamente vor den Werken menschlicher Hände gethan habe, welche Gott zu seiner Ehre zu verfertigen befohlen hatte. Also müssen die Christen sich auch vor den Werken menschlicher Hände, das ist vor den Bildern der Heiligen, dem lebendig machenden Kreuz und andern göttlichen und geweihten Dingen verbeugen, auf welche unser Erlöser befohlen hat, unsre Blicke zu seiner Ehre zu richten.

7te Abhandlung: mit Beweisen aus der heil. Schrift, auf was für eine Art und aus was für Gründen es den Christen gebührt sich vor den Bildern der Heiligen, dem Kreuze Christi, dem heil. Evangelio, dem Leibe und Blute Christi im Abendmal und den geweihten Gefäßen, in welchen die göttlichen Geheimnisse eingesegnet werden, zu prosterniren; desgleichen vor den Reliquien der Heiligen und den Kirchen, nebst Vorschriften wie man sich einer gegen den andern gegen die Regenten und gegen Gott verbeugen und ihm allein dienen soll.

8te Abhandlung: gegen die Behauptung: 7000 Jahre wären verflossen und die Paschalien geendigt, und doch käme Christus nicht zum jüngsten Gericht, folglich wären die Schriften der Kirchenväter falsch; — bewiesen aus der heil. Schrift, daß sie nicht falsch sind, weil sie mit den Schriften der Propheten und Apostel übereinstimmen.

9te Abhandlung: gegen die Nowgorodschen Ketzer welche fragen: warum Christus noch nicht zum

jüngsten Gericht käme, da es doch schon lange Zeit dazu wäre. Die Apostel hätten ja geschrieben, daß Christus in den letzten Zeiten auf die Welt kommen würde. Nun wären aber schon 1500 Jahr nach Christi Geburt verflossen und er käme noch nicht zum Gericht, also enthielten die Schriften der Apostel nicht Wahrheit; — wird bewiesen aus der heil. Schrift, daß sie nicht unwahr, weil sie vom heil. Geiste eingegeben sind.

10te Abhandlung: gegen die welche die Schriften des heil. Jefrems lästern und sagen: sie enthielten Irrthümer; — wird aus der heil. Schrift bewiesen, daß sie wahrhaft sind und mit den Schriften der Propheten, Evangelisten und Apostel übereinstimmen.

11te Abhandlung: gegen die Nowogrodschen Sektiker, welche das klösterliche Leben tadeln und sagen: die Mönche wären vom Worte Gottes, den Lehren der Propheten, Evangelisten und Apostel aus Eigendünkel und vermeinter Selbstklugheit abgewichen, hätten sich eine besondre Lebensregel vorgezeichnet, und richteten sich nur nach Menschen-Satzungen, oder: wäre das klösterliche Leben Gott wohlgefällig, so würde Christus und seine Apostel gewiß selbst Mönche gewesen seyn. Nun aber sähen sie Christum und die heil. Apostel in weltlicher Tracht abgebildet und nicht in Mönchskutten. Noch Andere sagen: es wäre kein Engel gewesen, welcher dem heil. Pachomius in Mönchskleidung erschienen, denn ein Engel Gottes würde leuchtend und schneeweiß erschienen seyn; dieser aber war schwarz d. h. in der Farbe des Teufels gekommen. Wiederum Andere verdrehen die Worte des heiligen Apostels Pauli an den Timotheum so: Der Geist Gottes sprach: „In den letzten Zeiten werden Eini-

„ge vom Glauben abfallen, einer verführerischen „und teuflischen Lehre derer Gehör geben, welche „nach ihrer lügenhaften und gebrandmarkten Viel„wisserei das Heirathen verbieten, auch sich verschie„dener Speisen zu enthalten, die Gott für den „Menschen geschaffen hätte." Sie behaupten: Paulus habe dies von den Mönchen gesagt; denn diese machten dergleichen Verbote, und von ihnen wäre geschrieben: Verflucht sey Jeder, der keinen Saamen in Israel nachläßt. — Gründlich und überzeugend widerlegt.

12te Abhandlung des heiligen Dionysius des Areopagiten über das Geheimniß der Mönchs-Weihe.

13te Abhandlung gegen die Behauptung: man müsse keinen Ketzer oder Abtrünnigen verdammen — wird widerlegt aus der heil. Schrift und bewiesen, man müsse sie nicht allein verdammen, sondern auch verfluchen. Die Zaren aber, die Fürsten und Richter wären verpflichtet, sie ins Gefängniß zu setzen und mit den peinlichsten Todesstrafen zu belegen.

14te Abhandl. wider die Behauptung: man müsse sich nicht bestreben die Irrgläubigen oder Abtrünnigen zu entdecken, wenn sie sich selbst nicht blos gäben. Hier wird aus der heil. Schrift bewiesen: man müsse sich die äusserste Mühe geben sie zu entdecken und auszuforschen; nachdem man sie erkannt, es nicht verheelen. Denn wer dieses thut, ist ein Mitgenosse der Ketzer.

15te Abhandl. gegen die Behauptung: daß wenn ein Irrgläubiger oder Abtrünniger sich bekehre, so könne er sogleich in die Kirche kommen und zum Genuß des heil. Abendmahls gelassen werden. Hier wird aus der heil. Schrift gezeigt, welchen sich bekehrenden Ketzern und Irrglaubigen bald erlaubt werden kann, in die Kirche zu gehen, und das heilige

Abendmahl zu empfangen, und welchen es nicht gestattet ist, bis daß sie alle von der Kirche vorgeschriebene Bußübungen überstanden haben. Zu diesen gehören auch die jetzigen Nowgorodschen als die ärgsten und gottesvergessensten aller Ketzer und Abtrünnigen unter der Sonne.

16te Abhandlung gegen diejenigen Nowgorodschen Ketzer, welche behaupten: man müsse die Reue der Ketzer und Abtrünnigen, nachdem sie ihres Irrglaubens überzeugt worden, genehmigen und ihnen Gnade widerfahren lassen. Zur Widerlegung wird aus der heil. Schrift bewiesen, eine solche Reue könne nicht gelten; denn auch Räuber, Mörder und alle andere Bösewichter bereuen ihre Missethaten sobald sie überführt und verurtheilt worden, aber diese späte Reue werde niemals angenommen.

IV.

Blicke in die Vorzeit von Konstantinopel.

(Schluß, des im Juni-Heft dieses Journals abgebrochenen Aufsatzes.)

Ohngeachtet die ältern Nachrichten über Konstantinopel sagen, daß sich die sechste Region über die Höhe und in die darunter liegende Gleiche ausgebreitet, und die berühmte Purpursäule und das Forum des Konstantins aufzuweisen gehabt habe: so bliebe es deswegen doch immer noch zweifelhaft, ob sie in dem mitternächtlichen oder mittägigem Theile der Stadt lag. Nur die Angabe, daß sie sich von dem Forum des Konstantins bis zu derjenigen Skala erstreckt habe, wo die Ueberfarth nach Syka war, verschafft uns einiges Licht, um ihre eigentliche Lage auszumitteln. Syka oder Galata, jetzt unter dem Namen Pera als Vorstadt bekannt, gehörte zwar schon ehemals mit zu Konstantinopel, und machte namentlich die Dreizehnte Region aus, wie dies weiterhin mit mehrerem gezeigt werden soll; doch wurde es von der sechsten Region durch einen schmalen Meerbusen (Keras oder das Horn) getrennt, weswegen man durch Schiffe zwischen beiden eine Kommunikation unterhielt — daher die sogenannte sykenische

Skale, durch welche man zu jener Ueberfarth (περασμα, trajectus) gleiches Namens gelangte. Auch haben wir schon im Vorhergehenden aus dem nahen Zusammenliegen des neorischen und bosporischen Hafens gesehn, daß die fünfte Region die gegenwärtige sechste, zu ihrer nächsten Nachbarin hatte. Verfolgen wir nun diese Anzeigen, so ergiebt sich daraus, daß die sechste Region folgende Situation hatte: Theils lag sie auf dem Rücken des zweiten Hügels, wo die Purpursäule stand, und wo in der Folge unter den Osmannen der Hühnermarkt (bei den Türken Taubasar oder Taouck-basar genannt) die Schönfärbereifabriken, der Pallast des Aenobarba, ersten Offiziers der türkischen Admiralität ꝛc. angetroffen werden; theils lag sie im zweiten Thale und auf der rechten Seite desselben; theils endlich in der Ebene längst dem Meer am Fuß des zweiten Hügels, wo sich in neuern Zeiten besonders viel Juden angesiedelt haben.

Ehe wir ihre vorzüglichsten Merkwürdigkeiten im Einzelnen kennen lernen, gebe ich vorher erst eine kurze Uebersicht des Ganzen. Sie enthielt die Purpursäule nebst der Statue Konstantins des Grossen, die prächtige Senatorie, das Neorion, die syzenische Skale, 484 Palläste und grössere Häuser; einen grossen Säulengang, neun Bäder von Privatpersonen, 17 Gradus oder Stuffenerhöhungen zur Vertheilung der Lebensmittel an Bedürftige, einen Kurator, 49 Kollegiaten und 5 Vikomagistri.

Die Statue des Konstantins. Sie führte die einfache Inschrift: Constantinus. Sie bestand aus einer gutgewählten Mischung gegossener Metalle, und ihre Politur war so fein, daß

sie einen der Sonne ähnlichen blendenden Glanz von sich warf. Ihre Stellung war kühn und erhaben, von ihrer schwindelnden Höhe herab: Alles überschauend und Ehrfurcht gebietend. Die Idee, welche Konstantin durch den Standpunkt, den er seiner Bildsäule gab, auszudrücken die Absicht hatte, war stolz genug. Er wollte damit hindeuten, auf seine unumschränkte Herrschaft — ihm, dem Ersten, Größten und Mächtigsten der Erde gebühre es allein, gleichsam auf dem Wirbel oder Mittelpunkt derselben zu stehn. Eben so bedeutend, war, nach seiner Absicht das Kreuz, das er diesem Koloß in die Hand gab: es war ihm das Sinnbild jener unsichtbaren Macht, die ihm zum Herrn und Gebieter über Land und Meer erhoben hatte. — Diese Statue des Konstantins machte allerdings einen imposanten Eindruck. Sie erregte zugleich Staunen und Bewundrung, sowohl wegen ihrer ungeheueren Größe, als insbesondere wegen des hohen Ausdrucks von Kraft und Leben, der aus ihren Umrissen sprach. Die Kunst hatte in ihr ein vollendetes Meisterstück geliefert; ja sie schien sich selbst übertroffen, und etwas der Natur völlig gleiches dargestellt zu haben; die geheimsten kaum bemerkbaren Eigenheiten ihrer großen Lehrmeisterin schien sie belauscht und aufgefaßt zu haben, um sie Zug für Zug auf die todte Masse überzutragen, und mit Wahrheit und Würde darzustellen. Kurz alle Schilderungen, welche uns gleichzeitige Schriftsteller von ihr machen, stimmen dahin überein, die Spannkraft ihrer Sehnen und die schwellende Fülle ihrer Muskeln sey so wahr und natürlich, überhaupt ihre ganze Haltung so im hohen Grade täuschend gewesen, daß man in ihr, nicht ein todtes Metall, sondern das üppigste Leben, Bewegung und sogar Re-

spirationskraft zu bemerken glaubte. Sie hatte ihr Daseyn der Meisterhand eines griechischen Künstlers zu verdanken, der lange vor den Zeiten Konstantins, und wahrscheinlich damals lebte, als die bildende Kunst die höchste Stuffe erstiegen hatte. Er hatte in ihr seine Vorstellung von Apollo, groß und kraftvoll wie er ihn dachte, zu verwürklichen gesucht: und gewiß empfand er auch nicht die leiseste Ahnung, von der ihr bevorstehenden Metamorphose, wodurch sie späterhin aus einer heidnischen Gottheit in einen christlichen Kaiser verwandelt wurde. Genug Konstantin fand sie würdig, seine Person vorzustellen, und ihr seinen Namen zu geben. Auf den Kopf derselben legte er einige von den Nägeln, von denen der fromme Wahn behauptete, daß der Leib Jesu damit sey ans Kreuz geheftet gewesen, und hierdurch erhielt sie denn gleichsam die Weihe zu ihrer veränderten Bestimmung.

Sie ruhete auf einer sehr hohen Säule von porphyrischem Marmor. Diese merkwürdige Säule ist unter dem Namen der Purpursäule bekannt genug; und diese ihre Benennung mag wohl daher entstanden seyn, weil sie über und über wie Purpur zu glühen schien. Ihre Form war lang und rund: ein Gewinde von nachgebildeten Lorbeerzweigen umgab sie in vielfacher ringförmiger Umkreisung, weswegen sie von einigen Schriftstellern mit der Säule des Trajans zu Rom verglichen wird, welche wie eine Schnecke gewunden war. Doch diese Vergleichung ist unrichtig, denn ihr Schaft war von unten an bis oben aus völlig gleich und eben. Sie soll von Rom aus nach Konstantinopel gebracht worden seyn, wie wohl diese Angabe auf einer unzuverbürgenden Sage beruht; eben so unzuverlässig wird sie für ein Werk des berühmten Phidias aus-

geben, und nur so viel läßt sich mit voller Gewißheit behaupten, daß Konstantin sie schon vorfand, und weiter nichts nöthig hatte, als ihr die Stelle anzuweisen, die er seinem Zweck entsprechend fand. Er stellte sie auch so, daß sie völlig frei und von allen Seiten zugängig war. Er gab ihr eine Unterlage, wie sie für ihre Größe paßte. Zwischen ihr und dem Postament war ein ungeheuerer Würfel eingeschoben, an dessen Seiten sich eine Art Basreliefs befand; es waren zwölf Darstellungen der merkwürdigsten Szenen aus dem Leben Jesu, mit der sich darauf beziehenden Unterschrift:

„Σὺ κύριε, κόσμου κοίρανος καὶ δεσπότης,
„σοὶ νῦν προσῆξα τὴν δε συνδόυλην πόλιν,
„καὶ σκήπτρα τὰ δε, καὶ το τῆς Ῥώμης κράτος.
„Φύλαττε ταύτην, σῶζε τε ἐκ πάσης βλάβης.“

In einer freien Uebersetzung, würde der Sinn ungefähr folgender seyn:

„Dir Herr, allmächt'gem Regierer und Beherrscher des Weltalls,
„Und deiner Verehrung, geheiligt sey diese Stadt von mir!
„Dir weih' ich meinen Herrscherstab und die ganze Kraft meines Reichs.
„Schütze denn auch diese Stadt, und wende ab von ihr jeden Unfall!“

Das ganze große Werk hatte sich eine geraume Zeit von Jahren hindurch unversehrt erhalten, bis es unter der Regierung des Kaisers Alexius Komnenus durch ein heftiges Gewitter größten Theils

zerstört würde. Dieses Sturmwetter können einige Schriftsteller nicht fürchterlich genug ausmalen. Unter fürchterlichem Blitzen und heulendem Donnergekrache brach es über Konstantinopel aus, wo die Menge erhabener Gegenstände es festhielten. Der Orkan war so gewaltig, daß er alles vor sich niederwarf, und in allen Theilen der Stadt schreckliche Spuren seiner alles zertrümmernden Kraft zurückließ. Zuletzt traf ein Blitz auch die Bildsäule des Konstantins. Hierdurch erschüttert und bis in ihre Grundfesten wankend gemacht, hatte der reißende Wirbelwind leichte Arbeit, um die Zerstörung zu vollenden. Er warf den Koloß herab, welcher einen Theil der Säule mit sich niederriß, und mehrere Menschen unter seinen Trümmern begrub. Da lag nun das stolze Werk in unzählige Stücken zerschmettert am Boden, und selbst in seinen Ueberbleibseln noch groß und Ehrfurcht erweckend! — Die Säule hatte beträchtlich mit gelitten; ihr fehlte der ganze obere Theil, welcher aus drei Zonen oder Gürteln bestanden hatte. Was man sich unter diesen Zonen oder Gürteln zu denken habe, wird aus einem spätern Schriftsteller deutlich, der uns folgende Beschreibung von ihr überliefert hat. „Diese Säule,“ sagt er, „steht auf dem Gipfel des zweiten Hügels, und ist jetzt um vieles kleiner als ehemals. Ob sich gleich nicht bestimmen läßt, wie alt sie sey, indem sich die Spuren jeder nähern Bestimmung im Dunkel der grauen Vorzeit verlieren; so ist doch dieses ihr ehrwürdiges Alter keinesweges Ursache ihrer Verstümmelung, sondern Erdbeben, Orkane, Wetterschläge, Feuersbrünste rc. haben sich wechselsweise die Hand geboten, um ein Werk zu zerstören, dessen solide Konstitution unter weniger ungünstigen äußern Verhältnissen kraftvoll würde

ausgedauert haben. Und doch erregt es selbst in seinen Ruinen noch Bewunderung, daß nicht einmal der Zusammenfluß so vieler zerstörenden Kräfte es gänzlich zu vernichten im Stande war.“ Sodann erzählt dieser Historiograph etwas ausführlicher, jedoch im Ganzen auf die nehmliche vorhin schon angegebene Weise, den Umsturz der Statue des Konstantins, und bestätigt es, daß die Säule selbst bei eben dieser Gelegenheit drei Zonen verloren habe. Doch lassen wir ihn lieber selbst in seiner interessanten Erzählung fortfahren. „Durch den Verlust der ehernen Bildsäule des Konstantins ist diese Säule ihrer größten Zierde beraubt worden. Man unterscheidet an ihr Zonen, Glieder oder Zirkel; die verloren gegangenen drei Glieder machten den obern Theil derselben aus, und waren, wie der ganze noch übrige Schaft der Säule, von runder Form und mit ihm von gleicher Stärke. Zunächst auf dem hohen Postament (dem Stylobates) ruht ein viereckiger Würfel von Marmor, dessen obere und untere Fläche 11 ¾ Fuß ins Gevierte mißt; seine Seitenhöhe dagegen beträgt 18 Fuß. Dann kömmt die Spira oder das Schaftgesimse von dorischer Arbeit; es besteht aus porphyrischem Marmor, und hat in der Mitte eine Hohlkehle. Nun erst fängt der Schaft der eigentlichen Säule an; er enthält ungefähr 33 Fuß im Umkreis, und besteht nicht aus einem einzigen Pflock, wie man häufig irriger Weise geglaubt hat, sondern aus 8 Steinen oder Gliedern, deren Fugen man so zu verstecken gewußt hatte, daß keine Spalte sichtbar war. An dem obern Theil jedes einzelnen Steines oder Gliedes, befand sich nehmlich in erhabner Arbeit ein Lorbeerzweig, von Blättern und Früchten so künstlich zusammengeflochten, angebracht (und dies nannte

man eine Zone oder einen Zirkel,) daß man leicht auf den Glauben verfiel, das Ganze sey ein einziges ungeheures Stück Stein, weil das Vorspringen der Zone oder des Lorbeerkranzes es verhinderte, die Stelle, wo sich die einzelnen Steine verbanden, zu bemerken. Jetzt ist diese Täuschung verschwunden; denn an die Stelle des ehernen Laub- und Schnitzwerks sind unförmliche eiserne Reife getreten, welche ungeschickt genug angelegt sind, so daß sie kaum ihrer Absicht entsprechen, die Säule vor der gänzlichen Auflösung zu bewahren. In der Folge hatte man einen Versuch gemacht, das verloren gegangene Obertheil des Schafts zu ersetzen, und zu dem Ende hat man ihn in einer beträchtlichen Höhe aufgemauert. Dieser Zusatz besteht aber nicht aus einem Stein für jede Zone, sondern aus einer Menge kleiner in einander gefügter Steinstücken, an deren oberstem man den Namen des Kaisers eingehauen findet, auf dessen Veranstaltung diese Reparation vorgenommen wurde. — Das Original, nach welchem diese Säule wahrscheinlich modellirt war, trift man in Aegypten an, denn sie unterscheidet sich in mehreren wesentlichen Stücken von den Kunstprodukten griechischer Meister. Jene Säulen der Aegyptier sind lang und rund, und aus mehreren Gliedern zusammengesetzt, welche sich durch ihre Farben von einander unterscheiden, so daß z. B. bald schwarze bald weiße Glieder unter sich abwechseln. Der Knauf oder das Kapital derselben ist gleichfalls rund, mit einem Geranke von kaum geöffneten Rosen umgeben. Dieses Blumengewinde liegt frei und erhaben, und zeigt nicht etwa rauhe oder schon völlig ausgebildete Blätter, sondern ganz junge weiche Ranken oder Sprößlinge mit der eben erst sich entwickelnden Frucht. Bisweilen sind

auch wohl mehrere Gattungen von Blumen künstlich in einander geschlungen, und bilden gleichsam eine zusammenhängende Reihe zierlicher Blumenkörbe. Eine ähnliche Disposizion haben die Blumenranken, welche von dem Postament der Säule an bis zur Fuge des Kapitals hinauf, sich in regelmäßigen Kreisen um den Schaft herum sanft anschmiegen. — Man hat die Frage aufgeworfen: was doch wohl die Lorbeerzweige an der Säule des Konstantins bedeuten möchten, da man sie an den Originalen in Aegypten nicht findet? Feile Schmeichler waren bald mit einer Antwort fertig: Einige dieser unverschämten Zunftgenossen haben darin eine prophetische Vorherverkündigung des hohen Alters Konstantins, andere eine Anspielung auf die Menge seiner Siege finden wollen. Das Erstere verdient wohl keiner Widerlegung, und das Letztere ist eben so grundlos, denn diese Säule mit ihren Lorbeerzweigen ist erweislich schon lange vor den Zeiten Konstantins da gewesen. Mit einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit nimmt man dagegen an, daß sie sich auf den Apollo bezogen haben; denn die Statue, welcher diese Säule zum Fußgestelle diente, war ehemals die Bildsäule des Apollo, bis Konstantin sie umtaufte, und sich selbst zueignete. Unter die vorzüglichsten Attribute des Apollo gehörte nun bekanntlich eine Krone oder ein Kranz von Lorbeerzweigen. Da mag es nun immerhin seyn, daß Konstantin zugleich mit die Absicht hatte, auf seine Siege hinzudeuten, weil der Lorbeer eine Auszeichnung des Siegers ist — doch das, was Zufall war, kann man nicht als eigentliche Absicht gelten lassen, sonst könnte man auch aus gleichem Grunde anführen, daß Konstantin dem Apollo vorzüglich günstig und gewogen gewesen seyn

müsse, denn es ist Thatsache — und auffallend bleibt es dem Beobachter gewiß, — daß, ohngeachtet Konstantin die Bildsäulen aller übrigen heidnischen Gottheiten zerstörte, er allein der des delphischen Apollo und seines Dreifußes verschonte; beide sogar nach Konstantinopel kommen ließ, und sie sogar auf dem Hippodromus (einem Platz zum Wettrennen) aufstellte. Es sey mir erlaubt, hier ein Fragment aus einer Rede herzusetzen, welche ein gewisser Belga an den Kaiser richtete, und welche zum Beweis dienen kann, was die Schmeichelei nicht alles zu deuten und zu erklären weiß, und daß man sich auch ehemals schon sehr gut darauf verstand, den Göttern dieser Erde Weihrauch zu streuen, nachdem es aus der Mode gekommen war, den Himmlischen dadurch einen angenehmen Geruch zu machen."

„So redet er den Kaiser an:"

„„Großmächtigster Kaiser, gefürchteter Beherrscher und unumschränkter Gebieter des Erdkreises und des ungemessenen Ozeans! hätten Ew. Kaiserliche Majestät geruhet, sich in Dero Höchst eigner geheiligten höchsten Person nach jenem Tempel des Apollo zu verfügen, welcher ohne alle Widerrede das größte Meisterstück der Baukunst auf der ganzen Erde ist: gewiß, ich bin es versichert, Apollo selbst würde Ew. Kaiserlichen Majestät entgegengekommen seyn, und Höchstdenenselben seine dreissig Kronen zur Huldigung dargebracht haben. Ich sehe in diesen Kronen eine günstige Vorbedeutung von dem hohen Alter Ew. Majestät, denn so viel Kronen, so viel Jahre! Und Höchstdenenselben gebührt es unter allen Sterblichen allein, diese Zahl von Jahren noch über das Alter des Nestors hinaus in beständigem

hohen Wohlseyn zu durchleben. Ja ich glaube so- gar, Ew. Kaiserl. Majestät würden sich selbst in der blühenden Gestalt des Apollo erkannt haben. — Sie, Höchst welchen die prophetische Begeisterung der Dichter schon längst das Reich der Welt geweis- sagt hatte. Das ist nun jetzt Alles in die schönste Erfüllung gegangen! Ew. Majestät vereinigen mit der über alles erhabenen Würde eines Imperators, das frohe Aeußere jener segnenden Gottheit, die von einem ewigen Frühlingsalter umgeben ist.“ “ *)

Man wird unserm Erzähler diese kleine Ausschwei- fung verzeihen! Er mag uns nun noch die Höhe, den Umfang ꝛc. dieser kolossalischen Säule angeben. Er versichert, sie selbst gemessen zu haben, und — vorausgesetzt, daß sich kein Irrthum in seine Be- rechnung eingeschlichen hat, welches er jedoch durch die größte Genauigkeit und Vorsicht zu verhüten gesucht habe — so ist sein Resultat kürzlich folgen- des; jedes Glied zwischen den einzelnen Zonen fand er $9\frac{1}{2}$ Fuß hoch; die Zonen oder Gürtel, welche das Lorbeergezweige bildeten, maßen $1\frac{1}{4}$ Fuß in die Breite, jeder Stein oder jedes Glied hatte dem- nach $10\frac{3}{4}$ Fuß in der Höhe. Dieser Steine oder Glieder waren damals, als er sie ausmaß, nur noch 8 übrig; folglich würde die ungeheuere Länge des

*) Wen erinnert das nicht an den lukrativen Scharfsinn eines Heraldikers neuerer Zeiten, der aus einem blos- sen Wappen den Namen, das Alter und den ehemali- gen Herrscherglanz einer berühmten Familie uns zu enträthseln gewußt hat?! — Doch je unverständlicher dergleichen Hieroglyphen für den gewöhnlichen schlich- ten Menschenverstand sind, desto verständlicher sind sie für eine gewisse Gattung großer Geister, deren von höherer Hand mitgetheilte Inspirationsgabe unverkennbar ist, und deren daraus folgende Divi- nationsgabe täglich mehr zu spuken anfängt.

ganzen Schafts ungefähr 86 Fuß betragen haben. Rechnet man hierzu den spätern Zusatz mit der Platte des Kapitäls, das Schaftgesimse, den Stylobates, und die unter dem Postament befindlichen vier Stuffen, von denen sich die unterste etwas mehr als 1 Fuß über die Erde erhob, die zweite darauf folgende eben so hoch war, und jede der beiden letztern 1½ Fuß auswarfen; so muß man in der That über das Riesenwerk erstaunen, das selbst in seinen Ruinen noch so groß und gewaltig ist, und dessen Würkung auf den Beschauer zur Zeit seines vollkommenen Zustandes man sich nicht imponirend genug denken kann.

Es ist wahrscheinlich, daß Konstantin seine Statue auf demjenigen Forum aufgestellt habe, das von ihm den Namen führte; wahrscheinlich schon aus dem Grunde, weil er das neue Rom ganz nach dem einmal gewählten großen Vorbilde zu modeln suchte: und bekanntlich standen im alten Rom die meisten Statuen der Imperatoren auf den öffentlichen Plätzen, welche nach ihnen selbst genannt wurden, so z. B. die Säule des Trajans auf dem Forum gleiches Namens ꝛc. Dennoch kann man sich nur mit Mühe historische Gewißheit hierüber verschaffen. Diese Gewißheit aber ist wichtig, weil davon die richtige Kenntniß mehrerer Regionen und ihrer Lage abhängt, und weil sie uns zugleich einen nähern Aufschluß über den Umfang der verschiedenen Feuersbrünste giebt, von denen Konstantinopel mehrmalen so gefährlich heimgesucht wurde. Ohngeachtet das in Frage liegende Forum größten Theils und beinahe ausschließend zur sechsten Region gerechnet wurde; so lag es doch auf einem solchen Punkt, wo sich mehrere Regionen begrenzten, denn zur dritten Region gehörte noch der kleine Theil

desselben, wo sich das Tribunal befand. Die siebente Region schloß sich an die rechte Seite der Purpursäule an, und erstreckte sich von da bis zum Forum des Theodosius, Taurus genannt; und die achte soll zum Theil an den grosen Platz gestosen haben, welcher Plakoton genannt wird. Der zerstörende Brand unter dem Justinian nahm seinen Anfang auf dem Forum des Konstantins; der unter dem Leo verwandelte den ganzen Theil der Stadt vom Plakoton an bis zum Taurus in einen Schutthaufen u. s. w. Da entsteht nun die Frage: sind das Plakoton und das Forum des Konstantins verschiedene Pläze, und auf welchem stand die Purpursäule? Oder aber bezeichnen beide ein und denselben Ort nur unter verschiedener Benennung? Wir wollen es versuchen, diese Frage aufzulösen. — Das Plakoton war ein ansehnlicher Plaz im alten Byzanz, und hatte seinen Namen daher, weil er mit ausgehauenen breiten Steinen gepflastert war, welche bei den Griechen Plakes (πλακες, tabulae latae, breite Platten) heisen. Nun findet man die Nachricht: im 24ten Jahre seiner Regierung habe Konstantin sein Forum erbaut; es sey aber nur eine Erweiterung und Verschönerung desjenigen öffentlichen Plazes gewesen, der sich durch sein schönes Pflaster von ausgehauenen und reihenweis gelegten Platten vor allen andern ausgezeichnet habe. Eben so unbestimmt heißt es in einer andern Nachricht: Konstantin habe seine Säule an einem Orte aufrichten lassen, der mit viereckigen, eine wassergleiche Oberfläche bildenden Steinen sey belegt gewesen. War das etwa das Plakoton? Nur aus der Vergleichung mehrerer Nachrichten wird es sichtbar, daß der Ort wo die Purpursäule stand, bald nach seinem neuen

Namen des Forum des Konstantins, bald nach seiner ältern Benennung das Plakoton genannt ward. So erzählen z. B. verschiedene Schriftsteller den Tod des Arius, eines berüchtigten Secktirers unter den Christen, auf folgende übereinstimmende Weise: Als Arius seine Vertheidigungsrede an Konstantin geendigt hatte, sey er von seinen Gegnern überschrien, und ohne Umstände mit Schlägen und Rippenstößen zum Kaiserlichen Pallast hinausgepeitscht worden — die gewöhnliche beliebte Art, womit man in damaligen Zeiten zu argumentiren, und Andersdenkende zu widerlegen pflegte. Der Mißhandelte suchte sich durch die Flucht zu retten, und hatte auch schon die Hoffnung, seinen wüthenden Verfolgern zu entgehen, als er mit einemmale mitten in der Stadt, wie von einem heftigen Schrecken überfallen wurde — er starrte vor sich hin, und alle Kraft schien ihm benommen, die Stelle, wo er stand, zu verändern. Endlich stürzte er zu Boden, und nun erfolgte bei ihm eine so heftige Ausleerung, wodurch er eine Menge Blut, die kleinern Gedärme, und sogar Milz und Leber verlor. Ganz natürlich erfolgte nun sein Tod augenblicklich. Nur in der Angabe des Orts, wo dieser ominöse Tod des Arius erfolgte, scheinen sie nicht übereinzustimmen, indem diese tragische Szene von Einigen auf das Plakoton, von Andern auf das Forum des Konstantins, und wieder von Andern in die Nähe der Purpursäule verlegt wird. Sehr gut lassen sich diese anscheinenden Widersprüche ausgleichen, wenn man annimmt, daß das Plakoton die ältere Benennung des Forums war, dem Konstantin nachgehends seinen Namen gab, und daß hier zugleich seine Statüe gestanden habe. Noch deutli-

her wird dies aus der Erzählung des Zonaras und des Procopius von dem Palladium, wovon beide sagen, daß Konstantin dasselbe unter seine Statüe in die Erde vergraben habe: nur giebt der Erstere bei dieser Gelegenheit als Standpunkt jener Säule das Plakoton, der Andere das Forum des Konstantins an. Und so ist es denn keinem Zweifel unterworfen, daß man unter dem Plakoton und dem Forum des Konstantins einen und denselben Ort zu verstehen habe, und daß sich auch hier die Purpursäule befand.

Ueber das eben angeführte Palladium haben griechische und lateinische Römer gestritten. Rom behauptete, dies Heiligthum zu besitzen; Konstantinopel dagegen machte ihm diesen Vorzug streitig, und eignete sich dasselbe zu. Um allgemein verständlich zu werden, und es begreiflich zu finden, wie man auf den Besitz desselben einen so hohen Werth legen konnte, bemerke ich Folgendes: Palladium bezeichnet überhaupt jede bildliche Darstellung (seys durch den Meisel oder durch den Pinsel) der Göttin der Weisheit, welche bald Minerva, bald Pallas hieß. Mit dem Palladium indessen, von dem hier die Rede ist, hatte es eine ganz besondere Bewandniß. Es soll geraden Weges vom Himmel auf die Erde herabgekommen seyn. Pessin eine Stadt im ehemaligen Phrygien, in Kleinasien, war der glückliche Ort, wo es sich niederließ. Ungeachtet seiner himmlischen Abkunft erkannte man es doch deutlich, daß seine Masse aus Holz bestand, welches um nichts edler und schöner war, als die Erde es erzeugt. Seine Höhe betrug 3 Ellen; die ganze Stellung war die einer Kämpfenden; die aufgehobene Rechte hielt einen Wurfspieß in der nehmlichen Richtung, wie wenn er zum Stoß geschwungen

ist — die linke zeigte Rocken und Spindel; jenes deutete hin auf ihre Stärke, dieses auf die Hand-Künste, deren wohlthätige Erfinderin man in dieser Göttin verehrte. Ein Helm bedeckte das Haupt, damit anzuzeigen, daß der Sitz der Weisheit dem irdischen Auge unsichtbar ist. Vor der Brust hatte sie ein Gorgon, und auf der Aegide, oder dem Schild eine Nachteule, dieses auf ihren durchdringenden Verstand, jenes auf die Schnelligkeit ihrer Fassungskraft anspielend. Sie war endlich mit Zweigen vom Oehlbaum bekränzt, weil man das Oehl für den eigentlichen Nahrungsstoff des Feuers, oder für das höhere Substrat alles Lichtes hielt. Dieses Bild der Pallas wurde nach Troja gebracht, und von seiner Erhaltung hieng das Schicksal der Stadt ab. Vergebens waren deswegen die Angriffe der Griechen, so lange dies Schutzbild sich in den Ringmauern von Troja befand. Ulysses der berühmteste unter den griechischen Helden, wagte es endlich, dasselbe zu rauben; und kaum war ihm dies gelungen, so erfolgte auch schnell die Eroberung und Zerstörung der Stadt. Die lateinischen Schriftsteller erzählen nun, daß Aeneas dies berühmte Palladium vom Diomedes, welcher dem Ulysses bei seinem Raube geholfen haben soll, wieder erhalten habe. Diomedes kam nehmlich nach Malevent, dem jetzigen Benevento in Italien, gerade als Aeneas ebenwohl von seinem Kreuzzuge dort angekommen war. Plötzlich wurde er heftig krank, und von solchen unsäglichen Schmerzen gefoltert, daß, als jede menschliche Hülfe vergebens war, er sich an die Götter wandte und das Orakel um Rath fragte. Hier wurde ihm dann die Antwort: er werde nicht eher genesen, bis er das Geraubte den Trojanern zurückgegeben habe. Ob

zwar ungern, fügte er sich doch in den Willen der eigensinnigen Götter, welche allgemach den Trojanern wieder hold zu werden begannen, und Aeneas — man kann sich's denken — pries sich glücklich, aufs Neue zum Besitz dieses Kleinods gelangt zu seyn. Durch ihn kam es dann nach Lavinium, und in der Folge nach Rom, wo es in dem Tempel der Vesta aufgestellt wurde, und für Rom eben das ward, was es ehemals für Troja gewesen war. Einige griechische Schriftsteller sagen nun: daß Konstantin der Große es von Rom nach Konstantinopel habe bringen lassen; einige leugnen sogar, daß es jemals in Rom gewesen sey; erklären jenen Vorgang zwischen dem Diomedes und Aeneas geradezu für eine Erdichtung, und lassen es den Konstantin unmittelbar von Troja holen, ohne zu bedenken, daß dies noch eine unwahrscheinlichere Erdichtung ist. Einstimmig berufen sie sich indessen darauf, daß die Römer, wenn sie es auch jemals gehabt hätten, es doch jetzt nicht vorzuweisen im Stande wären, und erklären das, welches sich in Rom befinden soll, für unächt und untergeschoben, indem es von Stein sey. Pausanias, ein griechischer Schriftsteller zu den Zeiten des Hadrians thut eines ähnlichen Wunderbildes Erwähnung, welches auf der vesten Burg bei Athen, — Akropolis war ihr Name — aufbewahrt und als sehr heilig verehrt wurde. Ganz im Anfange, als sich die Griechen kaum in der dortigen Gegend angesiedelt hatten, war es vom Himmel gefallen. Dieses merkwürdige Ereigniß veranlaßte eine Zusammenkunft der jungen Pflanzstädte, auf welcher beschlossen wurde, dasselbe der Minerva zu heiligen, und als einen Abdruck von ihr zu verehren. Pausanias bestimmt indessen nichts Näheres darüber, ob es von Holz oder Metall, ob es ein Gemäl-

de, eine Statüe, oder ein Schild war. Diese Erzählung des Pausanias gab Veranlassung, daß einige andere spätere Schriftsteller behaupten: dieses Palladium, und nicht jenes von Troja sey dasjenige, welches Konstantin der Große unter seine Statue vergraben ließ. Doch sey es das Eine oder das Andere, oder auch keines von beiden, so sind doch zu viel Gründe vorhanden, welche uns abhalten, das Faktum an sich zu leugnen. Es scheint vielmehr gewiß zu seyn: Konstantin vergrub ein Etwas unter die Purpursäule, von dem der fromme Wahn erwartete daß es der Stadt Schutz und Schirm seyn werde. Mag auch der Kaiser selbst, von diesem Irrwahn nicht frei gewesen seyn, oder mag er es nur aus Nachgiebigkeit gegen das allgemeine Vorurtheil gethan haben, so ist doch nicht die Schlauigkeit zu verkennen, mit der er den glücklichen Mittelweg betrat, auf welchem er eines Theils den Christusverehrern unanstößig blieb, indem er das Bild einer schimärischen Gottheit der sichtbaren Verehrung entzog, ohne jedoch andern Theils die zahlreichen Anhänger des Polytheismus ganz unbefriedigt zu lassen. Solche kleine Züge darf man nicht übersehen, denn sie werfen ein starkes Licht auf den ganzen Karakter der sich dem Menschenbeobachter da entfaltet, wo das gemeine Auge nichts sieht. —

Unter den vielen ansehnlichen Gebäuden, welche Konstantins Forum in einer fast regelmäßigen beinahe kreisförmigen Umgebung einschlossen, zeichneten sich vorzüglich 2 aus, das Nymphäum, und das große Versammlungshaus des Senats, welche einander gerade gegenüber standen. Die Bestimmung jener ersten Art Gebäude ist uns schon aus dem Vorhergehenden bekannt. Sie waren auf öffentliche Kosten erbaut, und wurden

gegen eine nur geringe Abgabe, wovon man den Aufwand bestritt, den ihre Unterhaltung in Bau und Besserung nöthig machte, einem jeden ohne Unterschied überlassen, der eine große öffentliche Hochzeit veranstaltete, und dem es in seiner eignen Wohnung an Raum gebrach, um die Menge der Gäste aufzunehmen. Feierlichkeiten und Gelage bei Verheirathungen, an denen nicht nur alles, was Verwandte — Vetter und Base im weitläufigsten Sinne — hießen, sondern auch jeder Freunde und Bekannte des Brautpaars Theil nahm, waren in Konstantinopel sehr gewöhnlich, und wurden mit einem solchen Grad von Luxus begangen, daß noch ein Konstantinopel seine gemäßigtern Bedürfnisse damit hätte befriedigen können. Die Nymphäa, deren man vier zählte, standen fast nie ledig; oft drängte ein Hochzeitlustiger den andern, und kaum trat der Eine ab: so war auch schon ein Anderer da, der es in Beschlag nahm, und den unsinnigsten Aufwand seines Vorgängers wo möglich noch zu übertreffen suchte. Das gegenwärtige Nymphäum war das bei weitem größte, und von Innen und Außen prachtvollste; entgieng aber nicht dem fürchterlichen Brande, der es unter der Regierung Leo's, des Gemahls der Verina, nebst der Senatorie einäscherte.

Diese war einer der prächtigsten Palläste, welche Konstantinopel aufzuweisen hatte. Seine äußere Dekoration war im ächt erhabenen Styl ausgeführt. Man gelangte in sein Inneres durch ein großes Thor, das mit einem Triumphbogen überwölbt war, zum Andenken eines entscheidenden Sieges, den Trajan über die Scythen erkämpft hatte. Hier sahe man die ehernen Handgriffe von den Waffen der erschlagenen Feinde, den größten Theil der Wol-

bung bilden, und zu beiden Seiten, unter andern bildlichen Darstellungen in erhabener Arbeit, den Kampf der Giganten, wie sie mit fürchterlich rollenden Augen und grimmiger Gebährde den Himmel zu erstürmen suchen, ganze Berge und große Felsenmassen auf einander thürmen, und gegen den Olymp schleudern; hier die allmächtigen Blitze des Vaters der Götter, womit er die kühnen Empörer zurück trieb, und unter ihrer eignen Hände Arbeit begrub; hier den Neptun mit dem Dreizack, und den Apoll mit Pfeil und Bogen, seinem tödtenden Geschoß. So vielversprechend das Aeußere war, so entsprechend demselben war das Innere. Porphyrischer Marmor war allenthalben bis zur Verschwendung angebracht; Reichthum, Pracht, geschmackvolle Anordnung und Ausführung boten sich schwesterlich die Hände, und ein Geist, der Geist edler Simplizität belebte das Ganze. Zahllose Figuren von Erz zierten überdas noch die hohen und weiten Säle, und vollendeten den imposanten Eindruck, der den Eintretenden ergriff. Hier kamen die Senatoren und Patrizier zusammen, und faßten Beschlüsse, die dem Kaiser nachher zur Sanktion vorgelegt wurden; hierher begab sich der Kaiser selbst, wenn er den Mantel und die übrigen Insignien der Konsularwürde empfing.

Auf der westlichen Seite des Forums stand die schön gearbeitete sehr große Statüe der Minerva Lindia; auf dem Kopf einen Helm, vor der Brust ein scheußliches Medusenhaupt, und um den Hals herum schillernde Schlangen; denn so wurde sie von den Alten abgebildet.

Auf der östlichen Seite sah man die Statüe der Amphibrite, einer der Sirenen. Das Auszeichnende an ihr waren Krebsscheeren, die ihr zu

beiden Seiten der Schläfe des Haupts angebracht waren. Früher standen hier noch mehrere Statüen von Sirenen, welche von einigen Schriftstellern Meerpferde genannt werden. Sie wurden aber weggenommen, weil sie der Symmetrie des Ganzen Abbruch thaten; denn auf der nördlichen Seite des Forums, der Statüe des Konstantins gerade gegenüber, stand ein Kreuz, folglich auf jeder der vier Seiten eine einzelne Statue.

Dieses Kreuz ist in mehr als einer Rücksicht merkwürdig, und verdient deshalb eine nähere Beschreibung: Fast hat es damit eine ähnliche Bewandniß, wie mit dem oben angeführten Palladium. So heilig dieses dem religiösen Heiden war, eben so heilig war jenes dem Christen, dessen Glaube stark genug war, um den frommen Märchen zu trauen, das man sich davon erzählte. Eusebius, ein christlicher Bischoff und Zeitgenosse Konstantin des Grosen, hat uns darüber folgende Nachricht aufbehalten: „In der letzten entscheidenden Schlacht in welcher Konstantin über seinen Gegenkaiser den Maxentius siegte, sahe man ein Kreuz am Himmel. Konstantin sah' es, und sein ganzes Heer sah' es — immer war es da, wo Konstantin war, wo Konstantin kämpfte; über ihm und seinem Heer schwebte es, allen, sogar den Feinden, sichtbar. Da wurden diese von blassem Schrecken ergriffen!" Gott selbst ist mit dem Konstantin, und streitet für ihn! das schien ihnen das furchtbare Zeichen des Kreuzes am Himmel zuzurufen. Ihr Muth sank in gleichem Maaß, wie der von Konstantins Truppen stieg, und der vollkommenste Sieg neigte sich auf des letzteren Seite. Nicht blos Christen bezeugen die Wahrheit dieser Thatsache, sondern selbst alle die, welche zwar das Kreuz verabscheuen, aber doch sei-

nes heiligen Anschau'ns in jener ewig denkwürdigen Schlacht, wo gleichsam der Monotheismus über den Polytheismus siegte, gewürdigt wurden, rufe ich zu Zeugen auf! Ja sie müssen — so ungern sie es thun — sie müssen es bekennen, daß es majestätisch furchtbar in der leuchtenden Wolke stand, die, gleich jener in der arabischen Wüste, vor dem Konstantin herzog, und ihm den Weg zum Siege bahnte. Wie groß, wie weit verbreitet, und wie allgemein anerkannt wahr, der Ruf dieses wundervollen Ereignisses sey, dafür spricht unter andern das öffentliche Denkmal, das die Römer jenes Sieges wegen dem Konstantin zu Ehren haben setzen lassen. Sie, obgleich Anhänger des Maxentius und dem Christenthum wenig günstig, sahen sich doch durch die Macht der Wahrheit genöthigt, durch die Darstellung der Art, wie sie den Sieg des Konstantins auf jenem Triumphbogen abschilderu, zu bekennen, daß Maxentius einer höheren Kraft, welche Konstantins Waffen begünstigte, habe weichen müssen."

Dieser Erzählung des Eusebius stimmen alle gleichzeitige (NB. christliche) Schriftsteller bei. Sie sind voll von diesem Wunderzeichen, und einige geben sich sogar die Mühe, alle mögliche Zweifel und Einwürfe dagegen zu widerlegen und zu entkräften. Ein gewisser Nazarius macht über das, noch folgenden Zusatz: „Alle — Römer, Gallier, und wie sie nur heißen und Namen haben mögen, jene Völker, welche am Tage dieser Schlacht unter Konstantins und Maxentius Fahnen in weiten gedrängten Schaaren versammelt waren, — Alle haben es gesehn, das Zeichen des Kreuzes hoch in den Wolken; haben die himmlische Erscheinung gesehn, von der es begleitet war. Obgleich

das stumpfe, verfinsterte Auge sterblicher Menschen sonst nicht im Stande ist, die feine, einfache und geistige Substanz himmlischer Wesen zu erschauen: so geschah es denn doch, daß ihr Anblick an jenem Tage den Sterblichen vergönnt wurde. Konstantin, wie groß ist dein Ruhm! Dich ehren — achten selbst Unsterbliche! Zu deiner Verherrlichung ließen sie es geschehn, daß sie deinen Freunden und Feinden sichtbar wurden! — Doch wer kann ihre Gestalt beschreiben? Wer die Majestät und Kraft ihres hohen Körperbaues; wer die Blitzesschnelle ihrer Bewegungen? Ein blendender überirdischer Lichtglanz umfloß wie ein Sonnenmeer ihre Häupter; der strahlende, Funken sprühende Schimmer ihrer donnernden Rüstung war furchtbarer noch als das Wetterleuchten in dunkler Nacht! In ihrer Mitte führten sie das himmlische Panier des Kreuzes; in dichten geschlossenen Reihen umgaben sie es. Man sah' es ihnen an, daß sie vor Begierde brannten, zu streiten — für dich, Konstantin, zu streiten! denn alles, was sie thaten, deutete darauf hin, daß sie deinetwegen von ihren himmlischen Wohnsitzen herabkamen — daß sie zu deiner Hülfe erschienen. Wer hieran noch zweifelt, der höre ihren eignen Ausruf, der wie Gewittersturm zu unserm Ohr herniederscholl:" „dem Konstantin ziehn wir zu — dem Konstantin eilen wir zu Hülfe!!""*) — „Also auch geistige, himmlische Wesen besitzen Ruhmbegierde: auch sie belebt das mächtige Gefühl eines edlen Ehrgeizes, denn sie rühmen es laut von sich, und thun sich groß damit, daß sie für Konstantin den Großen die Waffen führen!!! — "

*) Constantinum petimus — Constantino imus auxilio! —

Nach diesem allen kann und darf es uns nun nicht befremden, wenn Konstantin das Andenken an dieses angebliche Ereigniß durch ein Monument zu verewigen suchte; man wird und muß es vielmehr mit seinen Planen und Entwürfen völlig übereinstimmend finden, daß er den ihm günstigen Eindruck, den dieses geglaubte Wunder auf den unwissenden abergläubischen Pöbel machte, so viel wie möglich zu erhalten bemüht war. Und was konnte hierzu mehr geeignet seyn, als eben das Zeichen, das die Veranlassung dazu gegeben haben soll. Ueberall ließ er deswegen Kreuze errichten, dem ähnlich, welches er selbst am Himmel gesehn haben wollte. Alle seine Palläste bekamen dergleichen Dekorationen; in den berühmtesten Städten ließ er Kreuze aufstellen, aber am reichlichsten dotirte er sein liebes Konstantinopel damit. Hier sahe man an jedem öffentlichen Orte, durch wenigstens Eins derselben sich an das erinnert, was den Konstantin auf den Thron geführt hatte. Ja so gar seinen Truppen nahm er die bisher gewöhnlichen Fahnen, und gab ihnen Kreuze dafür. Und Sozomenus von Salamin erzählt, daß er selbst die berühmte prächtige Standarte, die nur dem Kaiser, wenn er selbst ins Feld zog, vorgetragen, und für so heilig gehalten wurde, daß ihr der römische Soldat eine fast göttliche Verehrung zu erweisen schuldig war — in ein Kreuz verwandelt habe: theils um seine Krieger immer an jenen merkwürdigen glorreichen Sieg zu erinnern, theils um sie von der abgöttischen Verehrung körperlicher Gegenstände allmählig zu entwöhnen, und dagegen dem Christenthum zuzuneigen.

Unter den vielen Kreuzen, welche Konstantin auf solche Art allenthalben hatte errichten lassen, war

unstreitig das daß größte und prächtigste, welches auf seinem Forum stand, und das wir nun jezt noch etwas näher wollen kennen lernen. Dem Vorgeben nach, war es unter allen dem am Himmel gesehenen am ähnlichsten. Auf einer vergoldeten Säule, welche ihm zum Postament diente, erhob es sich in einer beinahe unabsehlichen Höhe himmelan. Der starke hölzerne Schaft, welcher der Dauerhaftigkeit wegen durch eiserne Stangen und Ringe zusammen gehalten wurde, war mit dünn geschlagenen Platten von Gold durchaus überzogen; der Querbalken, welcher eben so vergoldet und um ein Drittheil kürzer war als der Schaft, schloß sich so an diesen an, daß ein Theil des Schafts über ihn hinaus ragte, und zwei Theile desselben nach untenzu übrig blieben. An diesem Querbalken wehete ein langes schönes Syparium. Eusebius, dem wir diese Beschreibung zu verdanken haben, läßt es unentschieden, was man sich unter diesem Syparium denken muß. Aus andern Schriftstellern wird es aber sichtbar, daß es mancherlei Bedeutungen hatte. Bald heißt es ein gewisses Kleidungsstück junger Mädchen, das in einem weiten linnenen Umwurf bestand; bald der Vorhang, womit die Mimiker und Schauspieler die Theaterszenen verhüllten; bald eine gewisse Art Seegel oder Flaggen, welche nur eine gewisse Art Schiffe zu Alexandrien als eine Auszeichnung führen durften; bald eine militärische Fahne, oder eigentlich der Theil derselben, welcher aus einem mit Stickereien und passenden Schilderungen durchwürkten dauerhaften Zeuge bestand, und deren sich hauptsächlich die Imperatoren bei ihren Triumphaufzügen bedienten. Es ist also wahrscheinlich, daß das Syparium, das sich an diesem Kreuze befand, ein Stück Zeug war, das seiner Form nach, einer

Flagge oder Fahne ähnlich seyn, und dessen Stoff an Reichthum und Pracht dem Ganzen gewiß entsprechen mochte. Ganz zu oberst auf dem Kreuz erhob sich eine Krone, so groß als prächtig. Sie war aus gediegenem Gold künstlich gearbeitet, und im Ueberfluß mit den kostbarsten Edelsteinen besetzt, welche einen leuchtenden Glanz um sich her verbreiteten. Im Innern dieser Krone befand sich ein Chiasmus, das heißt ein griechisches ch, als Bezeichnung des Namens Christi.

An der westlichen Seite des Forums stand auch noch ein hoher Schwibbogen, über welchem zwei weibliche Figuren — aus Erz gebildet, die eine eine römische, die andere eine ungarische vorstellend — ruhten. Sie hatten sich beide bis ins zwölfte Jahrhundert erhalten, bis Immanuel dieses friedliche Schwesterpaar trennte. Als dieser Kaiser zufälliger Weise einstmals hörte, daß die Römerin den Umsturz drohe, die Ungarin aber stark und fest auf ihrem ein Mal angewiesenen Platz stehe, gab er augenblicklich den Befehl, die Erstere wieder aufzurichten und zu befestigen, die andere dagegen abzuwerfen und zu zerstören: in der Hoffnung, durch den veränderten Zustand der Figuren den Angelegenheiten der Römer einen neuen Schwung und eine glücklichere Wendung zu geben.

Unter den vielen ansehnlichen Pallästen, welche um das Forum des Konstantins herum standen, wird namentlich nur des Museums Erwähnung gethan, ohne jedoch eine nähere Beschreibung desselben hinzuzufügen. Vor demselben erhob sich die sehr schöne Bildsäule des Kaisers Anastasius, welche aus ächtem reinen Gold bestand, und von Julian, einem Präfekten der Stadt, ihm war gesetzt worden. Nicht weit von diesem Forum stand

die Statüe des Philosophen Themistius, geehrt von den beiden Kaisern Valentinianus und Valens, indem jener ihm die Präfecktur über Konstantinopel gab, und dieser durch die Lobeserhebungen, welche er ihm in seinen Schriften beilegt, ihn berühmter gemacht hat, als er es durch noch so viele Denk- und Ehrensäulen hätte werden können.

Ein Augenzeuge aus dem 16ten Jahrhundert versichert, daß schon damals von allen den Herrlichkeiten, welche sich ehemals auf dem Konstantinischen Forum befanden, nichts mehr sey zu sehen gewesen; selbst seine Umgebungen waren vernichtet, und deswegen der Umfang und seine vormaligen Grenzpunkte selbst, an Ort und Stelle nicht mehr zu bestimmen. Nur die Purpursäule hatte sich allein erhalten. Aber auch sie stand nicht mehr völlig frei, sondern war zum Theil mit in das grose Hospital eingemauert, welches zur Aufnahme armer Kranken und fremder Reisenden dient. An diesem Kranken- und Verpflegungshause stand eine prächtige türkische Moschee, von dem Ali-Bassa gestiftet. Ihr groses Portal von Marmor ruhte auf 6 schönen Säulen, deren 4 aus weißen, die 2 andern aber aus thebäischem Marmor bestanden. Der Umfang dieser Säulen maß am untersten Theil des Schafts 7 Fuß und 4 Zoll, und nahmen nach obenhin etwas ab. Ihre Höhe stand mit ihrer Stärke im richtigen Verhältniß. Jede hatte ein doppeltes Schaftgesimse, das untere von Marmor, das obere von Erz; wie man denn dies an den mehresten Säulen der Türken findet, welche diese Struktur von den spätern Griechen scheinen gelernt zu haben, unter denen schon die Gewohnheit aufkam, ihre Säulen durch eine eherne Spira zu verlängern. Nicht weit von der Moschee des Ali-Bassa stand eine andere, auf dem Vorsprung-

derjenigen Seite des zweiten Hügels, wo er sich ins 2te Thal hinabsenkt. Sie hatte eine Art Vorhof oder Vorgebäude dessen hemisphärische Wölbung von 6 der schönsten Säulen unterstützt wurde. Je 2 und 2 derselben waren von einer besondern Marmorgattung; die beiden ersten von porphyrischen, die beiden mittleren von blendend weißen, mit blauen wellenförmigen Adern durchlaufen, und die beiden letzten von dunkelgrünen Marmor, mit kleinen fast regelmäßigen weißen Flecken getiegert.

An dem abhängigen Theil des 2ten Hügels und in der darunter liegenden Ebene bis ans Meergestade hin, war die 6te Region mit vielen Tempeln gleichsam übersäet. Die merkwürdigsten darunter waren der Tempel der Tellus, der Zeres, der Proserpina, der Juno und des Pluto. Der Tempel der Tellus stand oberhalb dem Meerbusen außerhalb den Mauern des alten Byzanz, war oben offen und völlig ohne Dach; die freie, durch nichts eingeschränkte Kraft der alten Mutter Erde damit anzuzeigen. Seine Seitenwände waren von einem glatt polirten Stein aufgemauert. — Weiter hinauf sahe man die Tempel der Zeres und der Proserpina, einer dem andern gegenüber gestellt, und von Innen und Außen gleich prächtig ausgeschmückt. Vorzüglich sehenswerth waren die vielen herrlichen Gemälde, die sie enthielten, ruhmvolle Ueberbleibsel der Mahlerei früherer Zeiten, welche den hohen Genius, der die Schöpfer dieser Meisterstücke beseelte, dokumentirten. Mit ihnen um den Vorzug stritten die vielen Statüen, die man ebenwohl hier antraf — Geschöpfe und Zeugen des unübertrefflichen Kunstsinnes griechischer Bildner; in ihrer Mitte schien man in eine Welt voll Ideale gezaubert. — Zunächst am Ufer des Meeres sollen die beiden Tem-

pel der Juno und des Pluto, sich gleichsam aus den tosenden Wasserwogen majestätisch erhoben haben; aber schon zu Konstantins Zeiten war von beiden nichts als der Name übrig. Der erstere war, wie die Sage ging, von den Persern verbrannt und zerstört worden, als Darius gegen die Byzantiner eine Expedition unternahm, um sie dafür zu züchtigen, daß sie die Szythen gegen ihn unterstützt hatten. Der leztere aber war von dem mazedonischen Philipp eingerissen, und sein Material zu Schanzen und Bollwerken verbraucht worden, als es ihm an andern Massen zu dergleichen Befestigungen fehlte. Das Andenken an sie hatte sich indessen durch den Namen bis auf späte Zeiten erhalten; denn die Stelle, wo beide gestanden hatten, hieß der junonische und plutonische Acker, und lange erhielt sich die Gewohnheit, daß Jünglinge alljährlich — beim Schluß und Anfange des Jahrs — an diesem Orte opferten, um die beiden Gottheiten, denen dieses Feldchen noch immer besonders lieb und, so zu sagen, ans Herz gewachsen war, sich gewogen und bei guter Laune zu erhalten.

Zu dieser Region wurde auch der neorische Hafen gerechnet, dessen bei der fünften Region schon mehrmalen Meldung geschah. Mit ihm verbunden waren die ansehnlichen Schiffswerften, wo beständig Leben und Thätigkeit herrschte, und Schiffe aller Art gebauet wurden. — In diesem Theil der Stadt lag auch die sykenische Skala. Sie war länger und breiter als irgend eine der andern zu Konstantinopel; auf bequemen Stuffen stieg man durch sie hinab bis zur Spiegelfläche des Meers, von wo aus man nach dem nahgelegenen Syka jezt Pera, überschiffte. Hier fand man immer eine unzählige Menge kleiner Schiffe in Bereitschaft, um

jeden, der es verlangte, aufzunehmen und hinzubringen, wohin er verlangte. Die Zahl dieser Kähne, welche Peramen hießen, belief sich auf mehrere tausende, und bedeckten nicht selten die Oberfläche des Meeres so sehr, daß der Unkundige versucht wurde, diesen Meerbusen noch für einen Theil des festen Landes zu halten. — Von hieraus erstreckte sich endlich der große Säulengang bis zum Forum des Konstantins. Aber ein Brand unter dem Justinian, der durch einen Volksaufstand veranlaßt wurde, legte ihn in Asche, und verwandelte dieses große prächtige Werk in einen Schutthaufen.

Die Lage der 7ten Region Konstantinopels, wird in der ältesten Beschreibung dieser Stadt unbestimmt gelassen, indem im Grunde nichts weiter davon gesagt wird, als daß sie ebener als die vorhergehende gewesen sey, und sich erst am Ende von einer Anhöhe zum Meeresstrande herabgesenkt habe. Denn der Zusatz: „daß von der rechten Seite der Konstantinssäule die wir in der vorhergehenden Region betrachtet haben, eine doppelte Reihe von Säulengängen, deren erste bis zum Forum des Theodosius, die andere aber sich blos ans Meer erstreckte, diese 7te Region auf zwei Seiten begränzt habe,“ verbreitet kein weiteres Licht über ihre Lage, weil man nicht weiß, welche Seite jener Säule, (die allerdings als ein Grenzpunkt der 6ten und 7ten Region anzusehen war) eigentlich die rechte war. Zwar ist aus denn Livius bekannt, daß Romulus die Gegenden von Morgen nach Abend die rechte, und die südlichen und mitternächtlichen die linke Seite genannt haben wollte; da aber von dieser Bestimmung die spätern Astrologen abwichen, alles was gegen Osten war, rechts, was gegen Westen lag, links, was südlich war, die Gegenden im Angesicht,

das nördliche aber, die Gegenden im Rücken nannten; so weiß man jetzt wieder nicht ob die von Romulus, oder von den spätern Astrologen herrührende Bezeichnung der Himmelsgegenden gemeint ist. So unbestimmt nun die ältere Angabe der Lage dieser Region ist, so läßt sich doch aus manchen andern Merkmalen schließen, daß, da die 6te Region, die das Forum des Konstantins enthielt, auf dem die Purpursäule stand, sich bis zur Syzenischen Skale erstreckte, die 7te sich bis zum Forum des Theodosius, oder den Taurus ausgedehnt haben muß, da sie die auf jenem Forum des Theodosius gestandene Säule des Theodosius noch in sich schloß, und also einen Theil des Taurus umfaßte, der sich dann weiter in der 8ten Region verbreitete. Sie lag also auf dem dritten Hügel, erstreckte sich von der Spitze des Vorgebirgs bis zum Meerbusen hin, und schloß die Plätze in sich, die die Türken in der Folge Bezeste nannten, ein weites Forum und der nachherige angesehenste und glänzendste Handelsplatz der Stadt, wo die Hauptniederlage der besten und kostbarsten Kaufmannswaaren war, so wie es in den Zeiten des griechischen Kaiserthums das große Gebäude Lamptera*) genannt, war, das wohl in der 4ten Region gestanden haben mag, weil es in dem unter Justinian entstandenen Feuer, das die Sophienkirche, die zwei bis zum Forum des Konstantins fortgehenden Portikus das Oktogonon, und die Bäder des Zeuxippus einäscherte, zuletzt noch mit allen Kostbarkeiten die es enthielt ein Opfer der Flamme ward.

*) Von den vielen auf dem Dache dieses Hauses zur Nachtzeit brennenden Kerzen und Ampeln, welche die glänzenden Waaren, die hier Tag und Nacht verkauft wurden, mit flimmernden Scheine erhellten, so genannt.

Diese 7te Region hatte 711 Palläste und grössere Gebäude, 6 große Portikus, 11 Privatbäder (unter denen sich die Karosianischen von der Karosa, Tochter des Kaisers Valens, vorzüglich auszeichneten) 16 Stuffenerhöhungen zur Vertheilung der Nahrungsmittel (gradus) 80 Kollegiaten und 5 Polizeioffiziere.

Unter ihre vorzüglichsten Merkwürdigkeiten gehörte zuerst die Säule des Theodosius, in der man inwendig auf Stuffen bis zur höchsten Spitze empor steigen konnte. Sie stand umgeben von den Statüen des Arkadius nnd Honorius, auf der Spitze des 3ten Hügels, da wo dieser eine weite Fläche bildet, umgeben vom Forum des Theodosius, oder dem Taurus, wie es bei Zonaras, Zedrin u. A. heißt, nahe an dem von Sultan Bajazeth erbauten neuen Bade, der aber die Säule zur bequemern Einrichtung des Bades im 16 Jahrhundert hat niederreißen lassen. (Ueber diesem Bade führte späterhin eine breite Straße, in welcher die Buchläden angelegt waren, und eine sehr alte Zisterne sich befand, weiter nach Norden hin, zum damaligen Serail der Sultane, und endigte sich in einem runden Platze, wo auf der östlichen Seite Bajazeths Grabmal war, mit einer Moschee und einem Hospital oder Pilgerhaus.) Jene Säule war von Theodosius dem Großen selbst errichtet, zeigte die Schlachten und Trophäen, die dieser Monarch in Kriegen mit den Szythen und andern Barbaren sich errungen hatte, und trug die Statüe des Kaisers, die aber durch ein Erdbeben in dem nehmlichen Jahre umgestürzt wurde, in dem das alte Rom in die Hände der barbarischen Völker fiel. Kaiser Anastasius *) ließ

*) Anastasius, der außerdem viele Bildsäulen aus Erz,

hierauf seine eigne Statüe zu Pferd aus Erz gegossen auf diese Säule an die Stelle der Theodosianischen setzen. *)

In der Nähe dieser Theodosianischen Säule (columna Theodosii und auch columna Tauri) führte das sogenannte goldne Thor mit 4 Flügeln (Tetrapyl) zu dem Theil des Taurus, der das Bäckermarkt (forum pistorium) hieß. Wahrscheinlich ist unter diesem Tetrapyl der alte Konstantinopolitanische Janustempel zu verstehen, der nach dem Modell des römischen, auf 4 Seiten 4 Thore hatte, die stark vergoldet und mit allen Arten kostbarer Steine verziert waren, eigentlich aber die 4 Jahreszeiten andeuten sollten. Mamianus ein angesehener Senator, der zu den Zeiten des Kaisers Zeno lebte, ließ 2 prachtvoll ausgeschmückte Portikus für den Kaiser an beiden entgegengesetzten Enden des Tetrapyls anlegen, die durch letzteres mit einander verbunden wurden. Ueber den Säulen dieses Tetrapyls war eine Kapelle erbaut, in der die hinterlassenen Anverwandten, und vorzüglich die Wittwe eines verstorbenen Kaisers am Tage der Beerdigung in Schleier gehüllt bis zur 6ten Stunde des Tages den Verstorbenen beweinen mußten. Hier erwarteten sie den Leichenzug und folgten ihm dann bis zum Tempel der Apostel, wo seit Konstantin dem Großen das kaiserliche Begräbniß war.

unter andern die, Konstantins des Großen hat verfertigen und aufstellen lassen.

*) Zonaras scheint diese Statüe des Theodosius mit der in der 4ten Region gestandenen von Arkadius seinem Vater zu Ehren errichteten, zu verwechseln. Doch unstreitig irrt er, wenn er beide für eine und dieselbe hält, da ja jene Justinian hat niederreißen lassen, diese aber durch ein Erdbeben fiel.

Auf dem forum pistorium, wohin das Tetrapyl führte, stand nach Zedrins Erzählung jene merkwürdige Pyramide, die den Kampf der Winde abbildete, und von Theodosius dem Großen errichtet war. Sie wird von den ältern Schriftstellern, unter andern von Zedrin, tetrasceles pyramidatum genannt, — war mit eingehauenen Thiergestalten, Pflanzen, Früchten, mit goldenen Korymben, die den punischen Aepfeln glichen — nackten Kupido's, wovon einige sich unter einander schelmisch zulächelten, einige von der oben stehenden die unteren neckten, andere mit einander tanzten, geziert. — Auch sah man darauf Jünglinge, welche den Wend in eherne Trompeten bliesen — auf der Spitze der Pyramide aber eine fliegende Figur angebracht, die das Weben der Winde anzeigte.

Auf dem forum Tauri (dem theodosianischen Platze) war außerdem noch das Nymphäum zu bemerken: wohl zu unterscheiden von dem Nymphäum, das in der 6ten Region am Forum des Konstantins dem Senatsgebäude gegen über stand, und ein Gebäude war, das seinen Namen erhielt von seiner Bestimmung, zur Feier der Hochzeit derer, die nicht geräumige Wohnungen hatten, um die Menge der Hochzeitgäste zu fassen. Das Nymphäum der 7ten Region war ein Bassin oder Wasser-Reservair, das innerhalb des alten Serails sich befand, und von einem Gouverneur der Stadt, Klearch angelegt war. Die vom Kaiser Valens in die Stadt gebrachte Wasserleitung, sammelte sich theils in dies Bassin, theils in die Konstanzianischen Bäder in der 10ten Region.

Wo die Tempel der heiligen Irene und Anastasia in der 7ten Region gestanden haben, ist schwer mit Gewißheit zu bestimmen. Gegen den An-

fang des 17ten Jahrhunderts existirte von ersterm nur eine Spur noch, in einem auf der östlichen Sommerseite des 3ten Hügels außerhalb des Serails in einem Quadrat hervorragenden Thurme, der der Ireneusthurm hieß; doch läßt sich nicht einmal mit Gewißheit ausmachen ob ihm dieser Name von dem Tempel der heiligen Irene, einer berühmten Märtyrerinn des Christenthums, oder von der Kaiserin gleiches Namens, die bekanntlich nichts weniger als Märtyrerin war, übrig geblieben ist. Da aber die Sage jenen Tempel auf den Platz setzt, den das nachherige kaiserliche Serail einnahm, so mag er wohl an der nördlichen Meeresseite der 7ten Region gestanden haben. Ueberhaupt werden in den schriftlichen Denkmälern des Alterthums drey Tempel der Irene genannt. Des ersten und ältesten erwähnt Sokrates in der 2ten Region; ihn hat Konstantin der Große in der Nähe der Sophienkirche erbaut, und dieser ist unter Justinian ein Raub der Flamme geworden. Der 2te ist der, wovon hier in der 7ten Region die Rede ist — der 3te der dem Frieden (ειρηνη Irene) geweiht war, wird vom Prokop, der die Erbauung desselben dem Kaiser Justinian zuschreibt an die Mündung des Meerbusens, der „das Horn“ hieß, gesetzt.

Der Tempel der Anastasia soll nahe beim Grabmal Bajazeths gestanden haben. Die Benennung dieses Tempels hat man auf sehr verschiedene Art abzuleiten gesucht; besonders hat sich der Scharfsinn der Geschichtschreiber an dieser Ableitung in drei der vorzüglichsten Hypothesen geübt. Sozomenus erzählt nehmlich, daß Gregor von Nazianz als er aus dieser Stadt nach Konstantinopel gewandert war, in einer kleinen von seinen Anhängern erbauten Kapelle Reden gehalten habe. Als diese den

Einsturz drohte, hatten die Kaiser aus Achtung gegen Gregor diese kleine Kapelle ausbauen, vergrößern, und zuletzt ihr die gleichsam neue Existenz eines Tempels geben lassen, zugleich aber auch den Namen Anastasia beigelegt (von αναςασις, die Auferstehung). Nach einer andern Ableitung kommt der Name Anastasia daher, weil die Beschlüsse der Nicenischen Kirchenversammlung über die Dreieinigkeit, die schon längst zu Konstantinopel in Todesschlummer versunken waren, durch das Feuer der Beredsamkeit Gregors, in diesem Tempel gewissermaßen wieder auflebten. Eine 3te Hypothese über den Ursprung der Benennung dieses Tempels. gründet sich gar auf ein Märchen der altkatholischen Kirche. Denn als einst in diesem Tempel eine Menge Volks versammelt war, soll eine schwangere Frau von einer der oberen Bühnen herabgefallen seyn, und sogleich den Geist aufgegeben haben, durch die Kraft eines allgemeinen feurigen Gebeths der Versammlung aber, wieder ins Leben zurückgerufen, und daher der Tempel, Anastasia der Auferstehungstempel genannt worden seyn. — In dem unter Leo dem Großen entstandenen Feuer ist diese Kirche mit eingeäschert worden, denn Sozomenus erwähnt auch noch eines andern Tempels dieses Namens, der von den ketzerischen Novatianern erbaut, von den Arianern aber zerstört, nachher, wieder aufgebaut und endlich mit jener Gregorianischen Kirche unter Leo's Regierung abgebrannt sey. Uebrigens reichen die wenigen Nachrichten die man von diesen beiden Tempeln der Irene und Anastasia in der Geschichte findet, nicht aus, um eine etwas genauere Schilderung davon entwerfen zu können. Ihre Spuren sind unter Stambuls Moscheen und Minarets verschwunden: zu früh sind

sie ein Opfer des für Konstantinopel so furchtbaren Elements geworden — vielleicht auch daß sie in der Mitte der übrigen Tempel die unbedeutendsten gewesen sind, und alles was äußern Glanz und Majestät über die Mysterien der Christenheit zu verbreiten vermochte, strömte ja schon seit den ältesten Zeiten in die Agia Sophia!

Dunkelheit schwebt überhaupt über den Denkmälern der Vorzeit in dieser und der folgenden 8ten Region. Aber in den spätern Zeiten der türkischen Herrschaft, sind an die Stelle jener verschwundenen Monumente des Alterthums andere gekommen, worunter das bereits beiläufig erwähnte Grabmal des Sultans Bajazeth, und die von ihm, nach dem Modell der Sophienkirche erbaute Moschee zu rechnen ist. Ihre Kuppel war mit Blei gedeckt, in ihren weiten Vorhöfen glänzte der Fußboden von Kararischem Marmor — 4 Portikus, deren Säulen gleichfalls aus diesem Marmor bestanden, umschlossen sie. In der Vorhöfe Mitte erhob sich eine Fontaine, und stürzte schäumend in einen weiten Krater, aus dem zahllose kleinere spielende Fontainchen hervorquollen. Die Moschee mit dem Vorhof, war an drei Seiten von einem weiten runden Platz umgeben, den theils hochgethürmte Mauern, theils das oben erwähnte Pilgerhaus beim Grabmal Bajazeths umschlossen — von der vierten Seite stieß sie an einen Garten, in dessen Mitte das Monument jenes berühmten Sultans sich erhob, mit einem Minaret in der Form eines mittlern Zylinders.

In einiger Entfernung von diesem Grabmal stiegen die stolzen Mauern des Serails, auf der Spitze des 3ten Hügels zum Aether empor, eine Masse von Gebäuden die beinahe 2 Meilen im Umfange hatten, in deren Mitte Sultan Soliman sich sein Grab aus-

hauen ließ, und dazu den kostbarsten Marmor aus allen Theilen seines Reichs verwendete.

Doch wir wenden unsre Blicke wieder zurück, in die dunkeln, nur durch's magische Licht von Mnemosynens Kerze erhellten Räume der Vergangenheit, die wir in der folgenden Region Konstantinopels zu durchwandern haben.

Die 8te Region theilte den Taurus mit der 7ten, war mehr schmal und lang als breit, und berührte nicht gleich der vorhergehenden das Meer, enthielt troz ihres engern Raums 108 grössere Gebäude, 5 ansehnliche Portikus, 10 Privatbäder, 5 Stuffenerhebungen zur Frucht- und Allmosenvertheilung, 17 Kollegiaten und 5 Polizeioffiziere.

So wie zur Grenze der 7ten Region, der an die Purpursäule rechts sich anschliessende Portikus diente; so bezeichneten die links bis zum Taurus hin fortgehenden Säulenhallen die Grenze der 8ten Region, die, da sie auch noch einen Theil des Konstantinischen Forums enthielt, von einer andern Seite auch mit der 6ten Region in Verbindung gestanden haben muß.

Von den Denkmälern der grauen Vorzeit in dieser Region hat die Erinnerung nur wenige aufbewahrt. Das Kapitol und der Pallast des Theodosius, sind die einzigen Denkwürdigkeiten die man in dieser Region in den ältern Nachrichten berührt — aber auch nur leise berührt findet. Jener Pallast stand in der Nähe der Säule des Theodosius, (also an der Grenze der 7ten und 8ten Region) das Innere desselben war zu den Sitzungen und Berathschlagungen über Reichsangelegenheiten eingerichtet und bestimmt; in weiten Marmorsälen standen in Halbzirkeln die kostbar dekorirten Sitze für die geheimen Räthe des Reichs, und an ihrer Spitze er-

hob sich der Thron des Kaisers, auf den sich dieser unter einem Baldachin von himmelblauer mit Gold durchwirkten Seide, auf dem mit Gold ausgelegten Stuhl von Elfenbein niederließ, um — einst die Zersplitterung eines Reichs zu beschließen, das vereinigt, Jahrhunderte noch, vielleicht auf immer der Wuth der Barbaren getrozt hätte. Das Frontispice des Pallastes ruhte auf 12 Säulen von Trojanischem Marmor, deren Höhe 25 Schuhe maß. Das Dach ruhte auf 4 Bogen — des Gebäudes Länge betrug 240, die Breite 140 Fuß. Muhamed, Konstantinopels furchtbarer Eroberer, soll diesen Pallast nach seinem Einzug in die Stadt, so lange bewohnt haben, bis die von ihm auf dem 1sten Hügel erbaute kaiserliche Residenzburg in bewohnbarem Zustande war. In der Folge wurde hierauf, der Pallast des Theodosius niedergerissen, und vornehme Muselmänner durften sich von den Ruinen desselben Häuser erbauen.

In dieser Region wird nun auch des von Konstantin dem Großen, zur Nachahmung Roms erbauten Kapitols, von Zonaras, Zedrin und Andern erwähnt; man wird aber in Zweifel gelassen, ob dies wirklich ein besonderes, oder mit dem Pallast des Theodosius ein und dasselbe Gebäude ist, das in der Folge etwa zum Residenzschloß des Kaisers eingerichtet wurde. Ist das erstere der Fall, so ist es wenigstens ohne die Auszeichnung ins Grab der Vernichtung gesunken, die die ältern Schriftsteller über Konstantinopel doch andern merkwürdigen Gebäuden dieser Art nicht versagen.

Die 9te Region, die 116 größere Gebäude, 2 große Portikus, 15 Privatbäder (unter denen das Anastasianische von der Anastasia, Tochter des Kaisers Valens, genannt, das vorzüglichste war) 4 Gra-

dus, 38 Kollegiaten und 6 Polizeioffiziere zählte, lag ganz am südlichen Ufer des Meeres ausgebreitet, an das sie sich sanft herabneigte, vom Abhange des 3ten Hügels, auf dessen Spitze der Taurus war, bis zur Küste des Propontis hin.

Diese Region hatte ehedem 2 nicht unberühmte Tempel, wovon der erste coenopolis, der andere omonaea hieß.

Der erstere hat seinen Namen von der in der Nähe des Tetrapyls entstandenen Quelle, die sich zuletzt in einem Morast sammelte. Mit dem Schlamme (coenum) dieses Sumpfes, soll nehmlich Leo der Große, ehe er den Szepter erhielt, nach Aussage der Legende die Augen eines Blinden bestrichen, und ihm dadurch das Gesicht wiedergegeben haben. Zum Denkmal dieser Begebenheit ließ nun Leo an diesem Sumpfe der Mutter Gottes zu Ehren, die ihm die Herrscherwürde verheißen hatte, einen Tempel erbauen, der nun von — dem schlammigten Orte an dem er stand, den Namen coenopolis erhielt. Justinian ließ diesen Tempel weiter ausbauen und verschönern.

Der andere der der Eintracht geweiht war, (templum concordiae vom griechischen ὁμονοία, homonoia) ist von Konstantin dem Großen erbaut worden. Weil nehmlich in Rom drei Tempel der Konkordia standen, so mußte auch in Konstantinopel wenigstens ein Tempel der Eintracht geheiligt stehen. In den ältern Nachrichten über Konstantinopel wird dieses Tempels, bei Beschreibung des unter Kaiser Leo entstandenen fürchterlichen Brandes, erwähnt, der in der nördlichen Gegend der Stadt vom bosporischen Hafen bis zum Tempel des Apollo in der Mitte der Stadt, vom Forum des Konstantin bis zum Taurus, und auf der Mittagsseite, von

hafen des Julians bis zum Tempel der Konkordia, überhaupt in einem Umfang von 5 Stadien gewüthet hat. Man sieht aus jener Beschreibung, daß dieser Tempel der Konkordia, oder omonoea in der geraden Mittagslinie vom Forum des Theodosius (Taurus) bis zum Propontis gestanden hat.

In dieser Region sollen auch die sogenannten Alexandrinischen Fruchtmagazine der Stadt angelegt gewesen seyn. Es wurden nehmlich jährlich von Alexandrien 800,000 Scheffel Attischen Getraides nach Konstantinopel geschickt. Der Senat sowohl als die reichern Bürger, brachten dafür eine Summe von 611 Pfund Goldes zusammen — der Kaiser legte auch noch hinzu; und dies Geld wurde dann bei dem jedesmaligen Gouverneur der Stadt deponirt, um jenen Getraidevorrath anzukaufen, der in den Magazinen aufbewahrt wurde, welche von dem Orte, woher die Schiffe kamen den Namen der Alexandrinischen erhielten. Man erwähnt auch noch eines Fruchtmagazins, welches das Theodosianische hieß, das wahrscheinlich vom Theodosianischen Hafen seinen Namen hat, und da in der Regel Magazine bei Häfen angelegt werden, sich auch in der Nähe desselben befand. Dann existirte dies Theodosianische Magazin aber nicht in der 9ten, sondern in der an diese grenzenden 12ten Region, in welcher der Theodosianische Hafen war.

In der Nähe jener Alexandrinischen Fruchtmagazine standen die Wohnungen zweier Konstantinopolitaner, Kraterus und Mireleus, bei denen Suidas der sogenannten ehernen Hände, und des ehernen Scheffels, die auf dem Schwibbogen des Amastrians; (eines Gebäudes, das einem von Amastris in Paphlagonien gebürtigen Einwohner

Konstantinopels gehörte) zu sehen waren erwähnt. Jene 2 ehernen Hände waren, wie einige behaupten, eine Weisung für die Schiffer, ohne Widerrede 12 modios Getraide für ein numisma (Goldstück vom Werth eines Dukaten) zu verkaufen, um der so oft in dieser Stadt einreißenden Theurung vorzubeugen. Die Weigerung dies zu thun wurde mit dem Verlust der Hand bestraft. Dies Gesetz soll von Valentinian herrühren. Von andern hingegen wird versichert, Valentinian habe blos befohlen, daß das Getraide das die Schiffer einzeln in Konstantinopel verkauften, im Maaße nicht gestrichen, sondern gehäuft werden solle, und dem Uebertreter dieses Gesetzes mit der am Hause des Amastrianers *) angedeuteten Strafe gedroht haben.

In dieser 9ten Region stand zu Konstantins Zeiten noch ein Tempel der Sonne und der Luna geweiht, an dessen Spitze das Sonnenbild strahlte. Ein hellglänzender, weißschimmernder Wagen umgab es, und ihm zur Seite war das Bild der Luna, als Braut des Sonnengottes. Am Funtament des Tempels erblickte man einen Thron, auf dem die Statüe eines Herrschers saß, der mit dem Szepter winkend, Gehorsam zu fordern schien. — Neben diesem Throne ruhte ein Jupiter aus weißem Marmor auf einem Polster, beides ein Werk des berühmten Phidias.

Reicher an Prachtgebäuden und Besehenswürdigkeiten als diese Region, war die 10te. Sie enthielt 636 Palläste und ansehnliche Häuser, unter denen

*) Warum gerade am Hause dieses Amastrianers? Die ältern Schriftsteller über Konstantinopel erklären dies durch den übeln Ruf in dem die Paphlagonier zu Byzanz standen. Sie waren dort in einer gewissen Verachtung, und man nannte einen großen Verbrecher oft nur „einen Paphlagonier.“

die Schlösser der Augusta Plazidia, Tochter Theodosius des Grossen (die auch in der ersten Region einen besondern Pallast hatte) der Eudozia Augusta, Gemahlin des jüngern Theodosius, und der Tempel des heil. Achazius sich auszeichneten. Ausserdem hatte sie 6 grössere Portikus 22 Privatbäder, 12 Stuffenerhöhungen 70 Kollegiaten 5 Polizeioffiziere.

Sie nahm das dritte Thal, oder das Thal zwischen dem 3ten und 4ten Hügel ein, und wurde von der 9ten Region durch eine breite Strasse, die einem Strome gleich, als Grenze zwischen beiden sich durchwand, getrennt. Diese Region war ebener als die vorhergehende, ausgenommen da wo sie ans Meer stieß, und die Spitze des vom 3ten Hügels sich ausbreitenden Vorgebirgs, unter welchem mehrere unterirdische Wasserleitungen vom westlichen nach dem östlichen Theil der Stadt hin, angelegt waren, die freiere Aussicht hemmte. In der Länge kam sie der 9ten Region nicht völlig gleich, wohl aber in der Breite. Sie lag mehr nördlich als diese.

Eine besondere Merkwürdigkeit dieser Region waren die Konstanzianischen (nicht Konstantinianischen) Bäder.*) Sie hat Kaiser Valens von den niedergerissenen Mauern Kalzedons aufbauen lassen. In einem der Steine die zu diesem Zwecke nach Konstantinopel gebracht wurden, soll ein Orakel eingegraben gewesen seyn, das man sehr verschieden gedeutet hat, und das wegen der vielen Varianten, die sich darüber bei Zonaras, Sokrates, Zedrin und andern finden, wovon jeder oft ganze Verse verschieden liest, nur eine freie Uebersetzung zuläßt. Der Sinn ist ungefähr folgender:

*) Oder das grosse Nymphäum.

Wenn einst die Nymphen um der Gewässer sprudelnde Quelle
In Chören tanzend, im leichten Grazienflug schweben;
Dann werden dem Bade die Mauern zum Nutzen gereichen.
Doch siehe! schon toben herbei zahllose barbarische Horden;
Sie brechen gleich Wolken, mit Unglück geschwängert herein,
Sie strömen vom Ister herzu. Schon ist das szythische Land
Entvölkert durch sie, durch Thrazien sind sie gedrungen.
Sie rasen in Hoffnung der Beute — doch schnell überfällt sie Verderben.

Es würde zu weitläuftig seyn, alle die verschiedenen Deutungen dieser orakulösen Lapidarschrift aufzuzählen. Doch so viel weiß man, daß Kaiser Valens aus Zorn über die Kalzedonier, die seinen Gegner Prokop begünstigt hatten, troz aller Vorbitten der Nikomedier, Nizener und Bythinier die Mauern von Kalzedon niederreißen ließ, weil er einmal geschworen hatte, hierdurch Rache an ihnen zu nehmen. Er ließ hierauf — um sowohl seinen Schwur zu halten, als auch den dringenden Vorbitten, die bei ihm eingelegt wurden, einigermaßen nachzugeben, die Mauern von Kalzedon mit schlechten Steinen wieder aufbauen, die niedergerissenen aber zur Anlegung einer Wasserleitung jener Bäder und einiger Zisternen verwenden. Aus diesen Kalzedonischen Mauersteinen entstand nun auch, das von einem Gouverneur der Stadt Klearch erbaute Nymphäum in der 7ten Region, und das große Nymphäum oder das Konstanzianische Bad in der

ten Region, zu welchem die von Valens angelegte Wasserleitung führte. Diese wurde für die beste in der ganzen Stadt gehalten, weil es auch bei der grösten Dürre ihr nie an Wasser fehlte. Daher wurde sie im Jahre 759 nach Christi Geburt, als alle andere Bäder und Wasserbehälter austrockneten, und auch nicht einmal ein Thautropfen gefunden wurde, mit grosem Fleiß ausgebessert, und bis auf den Kaiser Heraklius in gutem Stande erhalten, hierauf aber von den Awaren zerstört. Nachher ist sie auf kaiserlichen Befehl noch einmal von neuem hergestellt worden, und man erzählt, daß man aus Asien 1200, aus Griechenland 500, und aus Thrazien 5200 Arbeitsleute zu diesem Wasserbau habe kommen lassen, die unter der Aufsicht eines Wasserbaumeisters und anderer Kunstverständiger den so wichtigen Bau vollendeten. Alle übrige Wasserleitungen liefen unter der Erde, aber nicht die Valenzianische, die ein sehr klares und süßes Wasser hatte. Kaiser Andronikus leitete noch den Bach Hydrale hinzu, und erbaute an der Quelle desselben, einen Wartthurm und ein Lustschloß zum Sommeraufenthalt, das aber sein Nachfolger Isazius nebst dem Thurm, aus Haß gegen seinen Vorgänger niederreißen ließ.

Was die Auflösung jenes Orakels betrifft, so fand man diese zum Theil in der Freude, die das Volk über die aus den Mauersteinen von Kalzedon angelegten Konstanzianischen Bäder, und über die Wasserleitung des Valens äußerte, als jene grose Dürre in Konstantinopel herrschte, und die Bewohner desselben hier alleine Erquickung fanden. Um jene Zeit sollen auch barbarische Horden aus Thrazien gegen Konstantinopel vorgedrungen seyn, die aber bald wieder aufgerieben wurden.

Noch verdient in der 10ten Region der Tempel des heiligen Achazius eine etwas genauere Erwähnung. Er stand nach dem Bericht des Zedrins auf einem Platze, der Heptaskulum hieß. Jener heil. Märtyrer Achazius wurde in der Diokleziánischen Christenverfolgung auf dem genannten Platze, an einem Nußbaume, der im Hofe eines Gebäudes stand, das nachher davon den Namen carya (nux Nuß) erhielt, gekreuzigt. Hundert Jahre nachher wurde an dieser Stelle dem heili. Märtyrer zu Ehren, vom Kaiser Arkadius eine Kapelle erbaut, die Justinian zu einer prachtvollen Kirche erweitern, und mit weißen Marmorsäulen umgeben ließ. Der Fußboden dieses Tempels war mit Alabaster geglättet. Von weitem schimmerte diese kostbare Marmormasse in so glänzendem Weiß, daß man den Tempel mit Schnee bedeckt glaubte. Zwei Portikus lehnten sich an den Tempel an, und endigten sich in ein Forum, das mit Marmorsäulen umgeben war.

Von hier an begann die 11te Region, die den 4ten und 5ten Hügel umfaßte, und also ganz natürlich von noch weiterem Umfange als die vorhergehende seyn mußte; aber auch nicht eine so ebene Lage haben konnte, und von keiner Seite ans Meer stieß. Sie enthielt ihrer Ausdehnung ungeachtet nicht so viele Häuser und Palläste als die 10te Region. Man zählte in ihr 503 größere Gebäude, 14 Privatbäder 4 große Portikus 7 Stuffenerhöhungen, 37 Kollegiaten und 5 Polizeioffiziere. Von der 14ten Region wurde sie durch die Konstantinische Mauer getrennt, die vom Thurm des Eugenius bis zum Tempel des heiligen Antonius und dem Marianischen Pallaste, und von da bis zum Exazionion oder einem Platz außerhalb dieser Mauer, auf dem eine Statüe Konstantins des Großen stand, fortlief:

Zhrin erzählt, daß auf diesem Platze einst ein fürchterliches Erdbeben die prächtigsten Tempel und Gebäude zerstört habe. Jene Säule auf dem Exazionion wird für die nehmliche gehalten, die noch im 16ten Jahrhundert auf der Spitze des 5ten Hügels, hoch über alle Palläste hervorragte, und von Griechen und Osmanen allgemein die Jungfrausäule genannt wurde. Sie trug in dieser Zeit die Statüe der Venus, und ihr soll die schwere Kunst eigen gewesen seyn, die befleckte oder unbefleckte Keuschheit der vorübergehenden Frauenzimmer zu erkennen. Der Stamm dieser Säule war von rothgefleckten Marmor, ohngefähr 60 Fuß hoch, ihr Umfang betrug 13 Fuß und 9 Zoll, das Kapital von korinthischer Arbeit, war wie die Basis und das Postament von weißem Marmor, letzteres 4 Fuß 9 Zoll hoch; die Höhe des Plinthus enthielt 1 Fuß und 6 Zoll.

Doch nähern wir uns lieber einer der vorzüglichsten Denkwürdigkeiten dieser Region, dem berühmten Tempel der Apostel, den Konstantin der Große hat erbauen lassen, und dessen Glanz einst mit der alle übrige Tempel an Pracht und Hoheit überstralenden Agia Sophia zu wetteifern, wagte. Eusebius besonders, erschöpft sich in Schilderungen des majestätischen Anblicks, den dieses prachtvolle Gebäude gewährte. Seine stolze schwindelnde Höhe, der schimmernde Glanz seines Marmors, der in allen Farben spielend, vom Fußboden bis unter das Hemisphär, blendend das Auge verfolgte, die Pracht der zähllosen Dekorazionen von Gold, Silber und Erz, die wechselnd an den Marmor sich reiheten, zeigte eins der kostbarsten Denkmäler der Vorzeit, an dem sich die Architektur der damaligen Zeit, nicht verewigt, aber verherrlicht hat. Das Dach war mit Erzblatten gedeckt, die mit Gold zu-

Einsturz drohte, hatten die Kaiser aus Achtung gegen Gregor diese kleine Kapelle ausbauen, vergrößern, und zuletzt ihr die gleichsam neue Existenz eines Tempels geben lassen, zugleich aber auch den Namen Anastasia beigelegt (von αναςασις, die Auferstehung). Nach einer andern Ableitung kommt der Name Anastasia daher, weil die Beschlüsse der Nicenischen Kirchenversammlung über die Dreieinigkeit, die schon längst zu Konstantinopel in Todesschlummer versunken waren, durch das Feuer der Beredsamkeit Gregors, in diesem Tempel gewissermaßen wieder auflebten. Eine 3te Hypothese über den Ursprung der Benennung dieses Tempels, gründet sich gar auf ein Märchen der altkatholischen Kirche. Denn als einst in diesem Tempel eine Menge Volks versammelt war, soll eine schwangere Frau von einer der oberen Bühnen herabgefallen seyn, und sogleich den Geist aufgegeben haben, durch die Kraft eines allgemeinen feurigen Gebeths der Versammlung aber, wieder ins Leben zurückgerufen, und daher der Tempel, Anastasia der Auferstehungstempel genannt worden seyn. — In dem unter Leo dem Großen entstandenen Feuer ist diese Kirche mit eingeäschert worden, denn Sozomenus erwähnt auch noch eines andern Tempels dieses Namens, der von den kezerischen Novatianern erbaut, von den Arianern aber zerstört, nachher, wieder aufgebaut und endlich mit jener Gregorianischen Kirche unter Leo's Regierung abgebrannt sey. Uebrigens reichen die wenigen Nachrichten die man von diesen beiden Tempeln der Irene und Anastasia in der Geschichte findet, nicht aus, um eine etwas genauere Schilderung davon entwerfen zu können. Ihre Spuren sind unter Stambuls Moscheen und Minarets verschwunden: zu früh sind

sie ein Opfer des für Konstantinopel so furchtbaren Elements geworden — vielleicht auch daß sie in der Mitte der übrigen Tempel die unbedeutendsten gewesen sind, und alles was äußern Glanz und Majestät über die Mysterien der Christenheit zu verbreiten vermochte, strömte ja schon seit den ältesten Zeiten in die Agia Sophia!

Dunkelheit schwebt überhaupt über den Denkmälern der Vorzeit in dieser und der folgenden 8ten Region. Aber in den spätern Zeiten der türkischen Herrschaft, sind an die Stelle jener verschwundenen Monumente des Alterthums andere gekommen, worunter das bereits beiläufig erwähnte Grabmal des Sultans Bajazeth, und die von ihm, nach dem Model der Sophienkirche erbaute Moschee zu rechnen ist. Ihre Kuppel war mit Blei gedeckt, in ihren weiten Vorhöfen glänzte der Fußboden von Kararischem Marmor — 4 Portikus, deren Säulen gleichfalls aus diesem Marmor bestanden, umschlossen sie. In der Vorhöfe Mitte erhob sich eine Fontaine, und stürzte schäumend in einen weiten Krater, aus dem zahllose kleinere spielende Fontainchen hervorquollen. Die Moschee mit dem Vorhof, war an drei Seiten von einem weiten runden Platz umgeben, den theils hochgethürmte Mauern, theils das oben erwähnte Pilgerhaus beim Grabmal Bajazeths umschlossen — von der vierten Seite stieß sie an einen Garten, in dessen Mitte das Monument jenes berühmten Sultans sich erhob, mit einem Minaret in der Form eines mittlern Zylinders.

In einiger Entfernung von diesem Grabmal stiegen die stolzen Mauern des Serails, auf der Spitze des 3ten Hügels zum Aether empor, eine Masse von Gebäuden die beinahe 2 Meilen im Umfange hatten, in deren Mitte Sultan Soliman sich sein Grab aus-

hauen ließ, und dazu den kostbarsten Marmor aus allen Theilen seines Reichs verwendete.

Doch wir wenden unsre Blicke wieder zurück, in die dunkeln, nur durch's magische Licht von Mnemosynens Kerze erhellten Räume der Vergangenheit, die wir in der folgenden Region Konstantinopels zu durchwandern haben.

Die 8te Region theilte den Taurus mit der 7ten, war mehr schmal und lang als breit, und berührte nicht gleich der vorhergehenden das Meer, enthielt trotz ihres engern Raums 108 grössere Gebäude, 5 ansehnliche Portikus, 10 Privatbäder, 5 Stufenerhebungen zur Frucht- und Allmosenvertheilung, 17 Kollegiaten und 5 Polizeioffiziere.

So wie zur Grenze der 7ten Region, der an die Purpursäule rechts sich anschliessende Portikus diente; so bezeichneten die links bis zum Taurus hin fortgehenden Säulenhallen die Grenze der 8ten Region, die, da sie auch noch einen Theil des Konstantinischen Forums enthielt, von einer andern Seite auch mit der 6ten Region in Verbindung gestanden haben muß.

Von den Denkmälern der grauen Vorzeit in dieser Region hat die Erinnerung nur wenige aufbewahrt. Das Kapitol und der Pallast des Theodosius, sind die einzigen Denkwürdigkeiten die man in dieser Region in den ältern Nachrichten berührt — aber auch nur leise berührt findet. Jener Pallast stand in der Nähe der Säule des Theodosius, (also an der Grenze der 7ten und 8ten Region) das Innere desselben war zu den Sitzungen und Berathschlagungen über Reichsangelegenheiten eingerichtet und bestimmt; in weiten Marmorsälen standen in Halbzirkeln die kostbar dekorirten Sitze für die geheimen Räthe des Reichs, und an ihrer Spitze er-

hob sich der Thron des Kaisers, auf den sich dieser unter einem Baldachin von himmelblauer mit Gold durchwirkten Seide, auf dem mit Gold ausgelegten Stuhl von Elfenbein niederließ, um — einst die Zersplitterung eines Reichs zu beschließen, das vereinigt, Jahrhunderte noch, vielleicht auf immer der Wuth der Barbaren getrotzt hätte. Das Frontispice des Pallastes ruhte auf 12 Säulen von Trojanischem Marmor, deren Höhe 25 Schuhe maß. Das Dach ruhte auf 4 Bogen — des Gebäudes Länge betrug 240, die Breite 140 Fuß. Muhamed, Konstantinopels furchtbarer Eroberer, soll diesen Pallast nach seinem Einzug in die Stadt, so lange bewohnt haben, bis die von ihm auf dem 1sten Hügel erbaute kaiserliche Residenzburg in bewohnbarem Zustande war. In der Folge wurde hierauf, der Pallast des Theodosius niedergerissen, und vornehme Muselmänner durften sich von den Ruinen desselben Häuser erbauen.

In dieser Region wird nun auch des von Konstantin dem Großen, zur Nachahmung Roms erbauten Kapitols, von Zonaras, Zedrin und Andern erwähnt; man wird aber in Zweifel gelassen, ob dies wirklich ein besonderes, oder mit dem Pallast des Theodosius ein und dasselbe Gebäude ist, das in der Folge etwa zum Residenzschloß des Kaisers eingerichtet wurde. Ist das erstere der Fall, so ist es wenigstens ohne die Auszeichnung ins Grab der Vernichtung gesunken, die die ältern Schriftsteller über Konstantinopel doch andern merkwürdigen Gebäuden dieser Art nicht versagen.

Die 9te Region, die 116 größere Gebäude, 2 große Portikus, 15 Privatbäder (unter denen das Anastasianische von der Anastasia, Tochter des Kaisers Valens, genannt, das vorzüglichste war) 4 Gra-

dus, 38 Kollegiaten und 6 Polizeioffiziere zählte, lag ganz am südlichen Ufer des Meeres ausgebreitet, an das sie sich sanft herabneigte, vom Abhange des 3ten Hügels, auf dessen Spitze der Taurus war, bis zur Küste des Propontis hin.

Diese Region hatte ehedem 2 nicht unberühmte Tempel, wovon der erste coenopolis, der andere omonaea hieß.

Der erstere hat seinen Namen von der in der Nähe des Tetrapyls entstandenen Quelle, die sich zuletzt in einem Morast sammelte. Mit dem Schlamme (coenum) dieses Sumpfes, soll nehmlich Leo der Große, ehe er den Szepter erhielt, nach Aussage der Legende die Augen eines Blinden bestrichen, und ihm dadurch das Gesicht wiedergegeben haben. Zum Denkmal dieser Begebenheit ließ nun Leo an diesem Sumpfe der Mutter Gottes zu Ehren, die ihm die Herrscherwürde verheißen hatte, einen Tempel erbauen, der nun von — dem schlammigten Orte an dem er stand, den Namen coenopolis erhielt. Justinian ließ diesen Tempel weiter ausbauen und verschönern.

Der andere der der Eintracht geweiht war) (templum concordiae vom griechischen ὁμονοία, homonoia) ist von Konstantin dem Großen erbaut worden. Weil nehmlich in Rom drei Tempel der Konkordia stunden, so mußte auch in Konstantinopel wenigstens ein Tempel der Eintracht geheiligt stehen. In den ältern Nachrichten über Konstantinopel wird dieses Tempels, bei Beschreibung des unter Kaiser Leo entstandenen fürchterlichen Brandes erwähnt, der in der nördlichen Gegend der Stadt vom bosporischen Hafen bis zum Tempel des Apollo, in der Mitte der Stadt, vom Forum des Konstantins bis zum Taurus, und auf der Mittagsseite, vom

Hafen des Julians bis zum Tempel der Konkordia, überhaupt in einem Umfang von 5 Stadien gewüthet hat. Man sieht aus jener Beschreibung, daß dieser Tempel der Konkordia, oder omonoea in der geraden Mittagslinie vom Forum des Theodosius (Taurus) bis zum Propontis gestanden hat.

In dieser Region sollen auch die sogenannten Alexandrinischen Fruchtmagazine der Stadt angelegt gewesen seyn. Es wurden nehmlich jährlich von Alexandrien 800,000 Scheffel Attischen Getraides nach Konstantinopel geschickt. Der Senat sowohl als die reichern Bürger, brachten dafür eine Summe von 611 Pfund Goldes zusammen — der Kaiser legte auch noch hinzu; und dies Geld wurde dann bei dem jedesmaligen Gouverneur der Stadt deponirt, um jenen Getraidevorrath anzukaufen, der in den Magazinen aufbewahrt wurde, welche von dem Orte, woher die Schiffe kamen den Namen der Alexandrinischen erhielten. Man erwähnt auch noch eines Fruchtmagazins, welches das Theodosianische hieß, das wahrscheinlich vom Theodosianischen Hafen seinen Namen hat, und da in der Regel Magazine bei Häfen angelegt werden, sich auch in der Nähe desselben befand. Dann existirte dies Theodosianische Magazin aber nicht in der 9ten, sondern in der an diese grenzenden 12ten Region, in welcher der Theodosianische Hafen war.

In der Nähe jener Alexandrinischen Fruchtmagazine standen die Wohnungen zweier Konstantinopolitaner, Kraterus und Mireleus, bei denen Suidas der sogenannten ehernen Hände, und des ehernen Scheffels, die auf dem Schwibbogen des Amastrians; (eines Gebäudes, das einem von Amastris in Paphlagonien gebürtigen Einwohner

Konstantinopels gehörte) zu sehen waren erwähnt. Jene 2 ehernen Hände waren, wie einige behaupten, eine Weisung für die Schiffer, ohne Widerrede 12 modios Getraide für ein numisma (Goldstück vom Werth eines Dukaten) zu verkaufen, um der so oft in dieser Stadt einreißenden Theurung vorzubeugen. Die Weigerung dies zu thun wurde mit dem Verlust der Hand bestraft. Dies Gesetz soll von Valentinian herrühren. Von andern hingegen wird versichert, Valentinian habe blos befohlen, daß das Getraide das die Schiffer einzeln in Konstantinopel verkauften, im Maaße nicht gestrichen, sondern gehäuft werden solle, und dem Uebertreter dieses Gesetzes mit der am Hause des Amastrianers *) angedeuteten Strafe gedroht haben.

In dieser 9ten Region stand zu Konstantins Zeiten noch ein Tempel der Sonne und der Luna geweiht, an dessen Spitze das Sonnenbild strahlte. Ein hellglänzender, weißschimmernder Wagen umgab es, und ihm zur Seite war das Bild der Luna, als Braut des Sonnengottes. Am Funtament des Tempels erblickte man einen Thron, auf dem die Statue eines Herrschers saß, der mit dem Szepter winkend, Gehorsam zu fordern schien. — Neben diesem Throne ruhte ein Jupiter aus weißem Marmor auf einem Polster, beides ein Werk des berühmten Phidias.

Reicher an Prachtgebäuden und Besehenswürdigkeiten als diese Region, war die 10te. Sie enthielt 636 Palläste und ansehnliche Häuser, unter denen

*) Warum gerade am Hause dieses Amastrianers? Die ältern Schriftsteller über Konstantinopel erklären dies durch den übeln Ruf in dem die Paphlagonier zu Byzanz standen. Sie waren dort in einer gewissen Verachtung, und man nannte einen großen Verbrecher oft nur „einen Paphlagonier."

die Schlösser der Augusta Plazidia, Tochter Theodosius des Grosen (die auch in der ersten Region einen besondern Pallast hatte) der Eudozia Augusta, Gemahlin des jüngern Theodosius, und der Tempel des heil. Achazius sich auszeichneten. Auserdem hatte sie 6 grösere Portikus 22 Privatbäder, 12 Stuffenerhöhungen 70 Kollegiaten 5 Polizeioffiziere.

Sie nahm das dritte Thal, oder das Thal zwischen dem 3ten und 4ten Hügel ein, und wurde von der 9ten Region durch eine breite Strase, die einem Strome gleich, als Grenze zwischen beiden sich durchwand, getrennt. Diese Region war ebener als die vorhergehende, ausgenommen da wo sie ans Meer stieß, und die Spitze des vom 3ten Hügels sich ausbreitenden Vorgebirgs, unter welchem mehrere unterirdische Wasserleitungen vom westlichen nach dem östlichen Theil der Stadt hin, angelegt waren, die freiere Aussicht hemmte. In der Länge kam sie der 9ten Region nicht völlig gleich, wohl aber in der Breite. Sie lag mehr nördlich als diese.

Eine besondere Merkwürdigkeit dieser Region waren die Konstanzianischen (nicht Konstantinianischen) Bäder.*) Sie hat Kaiser Valens von den niedergerissenen Mauern Kalzedons aufbauen lassen. In einem der Steine die zu diesem Zwecke nach Konstantinopel gebracht wurden, soll ein Orakel eingegraben gewesen seyn, das man sehr verschieden gedeutet hat, und das wegen der vielen Varianten, die sich darüber bei Zonaras, Sokrates, Zedrin und andern finden, wovon jeder oft ganze Verse verschieden liest, nur eine freie Uebersetzung zuläßt. Der Sinn ist ungefähr folgender:

*) Oder das grose Nymphäum.

Wenn einst die Nymphen um den Gewässer sprudelnde Quelle
In Chören tanzend, im leichten Grazienflug schweben;
Dann werden dem Bade die Mauern zum Nutzen gereichen.
Doch ach! schon toben herbei zahllose barbarische Horden;
Sie brechen gleich Wolken, mit Unglück geschwängert herein.
Sie strömen vom Ister herzu. Schon ist das scythische Land
Entvölkert durch sie, durch Thrazien sind sie gedrungen.
Sie rasen in Hoffnung der Beute — doch schnell überfällt sie Verderben.

Es würde zu weitläuftig seyn, alle die verschiedenen Deutungen dieser orakulösen Lapidarschrift aufzuzählen. Doch so viel weiß man, daß Kaiser Valens aus Zorn über die Kalzedonier, die seinen Gegner Prokop begünstigt hatten, troz aller Vorbitten der Nikomedier, Nizener und Bythinier die Mauern von Kalzedon niederreißen ließ, weil er einmal geschworen hatte, hierdurch Rache an ihnen zu nehmen. Er ließ hierauf — um sowohl seinen Schwur zu halten, als auch den dringenden Vorbitten, die bei ihm eingelegt wurden, einigermaßen nachzugeben, die Mauern von Kalzedon mit schlechten Steinen wieder aufbauen, die niedergerissenen aber zur Anlegung einer Wasserleitung jener Bäder und einiger Zisternen verwenden. Aus diesen Kalzedonischen Mauersteinen entstand nun auch, das von einem Gouverneur der Stadt Klearch erbaute Nymphäum in der 7ten Region, und das große Nymphäum oder das Konstanzianische Bad in der

zoten Region, zu welchem die von Valens angelegte Wasserleitung führte. Diese wurde für die beste in der ganzen Stadt gehalten, weil es auch bei der gröſten Dürre ihr nie an Wasser fehlte. Daher wurde sie im Jahre 759 nach Christi Geburt, als alle andere Bäder und Wasserbehälter austrockneten, und auch nicht einmal ein Thautropfen gefunden wurde, mit grosem Fleiß ausgebessert, und bis auf den Kaiser Heraklius in gutem Stande erhalten, hierauf aber von den Awaren zerstört. Nachher ist sie auf kaiserlichen Befehl noch einmal von neuem hergestellt worden, und man erzählt, daß man aus Asien 1200, aus Griechenland 500, und aus Thrazien 5200 Arbeitsleute zu diesem Wasserbau habe kommen lassen, die unter der Aufsicht eines Wasserbaumeisters und anderer Kunstverständiger den so wichtigen Bau vollendeten. Alle übrige Wasserleitungen liefen unter der Erde, aber nicht die Valenzianische, die ein sehr klares und süßes Wasser hatte. Kaiser Andronikus leitete noch den Bach Hydrale hinzu, und erbaute an der Quelle desselben, einen Wartthurm und ein Lustschloß zum Sommeraufenthalt, das aber sein Nachfolger Isazius nebst dem Thurm, aus Haß gegen seinen Vorgänger niederreißen ließ.

Was die Auflösung jenes Orakels betrifft, so fand man diese zum Theil in der Freude, die das Volk über die aus den Mauersteinen von Kalzedon angelegten Konstanzianischen Bäder, und über die Wasserleitung des Valens äuserte, als jene grose Dürre in Konstantinopel herrschte, und die Bewohner desselben hier alleine Erquickung fanden. Um jene Zeit sollen auch barbarische Horden aus Thrazien gegen Konstantinopel vorgedrungen seyn, die aber bald wieder aufgerieben wurden.

Noch verdient in der 10ten Region der Tempel des heiligen Achazius eine etwas genauere Erwähnung. Er stand nach dem Bericht des Zedrins auf einem Platze, der Heptaskulum hieß. Jener heil. Märtyrer Achazius wurde in der Diokletianischen Christenverfolgung auf dem genannten Platze, an einem Nußbaume, der im Hofe eines Gebäudes stand, das nachher davon den Namen carya (nux Nuß) erhielt, gekreuzigt. Hundert Jahre nachher wurde an dieser Stelle dem heili. Märtyrer zu Ehren, vom Kaiser Arkadius eine Kapelle erbaut, die Justinian zu einer prachtvollen Kirche erweitern, und mit weißen Marmorsäulen umgeben ließ. Der Fußboden dieses Tempels war mit Alabaster geglättet. Von weitem schimmerte diese kostbare Marmormasse in so glänzendem Weiß, daß man den Tempel mit Schnee bedeckt glaubte. Zwei Portikus lehnten sich an den Tempel an, und endigten sich in ein Forum, das mit Marmorsäulen umgeben war.

Von hier an begann die 11te Region, die den 4ten und 5ten Hügel umfaßte, und also ganz natürlich von noch weiterem Umfange als die vorhergehende seyn mußte; aber auch nicht eine so ebene Lage haben konnte, und von keiner Seite ans Meer stieß. Sie enthielt ihrer Ausdehnung ungeachtet nicht so viele Häuser und Palläste als die 10te Region. Man zählte in ihr 503 größere Gebäude, 14 Privatbäder 4 große Portikus 7 Stuffenerhöhungen, 37 Kollegiaten und 5 Polizeioffiziere. Von der 14ten Region wurde sie durch die Konstantinische Mauer getrennt, die vom Thurm des Eugenius bis zum Tempel des heiligen Antonius und dem Marianischen Pallaste, und von da bis zum Exazionion oder einem Platz außerhalb dieser Mauer, auf dem eine Statüe Konstantins des Großen stand, fortlief:

Zebrin erzählt, daß auf diesem Platze einst ein fürchterliches Erdbeben die prächtigsten Tempel und Gebäude zerstört habe. Jene Säule auf dem Exazionion wird für die nehmliche gehalten, die noch im 16ten Jahrhundert auf der Spitze des 5ten Hügels, hoch über alle Palläste hervorragte, und von Griechen und Osmanen allgemein die Jungfrausäule genannt wurde. Sie trug in dieser Zeit die Statüe der Venus, und ihr soll die schwere Kunst eigen gewesen seyn, die befleckte oder unbefleckte Keuschheit der vorübergehenden Frauenzimmer zu erkennen. Der Stamm dieser Säule war von rothgefleckten Marmor, ohngefähr 60 Fuß hoch, ihr Umfang betrug 13 Fuß und 9 Zoll, das Kapital von korinthischer Arbeit, war wie die Basis und das Postament von weißem Marmor, letzteres 4 Fuß 9 Zoll hoch; die Höhe des Plinthus enthielt 1 Fuß und 6 Zoll.

Doch nähern wir uns lieber einer der vorzüglichsten Denkwürdigkeiten dieser Region, dem berühmten Tempel der Apostel, den Konstantin der Große hat erbauen lassen, und dessen Glanz einst mit der alle übrige Tempel an Pracht und Hoheit überstralenden Agia Sophia zu wetteifern, wagte. Eusebius besonders, erschöpft sich in Schilderungen des majestätischen Anblicks, den dieses prachtvolle Gebäude gewährte. Seine stolze schwindelnde Höhe, der schimmernde Glanz seines Marmors, der in allen Farben spielend, vom Fußboden bis unter das Hemisphär, blendend das Auge verfolgte, die Pracht der zahllosen Dekorazionen von Gold, Silber und Erz, die wechselnd an den Marmor sich reiheten, zeigte eins der kostbarsten Denkmäler der Vorzeit, an dem sich die Architektur der damaligen Zeit, nicht verewigt, aber verherrlicht hat. Das Dach war mir Erzblatten gedeckt, die mit Gold zu-

sammengefügt waren, und in Vereinigung mit den Strahlen des flammenden Sonnenmeers einen unbeschreiblichen Glanz über den fernher Schauenden gossen. Der Vorhof der den Tempel im Viereck umschloß, hatte 4 Portikus, an die sich ein kaiserlicher Pallast und viele Priester-Wohnungen anschlossen. Bäder, Zisternen und andere Bequemlichkeiten, theils für die Diener, theils für die Besucher der Kirche, umgaben gleichfalls den Vorhof dieses Tempels. Das Innere desselben war äußerst prachtvoll dekorirt, die Wände und Altäre funkelten von Gemmen, Gold, Marmor und Alabaster; den Hochaltar aber zierte ein marmornes Christusbild in Lebensgröße, und um dasselbe herum, bewahrten in einem Halbzirkel 12 Marmor-Nieschen, über denen in einem goldenen Nimbus eben so viel Sterne glänzten, das Andenken der Bestimmung dieses Tempels. Zwischen dem Hochaltar und den 12 Aposteln stand ein goldner Sarg, in dem Konstantin des Großen, Gebeine ruhten. *)

Dieser prachtvolle Tempel war aber unter Konstantin noch nicht das was er nachher wurde. — Erst Justinian, Konstantinopels 2ter Schöpfer oder Verschönerer hat ihn glänzender ausgebaut als er unter seinem Erbauer war. Einige schreiben diese Verschönerung des Tempels der 12 Apostel, der Theodora, Gemahlin Justinians, andere sogar (wie Zonaras) die Erbauung desselben zu, welches aber unstreitig falsch ist. Prokop versichert, dieser Tempel sey nichts weniger als prachtvoll, sondern sehr

*) Zonaras scheint zu irren, wenn er erzählt, dieser goldne Sarg in dem Konstantins Gebeine ruhten, sei in einem Portikus dieses Tempels, den Konstanzius, zum Begräbniß seines Vaters bestimmt habe, niedergesetzt worden.

einfach erbaut worden, und habe zu Justinians Zeiten schon den Einsturz gedroht, dieser Kaiser habe ihn daher ganz niederreissen, und nach neuerm Geschmack mehr in Form eines Kreuzes wieder aufbauen lassen, so daß dessen gerade Linie von Morgen nach Abend, die Querlinie aber von Süden nach Norden hin gerichtet gewesen sey. Hohe Mauern hätten ihn von allen Seiten umgeben, im Innern aber habe eine unübersehbare Reihe von Marmorsäulen vom Platfond des Hemisphärs bis auf die Bühnen, und von diesen bis auf den Fußboden einen majestätischen Anblick gewährt.

Schon im 16ten Jahrhundert existirte von diesem prachtvollen Tempel keine Spur mehr, außer den Ruinen einer Zisterne, welche einst für diesen Tempel das Wasser aufbewahrte. Auf dem Boden dieser Zisterne fanden sich Werkstätten für die Verfertigung türkischer Sattel und Pferdebecken, die so wie andere Pferdezierrathen, lederne Schläuche und Wassergefäße, Köcher, und mit Leder bedeckte Kisten hier verkauft wurden.

Jenen Tempel der 12 Apostel ließ der Eroberer Konstantinopels niederreißen, und nicht weit von dessen Stelle ein Heiligthum des Moslemismus, aus den Ruinen des Tempels erbauen. Diese Moschee war nach dem Modell der Sopienkirche von Quadersteinen errichtet — es deckte sie eine Kuppel von Ziegelsteinen mit Blei belegt — ein viereckter Vorhof, so breit als die Moschee selbst umgab sie, der Fußboden glänzte, wie die erhabenen Säulen des in einem Quadrat stehenden Portikus, von Kararischem Marmor: in der Mitte sprang aus 9 Quellen Wasser, das sich in einen großen marmornen Krater sammelte. Die Moschee und deren Vorhof umschloß ein großer breiter Platz, dessen Gebäude

zur Wohnung der Imas dienten — gegen Morgen endigte er sich in einen Garten, in welchem Sultans Muhameds Grabmal sich befand. Es hatte die Figur eines Zylinders, und glich einer Kapelle, halbmondförmig gebaut. Das Dach war mit Blei gedeckt, die Fenster waren vergittert, und ein Thor führte erst in einen kleinen Vorhof dieses Monuments. In der Mitte dieses Vestibulums stand der Thron Mahomeds, ganz von Seide bedeckt, der Fußboden war mit kostbaren Purpurdecken belegt, auf denen Tag und Nacht Priester sitzen mußten, um Wache zu halten. Der ganze Umfang dessen was zu dieser Moschee gehörte betrug 6 Stadien.

In den Gewölben der zu dieser Moschee gehörigen Gebäude hat Konstantinopels erster türkischer Beherrscher das größte Bad dieser Stadt, an dem Orte der ehemaligen Arkadischen und Modestiazischen Zisternen, die von den ältern Schriftstellern in der 11ten Region erwähnt werden, anlegen lassen. Dies Bad war zum Gebrauch beider Geschlechter bestimmt, und daher ein Theil vom andern getrennt. Da das fürs Frauenzimmer bestimmte Bad dem andern völlig gleich eingerichtet war, so will ich nur eine kleine Schilderung vom letztern entwerfen:

Beim Eingang fand sich erst ein Auszieh-zimmer, (apodyterium) aus dem man in die Badstube (tepidarium) und von da ins Schwitzzimmer (caldarium) gieng, in dem nach der Erfindung der Lazedämonier, durch die bloße trockne Wärme der Schweiß herausgetrieben wurde.

Das erste Gemach bildete ein Quadrat, war bis zu dem mit Ziegelsteinen gewölbten Platfond aus Quadersteinen errichtet, und hatte im Innern einen Umfang von ungefähr 240 Fuß und 8 Zoll. Es war rings um an den Wänden mit einer steinernen Er-

bildung umgeben, die 6 Fuß breit und 2 Schuh hoch war. Die Wände des Gemachs hatten vom Fußboden bis zum Platfond eine Höhe von 37 Schuh. Auf dem mit Marmor geglätteten Fußboden stand ein großes Marmorbecken, das 37 Schuh im Umfang hatte und 3 Schuh hoch war — voll springender Wasser.

Das 2te Gemach (tepidarium) in das 2 Thüren aus dem apodyterium führten, hatte im Umfang ungefähr 100 Fuß. In diesem wölbten sich 4 Bogen bis zum Hemisphär hinauf, und bildeten 8 Badezellen, von denen eine, um die Hälfte kleiner, als die 7 andern das Wasserbehältniß enthielt, in welches das unreine Badewasser floß, und hier einen unterirdischen Abzug hatte. Sechs von jenen Badezellen hatten Badewannen; in der 7ten pflegte man die Kleidungsstücke zu waschen. In der Mitte dieses Badezimmers befand sich ein Marmorbecken mit spielenden Fontainen.

Aus dem tepidarium gieng nur eine Thür ins caldarium, das ohngefähr 90 Fuß im Umfang hatte. Der Fußboden dieses Gemaches war gleichfalls mit Marmor belegt: in der Mitte desselben erhob sich ein Oktogon, das 57 Fuß im Umfange, 2 Fuß und 4 Zoll in der Höhe hatte. Das Hemisphär dieses Gemaches ruhte auf 8 Bogen, welche acht äußere Zellen und 4 innere, an den Wänden des Zimmers angelegte Schwitzzellen bildeten, von welchen letztern jede 11 Fuß und 3 Zoll breit war, und die Form eines Halbmondes hatte. Eine jede dieser Zellen hatte eine Marmorwanne, in einer befand sich ein großer Thron von Marmor, für den Sultan bestimmt. An den Wänden dieses Caldariums, und in den Zellen waren keine Fenster sichtbar, sondern nur am Hemisphär. Außerhalb des

Bades stand der Badeofen, der beständig geheizt wurde, und in unterirdischen Röhren die Hitze zum Fußboden des Caldariums leitete. In andern Röhren rauschte eine Wasserleitung durch die Wände um die Bäder herum — eine von ihnen lief über einen umgekehrten, auf des Ofens Oeffnung hingestellten großen ehernen Badegefäß hinweg, wodurch das Wasser in dieser Röhre warm gemacht wurde. Dies ergoß sich in eine Badewanne, über der die Röhre mit einem Hahn versehen war, so wie von der andern Seite kalt gebliebenes Wasser in einer andern gleichfalls an der Spitze mit einem Hahn verschlossenen Röhre, in dieselbe Badewanne fließen konnte, so daß der Badende im Stande war sich abwechselnd bald des kalten, bald warmen bald lauen Bades zu bedienen. (So alt sind also die Badebequemlichkeiten unsrer Zeit!)

Doch es ist hier nicht der Ort über die orientalischen Bäder, besonders ihre Einrichtung im Innern, von den Sitten und Gebräuchen der Muselmänner beim Baden weitläuftig zu reden: eine kurze Beschreibung dieses Bades aus der mittlern Zeit, diente nur dazu, den damaligen Geschmack in der Zubereitung eines für das üppige Klima des glühenden Orients so unentbehrlichen Vergnügens etwas kennen zu lernen.

Eine andere Merkwürdigkeit der 11ten Region des alten Konstantinopels lockt unsre Aufmerksamkeit in die dunkeln Hallen der grauen Vorzeit zurück. „Der berühmte eherne Ochse," sagen die ältern Geschichtschreiber, „war in der 11ten Region der Stadt, und stand auf einem Platze der nach ihm forum bovis (Platz des Ochsen) genannt wurde." Man wird begierig nähere Auskunft über dies räthselhafte Geschöpf der alten Kunst,

das unwillkührlich an den Agrigantinischen Tyrannen, und den noch grausamern Künstler erinnert, zu erhalten. Freilich sollte man denken, daß der so gerechte Lohn, den dieser erfinderische Kopf davon trug, nachherige Künstler, in der Kopirung und Nachahmung jenes ehernen Ochsen des Perillus, doch etwas vorsichtig gemacht haben werde; aber die Geschichte überzeugt uns ja einmal hinlänglich von der Verwegenheit der Sterblichen, wenn Gewinnsucht, Bedürfniß oder luxurirender Kunsttrieb sie anspornt. Dieser eherne Ochse, oder vielmehr eherne Ofen in Gestalt eines Stieres, in dem nach Zedrins Erzählung der heilige Märtyrer Antipas den schmählichsten Tod fand, und von dem wirklich mehrere despotische Regenten über Konstantinopel einen ächt Perillischen Gebrauch gemacht haben sollen, ist, nach Zonaras, aus Pergamus, nach andern aber aus Italien nach Konstantinopel gebracht worden: welches Letztere auch wahrscheinlicher ist, wenn man bedenkt, daß mit der Erhebung Konstantinopels die Beraubung Roms und der abendländischen Provinzen unzertrennlich verbunden war.

Die Tradizion hatte zu Byzanz ein Orakel über diesen ehernen Ochsen aufbewahrt, in den Worten: bos mugiet, taurus lugebit. (Der Ochse wird brüllen, der Stier trauren.) Lange hat man den Sinn dieses Orakels zu deuten gesucht und immer traurige, der Stadt drohende Schicksale daraus prognostizirt; die Prophezeihung einer Kalamität, folgte auf die andere, Träume ängstlicher Personen bildeten diese Unglücksidee weiter aus, und man blieb endlich zu Konstantinopel in Furcht und Angst schwebend bei der tristen Erwartung stehen, daß ein siegendes Heer der Alemannen vor den Thoren der Stadt, und der damit verbundene Sturz des grie-

chischen Reiches dies Orakel enthüllen werde. Da versuchte denn der bekannte Historiker Tzezes, einer der ersten Schmeichler am Kaiserhofe, seinen Scharfsinn an einer günstigen Enträthselung dieses mystischen Problems. Günstig mußte sie seyn, das erheischte sein Interesse, also kam folgende Erklärung zum Vorschein, die er mit der Miene der Zuversicht der Kaiserlichen Familie vorlegte. „Ich habe," sagte er, „die Enthüllung des Orakels vom ehernen Ochsen gefunden, und lege den Sinn der wenigen Worte zu Ihro Majestäten Füßen. Geruhen Höchstdieselben mich zu hören, so werden Ihro Majestäten nicht nur selbst überzeugt werden, sondern von der Wahrheit auch andere überzeugen. Das Wort bos bezeichnet das femininum so gut wie das masculinum, taurus aber ist eigentliche Benennung des Stieres und ein ächtlateinisches Wort. Was sollte unser βοῦς (bos) in der femininen Bedeutung, die ich hier annehme, wohl anders bezeichnen, als unsre Stadt, des Höchstseligen Konstantins erhabne Stadt, taurus aber der Abendländer Heer? Bereichert mit des Okzidents Macht und Beute, wird unsre Stadt ein Siegsgeschrei gegen der Abendländer Heer erheben, (mugiet) und jener taurus wird trauern, wird gedemüthigt sich beugen unter unsre große Macht, wenn er nicht von seinem unseligen Unternehmen sich an Uns zu wagen, bei Zeiten abläßt." Ob wohl diese originelle Orakeldeutung, die als die beste Satyre auf alle, einen Thron umgebenden Schmeicheleien gelten kann, den griechischen Kaiserhof wirklich beruhigt haben mag? Sollten etwa Schmeichler, Philosophen, und Ausleger alter kanonischer Bücher (denn die Zeiten des Orakelglaubens sind nun einmal vorüber) von diesem Tzezes lernen wollen, oder

zu lernen nöthig haben, so können sie noch mehrere dergleichen künstliche Auslegungen bei ihm finden.*) Nur ist zu bedauern, daß der Erfolg den Prophezeihungen dieses scharfsinnigen Wahrsagers in Absicht auf Konstantinopel sich nicht immer hat recht wollen anpassen lassen; — wenigstens dies Orakel wollte nun einmal eine so gezwungene Erklärung nicht dulden, da nicht lange nachher ein Heer abendländischer Völker Konstantinopel eroberte, plünderte, und unter Sengen und Brennen die despotischen Machthaber, theils von der auf dem Taurus (Theodosianischen Forum) gestandenen Theodosiussäule herabstürzten, theis am Feuer des ehernen Ochsen lebendig verbrannten.

Unter den Pallästen dieser Region waren die Schlösser der Plazilla, Gemahlin des Theodosius, die ausgezeichnetsten und prächtigsten. Theodosius ließ aus Liebe zu dieser Plazilla, ihr zu ihrem Eigenthum jene kostbare Palläste erbauen, und sie ihr zu Ehren die Plazillianischen nennen. Die Pracht und Schönheit derselben läßt sich aus der Erzählung des Prokops schließen, daß den Kaiser Justinian seine Gemahlin Theodora, über den Verlust der durch die Flamme verzehrten Kaiserlichen Palläste, mit den Worten getröstet habe: „noch haben wir ja die Plazillianischen Schlösser.“ Von einigen Schriftstellern werden sie palatia falcillana genannt. Dann wären sie der Falzilla, Tochter des jüngern Theodosius erbaut worden. Allein dies scheint eine unrichtige Angabe zu seyn.

Außerdem wird in dieser Region eines auf der Spitze des 4ten Hügels, auf dessen Morgenseite gestandenen Tempels des Allbeherrschers (templum pantocratoris) erwähnt, dessen innere

*) in seiner varia historia.

Wände mit Marmorplatten von den verschiedensten Sorten bedeckt waren. Dieser Tempel hatte doppelte Portikus, mehrere Kuppeln, die mit Blei belegt waren, und deren größte auf 4 Säulen von röthlichem Marmor ruhten. Jede dieser Säulen hatte 7 Schuh im Durchmesser. Eine andere dieser Kuppeln trugen 4 Bogen, die sich auf eben so viele Säulen von Thebaischem Marmor stützten. Der Erbauer dieses Tempels ist unbekannt.

Auf der Mittagsseite des 4ten Hügels sah man eine Säule ohne Statüe, die der auf dem Exazionion gestandenen sehr ähnlich war. Sie zeichnete sich aber durch einen am Piedestal bemerkbaren, mit Lorbeeren und Strahlen gezierten Kreis, aus, indem das in Gestalt eines Kreuzes mit dem abbrevirten Namen Christi sichtbare religiöse Panier der griechischen Kaiser (das oben beschriebene labarum oder syparium) bemerkt wurde. Diese Säule ist vom Sultan Solimann niedergerissen und in den Kaiserlichen Pallast getragen worden.

Am Fuß des 5ten Hügels schloß eine doppelte Mauer denjenigen Häuserbezirk ein, der phanarium genannt wurde (von Φαινω, phaino, das vom Schein eines Lichtes gebraucht wird:) der erste Zufluchtsort bei Gefahren, die der Stadt von außen drohten. Phanarium hieß diese kleine Festung, weil man sich in Konstantinopel mit der Fabel trug, jene doppelte Mauer sey bei einer bevorstehenden Belagerung in einer Nacht beim Laternenschein errichtet worden.

Der 7te Hügel war von den übrigen sechsen durch ein breites Thal getrennt, und hieß Xyrolophon. Auf demselben, und zwar auf der Meeresseite lag die 12te Region. Wenn man von der Stadt her durchs goldne Thor in sie trat, so hatte

man sie der Länge nach vor sich; sie war in dieser Richtung gleich und eben, nur auf der linken Seite zog sie sich über einige gelinde Erhöhungen nach dem Ufer des Meeres hinab, von welchem sie begrenzt wurde. Ihre Merkwürdigkeiten waren folgende: das goldene Thor — der troadensische Säulengang — das Forum des Arkadius mit seiner Statüe — die Moneta (moneta) 3 größere Stuffenerhöhungen, 5 Privatbäder, 17 Kollegiaten, und 5 Polizeioffiziere, von denen wir das Vorzüglichste nun noch im Einzelnen angeben wollen.

Der 7te Hügel hatte verschiedene Namen. In frühern Zeiten hieß er Thema, und diese Benennung mag wohl daher gekommen seyn, weil hier eine Menge Statüen aufgestellt war; denn jener griechische Name bezeichnet ein Aggregat zusammengetragener oder aufgestellter Sachen (acervum rerum simul positarum). Auf diesem Hügel standen nehmlich, noch ehe ihn Arkadius völlig ausbauete und verschönerte, 15 gewundene oder schneckenförmige Säulen; die Statüe der Diana, des Severus, (der hier die erste Anlage machte, und dadurch Veranlassung gab, daß das alte Byzanz nachgehends bis in diese Gegend erweitert wurde:) hier sahe man auch das Thämation, einen ungeheuren Dreifuß, auf dem Severus geopfert hatte, und dessen Orakel weit und breit berühmt war. In der Folge nannte man diesen Hügel Xyrolophon (Ξηρολοφον von ξηρος trocken und λοφος — eigentlich der Nacken von Lastthieren; dann aber auch eine Erderhöhung, ein Hügel) den trockenen Hügel. Unter dem Arkadius prangte er in seiner größten Schöne. Gleichsam auf den Wirbel desselben, bauete dieser Kaiser ein schönes Forum, dem er, wie gewöhnlich, seinen eigenen Namen beilegte.

In der Mitte dieses Forums stand seine Statüe, auf einer sehr hohen hohlen Säule, in deren Innerem man bis zu der auf der Spitze stehenden kolossalischen Figur steigen konnte. Diese letztere wurde durch ein Erdbeben unter der Regierung eines der Leone, herabgeworfen und zertrümmert, und wir können weiter nichts von ihr sagen, als, daß wir auf Treu und Glauben die Lobeserhebungen nachsprechen, welche gleichzeitige Schriftsteller von ihr machen, ohne durch nähere Angaben uns in den Stand zu setzen, ihrem Urtheil mit Ueberzeugung beizustimmen. Desto redseliger sind aber spätere Geschichtschreiber in Beschreibung der Säule, auf welcher jene ruhete. Wir wollen es versuchen, ihrem barbarischen Wörterkram einen Sinn abzugewinnen, um dem Leser einen deutlichen Begriff von der Größe und Beschaffenheit dieses Riesenwerkes zu geben:

Einer derselben versichert, sie sey in allen ihren Theilen der Säule des Theodosius, die auf dem Taurus stand, völlig gleich gewesen. Ihre Haupttheile waren der Stylobates, die Basis, der Schaft und das Kapital. Schaft und Kapital, nebst der Spira oder dem Schaftgesimse, bestanden aus 21 Steinen; der Stylobates enthielt deren 6, welche alle so dauerhaft und künstlich in einander gefügt waren, daß mehrere heftige Erderschütterungen sie nicht aus ihren Fugen rütteln konnten; ja daß, wenn man sie nur oberflächlich und flüchtig betrachtete, man leicht auf den Glauben gerieth, das Ganze sey nur ein einziger großer Steinklumpen. Alle diese Steine machten die äußere Rundung aus, wodurch im Innern eine Aushöhlung entstand, in welcher man durch Stuffen die Säule ersteigen konnte. Jeder einzelne Stein bildete eine vor sich bestehende, von den übrigen

abgesonderte Stuffenreihe oder Abstuffungen, und war an mehreren Stellen durchbrochen, um dem inwendigen Raum die nöthige Erleuchtung zu geben. Dieser Durchbrechungen, welche die Stelle der Fenster vertraten, zählte man im Ganzen 56; jener Abstuffungen 27, so viel nehmlich wie Steine waren; der einzelnen Auftritte oder Treppenschemel aber ungefähr 230. Der oberste Stein aber des Schafts war auf der untern Seite, mit der er auf die innere Höhlung paßte, in einer Hemisphäre ausgehauen, und die daraus entstehende Wölbung diente der ganzen Säule zur Bedeckung; er war 13 $\frac{3}{4}$ Fuß hoch, und vermittelst einer Oeffnung, welche den obern Ausgang machte, kam man durch denselben auf die obere Platte, welche das Kapital bedeckte. Diese Oeffnung maß 6 Fuß in die Höhe und 3 $\frac{3}{4}$ Fuß in die Breite. Die beiden darauf folgenden Steine, von denen der 2te (von oben gerechnet) 6 Fuß und der dritte 5 Fuß hoch war, bildeten das Kapital. Die übrigen, neunzehn an der Zahl, waren, einer in den andern gerechnet, etwas über 5 Fuß hoch (denn keiner war niedriger als 4 Fuß, und keiner höher als 6 $\frac{1}{2}$ Fuß), so daß die ganze Länge des Schafts 118 bis 120 Fuß betrug. Sein innerer Umfang, innerhalb welchem die Wendeltreppe hinauflief, warf 28 Fuß aus. Die Dicke der Mauer am untern Theil des Schafts betrug 2 $\frac{1}{4}$ Fuß, und nahm nach oben bis auf 1 $\frac{3}{4}$ Fuß ab. — Jeder der einzelnen Steine des Stylobates maß etwas über 4 Fuß, woraus die Höhe von 26 $\frac{1}{2}$ Fuß erwuchs. Auf der mitternächtlichen Seite desselben war der untere Eingang. Ehe man zu demselben gelangte, mußte man 3 Stuffenerhöhungen ersteigen, welche sich unmittelbar über der Erde erhoben, rings um die Säule herumliefen,

und den untersten Theil derselben ausmachten. Jeder dieser Grade (Stuffenerhöhungen) maß etwas über 3 Fuß in die Höhe, folglich zusammen 10 Fuß. Sie bildeten, so wie der Stylobates, ein regelmäßiges Viereck; waren aus vielen Steinen zusammengesetzt, und jede Seite der obersten von ihnen, welche zunächst unter dem Stylobates hervorsprang, war 33 $\frac{1}{2}$ Fuß lang. Hieraus ergiebt sich nun die Höhe des Ganzen, welche etwas mehr oder weniger als 155 Fuß betragen mochte. Das Aeußere dieser Säule war geschmackvoll. An den Seiten des Stylobates, die nördliche ausgenommen, weil hier die untere Thür war, sahe man die mannigfaltigsten Schilderungen mit Kunst und vielem Ausdruck ausgehauen. Festons und Blumengewinde machten die Einfassung. Auf dem Vorsprung des Stylobates, um den Fuß des Schafts herum, standen sieben allerliebste nackte Knabenfiguren, jeder mit einem Bündel Liktorstäben, die mit Lorbeerranken umwunden waren; und in jeder der 4 Ecken oder Winkel ragte ein Adler hervor. Um den Schaft herum liefen schneckenförmig zwei ausgefurchte Linien, zwischen denen Darstellungen von merkwürdigen Schlachten angebracht waren, wodurch diese Säule viel Aehnlichkeit mit der des Trajans zu Rom erhielt. Das Kapital, welches sehr künstlich gearbeitet war, sprang etwas mehr als 2 Fuß über den Schaft hervor. Die oberste Platte, welche die ganze Säule bedeckt, enthält im Durchmesser 17 $\frac{3}{4}$ Fuß. In der Mitte derselben erhob sich ein 10 Fuß hoher Kegel, an welchem der obere Ausgang angebracht war, und auf welchem dann zuletzt unmittelbar die große Statüe des Arkadius ruhete. Zuweilen kömmt diese Säule unter dem Namen der Tuscischen vor, weil Basis und Kapital dersel-

ken in tuskischer Manier gearbeitet waren. — Am Postament derselben ließen späterhin einige Kaiser ihre Statüen errichten, z. B. Theodosius der Jüngere, einer der Valentiniane u. a. m.

Auf der Abendseite des Xyrolophon stand über einem Schwibbogen eine sehr schöne Figur, welche auf eine possierliche Art den Kopf verlor. Diese Verstümmelung soll folgender Gestalt sich zugetragen haben: Simeon, Fürst der Bulgaren, ein unruhiger Mann und nicht selten blutdürstiger Tirann, neckte unaufhörlich seine noch so verträglichen und friedliebenden Nachbarn. Dieser ewigen Neckereien, des immerwährenden Nachgebens und Erduldens müde, ermannte sich endlich der Kaiser, und beschloß, dem Kühnen Freibeuter ernstlich zu Leibe zu gehen; er schwur einen feierlichen Eid, sein Haupt nicht eher sanft zu betten, bis er dem Räuber und Verheerer seiner Länder das saubere Handwerk ein vor alle Mal gelegt habe. Während dem man sich zu dieser Fehde rüstet, macht jemand die Bemerkung: jene Statüe gleiche dem Simeon auf die frappanteste Weise. Schnell entsteht hinterher das allgemein verbreitete Gericht: man dürfe jener nur den Kopf abschlagen, so werde dieser nolens volens ins Graß beißen müssen. Ueberall wird es mit einer Zuversichtlichkeit behauptet, daß der Kaiser selbst darauf aufmerksam wird, und den Befehl giebt, der Quelle dieser Behauptung nachzuspüren. Vergebens stellt man darüber Untersuchungen an, und am Ende bleibt nichts übrig, als durch eine Probe die Wahrheit oder Unwahrheit des Geredes ins gehörige Licht zu setzen. Das Mittelchen war leicht ausführbar; es kam ja nur auf einen Versuch an, und vielleicht konnte ein kostspieliger Feldzug, dessen Ausgang immer zweifelhaft

blieb — denn man hatte es mit einem kühnen und entschlossenen Manne zu thun — dadurch vermieden werden. In Erwägung dieser triftigen Gründe schien es dem Kaiser von der Klugheit selbst geboten, den Versuch zu machen, was auch einzelne philosophische und unphilosophische Zweifler dagegen einwenden mochten; die Allgemeinheit und Zuversichtlichkeit der Behauptung schienen ihn zugleich dazu aufzufordern und ihm den Erfolg zu verbürgen. Kurz er befahl, mit der Statüe vorzunehmen, was er so gern mit dem Simeon selbst vorgenommen hätte. Ohne weiter einen ordentlichen peinlichen Proceß einzuleiten, und ohne vorhergegangenes Urtheil und Recht, wurde die Exekution mit allen dabey üblichen Solennitäten vollzogen, und Simeon in effigie et optima forma geköpft. Und siehe da des Wunders! der Erfolg entsprach vollkommen der Erwartung. Simeon, auf den es eigentlich gemünzt war, der bis dahin gesunde kraftvolle Simeon, hauchte in eben dem Augenblick sein unruhiges Leben aus, als sein Ebenbild in Konstantinopel einen Rumpf ohne Kopf präsentirte. Aber eben so großes Wunder! der Kaiser selbst erhielt augenblicklich die handgreiflichsten Beweise, daß das Mittel seine Würkung nicht verfehlt habe: — die heftigsten Schmerzen, die er im Magen empfand, bezeichneten ihm genau das bange Sterbestündlein des verhaßten Simeons.

Einige behaupten, aber gewiß mit Unrecht, das Forum auf den Xerolophon habe den Namen des Theodosius geführt. Allerdings lag in der 12ten Region ein Forum des Theodosius, aber das auf dem Xerolophon war es nicht. Wir führen nur den einzigen Grund an, daß hier die Säule des Arkadius stand, und immer wird man finden, daß man davon einen sichern Schluß auf den Erbauer machen

kann. Ausserdem ist es auch entschieden, daß dasjenige Forum des Theodosius, welches in der 12ten Region lag, seine Stelle am Meere einnimmt, ganz in der Nähe des Hafens, der ebenwohl nach dem Theodosius genannt wurde. Wahrscheinlich ist dieser Hafen der nehmliche, den Konstantin der Grosse erbauen ließ; und anfänglich den Namen des Eleutherischen führte, denn Eleutherius, ein reicher Patrizier hatte von Konstantin die Aufsicht und Besorgung über diesen Bau erhalten. Der Kaiser, zufrieden mit der Ausführung des ertheilten Auftrags ließ dem Eleutherius zur Belohnung am Eingange des Hafens eine Statue errichten. Sie war von Marmor trug auf einer Schulter einen Blumenkorb, und hielt in der andern ausgestreckten Hand einen Spaden. Daher erhielt er seine erste Benennung. Theodosius der Grosse ließ ihn nachgehends ausbessern und erweitern. So veränderte sich dann sein Name, den nun auch das Forum erhielt, das eben dieser Kaiser in seiner Nähe erbaut hatte. Von hier aus bis in die Gegend, welche Pägä (πηγὴ) die Quelle schlechtweg, oder Chrysopägä (χρυσοπηγὴ) die Goldquelle hieß, erstreckte sich der Troadische Säulengang; unstreitig einer der längsten und prächtigsten von Konstantinopel, denn seine Länge betrug leicht einige tausend Schritte. Er kömmt auch unter dem Namen Pökilar (von πόικιλος, varius.) der bunte vor, weil er mit vielen Gemälden dekorirt war, unter denen sich die von einem gewissen Polygnotos, der aus Troas gebürtig war, auszeichneten, und eben deswegen hieß er auch der Troadische.

Unter Pägä hat man ohne Zweifel ohngefähr die Gegend zu verstehn, wo jezt die berüchtigten 7 Thürme sich erheben. Sie hatte ihren Namen von ei-

ner Quelle, die außer der Stadt in einem anmuthigen Zypressenwäldchen, von blühenden Wiesen und Gärten umgeben, hervorsprudelte, und in eine schöne Wasserleitung aufgefaßt, zunächst neben dem goldenen Thor ins Innere der Stadt geführt wurde. Das golbne Thor gab hinwiederum jener den Namen Goldquelle; außerdem hieß es auch O r a j a (von ὡραῖος, speciosus) das p r ä c h t i g e: nicht zu verwechseln mit Oreia (von ὄρειος, montanus) dem Bergthor. Dieses lag nehmlich auf der mitternächtlichen Seite der Stadt in der 5ten Region, und in der Nähe des Neorion's; jenes hingegen, auf der Abendseite in der Nähe des 7ten Hügels (des Xerolophons,) und hatte seinen Namen davon, theils weil es von einer Menge schöner Gebäude umgeben, theils weil es selbst sehr schön war. Seine Seitenwände waren überall mit Schildereien überdeckt, welche Beziehung auf merkwürdige Geschichtsvorfälle hatten; seine größte Zierde aber bestand in dem prächtigen Portal, womit es überwölbt war, auf welchen die Statüen des Attalus und Konstantins des Großen, welche letztere von der Siegsgöttin gekrönt wurde, sich befanden. Eben so standen hier einige Elephanten, treue Kopien derer, auf denen Theodosius der Große seinen ersten Einzug in Konstantinopel gehalten hatte.

Nicht weit von diesem Thor, jedoch immer noch auf der P ä g ä, standen zwei prächtige Kirchen, eine der Jungfrau Maria, die andere der heiligen Anna gewidmet. Mehr nach dem Xerolophon hin sah man den Tempel des Märtyrers M o z i o s, der mit einem weitläufigen Klostergebäude verbunden war, und zur Seite desselben im Rücken des siebenden Hügels eine Zisterne, die an Größe und Menge der Säulen keiner der übrigen nachstand. Am west-

lichen Abhange des Xyrolophons erhob sich groß und kunstvoll eine Kirche, welche Studion hieß, von ihrem Erbauer Studios, einem angesehenen und reichen Einwohner von Konstantinopel so genannt. Er dotirte sie nicht nur mit den einträglichsten Pfründen, sondern bauete auch in der Folge noch dicht neben sie ein Kloster, womit er kurz vor seinem Tode zu Stande kam, und welches er zum einzigen Erben seines ganzen unermeßlichen Vermögens einsetzte.

In der Nähe des Xyrolophons muß endlich noch die Moneta gestanden haben. Es ist aber zweifelhaft ob man sich eine Schatzkammer, oder einen Tempel der Juno darunter denken müsse; denn Moneta kann beides anzeigen. Da es aber schlechterdings an nähern Bestimmungen fehlt, so können wir es nicht anders als unentschieden lassen. Man müßte dann annehmen, daß Suidas die Statüe der Juno, welche den Zunamen Moneta führte, damit gemeint habe, die nach seiner Angabe auf einem hohen ehernen Schwibbogen ruhete, der die Gestalt einer Scheere hatte. Er giebt aber nicht den Ort an, wo man dies Kunstwerk zu suchen habe, sondern setzt es im Allgemeinen nur in die 12te Region.

Daß die Vorstadt Galata oder Pera mit zur Hauptstadt gerechnet wurde, erhellet aus allen ältern Beschreibungen, welche wir von Konstantinopel haben, in denen es unter andern wörtlich heißt: „die dreizehnte Region des neuen Roms ist die Sykenische; sie ist nur durch einen schmalen Meerbusen von dem übrigen Theil der Stadt getrennt, und unterhält ihre Gemeinschaft mit derselben hauptsächlich zu Schiffe; eine einzige Straße ausgenommen, welche wassergleich ist, liegt sie ganz

an der abhängigen Seite eines kleinen Berges."
Man darf uns nicht etwa einer Unrichtigkeit beschuldigen, wenn man mit der eben angegebenen Lage von Pera dasjenige vergleicht, was Strabo davon sagt, welcher sie außerhalb des Meerbusens zu setzen scheint. Er sagt: von dem Vorgebirg an, welches in einer Länge von 5 Stadien die bosporische Meerenge berührt, bis zu dem Hafen, welcher unterhalb Syka liegt, sind 30 Stadien; und von Syka an bis zum Horn der Byzantiner 5 Stadien, welches mit unserer Angabe nicht im Widerspruch stehen würde, wenn er unter dem Horn der Byzantiner eben das verstünde, was Plinius darunter versteht, welcher das bosporische Vorgebirg, auf welchem Byzanz lag, damit bezeichnet haben will. Aber Strabo setzt alsbald noch hinzu: das Horn sey ein Meerbusen, dessen Länge 60 Stadien betrage. Entweder ist hier im Strabonischen Kodex eine Interpolation vorgegangen, oder der Herr hat sich selbst geirrt. Denn alle andere Schriftsteller, und mit ihnen Dionysius von Byzanz (ein Historiograph seiner eigenen Vaterstadt), stimmen dahin überein, Syka liege dicht an oder neben dem Meerbusen Horn.

Die Sage geht, und einige spätere Schriftsteller erzählen sie sogar als ein ausgemachtes Faktum auf Treu und Glauben nach: Pera sey unter dem Justinian I. von den Thorwächtern Konstantinopels erbaut worden, denen der Kaiser zur Belohnung ihres bewiesenen Muths bei einem feindlichen Ueberfall diese ehrenvolle Erlaubniß ertheilt habe. Aber offenbar ist dies ein starker Anachronismus, da Pera erweislich schon zu Konstantin des Großen Zeiten bekannt war, und wahrscheinlich den Anfang seiner Entstehung noch einige Jahrhunderte zurück datirt. Daß Syka

zuweilen Justinianes genannt wird, sehen wir zwar zu — beweist aber weiter nichts, als daß Justinian ihre Erweiterung und Verschönerung sich sehr angelegen seyn ließ, daher man sie nachgehends mitunter nach seinem Namen nannte. Galata war ihr ältester Name, und wird von einigen daher abgeleitet, weil Brennus ein Anführer der Gallier, mit seinen unterhabenden Truppen hier einen Uebergang wagte; die Gallier wurden aber von den Griechen Galater genannt. Syka oder Sykä hieß sie deswegen weil in ihrer Nähe eine Menge Feigenbäume von besonderer Größe und Schönheit standen, denn Syka (συκη) heißt ein Feigenbaum. Und endlich die Benennung Pera soll ihre Lage bezeichnen, welche in Beziehung auf Konstantinopel jenseits (πέρα trans) des Meerbusens war. Richtiger würde man sie Perea nennen, so wie der jüdische Geschichtschreiber Josephus die Gegend jenseits des Jordans, und Strabo die jenseits des Euphrats Pera nennt.

Pera lag theils an den Seiten, theils auf der Anhöhe eines Hügels welcher durch 2 Thäler gebildet wird, die sich beide, das eine auf der westlichen Seite, das andere auf der östlichen Seite von Mittag gegen Norden erstrecken. Der Rücken des Hügels, dehnt sich seiner Länge nach in der nehmlichen Richtung aus, und seine obere Fläche ist ohngefähr 200 Schritte breit. Gegen Süden senkt er sich nach dem Meer hinab, das hier den Busen: Horn macht. Die Lage von Pera hat demnach 3 Abdachungen, die eine gegen Morgen, die andere gegen Abend, und die dritte gegen Mittag. Die leztere ist an einigen Orten so steil, daß man die Gebäude von der untern Seite her, durch Treppen ersteigen muß, von oben herab aber gera-

den Weges ins 2te Stockwerk kommen kann. Die beiden erstern Abdachungen senken sich, außer ihrer Hauptneigung gegen Abend oder Morgen, auch noch südlich, so daß nicht blos ihre Hauptstraßen, sondern auch die Querstraßen alle insgesammt schief und abhängig sind. Diese ihr Lage macht, daß man aus dem obern Theil aller ihrer Häuser gleichsam wie aus einem Amphitheater, das ganze Meer, und auch einen grossen Theil von Konstantinopel übersehen kann; denn über den Meerbusen hinaus gegen Mittag liegen der erste, zweite und dritte Hügel von Konstantinopel, dieser Vorstadt gerade gegenüber. Ihr Umfang, nach der Mauer berechnet, womit Konstantin der Große sie umgeben ließ, betrug 4400 Schritte — ihre Breite warf ein Drittheil weniger ab als ihre Länge. Diese zieht sich von Norden gegen Süden, jene von Osten gegen Westen.

Sie enthielt 431 ansehnliche Gebäude, mehrere Tempel heidnischer Gottheiten, und außer einigen kleinern christlichen Kirchen eine von besonders großem Umfange und ausgezeichneter Schönheit; die Bäder, das Theater und das Forum des Honorius, einen Säulengang, 8 Stuffenerhöhungen, 5 Privatbäder und eine Menge Hafen, einen Kurator, 34 Kollegiaten, und 5 Vikomagistri.

Unter den Tempeln ist der des Amphiraos deswegen merkwürdig, weil er unstreitig einer der ältesten von Konstantinopel war. Einige behaupten daß ihn der erste Gründner von Byzanz erbaut habe: und diesem stimmt auch so ziemlich Dionysius bei, welcher seine Erbauung den Kolonisten zuschreibt, die unter ihrem Fürsten Byzas sich hier niederlie-

sen. Die Griechen verehrten im Amphiraos einen vergötterten Helden. — Namentlich geschieht noch zweier Tempel Erwähnung, wovon der eine der Diana Luzifera, und der andere der Venus Plazida gewidmet war. — Das Theater des Honorius lag in der Mitte von Pera, da wo die Höhe am meisten hervorragte; sein Forum aber in der Ebene am Meer, in dessen Nähe Pertinax, ein angesehener Konsularherr einen schönen Friedenstempel errichtet hatte. — Die grosse christliche Kirche, welche dem heil. Michael geweiht war, ist von den Türken in ein Pilgerhaus verwandelt. —

Das alte Syka hatte auch eine ansehnliche Wasserleitung, und eine Zisterne, deren Wölbung von mehr als 300 Säulen getragen wurde. — Das Meerufer lag von der Stadtmauer einige hundert Schritte entfernt; und dieser leere Raum wurde theils zum Schiffbauen, und zum Ausladungsort der ankommenden Waaren benutzt, theils standen hier Magazingebäude und Tabernen. Das ganze Ufer bildete eine Reihe kleiner Hafen, unter denen sich sechse durch ihre Größe auszeichneten, und deswegen hauptsächlich gebraucht wurden. Sie waren alle sehr bequem, vorzüglich weil der Strand senkrecht abbrach, und den Schiffen zu allen Zeiten das Anlaufen leicht machte.

Außerhalb den Mauern lagen noch viele prächtige Gebäude, welchen den Großen als Aufenthaltsorte zum Vergnügen dienten. Die besuchtesten und prächtigsten standen auf der Nordseite, auf dem Theil des Hügels, der noch höher als die Stadt

selbst lag. Man kann sich nicht leicht eine schönere und weit umfassendere Aussicht denken, als die sich hier dem Auge darbot; denn von hier aus überschaute man zunächst unter sich, ganz Pera, mit seinem von unzähligen Schiffen wimmelnden Hafen; über das Horn hinaus lag Konstantinopel mit seinen 7 Hügeln ausgebreitetet da, weiter hin sah man den Bosporus und den mit ewigem Schnee bedeckten Olympus.

Obgleich die 14te Region als ein integrirender Theil mit zu Konstantinopel gerechnet wurde, so soll sie doch, nach den ältern Nachrichten zu urtheilen, in früheren Zeiten von den übrigen Theilen der Stadt durch einen mäßigen Zwischenraum getrennt, und mit einer eigenen Mauer umgeben gewesen seyn, so daß man sie leicht für eine abgesonderte, und für sich bestehende kleinere Stadt halten konnte. Wenn man von dem einen Thor von Konstantinopel ausgieng, so war ihre Lage anfangs ganz gleich und eben, erhob sich aber weiterhin nach der rechten Seite zu, über eine gelinde Anhöhe, und enthielt mehrere Kirchen, das Palatium, ein Nymphäum, ein Theater, 2 größere Säulengänge, 5 Privatbäder, 5 Stuffenerhöhungen, und eine hölzerne Brücke. — — Nach diesen Angaben würde man nun leicht ihre eigentliche Lage ausmitteln können, wenn man nur wüßte, welches Thor von Konstantinopel eigentlich gemeint sey, von dem man ausgehen muß, um in Bestimmung der rechten Seite nicht zu irren, oder wenn sonst noch Spuren vorhanden wären, aus denen man auf ihre Lage schliessen könnte. So viel scheint indessen gewiß zu seyn, daß sie nicht am fünften Hügel lag, wie

doch einige Nachrichten behaupten, weil das der übrigen Stadt zu nahe wäre, als daß man sich hier noch einen Zwischenraum denken könnte, durch welchen sie doch von ihr soll getrennt gewesen seyn. Auch könnte man alsdann keinen Grund einsehn, warum sie mit einer eignen abgesonderten Mauer umgeben war, wenn man nicht etwa annehmen dürfte, daß dies deswegen geschehn sey, um ihr dadurch eine größere Bevestigung zu geben, weil in ihr einer der Kaiserlichen Palläste stand, der Vorzugsweise das Palatium hieß, weil ihn Konstantin der Große nach dem Vorbild des Palatiums in Rom erbauet hatte. Wäre aber auch hierdurch jener Zweifel gehoben: so bleibt doch noch die große Schwierigkeit, daß auch die lebhafteste Einbildungskraft rings um den fünften Hügel herum, sich durchaus nirgends eine Brücke hindenken kann; denn man begreift nicht, wozu hier eine Brücke sollte gestanden haben, da in dem Thal, das diesem Hügel zunächst liegt, und welches durch diesen und den dritten Hügel gebildet wird, man schlechterdings kein Wasser antrift, das eine Brücke jemals nöthig machte. Eben so wenig lassen sich Spuren entdecken, aus denen man auf das ehemalige Vorhandenseyn einer Brücke schliessen könnte. Aber auch hiergegen läßt sich von der andern Seite wieder einwenden: vielleicht diente sie blos dazu, um über einen Meerbusen zu führen, der jetzt verschüttet ist, wodurch es dann freilich unmöglich gemacht wäre, Ueberreste von ihr aufzufinden, und daraus ihren ehemaligen Standpunkt kennen zu lernen. — Andern Nachrichten zu Folge nehmen wir darum mit größerer Wahrscheinlichkeit an, daß diese Region am sechsten Hügel lag, und die Bestätigung davon glau-

ben wir in folgenden Gründen zu finden: Ein Mal so wird gesagt, daß die Vorstadt Hebdomon zur vierzehnten Region gehörte, und sie lag, wie mehrere Geschichtschreiber übereinstimmend bemerken, am sechsten Hügel, folglich dürfen wir daraus den Schluß auf die Lage der ganzen Region machen, zu der sie gerechnet wurde. Sodann versichert ein Schriftsteller aus dem 15ten Jahrhundert, daß er zur Zeit der Ebbe in dem Meerbusen Keras noch kaum merklich einige Steinmassen habe hervorragen sehn, die er nicht mit Unrecht für Ueberbleibsel oder Pfeiler einer Brücke hält, welche das gegenseitige Ufer ehemals verband. Auch diese Angabe spricht völlig für unsere Annahme, da Keras ganz in der Nähe eben dieses Hügels ist.

Die vierzehnte Region enthielt außer den schon angegebenen Merkwürdigkeiten 167 vorzüglichere Gebäude; ihr standen vor ein Kurator, 37 Kollegiaten (deren Anzahl Theodosius der Jüngere mit 3 vermehrte, und auf 40 setzte) und 5 Polizeioffiziere. — Der eben genannte Kaiser verband sie zuerst völlig mit Konstantinopel, indem er die Lücke zwischen beiden ausbauen, und sie durch eine Mauer vereinigte. Man darf aber nicht etwa deswegen glauben, daß sie erst von diesem Zeitpunkt an einen Theil von Konstantinopel ausgemacht habe, sondern schon vorher gehörte sie dazu, und man findet sie schon zu den Zeiten Konstantin des Großen unter der Zahl der Regionen angegeben, in deren Reihe sie die 14te und letzte war.

Einen beträchtlichen Theil von ihr nahm die

Vorstadt Hebdomon ein. Eins der ansehnlichsten Gebäude derselben war die Kirche Johannes des Täufers. Sie wird uns als sehr groß und prächtig geschildert, vorzüglich der edle, einfacherhabne Styl gerühmt, in dem sie soll erbaut gewesen seyn. So sehr man sich auch in Lobeserhebungen und Deklamationen über sie erschöpft: so vermißt man doch mit Bedauern eine nähere Abschilderung ihrer einzelnen Theile, und sieht sich dadurch außer Stand gesetzt, jenem günstigen Urtheil über sie aus eigner Einsicht beizutreten. Ihr Erbauer war Theodosius der Große. Als er zufälliger Weise so glücklich gewesen zu seyn glaubte, das Haupt Johannes des Täufers entdeckt zu haben, ließ er mit großem Gepränge diese heilige Reliquie nach Konstantinopel bringen, und ihr zu Ehren diese Kirche bauen. Der erste Gottesdienst, der in ihr gehalten, und wodurch ihre Einweihung unter dem größten Pomp gefeiert wurde, soll deswegen besonders merkwürdig gewesen seyn, weil Theodosius selbst in der Absicht dabei zugegen war, um zu dem vorhabenden Feldzug gegen den Eugenius den Seegen des Himmels zu erflehen. An den Stuffen des Altars warf er sich auf die Knie nieder, und betete laut um Sieg und einen glücklichen Fortgang seiner kriegerischen Unternehmungen. Unmittelbar darauf verließ er die Stadt; und ging zu seinem versammelten Heere, das den frommen Kaiser jubelnd empfing; und durch seine Gegenwart mit einem Vertrauen zu sich selbst und mit einem Muthe erfüllt wurde, der geraden Wegs zum Siege führte. Es ist also ein Irrthum, wenn einige Schriftsteller Justinian I. als ersten Stifter dieser Kirche nennen. Er hat weiter kein Verdienst um sie, als daß er sie, die man

durch Nachlässigkeit sehr hatte verfallen lassen, wieder ausbesserte, dabei aber mit einem solchen Uebermaaß von Zierrathen überlud, daß ihre erste ursprüngliche Einfachheit, die ihr größter Schmuck war, und wodurch ein unnachahmlicher Zauber über alle ihre einzelnen Theile verbreitet wurde, gänzlich verloren ging. — Nicht weit von dieser Kirche war die Zisterne des Bonus. Ein reicher Patrizier, mit Namen Bonus — der jedoch nicht Geschlechtsname war, sondern womit Dankbarkeit und persönliches Verdienst ihn geadelt hatte (denn Bonus heißt der Gütige) hatte sie zum gemeinen Besten auf eigne Kosten erbauen lassen. Sie war schön und dauerhaft; ihre Wölbung wurde von vielen Säulenreihen getragen; ihre Länge maaß dreihundert Schritte. — Hier war auch ein Zeughaus, reich an Waffen aller Art; und vor demselben stand eine schöne Rotunde, zu deren oberen Theile man durch Treppen von verschiedenen Seiten her gelangen konnte. Hatte man sie erstiegen, so befand man sich in einer gutgeordneten Gruppirung vieler eherner Statüen, welche alle geharnischt waren, und jede nur mögliche Stellung eines Kämpfenden darstellten; eine Gallerie machte die Einfassung. — Ein gewisser Ort in dieser Vorstadt hieß Magnaura, der diesen Namen davon erhalten haben soll, daß der Kaiser Jovianus, als er hier von einem fürchterlichen Gewittersturm überrascht wurde, kläglich ausrief; magna aura perimus! d. i. der heftige Sturm bringt uns um's Leben. An diesem Ort, welcher der höchste Theil der Region war, befand sich das Theater, Kynegion genannt. Es war von ansehnlichem Umfang; seine Form glich einem Achteck, und die Menge Sitze, deren

sich immer einer höher dem andern ringsum erhob, gewährten vielen Tausenden von Zuschauern reichlichen Platz. Seine Bestimmung, worauf schon sein Name hindeutet, ging dahin, das Volk durch Kampfspiele zu belustigen, und bei guter Laune zu erhalten. Die Schauspieler, welche hier auftraten, und mit einander kämpften, waren bald Menschen bald Thiere, oder beides zugleich, und gewöhnlich schloß sich das Spektakel wie jede Tragödie, daß ein Theil der Kämpfenden todt auf dem Platze blieb. Selbst gedungene Fechter geriethen nicht selten so in Wuth, daß einer mit dem Leben büßen mußte. Hier wurden auch die Verbrecher, welche zum Tode verurtheilt waren, der furchtbaren Nemesis geopfert, um die beleidigte Gerechtigkeit zu versöhnen. Aber eben so oft sah man hier auch solche bluten, welche blos als Opfer der Partheisucht oder des eignen oder des fremden Ehrgeizes fielen. Dies war unter andern der Fall mit mehrern Kaisern, namentlich mit Tiberius dem dritten, der an den Schweif eines Pferdes gebunden, so lange in dem Kynegium herum gezerrt und gerissen wurde, bis er seinen Geist aufgab. Gewöhnlich gab der Pöbel einen freudigen Zuschauer bei solchen Greuelszenen ab. Prokopius giebt dem Geize des Justinians die Schuld, daß dieses schöne Theater in eine Ruine verfiel.

Dieses waren denn die wenigen vorzüglichern Merkwürdigkeiten dieser Vorstadt, und uns bleibt weiter nichts übrig, als noch kürzlich anzugeben, woher sie ihren Namen hatte. Hebdomon (ἕβδομον) heißt das Siebente, und man nannte sie deswegen so, weil es sieben Vorstädte von Konstanti-

nopel gab, die nach der Zahlenfolge bezeichnet wurden, und auch noch nach ihrer Vereinigung mit der Stadt selbst diese Bezeichnung als Name behielten.

Wo das Hebdomon sich endigte, ganz zunächst unten an der Sohle des 6ten Hügels, erhob sich das Palatium oder der kaiserliche Pallast — groß und prachtvoll, wie sich dies schon von selbst erwarten läßt. Nur Schade, daß es uns auch hier an Nachrichten fehlt, um uns in Details einzulassen, die nicht anders als von Interesse seyn könnten. Die Lage gewährte dieser Kaiserburg eine freie Aussicht aufs Meer, von wo aus bis in ihr Inneres ein breiter Kanal gezogen war, auf welchem Schiffe mit drei Rudern gehn konnten. Die Mauer, welche das Palatium zunächst umgab, ward an der Stelle, wo dieser Kanal sie durchschnitt, von drei großen Bogen getragen. Ein ansehnliches Thor, nach Art eines Triumphbogens überwölbt, und mit vielen Statüen geziert, führte in den inneren Raum der Hofburg, dessen Größe, dem Ganzen angemessen war: — Zur Seite sah man die schöne Kirche, welche der Jungfrau Maria geweihet war, ein Meisterstück der Baukunst! Kühn und erhaben, von aller Ueberladung eines mißgeleiteten Geschmackes völlig frei, erhob sie sich neben dem kaiserlichen Pallast, und wetteiferte mit ihm, um das Auge auf sich zu ziehn und vestzuhalten. Die Gegend da herum, wo sie stand, hieß die Blachernä. — Weiterhin in der Nähe des Meerbusens Keras, standen noch zwei prächtige Kirchen. Die eine soll Konstantin der Große, die andere ein gewisser Eunuch Pharasmanes, Justinians I. Liebling und Vertrauter,

erbaut haben. In der erstern war das Mausoleum eines gewissen Kaisers, (welches? ist ungewiß) der hier begraben lag. Alles, was Kunst und Reichthum hervor bringen konnten, sah man an diesem Grabmal verschwendet. — Von dem Hügel herab, an den sich diese Region anlehnte, bis in den Mittelpunkt derselben, zog sich eine grosse Wasserleitung hin, und versorgte ihre nachbarlichen Bewohner reichlich mit dem schönsten Trinkwasser. Dieser Aquäduckt theilte sich beinahe an seinem Ende in zwei Arme, welche dann nach entgegengesetzter Richtung noch etwas fortliefen. Der eine strömte ohne Unterbrechung in einem fort, und ergoß sich in ein groses Becken, aus welchem man das Wasser mit Bequemlichkeit schöpfen konnte; der andere aber war mit einem Spund oder Zapfen verschlossen, der jedes Mal erst geöffnet werden mußte, um mit seinem Krystallhellen süssen Wasser, das ihm entströmte, den Durstigen zu laben. — Die Brücke, welche über den Busen Keras führte, war anfangs von Holz; als sie aber mit der Zeit baufällig wurde, und ihre mancherlei Gebrechen eine Hauptreparation nöthig machten, riß man sie lieber ganz nieder, und bauete sie von Stein völlig neu auf. Sie war hoch gewölbt; ruhete auf eilf Pfeilern, woraus zwölf Bogenwölbungen entstanden, und die Aussicht von ihr herab war mahlerisch schön, so wie ihr Anblick selbst, wegen der Grösse und Kühnheit ihrer Ausführung, Staunen und Bewundrung erregte.

Der grose Hippodromus, in der Nähe des Meers, rührte von Konstantin dem Grosen her, und war zugleich von ebendemselben mit einer Einfassung

von Holz — einem gut gearbeiteten Gitterwerk — umgeben worden. Hier wurden die häufigsten Wettrennen zu Pferde gehalten, und fast täglich sah man dergleichen Belustigungen angestellt; wobei es mehr darauf abgesehn war, sich öffentlich in einem glänzenden Aufzuge zu zeigen, als den Preis und die Ehre des Siegers zu erringen. — Auf dem Hippodromus standen, unter mehreren marmornen Statüen, ein Löwe und Bär, beide von Erz, die wegen ihrer Größe die meiste Aufmerksamkeit auf sich zogen, mehr aber noch wegen der vollkommenen Treue, womit sie der Natur nachgebildet waren, ihrem Verfertiger Ehre machten, und den ungetheilten Beifall jedes Kenners erhielten. — Auf der einen Seite des Hippodromus nach der Stadt zu, jedoch außerhalb der hölzernen Umgebung desselben, war die Statüe eines greulichen Ungeheuers errichtet: es stellte einen Drachen oder Basilisken vor, so wie die Einbildung ihn dichtete. Sein Kopf glich dem eines Hühnerhahns mit einer flimmernden Krone; sein unförmlicher Leib war mit panzerartigen Schuppen bedeckt, und endigte in einen schillernden Schlangenschwanz; über dem zu einem Höcker gekrümmten Rücken erhob sich emporgesträubt ein struppigtes Flügelpaar; die kurzen Füße waren mit starken Klauen bewaffnet, und die Zähne daran, nach Art des Wassergeflügels, durch eine Schwimmhaut unter sich verbunden. Man fabelte, daß sich hier vor undenklichen Zeiten in einer, nachgehends zugeworfenen Höhle, ein Drache aufgehalten habe, dessen bloßer Anblick eine Menge der keuschesten Jungfrauen zu Müttern gemacht habe. Nachdem er sein abscheuliches Unwesen lange genug getrieben hatte, wurde er endlich von einem tapfern Jüng-

ling, der die Leiden so manches schönen Kindes zu Herzen nahm, getödtet, und zum Andenken daran setzte man jene Karikatur, die für einen treuen Abdruck des Urbildes ausgegeben wurde. Es ist nicht schwer, die Entstehung dieses Mährchens zu enträthseln, und das eigentlich Wahre von seinen fabelhaften Zusätzen zu scheiden. Der Leser mag selbst urtheilen, ob uns dies gelungen ist: Ein gewisser Basiliskus, ein schöner Mann und seines Handwerks ein Soldat von höherem Rang, hatte ehemals in dieser Gegend gewohnt; er war ein rüstiger Priester Aphroditens, der er manches jungfräuliche Opfer darbrachte. Einstmals sah' er ein schönes junges Mädchen, die Verlobte eines edlen Jünglings, der sie mit der ganzen ungestümen Heftigkeit eines Morgenländers liebte. Sie sehn, und mit der heftigsten Leidenschaft gegen sie entbrannt werden, war für den elenden Wollüstling Basiliskus Eins. Vergebens wendete er List und Verschlagenheit und alle die niedrigen Künste der Verführung an, die ihm aus der langen Reihe seiner Erfahrungen zu Gebote standen, um die engelreine Unschuld des Mädchens zu vergiften, und in seine Schlingen zu locken. Doch ihr Engel wachte, und das Maas seiner Sünden war voll! Seine Anschläge vereitelt, und seine Anträge mit Verachtung zurück gewiesen zu sehn, das reizte seine Begierde zur Wuth; und Gewalt sollte ihm nun verschaffen, was er auf keinem andern Weg zu erlangen hoffen durfte. Da kam im entscheidenden Moment ihr Jüngling, und wurde ihr Retter und ihr Rächer. Er durchborte den frechen Ehrenräuber im Augenblick, wie er sich am Ziel seiner Wünsche glaubte. Daher vermuthlich jene Sage, denn Ba-

filiskus hat bekanntlich auch die Bedeutung: Drache.

Das Palatium, die Kirchen, der Hippodromus, und überhaupt der ganze Theil der Stadt, der am 6ten Hügel lag, wurde in der Folge von Korumna, dem Könige der Bulgaren, abgebrannt und zerstört; alles andere aber, was sich mobil machen ließ z. B. die Statüen, als rechtmäßige Beute von ihm weggeführt.

Wir lassen den Vorhang wieder fallen, der wie ein grauer Nebel über den Gestalten der Vorzeit Konstantinopels hängt, und bei aller Mühe, ihn zu lüften, sie doch oft in undurchdringliches Dunkel hüllt. Gelingt es auch, einige aus dem düstern Hintergrunde, wo tiefes nächtliches Schweigen waltet, etwas hervortreten zu lassen; so ist es doch ein blos dämmerndes Licht, das ihre Erscheinung meistens nur auf einen Augenblick sichtbar macht. Gleich körperlosen Schatten schweben sie in ungewissen Bewegungen hervor: keine hervorstehende Züge, keine scharfen Umrisse machen sie völlig kenntlich — wie Luftgebilde fließen sie verworren in einander, und verschwinden schnell nach Art glänzender Meteore, die durch ihr momentanes Verweilen innerhalb des Gesichtskreises, dem Beobachter selten Zeit zu Resultaten vergönnen. Bei weitem die meisten aber sind auf immer in eine Finsterniß begraben, aus der keine Kunst sie hervorzaubern wird. — Selbst Schwedenburg würde ohne Kunde von dorther zu uns zurückkehren. Nur ihr Gewesenseyn läßt sich ahnen! Dies sind die Ursachen der oft drückenden Verlegenheit, in welche sich der Alterthums-

forscher so häufig verwickelt sieht, wenn er bei dem besten Willen nichts weiter sagen kann: als ein bloßes Vielleicht oder eine noch zweifelhaftere Bestimmung über die Beschaffenheit vorzeitiger Gegenstände. Es sey uns deswegen erlaubt, hier am Schlusse den Leser selbst eine Bemerkung machen zu lassen, die ihn einen Begriff von dem ärmlichen Geiste der meisten Schriftsteller geben mag, welche über das alte Konstantinopel geschrieben haben. Das würklich Wichtige und Gehaltvolle wird von ihnen gewöhnlich nur oberflächlich berührt oder gelegentlich angeführt; dahingegen sind sie unerschöpflich und bis zur Ermüdung weitschweifig in Erzählung abentheuerlicher Sagen oder in der Beschreibung solcher Gegenstände, welche durch die Verbindung, in der sie mit etwas Uebernatürlichen zu stehen schienen, und durch das geheimnißvolle magische Dunkel, in welches sie dadurch gehüllt wurden, ihrem Hang zum Wundervollen ein Interesse ablockten. Als Beweis dafür mag nur dasjenige sprechen, was wir in dieser letzten Region von Konstantinopel kennen gelernt haben; — wie mager und dürftig ist es nicht! Wie gern würde man über das Palatium und über die andern Merkwürdigkeiten etwas Ausführlicheres und mehr ins Einzelne Gehende lesen? Aber statt dessen findet man diesen Wunsch durch ein blos trockenes, und aller Wahrscheinlichkeit nach, noch dazu mangelhaftes Innhaltsverzeichniß kaum halb befriedigt! Doch der wunderbare Drache, dessen bloßer Blick der Keuschheit so gefährlich war; seine nichts weniger als Kunstsinn verrathende Abbildung in Erz, und andere dergleichen schöne Sächelchen — — — ja das sind ihnen Dinge von anscheinender Wichtigkeit,

worüber sie sich mit Wohlgefallen verbreiten! Wer bedauert nicht diesen Kleinigkeitssinn? wer findet aber nicht auch zugleich hierin eine gegründete Entschuldigung für den Sammler, der, nachdem er sich mit Mühe durch die vielen Sagen durchgearbeitet hat, kaum eine kärgliche Ausbeute seinen Fleiß belohnen sieht? —

Extrablatt. No. 2.

Bemerkungen.

Der Glückliche ist nicht immer der Glückselige. Darum wünsch' ich Dir lieber glückselig als glücklich zu seyn. Und das kannst Du, sobald Du willst. Die Glückseeligkeit hängt ab von Dir, aber Glück ist das Werk Anderer. —

Niemand wird leichter von der Herrschermacht berauscht, und mißbraucht sie wilder, als wer zum Gehorchen geboren schien, und sich mit seinem Schwerdte zur Herrscherstelle hinaufwürgte. —

Dreimal glückselig ist der, dem sein Geschick das göttliche Talent beschied, sich selbst stets genug zu seyn! Denn nichts störet seinen innern Frieden, nichts ist vermögend, seinen Sonnenschein zu trüben. —

Kinder wissen beim Spiele aus allem alles zu machen: ein Stab wird zur Flinte, ein Stückchen Holz zum Degen, jedes Bündelchen zur Puppe und jeder Winkel zur Hütte. Bei der völligen Unkenntniß ihrer Kräfte unternehmen sie alles, bemerken kein qui pro quo und sind überzeugt, jeder müsse sie dafür nehmen, wofür sie sich ausgaben. —

Jeder hat sein eigen Glück unter den Händen, wie der Künstler eine rohe Materie, die er zu einer Gestalt umbilden will. Aber es ist mit dieser Kunst, wie mit allen: nur die Fähigkeit dazu wird uns angeboren, sie will gelernt und sorgfältig ausgeübt seyn. —

Es erfordert mehr Klugheit und Geistesstärke, erworbene Ehre zu behalten, als sie erst zu erwerben: denn schwerer ist es, ein altes Gebäude zu unterstützen, damit es nicht falle, als ein neues aufzubauen. —

Eine der schönsten Unterhaltungen zweier Liebenden, sagt Göthe, bleibt die Erinnerung an die ersten Zeiten ihrer Bekanntschaft. Die ersten Schritte, die uns in den Irrgarten der Liebe bringen, sind so angenehm, die ersten Aussichten so reizend, daß man sie gar zu gerne in sein Gedächtniß zurückruft. Jeder Theil sucht einen Vorzug vor dem andern zu behalten: er habe früher, uneigennütziger geliebt, und jedes wünscht in diesem Wettstreite lieber überwunden zu werden, als zu überwinden. —

Trage Sorge, daß deine Wünsche nicht deine Folterer werden! Heftig drängende, unerfüllbare Wünsche — brauchts noch mehr, um unser Leben zu vergiften? —

Selbst der Augenblick einer gewonnenen Krone ist nicht so reich an Wonne, wie der — wenn der Edle seine gute That mit glücklichem Erfolg gekrönt sieht. —

Ein herrliches Bewußtseyn ist es, nie gestrauchelt zu haben: aber — wieder aufgestanden zu seyn vom Falle, ist das Bewußtseyn eines Mannes, der [illegible] Kampf mit einer Hyäne bestand! —

Ein Narr kann in einem Athemzuge mehr fragen, als ein weiser Mann in einem ganzen Tage beantworten kann. —

* * *

In allen Sprachen schafft oft der Zufall neue Wörter. Ein Fürst ging einst im Palais royal zu Paris spazieren und erstaunte über die Menge der Kaufleute, die hier ihre Waaren anbieten. „Was das Sonderbarste ist, sagte einer von seinem Gefolge, so kann man nichts von diesen Leuten fodern, was sie nicht sogleich herbeischaffen, gesetzt auch die Sache habe nie bisher existirt.“ Der Fürst lachte und man bat, er solle es nur einmal versuchen. Er näherte sich einer Bude und sagte: Madame, verkaufen Sie — Fal-

balas? Die Kaufmännin fragte nicht nach der Bedeutung des Worts, das sie zum erstenmal hörte, sondern antwortete sogleich: Oui, Monsieur. Zugleich zeigte sie Garnituren zu Frauenzimmerkleidern aller Art. „Sehen Sie, da ist, was Sie verlangen, und was man Falbalas nennt. Von dieser Zeit an fuhr man fort, sich dieses Worts zu bedienen, und es machte Glück. —

Die erste Gemahlin Heinrich's IV. Margarethe de Valois war die beste Tänzerin ihres Zeitalters. Don Juan von Oestreich, Statthalter der Niederlande, reiste mit der Post von Brüßel inkognito, blos darum nach Paris, um diese Prinzessin auf einem Ball tanzen zu sehen. — Ludwig XIV. liebte sehr den Tanz, und er selbst war darin sehr geschickt; aber als er einst den Britannikus von Racine hatte aufführen sehen, worin die Begierde Nero's, auf dem Theater zu glänzen, so scharf getadelt wird, bekam er eine solche Abneigung für diese Kunst, daß er von der Zeit an nie wieder in einem Ballet, und selbst nicht einmal zur Karnevalszeit zum Tanz zu bringen war. — Der Athenienser Simonides trug noch im achtzigsten Jahre den Preiß im Tanz davon. —

Im Areopagus ward einst ein Senator bestraft, weil er einen kleinen Vogel umgebracht hatte, der aus Scheu Zuflucht auf seinen Schultern suchte. Es geschah darum, weil ein Mensch, dessen Herz dem Mitleiden verschlossen ist, nicht über das Leben der Mitbürger Recht sprechen kann. —

Der größte Bart, den es jemals gab, war der des berühmten Malers Johannes Mayo. Er trug ihn um den Gürtel gewickelt, und ob er gleich von hoher Statur war; so hätte er doch aufrecht auf demselben gehen können. Mannichmal band er ihn in Gegenwart des Kaisers Karl V. los, der sich damit belustigte, ihn durch den Wind in die Gesichter seiner Hofleute fliegen zu lassen. —

Die Unwissenheit war im zehnten und eilften Jahrhundert in Europa so groß, daß man in Frankreich, Deutsch-

land und England bei den Kriminaltribunälen, jeden zum Galgen verdammten Verbrecher begnadigte, wenn er schreiben konnte. Selbst der große Karl der Große verstand nicht zu schreiben. —

Manche Personen, besonders Gelehrte, gewöhnen sich so sehr daran, jederzeit, wenn sie worüber nachdenken oder ausführlich reden, etwas in den Händen zu haben, daß sie nachher es schlechterdings nicht unterlassen können, und ohne dasselbe fast nicht fähig sind, ein zusammenhängendes Gespräch zu führen. Ich kannte so jemand, der, sobald er sich in ein ernsthaftes Gespräch einließ, unwillkührlich seine Tabatiere aus der Tasche nahm, und sie während des Gesprächs in den Händen herumbewegte. Einst hatte er die Tabatiere vergessen, und er erklärte geradezu, daß er jetzt, wegen Mangel dieses Spielwerks, zu keiner ernsthaften Rede aufgelegt sey. Professor Leß in Göttingen hatte sich angewöhnt, nichts zu reden, ohne eine Blume in der Hand zu haben. Ein lustiger Student, der dies bemerkt hatte, nahm sie ihm einst, da er sie auf's Katheder niedergelegt hatte, heimlich weg, und der Professor war während der ganzen Stunde des Kollegiums sehr verwirrt. Von dem berühmten Kant in Königsberg ist folgende hierher gehörige Anekdote bekannt: Nachdem er einst schon vierzehn Tage lang ein Kollegium vortrefflich gelesen hatte, blieb er einst unaufhörlich in der Rede stecken, und sprach während der ganzen Stunde fast ganz ohne Zusammenhang. Als die Stunde vorbei war, bat er einen gewissen Studenten unter seinen Zuhörern, die Gefälligkeit zu haben und ihn auf seine Stube zu begleiten; er habe ihm ein paar Worte zu sagen. Als er mit dem Philosophen sich in der Studierstube befand, redete ihn dieser also an: „Mein Herr, Sie sind der Grund gewesen, warum ich heute beim Vortrag allezeit in Verwirrung gerieth. Sie hatten seit dem Anfange dieses halben Jahres, von welcher Zeit an Sie mein Kollegium besuchten, oben am Rock einen Knopf, der etwas abgerissen war und herunterhing; ich habe mich an

diesen herunterhängenden Knopf so gewöhnt, daß ich, während ich auf dem Katheder rede, allezeit auf denselben sehe, und das um so mehr, da Sie ganz vorne Ihren Sitz haben. Heute hatten Sie den Knopf fester annähen lassen, und das war es, was mich in Verwirrung brachte. Ich wollte Sie daher nur bitten, diesen Knopf, wie vorher, wieder abzureißen und herunterhängen zu lassen." — Ein wegen seiner Beredtsamkeit und Wissenschaft berühmter Advokat in London, hatte sich daran gewöhnt, während er die Sache seiner Klienten vertheidigte, allezeit an einer Rolle Bindfaden in der Tasche zu ziehen. Sein Gegner, der die Sache der andern Parthei zu vertheidigen hatte, bediente sich einst der List, unvermerkt diese Rolle Bindfaden ihm aus der Tasche stehlen zu lassen. Der geschickte Advokat blieb in seiner ganzen Rede ohne Zusammenhang und verlohr seine Sache. Diese Geschichte erzählt der Spectator, und aus demselben Kant in seiner Anthropologie. Ein anderer Gelehrter trillerte beim Reden stets eine Anzahl Strickstöcke in der Hand herum, und da er einst stark mit einem Franzosen disputirte, und dieser nicht zum Wort kommen konnte, nahm letzterer seine Zuflucht zu einem listigen Streich: er entriß sehr gewandt dem Deutschen sein Spielwerk mitten in der Rede und brachte ihn so zur Pause. —

Bonmots.

Ein Hof ohne Damen, sagte Franz I. ist ein Jahr ohne Frühling, ein Frühling ohne Rosen. —

Man fragte Crebillon, warum er immer sich in Begleitung von Hunden befände? „Es ist, antwortete er, weil ich die Menschen kenne." —

Fontenelle sagte: „Wenn man den Menschen ihre Chimären nimmt, was für ein Vergnügen dürfte ihnen übrig bleiben?" —

Bachot, Präsident der medizinischen Fakultät zu Paris, ließ im J. 1684 eine Thesis vertheidigen, worin er behauptete, der Nektar und die Ambrosia der Götter seyen nichts anders als Chokolade gewesen. —

überhaupt. Joseph aber wollte sich dem Fürsten nicht verbindlich machen, und obgleich dieser noch mehrmals sein Anerbieten wiederholte, so reiste der Kaiser doch, ohne es anzunehmen, wieder nach Wien zurück. Radziwill schickte darauf seinen Stallmeister mit dem Pferde nach der kaiserlichen Residenz, wo dieser den Befehl hatte, es Sr. Majestät noch einmal zum Geschenk anzubieten, aber keine Belohnung für seine Mühe zu nehmen. Der Kaiser wollte es indessen auch jetzt nicht zum Geschenk annehmen, wiederholte aber seinen Antrag, so viel dafür zu bezahlen, als der Fürst nur verlangen würde. Der Stallmeister mußte also unverrichteter Sache wieder zurückkehren. Radziwill ritt bald darauf mit einigen Freunden spazieren und ließ das erwähnte Pferd ebenfalls sich nachführen. Als er auf einem freien Platz anlangte, ließ er das Pferd sich bringen, stellte es seinen Begleitern vor und fragte sie, wie ihnen das Thier gefalle. Alle stimmten darin überein, daß sie nie ein so schönes Pferd gesehen hätten. „Und dieses Pferd, fuhr der Fürst fort, will Joseph nicht von Radziwill zum Geschenk annehmen! — So soll es denn auch keiner besitzen.“ Er hatte kaum ausgesprochen, als er schnell eine Pistole zog und abdrückte. Das schöne Pferd lag todt zu seinen Füßen.

Radziwill war ein so großer Herr, daß er auf dem Reichstag zu Warschau oft mit dem Pomp eines Königs erschien. Einst ließ er sich dahin von 40000 Bewaffneten von seinen eignen Unterthanen begleiten. Er dachte bei der letzten Reichsversammlung, zum König von Polen erwählt zu werden; aber seine Hoffnung schlug fehl. Aus Mißmuth ging er nachher auf Reisen, und unter andern kam er nach Ungarn, wo er ganze Fässer Tokaier Wein hinter sich herführen ließ; und gelangte er an einen Ort, wo sich eine Wache Soldaten befand, so wurden Löcher in die Fässer gebohrt und der Wein ihnen Preiß gegeben. —

Konstantinopel

und

St. Petersburg,

der Orient und der Norden.



Zweiter Jahrgang 1806.
Neuntes Heft.

St. Petersburg und Penig,
bei F. Dienemann und Comp.

I n h a l t.

Konstantinopel
und
St. Petersburg.

Neuntes Heft. 1806.

Ueber des Patriarchen Nikon's Sturz.
(a. d. Ruß.)

Das siebenzehnte Jahrhundert ist nicht weniger als die andern, reich an ausgezeichneten Charaktern der Söhne Rußlands; aber leider arm an deren historischer Darstellung. Unsre ältern Annalen erstrecken sich nur bis zum Regierungs-Antrit der Romanowschen Familie: sehr wenige gehen bis an die Zeiten des Zaren Alexey Michailowitsch, und in keiner ist die ruhmvolle Regierung dieses grossen Monarchen umständlich beschrieben. Der würdige Tatistschef

klagt, daß viele Thaten dieses Fürsten der Nachwelt unbekannt bleiben müssen. Eben dasselbe kann man von den berühmten Männern welche zu seiner Zeit lebten, und besonders vom Patriarchen Nikon sagen. Es ist wahr, wir haben seine Lebensbeschreibung von seinem Unter-Diakon Schuscherin; wem aber sind die Ursachen seines Sturzes bekannt? Schuscherin stellt aus Ergebenheit gegen seinen Wohlthäter, aus Einfalt des Herzens seine Schwachheiten — laßt uns ungeheuchelt sprechen — selbst seine Laster unter dem Bilde der Tugenden dar; der verschiedenen Traumgeschichten, Prophezeihungen und undenkbaren Wunder zu geschweigen, womit er seine Schrift angefüllt hat. Nikon aber verdient unsre ganze Aufmerksamkeit, sowohl in Ansehung seiner erhabnen Würde und der dem Vaterlande geleisteten wichtigen Dienste, als auch wegen der sonderbaren Launen des Schicksals denen er in seinem Leben unterworfen war. Ich ziehe fremde Schriftsteller zu Rathe; denn ich will wissen, was einen guten, milden Monarchen bewegen konnte, seinen Freund, seinen Liebling, seinen Seelsorger zu verstoßen. Leveque sagt nach Müller: „Der Patriarch Nikon hatte durch seine Rathschläge den Zaren bewogen Pohlen zu bekriegen, woraus nachher der Krieg mit Schweden entstand. Nachdem die Russen sich gezwungen sahen sich von Riga wegzuwenden; nachdem der Erfolg ihre Waffen in Pohlen weniger glänzend ward; als man anfing das Nachtheilige des neuen Münz-

Fußes im Innern des Reichs zu fühlen: da schrieb der Zar Alexey Michailowitsch alle Widerwärtigkeiten dem Patriarchen Nikon zu, weil er zu dem Kriege mit Pohlen gerathen hatte. Von ihm aber allein hätte es abgehangen, seinem Rathe nicht zu folgen. Er nahm ihn an, weil er ihn für weise hielt. Der Zar, nach der allgemeinen Verfahrungsart aller Monarchen, schob die Schuld auf den, mit welchem er sich berathschlagt hatte. Dem Patriarchen war es nicht schwer diese Veränderung in den Gesinnungen des Monarchen gegen ihn wahrzunehmen. Er wollte nicht am Hofe und in der Residenz die niedrige Rolle eines in Ungnade gefallenen Lieblings spielen. Er bat um die Erlaubniß (1) in ein Kloster gehen und da sein Leben in Eingezogenheit, und den gemeinen Mönchen vorgeschriebenen Beschäftigungen beschließen zu dürfen. Gleichwohl behielt er den Titel als Patriarch, seine Amtspflichten aber vertrat der erste Metropolit. Vom Hofe entfernt, ließ er seinen Feinden offne Schranken zu seinem Verderben zu wirken. Die Beschützer hergebrachter Unwissenheit haßten Nikon, wegen der Errichtung griechischer und lateinischer Schulen. Abergläubische Frömmlinge beschuldigten ihn des Unglaubens, weil er aus den Häusern verschiedener Privatpersonen die Bilder der Heiligen hatte wegnehmen lassen, die sie abgöttisch anbeteten, und die sie von der wahren Gottes-Verehrung abwendeten. Die

(1) Die Folge wird zeigen ob dies gegründet ist.

Gemahlin des Zaren Alexey Michailowitsch und ihr Vater verfolgten den Patriarchen aufs heftigste: Täglich kamen neue Klagen über ihn ein. Man beschuldigte ihn, er habe Briefe voller Schmähungen auf den Zaren an den Patriarchen von Konstantinopel geschrieben. (2) Von den Feinden des Mannes, welcher sich hätte rechtfertigen können, endlich hintergangen, entschloß sich Alexey ihn öffentlich zu bestrafen. Man ließ Patriarchen, Kloster-Vorsteher und Mönche aus Griechenland nach Moskwa kommen. Ein zahlreiches Concilium wurde zur Verurtheilung des nunmehrigen Zellen-Bewohners zusammen berufen, gleichsam als ob der Glaube selbst geprüft werden sollte. Die Handlungen Nikons wurden aufs strengste von Leuten untersucht, welche ihn schuldig finden wollten. Man machte ihm die freiwillige Entsagung vom Patriarchat (3) zum Verbrechen; man erklärte sie für eine schändliche religionswidrige Abtrünnigkeit von der Kirche. Schließlich entsetzte man ihn seiner Würde, erniedrigte ihn zum gemeinen Mönch und verschickte ihn ins Kloster auf Bielo-Offero."

Ich öffne zwey andre auswärtige Geschichtschreiber und finde noch Folgendes: „Das Volk wurde

(2) Leider ist dies nur zu wahr! Schuscherin läugnet es nicht, aber er stellt es als keinem Tadel unterworfen vor.

(3) Haben Sie, Herr Leveque, nicht oben selbst gesagt, daß Nikon die Erlaubniß erhielt, ins Kloster zu gehen? Sollte der Zar A. M. wohl einer so niedrigen Handlung fähig gewesen seyn?

dem Patriarchen Nikon, wegen der Verbesserung der Kirchenbücher, und wegen der Einführung eines neuen Partitur-Gesangs (4) gram."

Man glaubt ferner der Patriarch Nikon hätte sich die Ungnade des Monarchen zugezogen, weil er sich seiner zweiten Ehe, und der Einführung der geheimen Canzellei (5) widersetzte. Diese letztere

(4) Aber nicht der Bibel, wie viele Ausländer behaupten. Die Bibel ist in Slavonischer Sprache das erste Mahl zu Moskwa, fast gänzlich übereinstimmend mit der Ostrogschen im Jahr 1663, folglich zu einer Zeit gedruckt, wo der Patriarch Nikon schon das Zutrauen des Zaren verloren hatte. Die verbesserte Uebersetzung der Bibel kam zum ersten Mahle in Moskwa 1751 unter der Regierung der Kaiserin Elisabeth heraus.

(5) Der Verfasser des Auszugs der russischen Historie zum Gebrauch der Normal-Schule sagt: Er (der Zar Alexey Michailowitsch) errichtete eine geheime Canzellei, welche nur seine Privat-Angelegenheiten zu besorgen hatte. Hr. Karamsin meint, daß die geheime Canzellei bis zu den Zeiten Peters des Großen, nicht jenes fürchterliche, Schaudererregende Tribunal gewesen sey, sondern eine Haus oder Privat-Canzellei, welche die ökonomischen Geschäfte des Zaren besorgte, nicht aber die Bestrafung der Verbrecher. Hr. Gollkoff, abweichend von Tatistschef, schreibt anfänglich die Errichtung der geheimen Canzellei Peter dem Großen zu (siehe dessen Lebensbeschreibung Peter I. Th. 1. Seite 27.); hernach aber (im 3ten Theile der Zusätze) verändert er seine Meinung und behauptet bestimmt, daß der Ausruf slowo i djäcla, Anklage eines Verbrechens gegen Gott, den Staat oder den Regenten, unter dem Zaren Alexey Michailowitsch in Gebrauch kam. Hier sind die

Verschuldung würde sehr zu seiner Ehre gereicht haben. Herr Nowikoff in seinem Versuch eines histo-

eignen Worte dieses aufmerksamen Sammlers: „Wenn es erlaubt ist das Ungewisse durch Muthmaßungen zu ergänzen, so scheint es mir, den sonst gegen seine Unterthanen wohlthätigen Monarchen habe hierzu bewogen; theils das Murren des Volks, und Meutereien wegen der nach dem Beispiel andrer Europäischen Höfe eingeführten neuen Gebräuche; theils die wegen der Verbesserung der Kirchen-Bücher entstandenen Sekten, so wie das Gekreisch unverständiger Heuchler und fälschlicher Ausleger, welche daraus eine Religionsveränderung und unzählige andre ungereimte Dinge herleiten wollten." Er gibt das Jahr 1672 als den Zeitpunkt der Errichtung der geheimen Canzellei an. Allein es ist nicht schwer zu beweisen, daß sie schon lange vorher existirte. Selbst Hr. Golikoff sagt (Zusätze Theil III. Seite 424.) in den Nachrichten über die Regierung Iwans des Strengen werde eines Okolnitschi Fedor Iwanowitsch Umnoy Kolitscheff erwähnt, welcher die fremden und geheimen Geschäfte verwaltet hätte. Der Verfasser der Lebensbeschreibung des Patriarchen Nikons, welcher sie im Anfange der Regierung der Zaren Iwan und Peter schrieb, sagt (Seite 101) von sich selbst, daß nach seiner Ankunft mit dem Patriarchen aus dem Woskresenschen Kloster in die Domkirche zu Moskwa, ein abgeschickter Obrister ihm (dem Verfasser) hinterbracht habe „es spricht eine That gegen den Zaren wider dich" darauf habe er zweien Strelitzen befohlen, ihn in die Wachstube bei der alten steinernen Brücke zu führen, von da herauf zu dem Monarchen selbst. . . Hernach sey er in die geheime Canzellei gesetzt worden. Schuscherin berichtet nicht was er dort gesehen und gehört, er sagt nur, daß er daselbst eilf

nischen Wörterbuchs, beschreibt umständlich sowohl die weltliche als geistliche Lebensweise des Patriarchen Nikons, übergeht aber die wichtigste Begebenheit mit Stillschweigen und erwähnt nur, daß im Jahr 1658 dieser vom Zaren geliebte und vom Volke verehrte Patriarch, öffentlich seine Würde niedergelegt und vom Zar die Erlaubniß erhalten habe, den Rest seines Lebens in einem Kloster zuzubringen... Im Jahr 1666 wurde Nikon durch ein zusammenberufenes Concilium seiner Patriarchen-Würde entsetzt und ins Therapontische Kloster gebracht; aber wofür ist unbekannt. Lewschin im Artikel von den Gräbern der heiligen Patriarchen in der Uspenskischen Domkirche, und von ihrem Leben, erwähnt mit keinem Worte der Einkerkerung Nikons und sagt nur, daß „im Jahr 1658 der heilige Patriarch Nikon seinen Stuhl verlassen und sich in sein Kloster und Dorf Woskresensk begeben, daselbst aber nach einem 26. Jahr geführten gottesfürchtigen Leben verschieden, und in eben dem Woskresenschen Dorfe begraben worden sey.“

Wie kam man auf den Einfall, die Ungnade des

Tage gesessen, dann unter strenge Bewachung gegeben, und über drei Jahre so gehalten worden sey. — Folglich ohne die Zeit der Errichtung der geheimen Canzellei zu bestimmen, bleibt zur Aufklärung der Widersprüche nur übrig anzunehmen, daß sie wirklich eine Haus-Canzellei der Zaren gewesen, aber daß auch gewisse Staats-Verbrechen zu ihrer Gerichtsbarkeit gehörten.

Monarchen gegen Nikon dem mißlungenen Kriege gegen Pohlen zuzuschreiben, da doch wirklich dieser Krieg weit größern Erfolg gehabt, als man erst voraussetzte? Haben die Russen nicht Kiew, Smolensk, Tschernigof und das nördliche Novgorod unter ihre Bothmäßigkeit gebracht? Sind diese Städte mit ihren Kreisen, zufolge des in Andrußoff geschlossenen Traktats nicht auf ewige Zeiten an Rußland abgetreten? Nein, es war nicht Nikon, welcher den Zaren Alexey bewog seinen stolzen Feind mit Krieg zu überziehn; sondern das eigne Bewußtseyn der Macht und Möglichkeit die Pohlen für unzählige Zügellosigkeiten zu bestrafen, und die von ihnen in stürmischen Zeiten sich frech zugeeigneten Ländereien Rußland wieder einzuverleiben. Dem Zaren Alexey Michailowitsch war es unmöglich, den unrühmlichen Swatkofskischen Traktat mit gleichgültigen Augen anzusehen, eben so wenig den, welcher nach der unglücklichen Belagerung von Smolensk geschlossen wurde, und der die entehrenden Punkte bekräftiget, zufolge welcher die Pohlen das Recht behielten, Russische Ländereien zu besitzen.

Die Kleinrussischen Kosaken, eines Glaubens und einer Abstammung mit der Russischen Nation, seufzten unter dem Joche Pohlens und erduldeten unerhörte Drangsale. Man wollte sie zwingen ihre Religion abzuschwören, und eine andere anzunehmen welche sie verabscheueten. Ganz Klein-Rußland war mit Römischkatholischen Geistlichen angefüllt.

Der in Kiew angestellte Bischoff hatte den Vorrang, und der Griechisch-Russische Metropolit muste sich vor ihm beugen. Hiemit begnügte man sich nicht; es ward der Kleinrussischen Geistlichkeit vorgeschrieben vom Konstantinopolischen Patriarchen abzufallen und den Pabst als Hohenpriester und Haupt der Kirche anzuerkennen. (6) So grausame Bedrückungen nöthigten die Kosaken auf Mittel zu denken sich von diesem unerträglichen Joche zu befreyen. Ihr tapferer Hetman Bogdan Chmelnitzky suchte ihre Rechte zu behaupten, griff ihre Unterdrücker an, und erfocht über sie viele Siege. Nachdem Kasimir König von Pohlen den Krimschen Chan bewogen hatte den Chmelnitzky zu bekriegen, war der Hetman gezwungen sich unter den mächtigen Schutz des Beherrschers von Rußland zu begeben. — Diesen Vorfall erwartete nur der bereits seit geraumer Zeit zum Kriege gegen Pohlen sich rüstende Zar Alexey Michailowitsch. Man sieht also, daß nicht Nikon den Krieg in Norden anzündete, sondern daß die Umstände selbst ihn vorbereiteten. Der Bruch mit Schweden war eine nothwendige Folge der vorhergegangenen Vorfälle und des Kriegs mit Pohlen.

(6) Wem daran liegt zu wissen, was für Verfolgungen die Russen wegen der Religion von den Pohlen erlitten, den verweisen wir auf die vor kurzem erschienene Schrift von der Entstehung der Union in Pohlen, welche auf allerhöchsten Befehl der wirkliche Etats-Rath Nikolau Nikolaiwitsch Kamensky, ein äußerst verdienstvoller noch jetzt in Moskwa lebender Gelehrter, herausgab.

Der Zar strebte nach der Wiedererlangung der Städte und Provinzen, welche sein Vater durch den unglücklichen Stolbowschen Traktat an Schweden hatte abtreten müssen. Ausserdem war er über den König Gustav erbittert. Dieser benützte die Fortschritte der Russen in Litthauen, fiel plötzlich in Pohlen, ohne vorher mit dem Zaren ein Bündniß zu schliessen, ein. Die Erschöpfung der Finanzen und die unruhigen Bewegungen des Volks wegen Einführung des Kupfergeldes, waren freilich Folgen des Kriegs, aber wie gesagt, dieser war ohne Nikons Rath angefangen. — Die Zarin Maria Iljinitschna, und ihr Vater der Bojarin Ilia Danilowitsch Miloslawsky konnten eine vom Monarchen geschätzte Person, welcher sie ihr ganzes Glück zu verdanken hatten, nicht als ihren Feind ansehen. Zwei Mahl war der Patriarch Nikon während der Pest, welche in Moskwa wüthete, der Schutz-Engel der zarischen Familie. — Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß Vielen die neueingeführten Veränderungen im Kirchen-Gesange, und besonders die Verbesserung der Kirchen-Bücher zuwider waren; aber selbst der Monarch befand sich vor seiner Abreise nach Smolensk im Jahr 1654 in dem zahlreich versammelten Concilio der Russischen Geistlichkeit, welcher aufgetragen war zur Beendigung dieses nützlichen Unternehmens zu schreiten. Im Jahr 1667, schon nach der Absetzung Nikons, berief der Monarch zum Concilio zwei Orientalische Pa-

willkühren, um die von Nikon vorgenommenen Veränderungen zu bekräftigen und die Vorschriften des absurden Hunderthäuptigen Conciliums zu vernichten. Der gerechte Monarch verfuhr nicht nach den Eingebungen der Feinde Nikons, er bedachte sich nicht feierlichst ein nützliches Unternehmen zu billigen, obgleich es von einem Manne herrührte, welcher das Recht auf seine Gnade verscherzt hatte. — Nikon hat sich nie der zweiten Vermählung des Zaren widersetzt. Auch konnte er es nicht, denn es war ihm unmöglich den Tod der ersten Gemahlin vorherzusehen, welche im Jahre 1669, also volle eilf Jahre nach der unverheimlichten Uneinigkeit zwischen dem Zaren und dem Patriarchen, verschied. Ebenfalls konnte er an der Errichtung der geheimen Canzellei (gesetzt auch, sie wäre eine Höhle des Jammers und der Martern gewesen) keinen Theil haben, noch sich der Einführung eines Tribunals widersetzen, das schon vor ihm existirte.

Welches sind also die wahren Ursachen seines Sturzes? Wir kennen sie nicht. Doch wissen wir, daß sie wichtig, sehr wichtig seyn mußten. Laßt uns seinen ganzen Lebenslauf durchgehen, verschiedene Nachrichten sammeln, die glaubwürdigsten zur Grundlage annehmen, und aus denen der Wahrheit am nächsten kommenden Folgerungen ziehen. Der Schatten Nikons wird durch unsre Untersuchungen, wenn sein Gewissen ihn keines Unrechts anklagte, nicht gekränkt. Hat aber der Zar Alexey Michailo-

witsch vor dem Richterstuhl des Herrschers der Welten mit Recht seinen Liebling angeklagt, so ... sind wir ohne Schuld. Zwischen Nikon und uns liegt ein ganzes Jahrhundert. Dieser große Zwischenraum spricht uns von allem Verdacht der Partheilichkeit frei.

Nikon, der berühmteste Patriarch in der russischen Geschichte nach Philaret Nikititsch, ward im Mai 1605. (7) in Nischnei-Nowgorodschen Kreise geboren. Sein Vater war ein Ackersmann. In der Taufe erhielt er den Namen Nikita. Nachdem er in seiner Kindheit Lesen und Schreiben gelernt hatte, verließ er das Haus seines Vaters und brachte einige Jahre im Kloster des heiligen Makarius Scheltawodsky zu. Da legte er sich mit ausnehmenden Fleiß auf das Studium der heiligen Schrift. Durch inständiges Bitten seiner Verwandten kehrte er zwar wieder in seiner Eltern Haus zurück, aber nie konnte er wieder in seinem Herzen den Hang zum Klosterleben vertilgen. Nach dem Tode seines Vaters war er entschlossen das Gewühl der Welt zu verlassen und sich wieder seiner geliebten Einsamkeit zu weyhn; aber er gab den Bitten und Ermahnungen seiner Verwandten nach, und vermählte sich mit der ihm

(7) Zu dem Versehen Müllers, Leveqves und mehrerer, welche die Geburt Nikons im Jahre 1613 angeben, ist vermuthlich die Aehnlichkeit der Ziffern die Veranlassung gewesen. Nikon wurde im Jahre der Welt 7113 geboren, folglich nach unsrer Zeitrechnung im Jahre 1605.

angeschlagenen Braut. Bald darauf wurde er zum Kirchendiener, und endlich zum Priester eingeweyht.

Drei in dieser Ehe erzeugte Kinder starben sehr früh. Vielleicht erweckte dieser einem Vaterherzen so empfindliche Verlust, oder entfernte ehrgeitzige Absichten, oder auch sein unruhiger mit Nichts zu befriedigender Charakter, oder endlich ein Ekel vor der Eitelkeit und Unbeständigkeit der irdischen Dinge in ihm den Hang zur Einsamkeit. Einige Zeit vorher hielt er sich in Moskwa auf. Hier gelang es ihm seine Frau, mit der er 10 Jahre zusammengelebt, zur Ehescheidung zu bereden. Das Alexyewsche Kloster ward ihr Aufenthalt. In diesem nahm sie nach einiger Zeit den Schleier.

Nun hatte Nikon alle irdischen Bande zerrissen und nun entfernte er sich in die Anzersche Einsiedlei, welche auf einer Insel des weißen Meers im Archangelschen Gouvernement liegt. Dieses Kloster (wenn man viele in weiter Entfernung von der Kirche zerstreut liegende Hütten ein Kloster nennen kann) hat keine Umzäunung. Dazu dient ihm das Meer. Auf der Insel zählte man 12 Zellen, die eine von der andern beinahe 2 Werst entfernt. Die Mönche sahen einander nur während des Gottesdienstes. Alle nährten sich mit dem als Almosen erhaltenen Gelde zum Ankauf von Fischen und Brod. Dies bekamen sie vom festen Lande, oder die Fischer brachten ihnen Nahrung. Die Kirche befand sich in der Mitte der Insel in ungleicher Ent-

fernung von den Zellen. Die Mönche versammelten sich des Sonnabends und den Abend vor den Festtagen zur Vesperzeit in der Kirche, brachten die ganze Nacht und die Hälfte des folgenden Tages in derselben zu, und dann kehrten sie wieder in ihre stillen, Gräbern ähnliche Hütten zurück. Eine so strenge Lebensart, welche einige abzuschrecken, bei andern aber die rasche Einbildungskraft stärker zu entflammen wohl vermochte, gefiel dem neuen Eremiten. Er nahm die Tonsur und erhielt den Namen Nikon. Die Kirche war von Holz. Leute, welche den Eitelkeiten der Welt entsagt zu haben wähnen, wollen wenigstens die Tempel desjenigen Wesens ausschmücken, dessen Tempel — der ganze Weltkreis ist. Die Mönche der Anserschen Einsiedelei belebte dieser nehmliche Eifer. Sie schickten ihren Vorsteher Elisar, von Nikon begleitet, nach Moskwa um Geld zum Bau einer steinernen Kirche zu sammeln. (8) Der Geist der Herrschaft wird nicht immer durch die fromme Mönchskutte gezähmt. Unter dem Schleier der Heiligkeit erhält er oft neue Kräfte. Nach der Zurückkunft Nikons in die Einsiedelei, entzweite er sich mit dem Vorsteher und ward gezwungen einen andern Zufluchtsort zu suchen. Damals konnten

(8) Das Geld wurde gesammelt und lange in der Mobilien-Kammer der Kirche aufbewahrt, die steinerne Kirche aber erst hundert Jahre nachher d. i. 1744 für die Summe erbauet, welche die Kaiserin Anna Iwanowna, und die Prinzessin Maria Alexiewna dazu schenkte.

die Mönche noch nach ihrer Willkühr aus einem Kloster in das andre gehen, konnten sich aufhalten wo und wie lange sie wollten. Nikon vertrauete sich dem offnen Meere auf einem einsitzigen Kahne an. Nach vielen durch Sturmwinde herbeigeführten, und endlich glücklich überstandnen Gefahren, langte er gegenüber der Mündung des Onega-Flusses auf der Insel Kiy an. Da errichtete er zum Andenken seiner Errettung ein hölzernes Kreuz, und nachher da er schon Patriarch war, erbaute er ein Kloster, welches jetzt das Kloster zum heiligen Kreuz heißt.

Jetzt kam er in die Koscheoserskische Einsiedelei. Hier nahm man ihn unter die Zahl der Brüder auf. Er fing an nach den Regeln der Anserschen Eremiten zu leben, und begab sich auf die nächste Insel wo er sich eine Zelle baute, nährte sich von Fischen und gieng nur zur Abwartung oder Anhörung des Gottesdienstes ins Kloster. Alle übrige Zeit brachte er in der tiefsten Einsamkeit zu. Ein so strenges Leben zog die Aufmerksamkeit der Mönche auf sich, die ihn nach dem Tode ihres Abts einmüthig an seine Stelle wählten. Der Nowgorodsche Metropolit Afonius weyhte ihn zu dieser Würde ein. Drei Jahre nach der Ankunft Nikons in die Koscheoserskische Einsiedelei, nöthigten ihn die Angelegenheiten des Klosters nach der Residenz zu reisen. Hier wurde er dem Zaren Alexey Michailowitsch bekannt, und zum Archimandriten des Nowospaskischen Klosters eingeweyht. Von diesem Zeitpunkt fängt seine vo-

litische Laufbahn an; denn aus besondrer Gnade des Monarchen stieg er im Jahr 1649 zur Würde eines Metropoliten von Nowgorod, und 1652 auf den Patriarchalischen Stuhl aller Reußen.

Volle zehn Jahre arbeitete er unermüdet für das Wohl der Kirche und des Staats, so wie für das Interesse und den Ruhm seines Monarchen. Vielleicht würde er mit weniger Brausen und größerer Ausdauer, gemäßigter gehandelt, vielleicht zu rechter Zeit sein glänzendes Ziel erreicht, vielleicht sehr bald Alles erlangt haben was der unersättliche Ehrgeiz des Menschen unaufhörlich wünscht. Doch ach! des Menschen Wünsche sind grenzenlos. Wehe dem der seinem Geiste nicht bei Zeiten den Stoff suchen läßt, welcher die künftigen Wünsche seines Herzens befriedigt. . . Laßt uns die Handlungen Nikons, des Lieblings, des Freundes seines Monarchen betrachten, ehe wir unsre Aufmerksamkeit auf die Führung eines stolzen Erzpriesters richten, der seinem Wohlthäter unerhörte Kränkungen verursachte.

Er war von der Natur mit einer hinreißenden Beredtsamkeit begabt. Seine Talente und Tugenden erwarben ihm in so hohen Grade das Wohlwollen des Monarchen, daß er ihm, als er noch Archimandrit war, befahl, alle Freitage nach Hofe in die Metten zu kommen. Nikon benutzte diese auszeichnende Gnade zum Schutz der Wittwen, Waysen und Unterdrück-

ten. Es wurde ihm die Pflicht anvertraut — diese dem Herzen eines wohlthätigen Monarchen und gutdenkenden Lieblings so theure Obliegenheit — die Bittschriften der Armen und Bedrängten anzunehmen, und ihr Anliegen dem Zaren vorzutragen. Der menschenfreundliche Alexey hörte gleich nach der Metten in der Kirche selbst die Bittschriften an, befahl seine Entscheidungen darauf niederzuschreiben, und übergab sie zur Vollziehung dem Archimandriten Nikon.

Sein inhumaner Charakter hinderte ihn nicht wohlthätig zu seyn. Während seiner Amtsführung als Metropolit von Nowgorod, nährte er bey eingetretnem Miswachs 2 bis 3 hundert und mehrere Personen. Täglich theilte er Allmosen an Geld und Brod aus. Er ließ vier Häuser zur gastfreien Aufnahme der Wittwen, Waysen und Greise bauen, besuchte die Gefängnisse und Armen-Häuser, befreite die Unschuldigen und sprach den Uebertretern Muth ein; vergab ihnen, wenn ihre Verbrechen von der Art waren, daß sie ohne die bürgerliche Ordnung zu verletzen, konnten verziehen werden ꝛc. ꝛc. Das Zutrauen des Zaren zu dem Metropoliten Nikon schien unumschränkt. Ihm wurde sogar die Aufsicht über die Stadts-Obrikeit und Richter anvertraut. Er durfte die Rechtshändel durchsehen und über Alles dem Zaren Bericht ertheilen. Jeden Winter kam er nach der Residenz, um sich mit dem Zaren, dem seine beredte Unterhaltung ungemein

gefiel, zu besprechen. Alle Sonn- und Feyertage versammelten sich zahlreich die Bewohner Nowgorods, um seine einnehmenden überzeugenden Vorträge, mit welchen er — sagt der Verfasser des Lebens Nikons — wie mit Feuerflammen die Herzen der Menschen entzündete, anzuhören. Er führte zuerst den wohllautenden Partitur-Gesang nach dem Beispiel von Kiew, in Rußland ein, und bestimmte die Ordnung der Vorlesungen (9) nach dem alten Kirchen-Ritual. Dem Patriarchen Joseph mißfielen zwar diese Veränderungen, allein Nikon fürchtete ihn nicht mehr, und bei seiner jedesmaligen Anwesenheit in Moskwa hielt er den Gottesdienst in der Hofkirche mit seinen neuen Sängern und nach der neuen Ordnung der Vorlesungen in Gegenwart des Monarchen, welcher Wohlgefallen daran fand und die nützliche Veränderung in der Art des Gottesdienstes vollkommen billigte.

Das Betragen Nikons während des Pöbel-Aufruhrs in Nowgorod, das rühmlichste Betragen in seinem Leben, glänzt in der Geschichte nicht minder als die Verwendung des Flavians für die empörten Einwohner von Antiochien. Der in der Residenz

(9) Nach einem eingerißnen Mißbrauch, lasen, um eher zu endigen, zwei oder drei Vorleser zu gleicher Zeit. Einer zum Beispiel die Psalmen Davids, ein andrer Gebete u. s. w. Der Metropolit Nikon setzte mit Erlaubniß des Zaren eine Ordnung in den Vorlesungen fest, indem er wünschte, daß Jeder das Wort Gottes hören und verstehen möchte.

gedämpfte Aufruhr fing an sich in den Provinzen zu äußern. Das Volk seufzte unter der Last der Auflagen und des dem Bojaren Morosoff ertheilten ausschließlichen Monopoliums. Der Name dieses Großen wurde verhaßt. Vielleicht wäre die Ruhe nicht unterbrochen worden, wenn der arglistige Wolk, ein Nowgorodscher Kaufmann, nicht den Saamen der Zwietracht unter dem Volke ausgesäet hätte. Er bestrebte sich das Zutrauen der handelnden Ausländer zu gewinnen, und entdeckte den Ansehnlichsten unter ihnen als Geheimniß, daß ihnen insgesammt eine fürchterliche Gefahr drohe; daß die Einwohner sie für Mitgehülfen Morosoffs ansähen, daß man den Vorsatz gefaßt habe, sie alle zu ermorden, und ihr Vermögen zu plündern; endlich daß nur die Flucht das einzige Mittel zu ihrer Rettung wäre. Die Ausländer konnten kein Mißtrauen in Wolks Worte setzen: sie wußten, daß die Flamme des Aufruhrs unter dem Volke auszubrechen bereit war; sie wußten, daß reiche Leute, Ausländer mit ihrem Vermögen sehr oft bei dergleichen Vorfällen hingeopfert wurden. Daher entfernten sie sich in größter Eile des Nachts aus der Stadt und nahmen ihr Geld und ihre Waaren mit sich. Dies eben wünschte Wolk. Er verbreitete unter dem Volke das Gerücht, daß die Ausländer, die Consorten Morosoffs, in Nowgorod auf Jenes Anstiften gewohnt hätten, daß sie jetzt aus Vorsicht mit seinen unrechtmäßigerweise erworbenen Schätzen über die Gränze flüchte-

ten; die Ausländer und Morosoff hätten den Zaren betrogen; die Pflicht erfordere den verbündeten Verräthern nachzusetzen. ihnen ihre Schätze abzunehmen und sie zu bestrafen. Das erbitterte Volk eilte den Ausländern nach, holte sie ein, schlug sie fast todt und beraubte sie. Die unglücklichen Flüchtlinge würden ihr Leben ganz eingebüßt haben, wenn einige ansehnliche Nowgorodsche Kaufleute ihre unruhigen Mitbürger nicht beredet hätten, die Todesstrafe auf eine andre Zeit zu verschieben, vorher lieber von den Verbrechern die Namen ihrer Mitschuldigen, und alle Umstände der Verrätherei zu erfahren, und darauf sie der Strenge der Gesetze zu überliefern. Das Volk folgte ihrem Rath und brachte die Ausländer ins Gefängniß. Was hernach aus ihnen geworden, davon schweigt die Geschichte.

Dies war nur der Anlaß zum Aufstande. Die unbiegsamen Meuterer sahen überall Mitschuldige Morosoffs. Besonders schienen ihnen reiche und angesehene Leute zu dieser Zahl zu gehören. Dieser Verdacht gefiel ihnen um desto mehr, da er den Plünderungen zum Vorwande diente. Die Strelitzen und Kosaken vereinigten sich mit dem Pöbel. Sie besetzten das Haus des Bojaren und Woiwoden, Fürsten Theodor Andreiwitsch Chilkoff, schrien: „Er und alle Kronbeamte wären Theilnehmer an der Verrätherei Morosoffs, ließen im Einverständnisse mit ihm, Getraide, Fleisch und Fische über die Grenze ausführen, und vertheuerten dadurch den

Preis der Lebensmittel, folglich hätten alle die Todesstrafe verwirkt." Der bestürzte Weiwode flüchtete über die Stadtmauer in das Haus des Metropoliten Nikon. Dieser verbarg ihn in seinen innern Wohnzimmern, und befahl die Pforte des erzbischöfflichen Hauses festzuschliesen. Die Aufrührer lauten die Glocken, umgeben das Haus des Metropoliten, erbrechen die Pforte, erpressen von den Bedienten wo der Waiwode verborgen sey, und fordern seine Auslieferung. Der unerschrockne Nikon entschliesst sich sein Leben dem Wohl des Volks zu opfern. Er geht zu ihnen heraus, und spricht zu ihnen mit himmlischer Sanftmuth: „Liebe Kinder, weswegen seyd ihr bewaffnet zu mir gekommen? Ich war jederzeit mitten unter euch. Jetzt stehe ich abermals vor euch und verberge mich nicht. Ich, euer Hirte, bin bereit mein Leben für euch hinzugeben." Der verstockte Pöbel schreit einstimmig: „Er ist selbst ein Verräther! Er schützt die Verräther!" Und mit der Wuth grimmiger Thiere fallen sie den Erzpriester an, schlagen und steinigen ihn. Nikon würde bei diesem Vorfall sein Leben eingebüßt haben, wenn einige der Empörer selbst, mit dem unschuldigen Märtyrer nicht Mitleiden gehabt und, sich seiner Wohlthaten erinnernd, die tödtlichen Streiche abgewendet hätten. Die Aufrührer hielten Nikon für todt, geriethen in Schrecken und kehrten mit Verzweiflung im Herzen, und einem gefolterten Gewissen in ihre Häuser zurück. Die Dienerschaft des Hauses

nig Nikon fast entseelt in seine Zelle. Ohngeachtet seiner äussersten Schwachheit dachte er, wie er wieder zu sich selbst kam, an nichts Anders als an die Besänftigung des erbitterten Volks, die Wiederherstellung der Ruhe, und an die Errettung unschuldiger Leute von einem unverdienten Verderben. Er versammelte die Geistlichkeit, beichtete, las die Messe, und so zum Tode vorbereitet ließ er sich im Schlitten zu den Bürger- und Zollhäusern führen, wo die Aufrührer versammelt waren. Er befahl, man sollte ihn aufrichten, und nachdem er seine Kräfte gesammelt hatte, sprach er mit erhabner Stimme: „Kinder, ich habe euch immer die Wahrheit verkündigt. Jetzt wiederhole ich sie um desto unerschrockner, da ich gewürdigt ward nach Christen-Pflicht mich zum Tode vorzubereiten. Als euer Hirte bin ich gekommen, euch vom Geist der Empörung und Zwietracht zu retten. Beruhigt euch und tödtet mich, wenn ihr mich gegen den Zaren oder das Vaterland schuldig findet.“ Die Rotte der Meuterer verstummte. Die Frevler konnten vor Schrecken und Scham ihre Augen nicht gegen den Erzpriester erheben. Sie zerstreuten sich allmählig. Der Metropolit fuhr nach der Domkirche, und sprach daselbst in Gegenwart einer grossen Menge Volks den Fluch über die Anstifter des Aufruhrs aus. Die Schuldigen bebten, und in ihrer Verzweiflung entschlossen sie sich die Stadt den Schweden oder den Pohlen zu übergeben. Sie erwählten zu ihrem Woiwoden

einen im Gefängniß sitzenden Dienstboten des erzbischöfflichen Hauses, Namens Schegloff. Auf den Heerstraßen setzten sie Wachen aus um alle Communikation mit Moskwa zu sperren. Nikon fertigte einen Bericht an den Zaren mit einem Expressen ab, und diesem gelang es auf Nebenwegen die Residenz zu erreichen.

Während dessen sank der Frevel der Aufrührer allmählig. Täglich kamen zu dem Metropoliten ganze Haufen Unglücklicher, mit der Bitte ihnen Schonung vom Zaren zu erbitten. Als die Gemüther schon in dieser Stimmung waren, kam der Abgeschickte wieder nach Nowogorod zurück. Er brachte vom Monarchen zwei Schreiben, eins an den Metropoliten, das andre in die Bürger-Stube der Nowogoroder. Im letztern war befohlen, das Volk solle dem Metropoliten sogleich die Aufwiegler ausliefern, und seinen Hirten um Schonung anflehn. Alle bezeugten ihre Reue mit Wehklagen und Thränen, alle baten mit blutendem Herzen den Metropoliten um Vergebung. Der guthmüthige Hirte genehmigte ihre Reue, beweinte mit ihnen ihre vorige Verblendung, ermahnte das Volk ganze drei Stunden lang aus der heiligen Schrift, tröstete es, entband es vom Fluche, und befahl die Hauptaufwiegler zu greifen und ins Gefängniß zu werfen. Unverzüglich wurden 300 Personen verhaftet. Nach der Ankunft des Bojaren und Woiwoden Fürsten Iwan Nikititsch

Chowansky mit einem Corps Truppen, wurde Woll mit dem Tode bestraft, Schegloff und zehn seiner Spiesgesellen aber nach Sibirien geschickt. Die Uebrigen erhielten größtentheils ohne Strafe ihre Freiheit wieder. Nikon erkannte, daß die Bestrafung aller Schuldigen, das Unglück, welches die Stadt schon durch den Aufruhr erlitten hatte, vergrößerte. Wenn wir ihm also seine Vergehungen vorrücken, so laßt uns nicht vergessen, daß er das Blut des Volks schonte. Pleskow war fast zu gleicher Zeit der Schauplatz eines solchen Aufruhrs, der dem Reiche und der Stadt viel theurer zu stehen kam. Das Blut der belagerten Aufrührer und der belagernden Truppen des Zaren, floß dort strohmweise. — Die Pleskower hatten keinen Nikon in ihrer Mitte!

Und was kosteten dem Herzen des Monarchen seine glänzenden Siege über die auswärtigen Feinde! In seiner Abwesenheit verheerte die Pest zwei Mahl die Residenz und die Provinzen. Wer kann wissen, wie es ohne die Sorgfalt Nikons der zarischen Familie hätte gehen können? Beym Ausbruche der Pest überredete er die Zarin mit ihrem ganzen Hause Moskwa zu verlassen. Er reisete mit ihr erst ins Troitzko-Sergiewsche Kloster, hierauf nach Koläsin, und von da nach Wjäsma. Das zweite Mahl, ein Jahr darauf, nach Twer und wiederum nach Wjäsma. Selbst bereisete er die Dörfer, besah unterweges die verdächtigen Gegenden, bemühte sich vä-

terlich für die Erhaltung des Volks, stellte Vorsichts-Wachen aus, befahl grosse Feuer zur Reinigung der Luft anzuzünden. . . Kurz, er ersann und wandte alle mögliche Mittel an die Gefahr abzuwenden. Ansprüche genug auf die Dankbarkeit eines guten Monarchen, ja auf die Liebe des ganzen Russischen Volks!

Ohngeachtet der anfangenden grübelnden Auslegungen der Schismatiker (Rascolniken,) ohngeachtet der vielfachen Trübsale, welche diese Halsstarrigen, Verblendeten trafen, muß doch die Verbesserung der Kirchen-Bücher, der Nachwelt zum Beweis dienen, wie schon im 17ten Jahrhundert die Vernunft ihre Rechte bei unsrer Geistlichkeit geltend zu machen suchte. Der Patriarch hatte sich seit geraumer Zeit mit dem Studio der geistlichen Bücher beschäftigt und bemerkt, daß viele Fehler in die Uebersetzung der Bibel und in die Liturgie eingeschlichen waren. Besonders mißfielen ihm die Vorschriften des hunderthäuptigen Concilii, von welchem die jetzt beim Gebet gebräuchliche Zusammenlegung der Finger, der Herumgang nicht nach dem Laufe der Sonne, das dreimalige Halleluja, der Geschmack an geräucherten Würsten, das Fahren in Halbwagen mit einer Deichsel, das Beschneiden der Haare u. d. m. für höchst sündige, des Fluches und Excommunizirung würdige Handlungen waren erklärt worden. Der Zar selbst

war von seinem Feldzuge gegen den König von Pohlen, bei der ersten Session der angesehensten Russischen Geistlichkeit gegenwärtig. Diese versammelte sich die Kirchen-Bücher durchzusehen, sie mit den alten Handschriften zu vergleichen, die Fehler und das Ungereimte zu verbessern. Vielleicht kann man nur die Eilfertigkeit nicht billigen, mit welcher man bei der Verbesserung der Bücher, ohne vorher gehörige Maßregeln genommen und unangenehmen Folgen vorgebeugt zu haben, verfuhr. Dem sey wie ihm wolle, die Vernunft heischt diese Unternehmung denen beizufügen, welche das Andenken Nikons der Kirche und dem Vaterlande ehrwürdig machen.

Als nun Nikon die höchste Stufe geistlicher Würde erklimmt hätte, baute er sich einen neuen Pallast im Kreml, fing an jovialisch zu leben, und erlaubte sich selbst in seinen Unterhaltungen mit hübschen Weibern, zuweilen ein Späßchen. — So schreibt wenigstens Olearius von ihm, der seinen Verstand und die Annehmlichkeiten seines Umgangs rühmt. Doch ist es schwer, dies mit seiner Strenge in Hinsicht der Instrumental-Musik, welche er als gefährlich für die Sittlichkeit ansah, zusammen zu reimen. Denn auf seinen Befehl wurden alle musikalische Instrumente aus den öffentlichen und Privat-Häusern weggenommen und auf den Volksversammlungs-Plätzen verbrannt. Nikita Iwanowitsch Romanof-Jurief, ein Verwandter und Lieb-

ling des Zaren, behielt zur Ergänzung allein seine Capelle. Dieser Bojarin beugte sich nicht so ganz unter den Patriarchen. Ja, er erkühnte sich bisweilen ihm zu widersprechen.

Wir sind Nikon für die bekannten Russischen Annalen verbunden, welche der Herr Hofrath und Ritter von Schlözer, aus dem Grunde Nikonsche nannte, weil darauf seine eigenhändige Aufschrift sich befindet. Der Verfasser oder vielmehr der Sammler dieser Annalen ist unbekannt. Wir wissen nur, daß sie bis zum Jahr 1630 gehen, und mit der großen oder Patriarchalischen Handschrift fast in Allem übereinstimmen. Tatistschef bemerkt, Nikon habe einige Stellen ausgemerzt, oder nach seinen ehrgeizigen Ansichten umgeschmolzen. Da wo zum Beispiel in den übrigen Annalen stand: der Monarch schickte oder der Monarch befahl dem Metropoliten oder dem Bischoffe, hat er gesetzt: Der Monarch erbat von seinem Vater dem Metropoliten oder dem Bischoffe. Nikon brauchte die Vorsicht über jeden das Anathema auszusprechen, welcher sich erfrechte Veränderungen in seinem Buche zu machen. Man sieht dies aus einer Copie, welche im Jahr 1661 während seines Aufenthalts im Woskresenschen Kloster, also drei Jahre nach seiner Entsagung vom Patriarchat, gemacht würde.

Der Zeitpunkt in welchem das Mißverständniß zwischen dem Zaren und dem Patriarchen anhub, läßt sich nicht genau bestimmen. Ihre offenbare ge-

genseitige Erbitterung aber, fällt in das Jahr 1658. Zufolge des Befehls des Zaren vom 21ten Februar des folgenden Jahrs, wurde das Polozkische Bogojawlenische Kloster der Verwaltung Kalists, Bischofs von Polozk und Witebsk anvertraut, der Verordnung des Patriarchen Nikons zuwider, welcher ein Jahr vorher, dieses Kloster seiner eignen unmittelbaren Leitung vorbehalten hatte.

Wir wollen bei dieser Gelegenheit den Unterschied im Tone des Oberhirten bemerken. Der demüthige Nikon in seinen im Jahr 1656 an die Geistlichkeit und andre weltliche Personen jedes Standes gerichtete Ermahnungen, über die Vorsichts-Maßregeln zur Abwendung der Pest, nennt sich schlechtweg: Erzbischof von Moskwa und Patriarch aller Reussen; der Weit um sich greifende Nikon hingegen, in seiner Verordnung wegen des nur vom patriarchalischen Befehle abhängenden Polazkischen Bogojawlenschen Klosters, giebt sich den hohen Titel eines grossen Gebieters (welikago Gossudarjä) des heiligsten Nikons, Erzbischofs von Moskwa, aller Reussen, aller nordischen Reiche, Pomoriens, und vieler andern Länder Patriarchen, wobei er wenigstens 5 Mahl die Benennung großer Gebieter wiederholt. Bei einer nicht veränderten Lage der Sachen dürfte man sich nicht darüber wundern. Die Zaren nannten in ihren Zuschriften die Patriarchen nicht selten große Gebieter (welikije Gossudari). Doch, dem sey

wie ihm wolle; nach der Absetzung Nikons bekamen die Patriarchen nicht mehr den Titel große Gebieter im weitern, sondern im engern Verstande, den, Groß-Herren (welikago Gospodina). Wir beziehn uns deshalb auf die in der alten Russischen Bibliothek gedruckten Notizen.

Setzen wir jetzt an die Spitze der Darstellung der vom Patriarchen dem Zar vorsätzlich und öffentlich angethanen Beleidigungen eine Anekdote, die Tatischtschef bekannt gemacht hat. Man glaubt es kaum, wie weit Leidenschaften den Menschen verblenden können. Folgendes Beyspiel ist der Beweis einer ausschweifenden Herrschsucht: Ein, wegen eines Mordes zur Todesstrafe verurtheilter Edelmann, bestach den Beichtvater des Zaren, um ihm Vergebung auszuwirken. Der gerechte Monarch schlägt dem Fürsprecher seine Bitte ab. Dieser, in Wuth gebracht, versagt aus mehr als profanem Frevel, seinem gekrönten Beichtkinde den Genuß des heiligen Abendmahls. Aus Ehrfurcht für die Religion sowohl, als aus Achtung gegen den ersten Diener derselben, bittet der Monarch den Patriarchen dieses Verfahren zu untersuchen. Nikon weigert sich den Willen des Zaren zu erfüllen, und kränkt ihn dadurch aufs empfindlichste. Der Fürst Georg Alexeewitsch Dolgoruky, welcher voraussah, was für gefährliche Folgen dieser Schritt im Publiko haben könne, fährt zum Beichtvater, bedroht ihn mit dem Exilio, und bewegt ihn hiedurch nicht nur den Zaren

zu entbinden, sondern auch ihn um Verzeihung seiner übereilten Keckheit zu bitten. Der Zar nimmt einen andern Beichtvater. Nikon spricht über Dolgoruky das Anathema aus. Der Fürst aber zittert nicht vor einem aus Bosheit hingeschrieenen Fluche. Während der Krieg die Einkünfte des Reichs verschlang, als wegen des äußersten Mangels an baarem Gelde, die Regierung gezwungen ward, Kupfer-Münze statt der silbernen im Umlauf zu bringen, baute und bereicherte Nikon die Klöster von Iwersk und zum heiligen Kreuz; stiftete eine neue Einsiedelei, legte eine steinerne Kirche nach dem Model des Tempels von Jerusalem an, war unermüdet mit ihrer Vollendung beschäftigt, und wohnte größtentheils in seinem geliebten Woskresenschen Kloster. Der Zar schickte einen seiner Vertrauten an ihn, mit der Nachricht daß die Krimschen Tataren einen Einfall in Rußland gethan hätten, und ließ ihm rathen der Sicherheit wegen sich in das mit einer steinernen Mauer umgebene Makarief-Koläsinsche Kloster zu begeben. Nikon ließ durch eben diesen Abgeschickten dem Monarchen berichten, „er habe außer dem Koläsinschen noch andre feste Klöster, und namentlich das Iwersksche und das zum heiligen Kreuz. Er wolle lieber im Gefängniß auf der Warwarischen Straße bey der Kirche der unbefleckten Empfängniß unter dem Berge sitzen. Vor allem andern aber möchte er den Monarchen selbst sprechen.“ Noch an eben dem Tage kam der Patriarch nach Moskwa.

Er bezog nun schon nicht sein Haus im Kreml, sondern die Jwerskische Kloster-Herberge. Dem Zaren ließ er melden, er wünschte ihm Seegen und Frieden zu bringen, und dann sich zu seiner Sicherheit, wegen des Einfals der Barbaren, zu entfernen. Der Monarch zum gerechten Unwillen gereizt, wollte die Sache durch den Staats-Sekretair Almas Jwanoff beendigen; aber Nikon behauptete, ein nicht persönlich ertheilter Seegen wäre von keiner Bedeutung. Er forderte eine Audienz, deren Erfolg war, daß ihm erlaubt ward, sich in das entlegene Jwerskische und Kreuz-Kloster zu begeben. Der Zar schenkte ihm sogar 2000 Rubel zur Bestreitung der Reise-Kosten.

Ein solches Verhalten mußte endlich die Geduld des guten Monarchen ermüden. An die Stelle des Zutrauens und der Freundschaft zu Nikon, trat jetzt ein offenbarer Unwille, den er ihm nach seiner Zurückkunft in die Residenz dadurch zu erkennen gab, daß er nicht mehr an Feiertagen in der Domkirche dem Gottesdienste beiwohnte. Er ließ im Gegentheil jedes Mahl dem Patriarchen wissen, man solle ihn nicht erwarten. Der stolze Oberhirte nahm dieses Ausbleiben für eine unverzeihliche Beleidigung, und ging so weit, daß er endlich unter einem nichtigen Vorwande in Gegenwart einer zahlreichen Versammlung von unsinniger Wuth entflammt, seine erzbischöfliche Kleidung von sich warf, seinen Stuhl und seine Heerde verließ, der Patriarchen-Würde

entsagte, und im tiefsten Kothe watend nach der Woskresenschen Kloster-Herberge lief. Das trostlose Volk folgte ihm jammernd und wehklagend. Drei Tage darauf reisete er in einem gemeinen Karren nach den Woskresenschen Kloster selbst ab. Er nahm die Patriarchische Staatskutsche nicht an, welche ihm der Zar mit einem seiner Bojaren nachgeschickt hatte.

Hier führte Nikon ein rastlos thätiges Leben, legte einen eisernen Gürtel an, betete, kasteite sich, trug Ziegelsteine zum Bau der Kirche, grub Teiche aus, haute Holz, machte Heu 2c. 2c. Mit einem Wort, er nahm an allen Arbeiten Theil. Diese Beschäftigungen hielten gleichwohl den Weltentsager von unbegreiflichen Bizarrerien, und von Versuchen zu unerlaubten Dingen nicht ab. Er hatte sich vom Patriarchat losgesprochen und wußte daß die Aufrechthaltung des Stuhls einen Metropoliten anvertraut war. Dennoch hörte er nicht auf als Erzbischoff das Hoch-Amt zu halten, zu geistlichen Würden einzuweihen, Verordnungen umher zu schicken. Bei der allgemeinen Fürbitte verfluchte er sogar den Stolnik Roman Barbarikin (10) indem er die Verse 8 bis 29 aus dem 109ten Psalmen Da-

(10) Dem Zaren brachte man vor, Nikon verfluche ihn selbst. Um dies zu untersuchen, wurden geistliche und weltliche Standespersonen angestellt. Nikon erklärte ihnen, die Psalmen wären nicht über den Zaren, sondern über Barbarikin mit welchem er wegen einiger Ländereien, Streitigkeiten hatte, abgelesen worden.

bibs verlas. „Seine Tage müssen weniger werden, und sein Amt müsse ein andrer empfangen; seine Kinder müssen Waisen werden, und sein Weib eine Wittwe rc. rc. Er beklagte sich, der Monarch eigne sich geistliche Gewalt zu, kam abermals nach Moskwa um den Zaren zu kränken; nahm aus der Kathedral-Kirche den Hirtenstab des heiligen Metropoliten Petri, welcher auf dem Sitze der Patriarchen stand, weg; schlug und marterte verschiedene Menschen nach Launen und Willkühr.

Da ward es nothwendig entscheidende Maßregeln zu nehmen. Im Jahre 1660, beinahe zwei Jahre nach der Entsagung Nikons, ordnete der Zar ein Concilium der Geistlichkeit an, um endlich die Handlungen des zügellosen Patriarchen zu untersuchen. Die Stimmen fielen da hinaus, sie könnten ohne der Patriarchen Vorsitz ihren Hirten nicht richten. Sechs Jahre darauf kamen auf Einladen des Zaren, die zwei Patriarchen Paysius von Alexandrien und Makarius von Antiochien nach Moskwa, formirten mit der Griechischen und Russischen Geistlichkeit ein Concilium unter dem Vorsitz des Zaren selbst, und forderten Nikon zur Verantwortung vor sich. Der hochtrabende Mann kam auch in die Versammlung, und fing sogleich nach seiner alten Gewohnheit den Zaren mit groben Antworten zu erbittern an.

Der Monarch eröffnete das Concilium mit einer Rede, in welcher er Nikon anklagte. Seine haupt-

sächlichsten Verschuldungen waren: Die eigenmächtige Verlassung seiner Heerde, das Anathematisiren der Großen des Reichs, und die an den Patriarchen von Konstantinopel erlaßnen Schmäh-Schreiben über den Zaren. Nikon rechtfertigte mit Stolz seine Handlungen, und suchte zu beweisen, er habe rechtmäßige Gründe dazu gehabt. Nach geendigter Session schickte der Zar dem Patriarchen Speisen von seiner Tafel. Er nahm sie nicht an. —

Bei der zweiten Session ärgerte er den Monarchen noch mehr, da er ihm vorwarf, er habe das Concilium geleitet fälschliche Verläumdungen gegen ihn zu erdenken; und auf die Klage des Zaren, über die in seinen Briefen an den Patriarchen von Konstantinopel gegen ihn enthaltene Lästerungen, erwiederte er, er habe es dem Patriarchen als seinem Mitbruder heimlich geklagt, der Zar aber hätte es selbst der ganzen Welt kund gemacht.

Die beiden ersten Sessionen wurden im Kaiserlichen Pallast gehalten, die dritte *) hingegen, welcher der Zar nicht beiwohnte, in der kleinen Kirche des Tschudovschen Klosters. Hier verlasen die Orientalischen Patriarchen dem Nikon das Urtheil seiner Absetzung, nahmen ihm den Erzbischöfflichen Ornat ab, und erklärten ihn zum gemeinen Mönch. Nikon noch immer unerschüttert, sprach den Patriarchen Hohn und nannte sie Nomaden und Miethlinge.

*) Im Jahr 1666. d. 12ten December (ein wichtiges Jahr für das übrige Europa).

Zufolge der Sentenz wurde er des Oberhirten-Amts entsezt und zur Einkerkerung für folgende Verbrechen verurtheilt:

1) Ohne irgend eine rechtliche Ursache, einzig und allein seinen Leidenschaften fröhnend, und entbrannt von Zorn über einen Grossen des Reichs, der seinen Diener mit der Hand schlug; habe Nikon dem Patriarchat entsagt, und dem Volk verkündigt: er sey nicht mehr der Hirte sondern der Gehütete. Dieser Schritt habe Anlaß zu Skandal, Spaltungen und Aufruhr in der Kirche gegeben.

2) Obgleich er dem Patriarchat entsaget, habe er doch nicht aufgehört durch Auflegung der Hände zu Kirchen-Würden einzuweyhen, und durch allerlei Arglist die Wahl eines neuen Patriarchen zu verhindern.

3) Habe er den Russischen Erzbischöffen geflucht, sie geschmäht, und diesen Hannah, jenen Kaiphas, und zwei Große des Reichs Herodes und Pilatus genannt.

4) Paulum den Bischoff von Kolomna, habe er eigenmächtig ohne Conciliums-Spruch seiner Würde entsezt und schlagen lassen, wodurch dieser unglückliche Märtyrer auf eine unbekante Art verloren gegangen.

5) Seinen Beichtvater habe er ohne Barmherzigkeit geschlagen; viele Mönche und Novizen nicht mit geistlicher Sanftmuth, sondern weltlichen Strafen gezüchtigt. Einige wären mit Stockschlägen,

andre mit der Knut, noch andre durch die Feuerprobe gefoltert worden.

6) In seiner Mission an die Orientalischen Patriarchen habe er den Zaren einen ungerechten Peiniger genannt, und ihn mit Jerobeam und Hosea verglichen.

Wenn wir nun Nikons Handlungsweise prüfend anschauen, so haben wir gewiß keine Ursach an der zuverlässigen Wahrheit dieser Anschuldigungen zu zweifeln. Sie sind an und vor sich schon so wichtig, daß es scheint, gar nicht nöthig gewesen zu seyn in der Sentenz, auch die weniger wichtigen Bewegungsgründe einzurücken. Wir erwähnen ihrer blos der historischen Genauigkeit wegen, und um zu zeigen wie weit sich die Machinationen und der Starrsinn des unfriedlichen Nikons erstreckten. Er nannte sein Kloster Neu-Jerusalem, verschiedene Plätze in demselben Golgatha, Nazareth, Bethlehem, Jordan und Galiläa, sich selbst aber den Patriarchen von Neu-Jerusalem. Die Patriarchen verwarf er als keinen Stuhl-Habende, ihr Gericht erklärte er für nicht rechtskräftig, den Vorschriften der örtlichen Kirchen-Versammlungen, welche nach der siebenten Allgemeinen, gehalten wurden, sprach er alle Autorität ab, und den orientalischen Nomokanon erniedrigte er unter die ketzerischen Schriften.

Nikon bezog während seines ganzen Aufenthalts im Woskresenskischen Kloster die Einkünfte von den dazu gehörigen Dörfern und ökonomischen Anlagen.

Der Zar, seiner vormaligen Dienste und Verdienste eingedenk, schickte ihm vor seiner Abfertigung nach dem Therapontischen Belooserschen Kloster als dem zu seiner Verbannung bestimmten Orte, durch den Okolnitschy Streschnef, Zobel und Fuchspelze, Geld und andre Nothwendigkeiten. Nikon nahm nichts an. Vom größten Mangel gedrückt, schickte er oft die ihm von Zaren angebotnen Geschenke mit Verachtung zurück.

Wenn man demnach Nikons Handlungsweise sowohl vor, als nach seiner eigenmächtigen Entsagung vom Patriarchat in Erwägung zieht, so muß man gestehen, daß ein solcher Charakter in keinem monarchischen Reiche geduldet werden könnte. Mit der geistlichen Gewalt begnügte er sich keinesweges, er wünschte auch die weltliche an sich zu reißen; er wollte herrschen, ihm galt es den Willen des Zaren zu lenken. Gesetzt wir nähmen an, seine Handlungen hätten kein entferntes Ziel gehabt, sein Stolz hätte nur augenblickliche Opfer zur Befriedigung verlangt — selbst in diesem Falle mußte ein weiser Monarch den schädlichen Machinationen eines seine Pflichten vergessendenden Kirchen-Gewalthabers Einhalt thun. Welche Folgen würden sie für das Reich gehabt haben, wenn statt eines entschlossenen Alexey ein dem schwachen Feodor ähnlicher Regent auf dem Throne saß? Ist es zweifelhaft, ob nicht in der Person Nikons ein zweiter Godunaf auflebte der auf den Trümmern des Zarischen Throns seine eigene Größe gründete?

Der Aufenthalt Nikons in der Verbannung enthüllt seinen Charakter und zeigt was er zu wagen fähig gewesen wäre. Während der Zeit da er unter Aufsicht lebte und ein simpler Mönch war, während der großmüthige Monarch ihm alle ersinnliche Bequemlichkeiten und Vortheile zu verschaffen strebte, ihm Geld und Geschenke schickte, während dem — unterhielt er noch einen Briefwechsel mit Leuten die ihm ergeben waren, gab sich den Titel eines Russischen Patriarchen, celebrirte die Messe, und bei der Emporhebung der Hostie ließ er für sich als heiligsten Patriarchen beten. Dabei versäumte er keine Gelegenheit mit Beziehung zu sprechen, indem er Texte aus der heiligen Schrift auf den Zar und seine Befehlshaber anwendete; zum Beispiel: Herr! rechne ihnen dieses nicht zur Sünde an! Vater vergieb ihnen, sie wissen nicht was sie thun u. s. w. Er errichtete im Therapontschen Kloster ein Kreuz mit der Inschrift: Der Patriarch Nikon ist wegen des Worts Gottes, und für die heilige Kirche ins Gefängniß gesetzt worden. Gleichlautende Inschriften ließ er auf alle seine häuslichen metallnen Geschirre stechen. Bei diesem Verhalten, und in ewigem Hader mit den ihn umgebenden Leuten, wollte er den Schein haben, als ob Jedermann seinen Untergang wünschte. Dem Zaren und dem Patriarchen brachte man oft Klagen gegen ihn vor. Die aus Moskwa zur Untersuchung der Handlungen Nikons abgeschickten Beamten, der Archimandrit Paulus,

der Dworänin Schelåbowsky und der Djak Semen Rumänzoff wurden mit Schmähungen überhäuft. Man fand für rathsam ihn nach Bielo-Osero ins Kirilowsche Kloster zu versetzen und genau sein Betragen zu beobachten. Allein auch dahin ward der Patriarch Joachim genöthiget einige Personen abzufertigen und dem Nikon das Erzbischöffliche Brustbild und zwei Petschafte abzunehmen, welche vermuthlich zu Etwas gebraucht wurden, denn sonst hätte Niemand gewußt, daß er sie besaß. Dies geschah schon nach Alexey's Michailowitsch Tode. Sein Nachfolger der Zar Feodor Alexejewitsch befahl im Jahr 1681, folglich als Nikon schon ein Alter von 75 Jahren erreicht hatte, auf Fürbitte der Prinzessin Tatiana Michailowna, so wie vieler andern Personen, und in Betracht dessen daß der unruhige Charakter Nikons des Greises nicht mehr gefährlich seyn konnte, ihn wieder ins Woskresensche Kloster zu bringen. Aus der Gefangenschaft entlassen, starb er auf der Reise in Jaroslaw den 17 August, und ward in dem von ihm gestifteten Woskresenschen Kloster beigesetzt. Der Patriarch Joakim, der Nikon nicht hold war, schlug es ab seiner Beerdigung beizuwohnen. Der Zar Feodor Alexejewitsch hingegen war dabei, und übergab selbst der Erde den Leichnam eines Mannes den einst das Vaterland, dem er so viel diente, achtete, liebte. Er befahl ihn wieder Russischen Patriarchen zu nennen, und wirkte ihm von dem Patriarchen Erlassungs-Dokumente

aus. Ohne Zweifel erkannte Feodor die Nothwendigkeit den Bürgern das Andenken des grosen Oberhirten ehrwürdig zu machen, um die blödsinnigen Thoren und die Schismatiker, welche Nikon haßten, und ihren vermeinten Widersacher verbannt zu sehen triumphirten, zu beschämen.

Nikon war Mensch. Laßt uns über die Leidenschaften trauern, welche die Vernunft nicht jederzeit zur Erreichung eines ruhigen Hafens zu leiten vermögend ist!

X.

Nachtrag zu vorstehenden Nachrichten über Nikons Sturz: oder Urkunde über die Absetzung des Patriarchen Nikon im Jahr 7175. (1667.)

Im November des Jahres 7175. geruhte der Zar und Großfürst aller Reußen, mit Einwilligung der H. Patriarchen und der ganzen Kirchenversammlung ins Auferstehungs-Kloster zum gewesenen Patriarchen Nikon zu schicken und ihm sagen zu lassen: Er solle sich nach Moskwa vor das Gericht der heiligen Patriarchen und der Kirchenversammlung stellen. Diese Vorladung geschah durch Arsenius, Erzbischoff von Pleskow und Isborsk, nebst dem Archimandrit vom Jaroslawschen Kloster Sergius. Sie kamen im Kloster an und meldeten dem gewesenen Patriarchen Nikon den Zweck ihrer Sendung. Er antwortete im beleidigenden Tone: Die Patriarchen von

Antiochien und Alexandrien wären mit Beistimmung der Patriarchen von Konstantinopel und Jerusalem blos nach Rußland gekommen, um allerhand Kirchenangelegenheiten auszukundschaften, er aber sey in Moskwa vorzutreten bereit. Auf diese Antwort beschloß der Zar, den Patriarch und die Kirchenversammlung, Nikon zum zweitenmal durch den Archimandriten von Wlodimir fordern zu lassen. Dieser begegnete Nikon schon auf dem Wege nach Moskwa. Er küßte ihn und händigte ihm folgende Schrift ein:

„Der großmächtigste Zar und Großfürst aller Reussen Alexey Michailowitsch, die allerheiligsten Patriarchen Paysius von Alexandrien und Kir von Antiochien, haben dir mit Beistimmung der ganzen Kirchenversammlung 175. d. 29 No. durch den Erzbischoff von Pleskow und Isborsk, nebst einem Archimandriten ankündigen lassen, du sollest eiligst nach Moskwa kommen. Du hast dem Befehle des Zaren und der Patriarchen noch keinen Gehorsam geleistet, im Gegentheil die ganze Kirchenversammlung geschmäht. Der Zar nach seiner großen Langmuth, desgleichen die heiligen Patriarchen und Kirchenversammlung sehen auf deine Beleidigungen und deine Unfolgsamkeit mit Verachtung. Sie lassen dir aber jetzt nochmals durch den Archimandriten Philaret und den Mönch Laurentius anbefehlen, du sollst dich den 2ten Decbr., zwischen der zweiten und dritten Stunde nach Sonnenuntergang, in

Moskwa einfinden, doch nicht vor der zweiten, und nicht später als in der dritten Stunde. Bei deiner Ankunft in der Herberge des Archangelschen Klosters sollst du im Kreml bei der Nikolschen Pforte absteigen, und ohne Pomp nur mit 10 oder auch weniger Personen reisen."

Noch erhielt er eine dritte Vorladung durch Joseph Archimandriten vom Neuspaskischen Kloster. Darauf kam er den 1 Decb. in Moskwa an.

Die Kirchenversammlung bestand aus 2 Patriarchen, 14 Metropoliten, vielen Erzbischöffen, Bischöffen, Archimandriten, Aebten und Erzpriestern.

Nachdem sich diese unter dem Vorsitz des Monarchen, im Zarischen Palast in dem sogenannten Tafelzimmer versammelt hatten, schickte man den Bischoff von Wiätka und Perm Alexander, den Bischoff von Mistislav und Orschan Methodius und den Petscherschen Archimandriten Joseph ab, Nikon vor Gericht zu laden. Er kam unter Vortragung des Kreuzes, und seegnete unterwegs das Volk. Als er in die Kirchenversammlung trat, stimmte er einen Kirchengesang an und küßte das Kreuz. Der Monarch beehrte ihn mit der Einladung zum Niedersitzen. Er antwortete: ich habe mir keinen Platz bereitet, auf dem ich sitzen könnte. Er blieb also vor dem Patriarchen stehen. Darauf erhob sich der Monarch und fing an seinen, und besonders den Schmerz der schon seit 9 Jahren verwaisten heil. Kirche auszudrücken, welchen Nikon durch seine willkürliche Ent-

weichung vom Patriarchen-Stuhl verursacht habe; hiedurch wären eine Menge Schismata und Widersetzlichkeiten entstanden, viele Seelen verführt, und durch Irrlehren ein Raub der Hölle geworden. Die heil. Patriarchen konnten sich bey dem Strom von Thränen, die der Monarch vergoß, des Weinens selbst nicht enthalten. Sie ließen Nikon durch einen Dolmetscher fragen (weil sie selbst die Slavonische Sprache nicht verstanden:) weswegen er den Patriarchen-Stuhl verlassen habe? Er antwortete: um dem Zorn des Zaren zu entweichen. Der Zar betheuerte bei Gott, er habe nie Zorn gegen ihn gehabt, vielmehr als rechtgläubig geboren und erzogen, habe er ihn jederzeit als seinen Vater geehrt und würde beständig in diesen Gesinnungen verbleiben. Nun wurde Nikon abermals gefragt: Warum er den patriarchalischen Stuhl verlassen, seinen erzbischöfflichen Ornat abgeworfen, und geschworen habe, niemals daran zu denken, den Stuhl wieder anzunehmen. Er antwortete: diesen Schwur habe er niemals gethan. Da er aber durch viele Zeugen überführt ward, bedeckten ihn Schande und Schaam.

Man befragte ihn hierauf über andere Uebertretungen, die gleichfalls seine Absetzung hätten bewirken müssen; aber theils bekannte er Nichts, theils gab er keine Antwort, oder wenn er sprach, so war es nicht wie es einem Erzbischoffe oder rechtlichem Manne gebührt, sondern überhin und gegen die

Wahrheit. Vorzüglich ward er durch sein Schreiben an den Patriarchen von Konstantinopel, welches er heimlich geschrieben hatte, beschämt. Dies war voller Lügen und Schmähungen gegen den Monarchen und das ganze rechtgläubige Reich. So dauerte diese Untersuchung mit dem Vorlesungen vom 4 Uhr nach Sonnenaufgang bis 2 Stunden nach deren Untergang.

Der Zar und die Versammlung gingen nach Hause. Nikon ward nach der Archangelschen Herberge abgelassen.

Wiederum versammelte sich die Geistlichkeit d. 5 Decbr. in eben dem Saale, wo der Monarch nebst den Großen seines Hofes, den Fürsten, Bojaren und anderen Gerichtspersonen sich einfanden. Er wurde durch dieselben Personen, wie das erste Mal vorgeladen. Er kam im Schlitten. Vor ihm trug man das Kreuz. Wiederum ertheilte er dem Volke den Seegen. Da er nun mit Vortragung des Kreuzes gekommen war, obgleich er den patriarchalischen Stuhl verlassen hatte, und nicht demüthig erschien, wie es einem Angeklagten gebührt, so befahlen die heil. Patriarchen ihrem Archidiakon, dem Kreuzträger selbiges abzunehmen.

Hierauf verlas man laut in Slavonischer Sprache, die aus dem Griechischen übersetzte Pergamentrollen mit Unterschrift der heil. Patriarchen (die griechischen und ihre Erzbischöffe mit eingeschlossen) welche die Verordnungen der Concilien und andrer

canonischen Schriftsteller über Nikons Verbrechen enthielten. Auch las man das Buch Nowokanon, genannt das orientalische. Dies kannte Nikon nicht, und nannte es ein ketzerisches. Die heil. Patriarchen küßten dieses Buch und machten ihm viele Lobeserhebungen. Sie fragten die griechischen Erzbischöffe, ob sie es für orthodox und wahr annähmen? Alle antworteten: Ja! und wir küssen es. Da verstummte Nikon wie ein Mann der seine Vergehungen nicht zu entschuldigen weiß. Nach Verlesung dieser Verordnungen ging man aus einander. Nikon kehrte nach seiner Herberge ins Archangelsche Kloster zurück, und zwar ohne Vortragung des Kreuzes und ohne das Volk zu seegnen.

Endlich d. 12 Decbr. versammelte sich die Geistlichkeit bei den Patriarchen, im Saale wo ihre Kreuze aufbewahrt werden. Dazu kamen viele von dem Monarchen abgeschickte Bojaren und andre Große des Reichs.

Die heil. Patriarchen schickten wieder den Bischoff von Mstislav und Orschan, nebst dem Archimandriten des Petscherschen Klosters, Nikon vor das heilige Concilium zu fordern. Er kam, ohne das ihm begegnende Volk zu seegnen. Sobald er in die Versammlung getreten war, gingen die heil. Patriarchen mit der gesammten Geistlichkeit in die Kirche der Verkündigung Mariä, welche bei der hintern Pforte des Tschudowschen Klosters ist, legten ihren Kirchen-Ornat an, und befahlen dem eben-

falls dahin gebrachten Nikon, das Urtheil des heil. Conciliums anzuhören. Zuerst verlas es laut der Oekonom der heil. apostolischen Kirche zu Antiochien, Johann Jurneus in griechischer, hierauf der Erzbischoff von Räsan und Murom Ilarion in Slavonischer Sprache. Durch dies ward Nikon seiner patriarchalischen Würde entsetzt und im Therapontischen Kloster als gemeiner Mönch zu leben bestimmt.

Nach Verlesung dieser Sentenz nahmen die heil. Patriarchen dem Nikon die Mütze ab, auf welche Cherubins von ächten Perlen gestickt waren, und setzten ihm eine andere ohne Cherubins auf; desgleichen das patriarchalische Brustbild. Sie ließen ihm nur den Mantel, befahlen indessen dem Archimandriten vom Nowgorod-Petscherschen Kloster Joseph, ihn bei ihrer Ankunft ins Therapontische Kloster dem Nikon abzunehmen und in die patriarchalische Schatzkammer einzuliefern. Der geistlichen Obergewalt also beraubt, war Nikon nun ein gemeiner Mönch. Man ließ ihn nach der Archangelschen Klosterherberge zurückbringen. Da übernachtigte er. Den Tag darauf ward er ins Therapontische Kloster abgeführt, wo er den erzbischöflichen Mantel und seinen Hirtenstab dem Archimandriten Joseph übergab, welcher beide d. 27ten des nehmlichen Monats in die patriarchalische Schatzkammer schickte.

II.

Die reizenden Gegenden von Bojuckdereh und Belgrad.

Die Vorstat Bojnckdereh hat den Namen von Bujuck groß und Dereh Thal; denn sie liegt auf einer großen ebenen Fläche, oder in einem Thale, das auf der einen Seite vom Meere bespült, auf der andern von malerischen Anhöhen bekränzt wird. Ehemals hieß diese Gegend Bathykolpos oder Tiefthal. Nach einer ziemlich genauen Berechnung die ein paar Engländer anstellten, mag ihre Entfernung von Konstantinopel zwölf bis vierzehn englische Meilen, und von den so genannten Süßen Wassern, oder der Spitze des großen Hafens, zehn engl. Meilen betragen.

Die sehr gut gebauten Häuser der einzigen langen Hauptstraße, werden theils von französischen und italiänischen Handelsleuten, theils von griechischen und armenischen Familien bewohnt. In der Mitte befindet sich ein Albergo civile d. i. ein Gasthof für den Fremden. Er war diesmal ganz und durchaus besetzt, und so soll es die Sommermonate hin-

durch fast immer seyn. Nach allen Nachrichten aber ist es ein trauriges Nachtquartier, und nicht tröstlicher sieht es mit der Tafel da aus. Einige Italiäner haben hier die Wirthschaft, deren Kochkunst sich fast darauf beschränken soll, Enten, deren eine große Menge zu haben ist, mit allerlei Arten von Saucen zu kochen, welche den Fremden, die hier absteigen müssen, endlich ganz zum Eckel werden. Auch irrt man sich sehr, wenn man sich an den Weinen zu erholen denkt.

Das französische Palais liegt auf den Höhen von Tarapia, ganz an der westlichen Spitze des Golfs. Ein Fremder, der sein Inneres besehen hat, versicherte mir, es sey bei seiner Einrichtung eben so wohl auf Bequemlichkeit als Geschmack Rücksicht genommen worden. Leider ward es der Zeitumstände wegen, jetzt nicht bewohnt, und wir suchten uns dafür dadurch zu entschädigen, daß wir das Palais de Russie in Augenschein nahmen. Es ist zwar groß und schön, liegt aber etwas versteckt. Man bemerkt da europäischen Geschmack und Prunk mit orientalischem vereinigt in den meisten Zimmern, und in dem schönen Saal ergötzte uns besonders die außerordentlich malerische Aussicht, die dem Pinsel von Klaude Lorrain, Poussin ꝛc. ꝛc. Stoff zu den entzückendsten Landschaften gegeben haben würde. Eben segelte ein russisches Schiff den Kanal herunter, ließ die Nazionalflagge wehen und salutirte den am russischen Pallaste auf-

gepflanzten doppelten Adler. Dieser Anblick verschönerte noch die himmlische Gegend.

Hinter dem Gebäude, vor dessen Fronte der Kay hinlauft, befindet sich ein weitläuftiger anmuthiger Garten. Er erhebt sich auf dem ungleichen Boden eines Gebirges, und diese Lage ist durch manche recht gut angebrachte Parthien benutzt. Von allen Seiten genießt man die herrlichsten Prospekte, und eine außerordentliche Menge von Alleen oder Schlangenwegen, endigen sich in mehr oder weniger prachtvolle Aussichten auf das Meer und Asien. Der Gipfel des Hügels war mit schönen Gesträuchen lebendigen Holzes verziert.

In künstlichen Anlagen wird der Garten des russischen Palais aber doch von dem Park des gleich daneben befindlichen Königlich-Dänischen Pallastes übertroffen. Baron Hübsch hat hier alles Mögliche angewandt, um von dem Terrain Nutzen zu ziehen. Der Uebergang über die Gränze, als ich von Rußland nach Dännemark mich begab, wurde mir hier gar nicht streitig gemacht. Ein alter Gärtner öffnete freundlich die Barrieren, und eben so höflich empfing uns der Gesandte selbst, ein Mann voll Kenntnissen, insonderheit was das Lokale und den Handel von Konstantinopel betrifft. Sehr angenehm war die Empfindung, als ich mich mit ihm, nach so langer Zeit das erstemal wieder, in deutscher Sprache unterhalten konnte.

Wir ruheten unter verschiedenen Rasensitzen und

symmetrisch gepflanzten Hagbuchen aus, und sahen die bunte Blumenwelt im höchsten Flor. Ich bemerkte einige künstliche Springbrunnen, eine Menge verschiedenartiger Gartenverzierungen, die schönsten Obstbäume und über der Thür einer Anlage, die dem Herrn von Grosback oder Bujuckdereh geweihet ist, las ich eine lateinische Innschrift, welche sagte, daß das Haus auf der Stelle erbauet worden sey, wo man sie gefunden habe. Beim Eintritt in das Gebäude fielen wir besonders inwendig auf jeder Seite der Thür zwei Grenadiere in Lebensgröße al Fresko gemalt auf. Die Ausstaffirung der Zimmer ist übrigens, wie gewöhnlich hier zu Lande bei den Europäern, halb abendländisch, halb morgenländisch.

Da das Wetter so schön war; so machten wir einen Spatziergang außerhalb Bujuckdereh. Wir gingen immer am Kay fort, und hatten Rechts das Meer, und Links die auf der Ostseite der Ebene liegenden übrigen Sommerpalläste der Gesandten der europäischen Höfe. Als wir die verschiedenen Landhäuser am Ufer des Kanals zurückgelegt hatten, gelangten wir endlich bis hinauf nach dem schwarzen Meere zu. Auf einem bergigten Fußsteige kamen wir bis zu einer Reihe von Gebäuden, unter welchen eine mit Kanonen bepflanzte Batterie hart am Bosporus liegt. Wir setzten uns hier nieder und ergötzten uns noch einmal an der weiten Aussicht über denselben bis nach Kleinasien hin, wo sich die Ruine

eines alten Forts auf dem Gipfel eines Berges vorzüglich gut ausnehmen.

Als wir in die Stadt zurückgekehrt waren, trieb uns der Hunger und die Neugierde in eine türkische Garküche, wo wir eine hier zu Lande gewöhnliche Volksspeise, frischgebratene Hammelsköpfe fanden. Zum Nachtische ließen wir auch eine sehr angenehme Speise, die man Jurt nennt, und welche die Einwohner sehr lieben, auftragen. Es verlohnt sich allerdings der Mühe, bei dieser Gelegenheit das Rezept dazu unsern schönen Leserinnen mitzutheilen: Man läßt eine bestimmte Porzion Milch sauer werden, thut alsdann so viel davon in frische Milch, daß diese etwas weniger gerinnt. Hierauf wird sie mit Zucker genossen, und wenn man Erdbeere hineinthut, kann man sie gut statt des Rahms brauchen.

Die Lebensmittel sind im Ganzen ziemlich wohlfeil in Bojuckdereh, und sie würden noch weit mehr im Preiße fallen, wäre die Nachfrage in der schönen Jahrszeit nicht so stark. Schöpsen- und Rindfleisch, so wie Brod, ist in Menge und für einen sehr mäßigen Preiß das ganze Jahr hindurch zu haben. Dies ist auch mit allerhand Geflügel der Fall. Eier trifft man in großem Ueberfluß an; Käse und Butter aber sind sehr mittelmäßig, so wie in der ganzen Türkei, welches allein an der Art der Verfertigung liegt. Die Ochsen sind eben nicht groß und größtentheils von einer lichtgrauen Farbe. Die

Milch findet man gut und leidlich wohlfeil; doch ist sie, wenn man sie hier verkauft, insgemein eine Mischung von Ziegen- Schaaf- Kuh- und Büffelmilch.

Biere sind nicht zu haben, Wein und Wasser sind darum die Hauptgetränke. Die erstern, sowohl rothe als weiße, die man zu Bojuckdereh macht, sind sehr wohlfeil; die Ocke oder zwei Pfund zehn Unzen, d. i. etwas mehr als eine englische Bouteille, kostet nur acht bis zehn Parahs. Auf den Tafeln der reichen Franken aber sieht man häufig die köstlichen Weine aus dem griechischen Archipelagus, besonders die von Tenedos, Kandia, Zypern ꝛc.

Die Gemüße, insonderheit große Bohnen, französische Bohnen, Erbsen, Köhle aller Art, Kürbisse, Gurken, Melonen von den verschiedensten Arten, und hundert andere Gewächse finden sich hier in großer Menge. Auch das Obst z. B. Pfirschen, Aprikosen, Birnen, Aepfel, Feigen, Kirschen, Granatäpfel, rothe Johannisbeere, Walderbeere, Welschenüsse, Lamperts- und Haselnüsse, Weintrauben und Korinthen erblickt man an diesem Orte im Ueberfluß. Die Fruchtbarkeit dieses im Grunde des Golfs liegenden Thals, hat nicht weniger als die Schönheit der dasselbe umgebenden Hügel, den Grund zu der Benennung Καλος αγρος gegeben, die man ihm im Alterthume ertheilte, und die man auch noch jetzt beibehalten hat. Da die Aepfel und Birnen indessen entweder ganz wild sind, oder nicht

mit der gehörigen Kunst und Sorgfalt behandelt werden; so findet derjenige, der an die wohlschmeckende Obstsorten dieser Art aus unsern Gärten gewöhnt ist, sie gewöhnlich ziemlich unschmackhaft, wie wohl die Franken auch gutes Kernobst hier zu ziehen wissen.

Der Garküche gegenüber lag ein Weinhaus, dahin ließen wir, sobald wir von dessen Daseyn unterrichtet waren, unser frugales Mittagsmahl tragen, das uns bei einer Ocke Wein trefflich schmeckte. In einem am Wasser gelegenen Kaffeehause, das, obgleich mitten unter Europäern, ganz türkisch war, tranken wir nun den Kaffee, und auch das auf türkische Weise, da man keine andere hier kennt.

So neu gestärkt und belebt verfügten wir uns nach dem Kirsk zu Bojuckdereh. Die Griechen hatten gerade Festtag, und wir fanden daher diesen Ort ganz mit Menschen gefüllt. Fröhlichkeit und Lustigkeit war über alle Anwesende ausgegossen: man sang, spielte auf Instrumenten, tanzte und überließ sich mannigfaltigen andern Vergnügungen, denen einige Türken, mit der Pfeife im Munde, mit ihrem gewöhnlichen Ernste zusahen.

Nachdem wir eine kurze Zeit hier zugebracht hatten, konnte ich mich nicht enthalten, einen Hügel zu besteigen, um noch einmal mich den Reizen einer so schönen und romantischen Aussicht ganz dahinzugeben. Von einer andern Seite konnte ich hier

wieder das schöne in der Fronte sich hinstreckende Ufer, und die vielen Anhöhen und Vorgebürge in Rücken betrachten, die so außerordentlich malerische Szenen darstellen, und mitunter ganz an die Schweiz erinnern würden, benähme nicht das himmlisch daher fluthende Gewässer des Kanals jede Täuschung. Besonders fiel das Schloß von Bojuckdereh in's Auge, das auf einem hohen Berge steht und dessen Lage jener von Dover-Castle nicht unähnlich seyn soll. Es wurde im funfzehnten Jahrhundert auf Befehl Sultan Muhammed's II. erbaut, der bekanntlich Konstantinopel mit Sturm erobert hatte.

Schön nahm sich auch die ganze Gegend längs den Gestaden aus, die zwischen Tarapia und Bojuckdereh liegt. Dieser Theil des Bosporus ist bis zum schwarzen Meere hin, von den beiden geschickten französischen Ingenieuren Monnier und Lafitte mit Genauigkeit und Sorgfalt geometrisch bestimmt und vermessen. Das Resultat ihrer Arbeiten war, daß Konstantinopel auf der Landseite völlig unüberwindlich und unangreifbar gemacht werden könne; aber die Türken haben wenig die Plane beachtet, die jene zu ihrem Besten in dieser Absicht entworfen hatten. Eine kurze Beschreibung dieser Landstrecke auf der europäischen Seite längs dem Meere hin, dürfte hier keinen unschicklichen Platz einnehmen:

Fünfhundert Schritte von Tarapia trifft man

auf eine Erhöhung, welche die Türken Kerebdes Burun, die Griechen Dialitra nennen, welcher letztere Name viel Analogie mit Ta Klitra (die Schlüssel) hat: denn in der That fängt man von diesem Punkte an, den Eingang des schwarzen Meeres zu entdecken. Die Felsen, welche die Spitze von Dialitra bilden, hatten vom Wasser aus betrachtet, ehemals die Gestalt eines Tannenzapfens, und die Alten nannten sie Petra Dikäa (die gerechten Steine). Die Fabel welche zu dieser Benennung Anlaß gab, findet sich auch noch jetzt im Munde der Fischer des Bosporus, und sie erzählen sie genau so, wie Dionysius von Byzanz.

Zwei Schiffer, sagen sie, legten ihren gemeinschaftlichen Schatz in die Höhlung dieser Felsengruppe und legten einander wechselseitig den Schwur ab, daß keiner ohne dem andern ihn berühren solle. Aber einer von beiden kam, uneingedenk der feierlich beschwornen Zusage, verstohlener Weise allein nach diesem Orte, um den Schatz mit sich zu nehmen. Da widersetzte sich ihm der Stein und machte seine Untreue zu Schanden. So war also doch der Aberglaube auch bisweilen nützlich, indem er hier lehrte, Schwüre heilig zu halten.

Ueber Kerebds-Burun entdeckt man die Ruinen des Klosters der heiligen Euphämia und ein Agiasma, das noch jetzt den Namen dieser Heiligen trägt. Weiterhin nimmt gleich der alte Golf Bathykolpos seinen Anfang.

Sobald der Abend sich nahete, sahe ich die Hauptstraße von Bojuckdereh mit Menschen, Wagen und Pferden, und den über eine halbe Stunde langen Meeresstrand mit Tschaiken angefüllt, die sich alle nach dem westwärts der Vorstadt befindlichen, unter dem allgemeinen Namen der Wiese, so berühmten Spazierplatz begaben. Wir schlugen gleichfalls den Weg nach diesen so gepriesenen und so oft gelobten Ort ein, der allen Einwohnern, Nazionen und Ständen hier fast tagtäglich im Sommer zu einem allgemeinen Rendez-vous dient. Wir fanden da bereits eine zahlreiche, sehr bunte Versammlung, Griechen, Armenier, Türken, Juden, Franken. Viele gingen spazieren, andere ritten, noch andere fuhren ganz europäisch, und wieder andere hatten sich unter dem Schatten der Bäume gelagert.

Die Sonntage kommen hier sogar die Einwohner von allen benachbarten Gegenden zusammen, und die mannigfaltigen Gruppen, die sie bilden, gewähren in der That, wegen der vielerlei Trachten und der jeder Nazion eigenthümlichen charakteristischen Züge, ein sehr angenehmes und unterhaltendes Schauspiel. Auch die Türken, welche in Konstantinopel wohnhaft sind, fahren oft nach diesem Orte hin, und selbst der Großherr kommt nicht selten hierher in Begleitung einiger seiner Hofleute und sieht den mancherlei Volksbelustigungen zu. Besonders stark aber ist den ganzen Sommer über, der Zufluß von Menschen jeden Sonntag von Pera und Galata.

Sehr interessant war es die vielen Europäer und Europäerinnen zu betrachten, die hier mitten unter Muselmännern und Muselmänninnen, Orientalen und Orientalinnen einhergingen. Alle waren geputzt und zum Theil reich gekleidet. Die Gesandten und Gesandtinnen zeigten sich mit ihren Familien, und zum Theil von einer gut gekleideten Dienerschaft, Lakaien, Läufern, Jägern, Husaren, Haiducken, Soldaten und Janitscharen begleitet. Auch die Griechen und Kaufleute waren alle gut kostümirt, und manche der Frauenzimmer hatten sich mit vielen Perlen und Juwelen geziert. Denn hier in Bojuckdereh ist es, wo die Ministers, fremden Kaufleute und reichen Griechen nach Gefallen und Herzenswunsch ihren Luxus, ihre Wichtigkeit den Augen des Muselmannes blos stellen können, welcher treu den Geboten seines Glaubens, unempfindlich bei ihrem Pomp und bei ihrer Eitelkeit bleibt, und sie alle auf gleiche Weise verachtet.

Die Europäer schienen ganz nach europäischer Art hier dem Vergnügen nachzuhängen, und wären die Blicke nicht überall, auch zugleich auf so viele fremdartige Gestalten gefallen; so hätte man sich, wegen der Menge der Spatziergänger und Spatziergängerinnen leicht in die Aue, nahe bei einer abendländischen Residenzstadt träumen können. Die Griechen schienen sich ganz ihrer natürlichen Lustigkeit und Sorglosigkeit zu überlassen; aber die Türken hatten auch hier mit feierlicher Gravität ihre Zu-

flucht zu ihren beständigen Gefährten, den Pfeifen genommen. Alle fast rauchten Taback und viele tranken auch Kaffee. Oft finden sich hier auch Seiltänzer, Gaukler, Marktschreier, Tänzer, Musikanten und Komödianten ein, welche den gemeinen Volkshaufen durch vielerlei, nur gar zu oft mit unanständigen Possen und Scherzen unter vermischten Szenen zu belustigen suchen.

Die Gleichheit des Bodens auf dieser grosen Wiese ist, in dieser aus fast lauter Hügeln und Thälern von geringem Umfange bestehenden Gegend, besonders erwünscht. Sonst ist auserdem, was wir jetzt gleich beschreiben müssen, nichts Merkwürdiges weiter auf diesem so beliebten Spazierplatze der Franken. Die Aussicht geht auf die in der Nähe befindlichen Wasserleitungen und ist durch Berge sehr beschränkt. Aber den Liebhaber der Menschengeschichte erinnert dieser Ort an grose Weltbegebenheiten: denn auf dieser Ebene war es, wo die Kreuzfahrer unter Gottfried von Bouillon, im Jahr 1097, vor der Belagerung von Nizäa, mehrere Monate lang im Lager standen.

In der Mitte dieser schönen, so stark von Einheimischen und Fremden besuchten Wiese, erhebt sich nun die berühmte grose, majestätische Baumgruppe, die nicht leicht ein Reisender, der nach Konstantinopel kommt, versäumen wird, in Augenschein zu nehmen, um ihr seine gerechte Bewunderung zu zollen. Wer wollte diesen Kranz von unvergleichlich

schönen Platanen nicht aufsuchen, den Delille in seinen Gärten gefeiert hat? wer auf sie nicht weilen, wie auf einen der Unsterblichkeit geweiheten Gegenstand? Diese Platanen von ungeheurer Größe und seltenen Umfange, sind unter der Benennung der Siebenzehn Brüder bei den Franken bekannt; ich zählte indessen nur eilf solcher außerordentlich starken Stämme, welche mit dicken Zweigen belastet waren, und unten an der Basis mit einander zusammenhingen. Zirkelförmig erheben sie sich und bilden so einen runden Schattengang von mehr als 25 Fuß im Durchmesser, der verschiedene Ausgänge hat.

Unter dieser herrlichen Platanengruppe befand sich ein frischer weicher Rasenteppich vom lebendsten Grün; und innerhalb des von der Natur selbst gebildeten runden Sallons, fanden wir wiederum eine Gesellschaft Türken mit Kaffeetrinken beschäftigt, der einige Schritte von ihnen zubereitet wurde. Um den Schatten dieser Riesenbäume zu genießen, hatten sich mehrere Zirkel türkischer und armenischer verschleierter Frauen nebst ihren Kindern, Griechen und Frankenfamilien, in abgesonderten Haufen auf dem Grase gelagert.

Vor kurzem hatte der Blitz die Krone eines dieser ehrwürdigen Platanen beschädigt, und ehemals gab es mehrere solcher seltenen Baumgruppen in dieser Gegend. Baron Tott, der einen Kranich oder eine Maschine zum Bemasten eines Schiffs, ei-

ner schönen Gruppe von Platanen weit vorzog, ließ ein solches merkwürdiges Gehölz, das die östliche Seite dieser Wiese schmückte, ohne Umstände weghauen, um dort einen Platz zum Zuhauen des Holzes anlegen zu lassen, dessen er gerade bedurfte. Alle Bewohner von Pera und Bujuckdereh verwünschen ihn darum noch jetzt.

Man kann sich die Entstehung eines so seltsam geformten, von der Natur selbst angelegten Gebäudes auf folgende Art vorstellen: Der Platanus zeigt oft an der Grundfläche eine mehr als zwei- oder dreifach größere Ausdehnung im Durchmesser als der des Stammes, der selbst bis über dreißig Fuß betragen kann. So geschieht es, daß der Baum, wenn er vor Alter stirbt, rund um sich herum am Boden Sprößlinge ausstößt, die mit der Zeit eben so viele neue Baumstämme bilden. Bei den Platanen zu Bojuckdereh bemerkt man es recht eigentlich, wie die verschiedenen Stämme alle einen gemeinschaftlichen Ursprung zu haben scheinen, und alle durch die Basis mit einander verknüpft sind.

Der Platanus wächst wild im ganzen Orient. Sehr gemein ist er an den Ufern der Flüsse in Griechenland, auf den Inseln des Archipelagus, an Kleinasiens Küsten in Syrien und Persien. Sein Holz steht in Ansehung der Verarbeitung keinem Holze in Europa nach; es nimmt eine schöne Politur an, ist sehr zierlich geädert. Die Perser bedienen sich keines andern Holzes zu ihren Meubeln,

Thüren und Fenstern als dieses. Der Baum verdiente allerdings, theils wegen der Brauchbarkeit seines Holzes, theils wegen der Schönheit seiner Blätter und des erfrischenden Schattens, den er gewährt, im südlichen Europa allgemeiner angepflanzt zu werden. In einem guten, nur ein wenig feuchten Erdreiche gelangt er bald zu einer Dicke, wozu kein anderer Baum sich erhebt.

Bekanntlich brachten die Römer diesen Baum nach Italien, und vermehrten dergestalt die Kultur desselben in ihren Gärten und Landgütern, daß Plinius und Horazius gegen den Mißbrauch eiferten, den man damit zu ihrer Zeit trieb. Man kannte damals keinen schönern Baum und keinen, der einen so kühlen Schatten um sich her verbreitete, als diesen. Nach Plinius gab es einen Platanus in Zypern und einen anderen in Kreta, die das ganze Jahr hindurch ihre Blätter behielten; doch diese Behauptung müssen wir ohne Zweifel unter die Fabeln setzen, welche das Alterthum uns überliefert hat, oder wenigstens diese Bäume als verschieden von den gewöhnlichen Platanen ansehen.

Den Abend machte ich wieder einen sehr angenehmen und vergnügten Spaziergang am Ufer vor Bujuckdereh. Diese Stelle hat eine große Aehnlichkeit mit dem Strande von Weymouth. Außer den vielen Einwohnern, die hier in gemischten Gruppen auf- und abgingen, die Kühle der milden Seeluft einzuathmen, sah man auch eine Menge

Personen, welche sich mit Fahren in Booten belustigten, die vor dem Strande auf und niederruderten. Musik und Gesang machten einen Theil dieser Lustpartheien auf dem Wasser aus; und obschon man hier keine Meisterstücke erwarten wird, wenn die Personen Griechen sind, so dienten sie doch dazu, daß sie die Szene mannigfaltiger machten und belebten. Bujuckdereh gegenüber, am Ufer des Bosporus, befindet sich eine Quelle, die von schönen Massen von Bäumen beschattet, und Abends sehr häufig beim Mondscheine von den Griechen, Armeniern und andern Nazionen besucht wird. Dies ist jedoch blos zu einer besondern Jahrszeit der Fall, wenn nehmlich der helle Glanz des Mondlichtes, das sowohl das Laubwerk, das sie umgiebt, als die fernen Gegenstände beleuchtet, die Gesellschaft einladet, die späten Abendstunden beim Genusse einer so bezaubernden Szene zuzubringen.

Da Bojuckdereh nur von europäischen, griechischen und armenischen Familien bewohnt wird, so würde der Aufenthalt daselbst im Sommer äußerst angenehm seyn, könnten sich nur die Gesandten entschließen, das Zeremoniel wenigstens auf dem Lande abzuschaffen, und der Etikette mit ihrem ganzen Gefolge den Abschied zu geben. Wer eine gute Tafel liebt, und sie sich hier nicht zu verschaffen im Stande ist, findet an ihren Tafeln den Preiß für seine Höflichkeit und zugleich Entschädigung für

manche Unart und Indelikatesse, die er erdulden mußte.

Die Armenierinnen leben hier, wie überall eingezogen, und zeigen sich auf den Straßen nur verschleiert. Die Griechinnen aber findet man eben so zwanglos wie in Konstantinopel, und sie tragen nicht wenig dazu bey, die Monotonie der hiesigen Gesellschaftszirkel erträglich zu machen. Zu wünschen wäre es nur, daß sie mit einer gewöhnlich sehr artigen Figur und natürlichen Lustigkeit, einen gebildetern Geist und zärtlicheres Herz verbänden, und weniger Habsucht für das Geld und Geschmack an Frivolitäten offenbarten. Die Europäerinnen führen übrigens hier ein, von dem in Pera eben nicht sehr verschiedenes Leben, nur daß sie ungenirter in Bujuckdereh seyn können.

Man kann diesen ländlichen Aufenthalt der in Konstantinopel ansäßigen Franken, eben so wie ihren städtischen nehmlich Pera, nicht ohne Grund mit dem Thurme von Babel vergleichen. Bujuckdereh ist eine wahre hohe Schule der Linguistik, und man hat gewiß hier die schönste Gelegenheit, seine Sprachkenntnisse zu vervollkommnen. Es leben da in der schönen Jahrszeit Personen von beinahe allen Nazionen, und man hört dort eine sonderbare Mischung von Dialekten. Nicht minder mannigfaltig als die Sprachen sind die Kostüme und Anzüge der Einwohner; die Sitten und Gebräuche.

Da die Mehrzahl immer aus Griechen oder Grä-

Fo = Franken besteht, so sind auch die Auftritte griechischer Gewohnheiten die häufigsten. Taufen, Hochzeiten, Begräbnisse fallen hier oft vor, und werden mit den gewöhnlichen Zeremonien begleitet. Während der Zeit, daß ein Grieche sich um ein Frauenzimmer bewirbt, bringt der Liebhaber seiner Geliebten entweder in der Fronte ihres Hauses, oder vom Wasser her Serenaden. Bei einer solchen Gelegenheit rühmt er in einem feurigen Gesange die Leidenschaftlichkeit und Aufrichtigkeit seiner Liebe u. d. gl. m. Solche der Liebe geweiheten Nachtserenaden, sind in Bujuckdereh so häufig, daß sie die Einwohner beständig in ihrem Schlafe unterbrechen. Wer eine feurige Einbildungskraft hat, sagte ein reisender Engländer, muß glauben, der Gott der Liebe habe an diesem Orte, wegen der bezaubernden Schönheit und Annehmlichkeit desselben seinen Wohnsitz aufgeschlagen.

Ehe wir die Umgebungen von Bujuckdereh weiter kennen lernen und ihre Merkwürdigkeiten verzeichnen, wollen wir von hier den Bosporus hinauf, bis zu seinen Mündungen am schwarzen Meere beschiffen, und beide Ufer bei unsern Blicken vorüberfliegen lassen. Sobald man Bujuckdereh im Rücken hat, bemerkt man sowohl auf den europäischen als asiatischen Küsten unverkennbare Spuren eines Vulkans, mehrere Stunden lang. Man trifft da Felsen an, die mehr oder weniger, wie das in der Nähe feuerspeiender Berge gewöhnlich ist, ge-

litten oder sich verändert haben; überall stößt man auf aufgethürmte Massen und unordentlich durch einander geworfene Erdschichten, die die Wirkung unterirdischer Feuer an den Tag legen. Es zeigen sich Jaspisarten von verschiedenen Farben, Karneole, Achate, Kalzedone in ganzen Adern und Gängen, zwischen mehr oder minder umgewandelten Porphyren; eine wenig feste, fast zerlegte Bresche, bestehend aus Ueberbleibseln von Trap mit Kalkspath verschmolzen; ein niedlicher Porphyr, an der Basis aus einem Felsenstück von grünlichen Trap bestehend, kupferfarbig: — endlich, in einer Entfernung von ungefähr drei Viertelstunden, ein harter Fels aus blau-grünlichen und ebenfalls mit Kupfer gefärbten Trap. Hieraus ist ohne Zweifel der Name Cyanea entstanden, den die Alten einigen kleinen Inseln in dieser Gegend gegeben haben, welche wir weiter unten kennen lernen werden.

In einiger Entfernung von dem Thale von Buiuckdereh kommt man an ein Dorf, das noch jetzt die Griechen Selektrina und die Türken Sarikeu nennen. Es liegt am Eingange des Golfs, den die Alten Selektrinum nannten. Er war, nach der Beschreibung des Dionysius von Byzanz, auf der Mittagsseite durch ein Vorgebürge Simas, das gegenwärtig Mezar-Burun heißt, begrenzt, auf dessen Gipfel ein der Venus Meretrix geweiheter Altar lag. Gegen

Norden endigte er sich in das Vorgebürge Milton, und man sah da weiland einen Tempel, der dem berühmten Tempel des Jupiter Urius auf der asiatischen Seite gerade gegenüber stand. In unsern Tagen erblickt man da eine furchtbare im Jahre 1796 errichtete Batterie, deren Erbauer der Ingenieur Mönnier war, und welche 25 Kanonen von schweren Kaliber enthält.

Nicht weit von hier steht das Schloß von Europa, Rumeli Kavak, wo sich die von Toussaint im J. 1783 erbauete und durch Monnier 1794 verbesserte Batterie befindet. Die Ruinen, welche in der Nähe dieses europäischen Schlosses in die Augen fallen, sind die der ehemaligen genuesischen Festung, die diesen Platz einnahm. Der Fluß der sich weiterhin in dieser Gegend ins Meer ergießt, führte in alten Zeiten den Namen Chrysorhoas, weil er Goldsand mit sich führte.

Auf den nahe bei diesem Flusse befindlichen Anhöhen gegen Norden, stand der Thurm Timea, auf welchem ein Fanar errichtet war, der dazu diente den Schiffern den Eingang in den Bosporus zu bezeichnen. Man entdeckt von diesem Punkte aus das schwarze Meer, die thrazische Meerenge, Konstantinopel und das Marmorameer.

Der Hafen von Bojuck-Liman, der sich bei dem Ausfluß des Chrysorhoas befindet, ist der alte Hafen der Ephesier. Von da an bis zum Fort Karipscheh, wo der Hafen der Lyzier

nar, ist der Kanal mit steilen Felsen von außerordentlicher Höhe umgeben, deren Kette nur durch den Golf von Bojuck-Liman unterbrochen ist. Die Batterie von Bojuck-Liman enthält zwölf Stück Kanonen und ward von den Ingenieuren Lafitte und Monnier errichtet. Das Fort Karipscheh faßt drei und zwanzig Kanonen in sich, und ward nach den Planen und unter der Direktion des Baron Tott's im J. 1773 erbauet.

Weiterhin hat man auf einem fast ganz spitzigen Felsen, da wo ehemals das alte Vorgebürge Panium lag, einen Leuchtthurm angebracht, der der Fanal von Europa (Rumeli-Fener) zum Unterschied von dem gegenüber auf der asiatischen Küste befindlichem, genannt wird. Sobald es Nacht geworden, zündet man das Feuer hier an, um den nach Konstantinopel vom schwarzen Meere her segelnden Schiffen den Eingang der Meerenge anzudeuten.

Nicht weit davon befindet sich das Schloß Fanaraki, welches die Mündung des Kanals auf der Seite von Europa vertheidigen soll. Es ward im J. 1769 von einem griechischen Architekten erbauet, und liegt an einem zu seiner Bestimmung sehr bequemen Ort mitten unter Felsenmassen. Man kann es in zwei Theile abtheilen, wovon der erste nach dem Lande gehende, ein großer weiter Hof ist, von der Gestalt eines Parallelogramm's, der von hohen Mauern umgeben ist. Auf der Seite erblickt

man die Wohnung des Paschas in europäischem Styl erbaut. Gegen Osten liegt die Festung selbst, die ein regelmäßiges Polygon bildet, welches von französischen Ingenieurs befestigt worden ist. Man zählt darin fünf und zwanzig bronzene Kanonen, lauter 24 bis 36 Pfünder, welche stets mit Kugeln geladen sind, aus Furcht vor den Russen.

Das Meer bricht sich hier mit großem Ungestüm an den Felsen, die dem Fanaraki-Fort zum Grunde dienen; und ist es sehr stürmisch, so schlägt es sogar hinauf bis an die Wälle. So wird das Schloß zu einem furchtbaren Aufenthalte, theils wegen des Getöses der Wogen, theils wegen seiner einsamen Lage mitten in der wildesten rauhesten Natur. Man muß die Unglücklichen bedauern, welche hier als Staatsgefangene eingesperrt sind. Der berühmte Astronom und Reisende Beauchamp hatte lange diesen Ort zu seinem Kerker, bis er im Frieden der Pforte mit Frankreich seine Freiheit wieder erhielt. Des Nachts schreien die in dieser Festung befindlichen Garnisonsoldaten unaufhörlich durch Sprachröhre, um die Schiffe zu benachrichtigen, sich entfernt zu halten.

Unerachtet des Feuers dieses Forts, unerachtet der vielen andern Batterien und Schlösser auf den europäischen und asiatischen Gestaden, würde es doch den Russen sehr leicht seyn, mit einem guten Nordwind in den Kanal einzulaufen und selbst bis Konstantinopel vorzudringen. Die Türken hal-

entweder aus Unwissenheit oder fremden, ihrem eignen Interesse entgegenlaufenden Einfluß folgend, oder aus ökonomischen Rücksichten nie darein willigen wollen, die zweckmäßigen Plane, die ihnen zur Vertheidigung und Beschützung des Bosporus vorgelegt wurden, ganz in Ausführung zu bringen, und so ihren natürlichen Feinden den Weg bis zu ihrer Hauptstadt offen gelassen. Da die Batterien wenig zahlreich und verdeckt sind, so würden die Kanonen eines Kriegsschiffs sie leicht demontiren. Eine Eskadre selbst würde, bei dem gegenwärtigen Zustand der türkischen Artillerie, kaum einige Kugeln erhalten.

Obgleich übrigens hier ein Fanar unterhalten wird, so sind doch die Schiffbrüche in dieser Gegend gar nichts Seltenes, besonders da sowohl Türken als Griechen das schwarze Meer ohne Boussole befahren, und sich nie sehr von den Küsten entfernen dürfen, wenn sie nicht Gefahr laufen wollen, sich zu verirren. Verlieren sie in ihren kleinen Fahrzeugen bei einem Sturme das Land aus dem Gesicht, so kann es sich ereignen, daß sie bisweilen sogar den entgegengesetzten Weg einschlagen, insonderheit wenn weder Sonne, noch Mond und Sterne sichtbar werden. So begegnete Hrn. Beauchamp, als er von Trapezunt zurückkehrte, einem türkischen Schiffe, das östlich fuhr, und glaubte nach Konstantinopel zu segeln. So hat man Beispiele, daß Schiffe in der Nacht vor Fanaraki scheiterten, indem sie an einem ganz andern Orte zu seyn wähnten.

Am Fuße des europäischen Fanals, nur etwas weiter mittägig, befindet sich die Insel Zyanea oder vielmehr die Gruppe der Zyaneischen Felseninseln, die nur die Phantasie der Alten der Vergessenheit hat entreißen können. Gegenwärtig sind es nichts als spitzige aus dem Wasser emporragende Steinstücke von sehr geringem Umfang, und es ist daher wahrscheinlich, daß sie ehemals größer waren, aber durch die beständige Wirkung des Wassers immer mehr verkleinert wurden. Man nannte diese Felsenstücke im Meere auch Symplegaden, weil sie, von dem Punkte aus, wo man sie betrachtete, alle nur Eine Insel zu bilden schienen. Sie sind übrigens mehr oder weniger sichtbar, je nachdem der Nord- oder Südwind die Gewässer erhebt oder niederschlägt; und eben daher nahmen die immer zum Wunderbaren geneigten Griechen an, diese Inseln seyen schwimmend auf dem Meere, und sehr gefährlich für Schiffer, die mit der Fahrt in dieser Gegend unbekannt oder wenig aufmerksam und geschickt in ihrer Kunst seyen.

Auf einer dieser Inseln sieht man ein merkwürdiges Ueberbleibsel des Alterthums, das aber jetzt nur noch in einem weißen Marmorblock besteht, woran sich eine Inschrift in lateinischer Sprache befindet, deren Buchstaben jetzt indessen ganz unleserlich geworden sind. Einige Schriftsteller haben dieses Monument für einen Altar gehalten, den die Römer hier dem Apollon errichtet hätten; aber die

Inskripzion, welche ehemals daran stand und von vielen Reisenden gelesen worden ist, nehmlich: Caesari Augusto E. CL. ANNIDIUS L. F. CLA. FRONTO. beweißt, daß es nichts als ein zu Ehren Augusts erbaueter Altar war. Ohne Grund nennt man in Konstantinopel dieses Denkmahl aus der Römerwelt, die Säule des Pompejus.

Die Gegend ist hier furchtbar-abscheulich. Schäumend brechen sich die Meereswellen und das Klima ist wegen der kalten Winde äußerst unangenehm. Nicht weit von Fanaraki g. N. liegt das Thal Domausdeireh, an dessen östlichen Ende die Ruinen eines Thurmes liegen, den manche für denjenigen halten, worin Ovid starb. Der Anblick des schwarzen Meeres, auf den weiter hin die Blicke ruhen, ist äußerst einförmig und traurig schon im Sommer, und noch mehr im Winter. Dann hört nehmlich aller Handel hier auf; wüthend braußen unaufhörlich die Stürme und man hat blos das Bild des wilden Chaos vor Augen. So hat die Natur in die Nähe der schönsten Gegend der Welt eine andere gesetzt, die selbst für einen Verbrecher ein grausames Exil seyn würde.

Das Vorgebürge Klein-Asien's das dem von Panium auf der entgegengesetzten Seite in Europa entspricht, ist das berühmte Vorgebürge des Ankers, Ancyreum. Den Namen bekam es von einem steinernen Anker, den die Argonauten hier, dem Ausspruche des Orakels gemäß, nah-

men. Von den Neu-Griechen wird der nahe dabei befindliche Golf, Ajos-Sideros genannt, und dies scheint zu beweisen, daß die ersten Christen die Reinigkeit ihres Kultus durch die Einmischung der Fabel von Jason befleckten.

Der Fanal von Asien, der auf dem Vorgebürge Ancyreum steht, wird durch ein Fort vertheidigt, das zu gleicher Zeit und von dem nehmlichen Baumeister, wie das auf der europäischen Küste gegenüberliegende, erbauet wurde. Am Fuße des genannten Vorgebürges befinden sich die Zyaneischen Inseln von Asien, unter welchen Dionysius von Byzanz eine unter dem Namen des Thurms der Medea auszeichnete.

Das Vorgebürge Korazion lag dem Hafen der Ephesier gerade gegenüber, und man hatte ihm diesen Namen aus der Ursache gegeben, weil er stets mit Raben bedeckt ist. Gegenwärtig heißt es Fil-Burun. Nahe dabei liegt das Fort Porias-Liman, das der Baron Tott im J. 1773 erbauete, und 23 Kanonen in sich faßt. Man hat bisweilen geglaubt, der hierauf folgende Golf von Pantihium, gegenwärtig Ketcheli-Liman genannt, wäre der Ort gewesen, den Belisar zu seinem Erholungsaufenthalte sich erwählt habe. In der That hieß auch Belisar's Lustschloß Pantichium; allein es lag auf der Straße von Kalzedon nach Nikomedien.

Die Batterie von Kavak in Asien ward

im J. 1783 von Toussaint nach den Befehlen des damaligen Kapudan-Pascha's Hassan erbauet. Sie enthielt damals 25 Kanonen und acht Mörser. Im Jahr 1794 ward diese Zahl durch den Ingenieur Monnier mit zwölf Kanonen und sechs Mörsern vermehrt. Am Fuße dieser Batterie bemerkt man unterm Wasser die Trümmer des Damms, an welchem die Kette befestigt war, die den Eingang des Bosporus verschloß und deren anderes Ende bis in das gegenüber liegende europäische Schloß reichte. Dieser Damm diente nicht nur diese Kette zu befestigen, sondern auch einen trefflichen Hafen zu begränzen, der den Namen: Hafen des Tempels führte, in welchem sich die Schiffe in Sicherheit gegen die Strömungen und Nordwinde befanden.

Diodor von Sizilien erzählt, die Argonauten hätten, als sie von Kolchos zurückkehrten, Altäre errichtet und Opfer gebracht beim Eingang des schwarzen Meeres in den thrazischen Bosporus. Es ist wahrscheinlich, sagt Dionysius von Byzanz, daß die Argonauten nach dem Rathe Phinea's Jupiter'n opferten, um günstige Winde zu erflehen. Die Winde, welche sie auf ihrer Reise aufhielten, fingen zu wehen an, wenn die Sonne am Ende des Krebses sich befand; sie hörten auf, wenn sie in die Mitte des Zeichens der Jungfrau traten. Noch jetzt bemerkt man fast das nehmliche Phänomen. Der Jeron oder Tempel des Ju-

piter's ward durch Phryxus erbauet; die Kalzedonier und Byzantiner stritten lange Zeit um den Besitz desselben. Das asiatische Schloß, Anadoli-Kavak, ward an der Stelle oder wenigstens in der Nachbarschaft dieses berühmten Tempels des Jupiter Urius aufgerichtet, und der Name Jeron, den die neuern Griechen noch eben so rein, als zur Zeit des Dionysius und Apollonius, beibehalten haben, beweißt hinlänglich, daß Jupiter's Tempel nicht weit davon entfernt gewesen seyn kann.

Das Vorgebürge Argyronium, das zunächst nach dem Hafen des Tempels folgt, heißt jetzt Magiar-Burun. Man sieht da die Batterie von Puscha, die 23 Kanonen und 12 Mörser in sich faßt, und im J. 1796 durch den Ingenieur Monnier erbauet wurde. Die Kirche des heiligen Pantaleon, deren Trümmer man auf den Höhen der steilen, diese Batterie beherrschenden, Felsen bemerkt, hatte den Kaiser Justinian zum Erbauer, und wurde sehr wahrscheinlich aus den Ruinen des Tempels des Jupiter Urius errichtet.

Nahe dabei liegt der Berg des Riesen, die größte aller Anhöhen, die sich auf beiden bosporischen Gestaden erheben. Schon von Bojuckdereh aus, erblickt man ihn auf der gegenüberstehenden Küste in der Gestalt einer Hügelspitze, welche nahe am Kanal über alle andere weit empor steht.

Berühmt ist dieser Berg durch eine unendliche Menge von Fabeln aus der hehren Griechenwelt. Auf dem Gipfel zeigen die Türken ein Grab von einer außerordentlichen Größe, worin der Sage nach die Gebeine eines Riesen ruhen sollen.

Es verdient unsere Verwunderung, daß Peter Gilles, dieser eifrige und scharfsinnige Erforscher der Alterthümer am Bosporus, hierin nicht das Grab des Amykus erkannt hat, der durch Pollux überwunden ward, und den Valerius Flakkus den Riesen nennt: denn nach dem Berichte des Dionysius von Byzanz hatte dieser in einem der benachbarten Golfe seinen Hof etablirt. Ohne Zweifel war dieser Gelehrte nicht von dem Namen unterrichtet, den der Berg noch bis zu unsern Tagen behalten hat; dieser Name allein würde hingereicht haben, ihm die Fabel von Amykus in's Gedächtniß zurückzurufen. Dann würde er gewiß dem vortrefflichen Beobachter, dem byzantinischen Dionysius, den Vorwurf nicht gemacht haben, daß er mehr die asiatische als die europäische Seite des Bosporus gekannt habe.

Der Hügel selbst ist schieferhaltig und hat außer der Fruchtbarkeit des Bodens nichts Merkwürdiges. Fettes Gras wächst in Ueberfluß hier, die Vegetation ist kraftvoll, und die Zahl der seltenen und merkwürdigen Gewächse groß genug, um die Aufmerksamkeit des Botanisten zu reizen. Ein Theil der Anhöhe war mit Getraide besäet, auf einem andern

Norden endigte er sich in das Vorgebürge Milton, und man sah da weiland einen Tempel, der dem berühmten Tempel des Jupiter Urius auf der asiatischen Seite gerade gegenüber stand. In unsern Tagen erblickt man da eine furchtbare im Jahre 1796 errichtete Batterie, deren Erbauer der Ingenieur Mönnier war, und welche 25 Kanonen von schweren Kaliber enthält.

Nicht weit von hier steht das Schloß von Europa, Rumeli Kavak, wo sich die von Tousaint im J. 1783 erbauete und durch Monnier 1794 verbesserte Batterie befindet. Die Ruinen, welche in der Nähe dieses europäischen Schlosses in die Augen fallen, sind die der ehemaligen genuesischen Festung, die diesen Platz einnahm. Der Fluß der sich weiterhin in dieser Gegend ins Meer ergießt, führte in alten Zeiten den Namen Chrysorhoas, weil er Goldsand mit sich führte.

Auf den nahe bei diesem Flusse befindlichen Anhöhen gegen Norden, stand der Thurm Timea, auf welchem ein Fanar errichtet war, der dazu diente den Schiffern den Eingang in den Bosporus zu bezeichnen. Man entdeckt von diesem Punkte aus das schwarze Meer, die thrazische Meerenge, Konstantinopel und das Marmorameer.

Der Hafen von Bojuck-Liman, der sich bei dem Ausfluß des Chrysorhoas befindet, ist der alte Hafen der Ephesier. Von da an bis zum Fort Karipscheh, wo der Hafen der Lyzier

nur, ist der Kanal mit steilen Felsen von außerordentlicher Höhe umgeben, deren Kette nur durch den Golf von Bojuck-Liman unterbrochen ist. Die Batterie von Bojuck-Liman enthält zwölf Stück Kanonen und ward von den Ingenieuren Lafitte und Monnier errichtet. Das Fort Karipscheh faßt drei und zwanzig Kanonen in sich, und ward nach den Planen und unter der Direktion des Baron Tott's im J. 1773 erbauet.

Weiterhin hat man auf einem fast ganz spitzigen Felsen, da wo ehemals das alte Vorgebürge Panium lag, einen Leuchtthurm angebracht, der der Fanal von Europa (Rumeli-Fener) zum Unterschied von dem gegenüber auf der asiatischen Küste befindlichem, genannt wird. Sobald es Nacht geworden, zündet man das Feuer hier an, um den nach Konstantinopel vom schwarzen Meere her segelnden Schiffen den Eingang der Meerenge anzudeuten.

Nicht weit davon befindet sich das Schloß Fanaraki, welches die Mündung des Kanals auf der Seite von Europa vertheidigen soll. Es ward im J. 1769 von einem griechischen Architekten erbauet, und liegt an einem zu seiner Bestimmung sehr bequemen Ort mitten unter Felsenmassen. Man kann es in zwei Theile abtheilen, wovon der erste nach dem Lande gehende, ein großer weiter Hof ist, von der Gestalt eines Parallelogramm's, der von hohen Mauern umgeben ist. Auf der Seite erblickt

man die Wohnung des Paschas in europäischem Styl erbaut. Gegen Osten liegt die Festung selbst, die ein regelmäßiges Polygon bildet, welches von französischen Ingenieurs befestigt worden ist. Man zählt darin fünf und zwanzig bronzene Kanonen, lauter 24 bis 36 Pfünder, welche stets mit Kugeln geladen sind, aus Furcht vor den Russen.

Das Meer bricht sich hier mit großem Ungestüm an den Felsen, die dem Fanaraki-Fort zum Grunde dienen; und ist es sehr stürmisch, so schlägt es sogar hinauf bis an die Wälle. So wird das Schloß zu einem furchtbaren Aufenthalte, theils wegen des Getöses der Wogen, theils wegen seiner einsamen Lage mitten in der wildesten rauhesten Natur. Man muß die Unglücklichen bedauern, welche hier als Staatsgefangene eingesperrt sind. Der berühmte Astronom und Reisende Beauchamp hatte lange diesen Ort zu seinem Kerker, bis er im Frieden der Pforte mit Frankreich seine Freiheit wieder erhielt. Des Nachts schreien die in dieser Festung befindlichen Garnisonssoldaten unaufhörlich durch Sprachröhre, um die Schiffe zu benachrichtigen, sich entfernt zu halten.

Unerachtet des Feuers dieses Forts, unerachtet der vielen andern Batterien und Schlösser auf den europäischen und asiatischen Gestaden, würde es doch den Russen sehr leicht seyn, mit einem guten Nordwind in den Kanal einzulaufen und selbst bis Konstantinopel vorzudringen... Die Türken haben

entweder aus Unwissenheit oder fremden, ihrem eignen Interesse entgegenlaufenden Einfluß folgend, oder aus ökonomischen Rücksichten nie darein willigen wollen, die zweckmäßigen Plane, die ihnen zur Vertheidigung und Beschützung des Bosporus vorgelegt wurden, ganz in Ausführung zu bringen, und so ihren natürlichen Feinden den Weg bis zu ihrer Hauptstadt offen gelassen. Da die Batterien wenig zahlreich und verdeckt sind, so würden die Kanonen eines Kriegsschiffs sie leicht demontiren. Eine Eskadre selbst würde, bei dem gegenwärtigen Zustand der türkischen Artillerie, kaum einige Kugeln erhalten.

Obgleich übrigens hier ein Fanar unterhalten wird, so sind doch die Schiffbrüche in dieser Gegend gar nichts Seltenes, besonders da sowohl Türken als Griechen das schwarze Meer ohne Boussole befahren, und sich nie sehr von den Küsten entfernen dürfen, wenn sie nicht Gefahr laufen wollen, sich zu verirren. Verlieren sie in ihren kleinen Fahrzeugen bei einem Sturme das Land aus dem Gesicht, so kann es sich ereignen, daß sie bisweilen sogar den entgegengesetzten Weg einschlagen, insonderheit wenn weder Sonne, noch Mond und Sterne sichtbar werden. So begegnete Hrn. Beauchamp, als er von Trapezunt zurückkehrte, einem türkischen Schiffe, das östlich fuhr, und glaubte nach Konstantinopel zu segeln. So hat man Beispiele, daß Schiffe in der Nacht vor Fanaraki scheiterten, indem sie an einem ganz andern Orte zu seyn wähnten.

Am Fuße des europäischen Kanals, nur etwas weiter mittägig, befindet sich die Insel Zyanea oder vielmehr die Gruppe der Zyaneischen Felseninseln, die nur die Phantasie der Alten der Vergessenheit hat entreißen können. Gegenwärtig sind es nichts als spitzige aus dem Wasser emporragende Steinstücke von sehr geringem Umfang, und es ist daher wahrscheinlich, daß sie ehemals größer waren, aber durch die beständige Wirkung des Wassers immer mehr verkleinert wurden. Man nannte diese Felsenstücke im Meere auch Symplegaden, weil sie, von dem Punkte aus, wo man sie betrachtete, alle nur Eine Insel zu bilden schienen. Sie sind übrigens mehr oder weniger sichtbar, je nachdem der Nord- oder Südwind die Gewässer erhebt oder niederschlägt; und eben daher nahmen die immer zum Wunderbaren geneigten Griechen an, diese Inseln seyen schwimmend auf dem Meere, und sehr gefährlich für Schiffer, die mit der Fahrt in dieser Gegend unbekannt oder wenig aufmerksam und geschickt in ihrer Kunst seyen.

Auf einer dieser Inseln sieht man ein merkwürdiges Ueberbleibsel des Alterthums, das aber jetzt nur noch in einem weißen Marmorblock besteht, woran sich eine Inschrift in lateinischer Sprache befindet, deren Buchstaben jetzt indessen ganz unleserlich geworden sind. Einige Schriftsteller haben dieses Monument für einen Altar gehalten, den die Römer hier dem Apollon errichtet hätten; aber die

Inskripzion, welche ehemals daran stand und von vielen Reisenden gelesen worden ist, nehmlich: Caesari Augusto E. CL ANNIDIUS L. F. CLA. FRONTO. beweißt, daß es nichts als ein zu Ehren Augusts erbaueter Altar war. Ohne Grund nennt man in Konstantinopel dieses Denkmahl aus der Römerwelt, die Säule des Pompejus.

Die Gegend ist hier furchtbar-abscheulich. Schäumend brechen sich die Meereswellen und das Klima ist wegen der kalten Winde äußerst unangenehm. Nicht weit von Fanaraki g. N. liegt das Thal Domausdeireh, an dessen östlichen Ende die Ruinen eines Thurmes liegen, den manche für denjenigen halten, worin Ovid starb. Der Anblick des schwarzen Meeres, auf den weiter hin die Blicke ruhen, ist äußerst einförmig und traurig schon im Sommer, und noch mehr im Winter. Dann hört nehmlich aller Handel hier auf; wüthend braußen unaufhörlich die Stürme und man hat blos das Bild des wilden Chaos vor Augen. So hat die Natur in die Nähe der schönsten Gegend der Welt eine andere gesetzt, die selbst für einen Verbrecher ein grausames Exil seyn würde.

Das Vorgebürge Klein-Asien's das dem von Panium auf der entgegengesetzten Seite in Europa entspricht, ist das berühmte Vorgebürge des Ankers, Ancyreum. Den Namen bekam es von einem steinernen Anker, den die Argonauten hier, dem Ausspruche des Orakels gemäß, nah-

men. Von den Neu-Griechen wird der nahe dabei befindliche Golf, Ajos-Sideros genannt, und dies scheint zu beweisen, daß die ersten Christen die Reinigkeit ihres Kultus durch die Einmischung der Fabel von Jason befleckten.

Der Fanal von Asien, der auf dem Vorgebürge Ancyreum steht, wird durch ein Fort vertheidigt, das zu gleicher Zeit und von dem nehmlichen Baumeister, wie das auf der europäischen Küste gegenüberliegende, erbauet wurde. Am Fuße des genannten Vorgebürges befinden sich die Zyaneischen Inseln von Asien, unter welchen Dionysius von Byzanz eine unter dem Namen des Thurms der Medea auszeichnete.

Das Vorgebürge Korazion lag dem Hafen der Ephesier gerade gegenüber, und man hatte ihm diesen Namen aus der Ursache gegeben, weil er stets mit Raben bedeckt ist. Gegenwärtig heißt es Fil-Burun. Nahe dabei liegt das Fort Porias-Liman, das der Baron Tott im J. 1773 erbauete, und 23 Kanonen in sich faßt. Man hat bisweilen geglaubt, der hierauf folgende Golf von Pantihium, gegenwärtig Ketcheli-Liman genannt, wäre der Ort gewesen, den Belisar zu seinem Erholungsaufenthalte sich erwählt habe. In der That hieß auch Belisar's Lustschloß Pantichium; allein es lag auf der Straße von Kalzedon nach Nikomedien.

Die Batterie von Kavak in Asien ward

im J. 1783 von Toussaint nach den Befehlen des damaligen Kapudân-Pascha's Haßan erbauet. Sie enthielt damals 25 Kanonen und acht Mörser. Im Jahr 1794 ward diese Zahl durch den Ingenieur Monnier mit zwölf Kanonen und sechs Mörsern vermehrt. Am Fuße dieser Batterie bemerkt man unterm Wasser die Trümmer des Damms, an welchem die Kette befestigt war, die den Eingang des Bosporus verschloß und deren anderes Ende bis in das gegenüber liegende europäische Schloß reichte. Dieser Damm diente nicht nur diese Kette zu befestigen, sondern auch einen trefflichen Hafen zu begränzen, der den Namen Hafen des Tempels führte, in welchem sich die Schiffe in Sicherheit gegen die Strömungen und Nordwinde befanden.

Diodor von Sizilien erzählt, die Argonauten hätten, als sie von Kolchos zurückkehrten, Altäre errichtet und Opfer gebracht beim Eingang des schwarzen Meeres in den thrazischen Bosporus. Es ist wahrscheinlich, sagt Dionysius von Byzanz, daß die Argonauten nach dem Rathe Phinea's Jupiter'n opferten, um günstige Winde zu erflehen. Die Winde, welche sie auf ihrer Reise aufhielten, fingen zu wehen an, wenn die Sonne am Ende des Krebses sich befand; sie hörten auf, wenn sie in die Mitte des Zeichens der Jungfrau traten. Noch jetzt bemerkt man fast das nehmliche Phänomen. Der Jeron oder Tempel des Ju-

piter's ward durch Phryxus erbauet; die Kalzedonier und Byzantiner stritten lange Zeit um den Besitz desselben. Das asiatische Schloß, Anadoli-Kavak, ward an der Stelle oder wenigstens in der Nachbarschaft dieses berühmten Tempels des Jupiter Urius aufgerichtet, und der Name Jeron, den die neuern Griechen noch eben so rein, als zur Zeit des Dionysius und Apollonius, beibehalten haben, beweißt hinlänglich, daß Jupiter's Tempel nicht weit davon entfernt gewesen seyn kann.

Das Vorgebürge Argyronium, das zunächst nach dem Hafen des Tempels folgt, heißt jetzt Magiar-Burun. Man sieht da die Batterie von Puscha, die 23 Kanonen und 12 Mörser in sich faßt, und im J. 1796 durch den Ingenieur Monnier erbauet wurde. Die Kirche des heiligen Pantaleon, deren Trümmer man auf den Höhen der steilen, diese Batterie beherrschenden, Felsen bemerkt, hatte den Kaiser Justinian zum Erbauer, und wurde sehr wahrscheinlich aus den Ruinen des Tempels des Jupiter Urius errichtet.

Nahe dabei liegt der Berg des Riesen, die größte aller Anhöhen, die sich auf beiden bosporischen Gestaden erheben. Schon von Bojuckdereh aus, erblickt man ihn auf der gegenüberstehenden Küste in der Gestalt einer Hügelspitze, welche nahe am Kanal über alle andere weit emporsteht.

Berühmt ist dieser Berg durch eine unendliche Menge von Fabeln aus der hehren Griechenwelt. Auf dem Gipfel zeigen die Türken ein Grab von einer außerordentlichen Größe, worin der Sage nach die Gebeine eines Riesen ruhen sollen.

Es verdient unsere Verwunderung, daß Peter Gilles, dieser eifrige und scharfsinnige Erforscher der Alterthümer am Bosporus, hierin nicht das Grab des Amykus erkannt hat, der durch Pollux überwunden ward, und den Valerius Flakkus den Riesen nennt: denn nach dem Berichte des Dionysius von Byzanz hatte dieser in einem der benachbarten Golfe seinen Hof etablirt. Ohne Zweifel war dieser Gelehrte nicht von dem Namen unterrichtet, den der Berg noch bis zu unsern Tagen behalten hat; dieser Name allein würde hingereicht haben, ihm die Fabel von Amykus in's Gedächtniß zurückzurufen. Dann würde er gewiß dem vortrefflichen Beobachter, dem byzantinischen Dionysius, den Vorwurf nicht gemacht haben, daß er mehr die asiatische als die europäische Seite des Bosporus gekannt habe.

Der Hügel selbst ist schieferhaltig und hat außer der Fruchtbarkeit des Bodens nichts Merkwürdiges. Fettes Gras wächst in Ueberfluß hier, die Vegetation ist kraftvoll, und die Zahl der seltenen und merkwürdigen Gewächse groß genug, um die Aufmerksamkeit des Botanisten zu reizen. Ein Theil der Anhöhe war mit Getraide besäet, auf einem andern

weidete täglich eine Heerde Vieh. Von der Spitze der Anhöhe verdienen die vielen außerordentlich mannigfaltigen und anmuthigen Prospekte, die sich dort dem entzückten Auge darbieten, bewundert zu werden. Man erblickt auf der einen Seite das schwarze Meer, auf der andern das Mare di Marmora: mit Vergnügen schweifen die Blicke über das fruchtbare, zum Theil bergigte und wilde Terrain von Europa nud Asien hin, und man kann sich nicht satt sehen an den reizenden Schlangenformen des unvergleichlichen Meerkanals. In der Nähe befinden sich mehrere kleinere mit Genisse, Zisten, Erdbeerstöcken und Heidekraut bedeckte Hügel. Man findet da die berühmte Niesewurzel des Hypokrates, die Meisterwurzel, eine schöne Art buplevrum, eine Gattung starkriechenden Gummi's und zahllose andere Pflanzen mehr. Eine Menge Griechen waren damit beschäftigt, die Klötze und Stämme der Erdbeerbäume auszureißen, um daraus Kohlen zu brennen.

Wir wollen nun wieder nach Bojuckdereh uns zurückbegeben, um die berühmten Konstantinopolitaner Wasserleitungen in Augenschein zu nehmen. Von der großen Wiese kamen wir auf einen gut gepflasterten Weg, der sich zwischen hohen und mit Wald bewachsenen Bergen hinzieht. Nach einer starken Stunde eines raschen Gangs befanden wir uns unter einer, der in dieser Gegend befindlichen Wasserleitungen. Ein] und

zwanzig massive, aus Quadern gebaute Bogen verbinden hier zwei Berge mit einander, und über diese Bogen wird das Wasser über das Thal nach Galata geleitet. Obgleich die Gewölbe spitz zulaufen und etwas gothisch sind, so haben die Bogen doch ein leichtes Ansehen. Das Werk wurde, als eine Nachahmung der in der Nähe befindlichen justinianischen Aquädukten vor einigen siebenzig Jahren angelegt. Der Großvezier, unter dessen Direktion der Bau angefangen und vollendet wurde, rechnete seinem Sultan dafür zwei Millionen Piaster an, fiel darum in Ungnade und verlohr seinen Kopf.

Der Weg ging unter dieser Wasserleitung her nach dem Dorfe Bachtschekioi, daher auch bisweilen dieser von den Türken erbaute Aquädukt der Aquädukt von Bachtschekioi genannt wird. An diesem Orte trifft man einen guten Landwein an, und links dehnt sich zwischen Bergen ein schönes grünes Thal aus, in welchem gewöhnlich fette Hammel und Schaafe weiden. Auch führt ein Weg von hier nach Belgrad. In einiger Entfernung von der eben beschriebenen Wasserleitung liegt nun der sogenannte lange Aquädukt, in welchem das Wasser über funfzig Bogen geleitet wird.

Geht man von der mit Hecken eingefaßten geraden Straße, welche nach Belgrad führt, etwas ab; so kommt man zu den Justinianischen Wasserleitungen. Sie wurden in der Absicht errichtet, um der Hauptstadt gutes süßes Wasser zu-

zuführen, da es ihr an Quellen mangelte, und dienen auch noch jetzt zu diesem Behufe. Dieses Monument der griechisch-römischen Baukunst ward unter der Regierung des jüngern Kaisers Justinian, und unter seiner unmittelbaren Aufsicht angelegt. Ueber zwei hohe Berge wird das Wasser über ein nicht sehr breites Thal geleitet. Zwei Reihen hoher und rundgewölbter Bogen erheben sich im Thal und verbinden diese Berge. Die Länge des ganzen Werks beträgt 440 und die Höhe 107 engl. Fuß; das Gebäude ist also höher als der berühmte Pont du gard bei Nismes ist. Unter den Bogen geht ein Weg über den im Thale sich hinschlängelnden Fluß. Eine schöne maßive Treppe führt hinauf. Wir besahen zuerst das Innere dieser großen und kostbaren architektonischen Schöpfung, und gingen in denselben durch verschiedene Gallerien oder Gänge. Die hohen Schwibbögen sind von Quadern aufgeführt, und das Wasser wird vermittelst derselben in bleiernen Röhren zwei Tagereisen weit in die Stadt geleitet. Das Gemäuer dieser Arcaden ist wohl 14 Schuh dick.

Das Ganze, welches zweien ungeheuren Brücken ähnlich ist, wovon jede von 4 schönen Bogen getragen wird, ist zwar nicht im reinsten Geschmack aufgeführt, und der Kenner sieht leicht, daß es kein Produkt des Augustischen Zeitalters seyn kann; aber gegen die türkischen Arbeiten ähnlicher Art, sticht es doch sehr hervor. Vergleicht man beide, so hat man

Gelegenheit, den großen Unterschied zwischen der schweren und plumpen muselmännischen, und der leichten und doch dauerhaften griechischen Architecktur, selbst wie diese schon längst im Sinken war, zu bemerken. Die Wirkung der sonst kühn aufgeführten Arkaden wird durch einige sehr unbedeutende Künsteleien, die in den Zwischenräumen angebracht sind, sehr geschwächt; aber das Kolossalische und Nützliche des großen Unternehmens macht, daß man, Nebensachen nicht achtend, nur das Ganze bewundert.

Fast zwölf Jahrhunderte trotzt dieses schöne Werk, an welchem wahrscheinlich durch die häufigen Erdbeben in dieser Gegend an verschiedenen Orten Fugen entstanden sind, der sonst Alles zerstörenden Zeit. Zwischen den Quadern fällt durch diese Fugen ein immerwährender Staubregen; aber die Bögen selbst haben durch die Länge der Zeit wenig gelitten, und nur an einigen Orten sah man das Wasser durchdringen und Tropfsteine bilden. Wir bestiegen die Treppe, welche zum Aquädukt hinaufführt, und staunten noch einmal die herrliche Arkade an, die sich hoch und leicht über uns wölbte. Immergrünender Epheu schlängelt und rankt sich hier an mehrern Stellen so schön an dem alten Gemäuer hinauf und bedeckt dasselbe so anmuthig, als wenn die mühsamste Kunst ihn geordnet hätte. Die Steine haben an verschiedenen Orten, durch die im herabträufelnden Wasser enthaltenen Kalk- und

Sandtheilchen eine Glasur erhalten, und wenn die Sonne das Ganze beleuchtet, hat man einen romantischen Anblick auf diesem ungleichen, mit Wäldchen und Hügeln rings umher umgebenen Terrain.

Wir stiegen bis zur zweiten Reihe von Bögen, durch welche man, gleich wie auf einer Brücke, über den Fluß, der unter der Wasserleitung im Thale hinströmt, von einem Berge bis zum andern gehen kann. Dieser Weg schien häufig betreten zu seyn, da auf mancher Stelle die Steine schon ziemlich ausgehölt waren. Die Aussicht von oben herab auf das weite, an einer Straße bebaute Thal, war vortrefflich; in einer kleinen Entfernung (sie mag ungefähr eine halbe Stunde betragen,) erblickte man das ziemlich weitläuftig gebaute Dorf Burgas. Es wird von Griechen bewohnt und zählt 375 Häuser. Hier war es, wo der siegreiche und nachher, wie erzählt wird, so unglückliche Feldherr des Kaisers Justinian, Belisar, verfolgt und verkannt, in Blindheit und Armuth sein Alter beschlossen haben soll. Nicht weit von Burgas liegt ein türkisches Dorf.

Wir müssen nun noch etwas über das Alterthum der Wasserleitungen in diesen Gegenden bemerken: Noch vor der Gründung des orientalischen Kaiserthums durch Konstantin, hatte der Kaiser Hadrian einen Aquädukt anlegen lassen, um Byzanz mit Wasser zu versehen, und es führte derselbe

lange seinen Namen. Wahrscheinlich ist dies das nehmliche Denkmahl, das nachher den Namen des Valens und den des Theodosius führte. Prokopius beklagt sich darüber, daß es unter der Regierung Justinians versäumt würde, dies Gebäude durch gehörige Ausbesserungen zu erhalten; und Zonaras setzt hinzu, dieser Kaiser habe das Blei von diesen grossen Kanälen zum Bau anderer Gebäude, und insonderheit des Sophientempels verwandt. Indessen scheint doch Justinian nachher auf Verbesserung der hier so nöthigen Wasserleitungen sein Augenmerk gerichtet zu haben, daher eine noch gegenwärtig bestimmt seinen Namen führt. Als die Avaren diese Gebäude unter der Regierung des Heraklius zerstört hatten, stellte sie Konstantin Ikonomachus wieder her, und endlich bauete sie Soliman der Prächtige, da sie ganz in Verfall gerathen waren, von neuem wieder auf. Man bewundert mit Recht bei diesem türkischen Aquädukt (der in der Landessprache Bosdoghan-Kemer genannt wird) die Grösse der Arbeit, und wünscht dem Werke selbst, daß, wie die Mauern von Konstantinopel, von Steinen und Backsteinen untermischt aufgeführt ist, nur in architektonischer Hinsicht eine grössere Vollkommenheit. Mit grösserm Vergnügen verweilt darum das Auge bei der Betrachtung der Wasserleitung von Burgas, die wie oben bereits erzählt wurde, nicht nur weit solider und eleganter ist als der Solimanische, son-

dern auch eine so bequeme Einrichtung hat, daß man sie, ihrer ganzen Länge nach (über 120 Toisen) zu Pferd überschreiten kann. Aber eben so merkwürdig, wie diese großen Gebäude selbst, ist es zu sehen, wie die Gewässer des Flusses Hydraulis, drei franz. Meilen weit hergeleitet und durch diese beiden Aquädukten bis zu den erhabensten Orten Konstantinopel's gebracht werden, wo sie in die zahllosen Bäder und Springbrunnen vertheilt werden.

Von Burgas gelangten wir in einen schönen Eichenwald, wo man eine Menge rund herum gemauerter Oeffnungen sieht, die bis auf die in der Erde liegenden Wasserröhren herabgehen, und kamen einem großen von Quadern gebauten Reservoir vorbei, wo das Wasser stark rauschend aus einer weiten Röhre herabstürzte, und sich von hieraus in mehrere andere Röhren vertheilt. Ein schon verfallener Kiosk oder Pavillon war über diesem Baßin gebaut, und lag anmuthig unter schattigen Bäumen über den tosenden Wassersturz versteckt. Man sieht nachher noch einen andern großen Wasserbehälter, der sehr breit und gleich einem Fluße sich zwischen den Eichen hinzieht. Auf einer Stelle stürzte sich das Wasser mit Geräusch hinab in die Tiefe und bildete einen schönen Fall. Von hier führt eine lange Brücke auf ein großes, angenehm gelegenes Sommerhaus zu. Von hieraus werden die mehresten Aquädukten der Gegend mit Wasser versehen. Von

den süßen Wassern kann man über Berge nach Pera in einem Umwege zurückgehen, und dann hat man den Weg eine gute Weile über große Röhren, die längs der Erde zu zwei hohen Pyramiden führen. Aus diesen und durch die Röhren wird das aus weiter Ferne durch die Baßins, Kanäle und Wasserleitungen herbeigeführte Wasser über Hügel und Thäler bis zur Stadt selbst hingebracht.

Wir irrten eine gute Weile in den anmuthigen Kastanien- und Eichenwäldchen umher, die malerischen Ansichten der Seen, welche das in hölzernen Behältern oder marmornen Becken aufgehaltene Wasser bildet, gaben einen großen Genuß, und mit Vergnügen betrachteten wir die romantischen Szenen, welche die Natur in reicher Fülle hier darbietet. Endlich erblickten wir das zwei Stunden von Burgas entfernte Dorf Belgrad, dessen Namen jeder oft wird gehört haben, der nur einige Zeit in Pera lebte. Dies ist nehmlich bekanntlich der so gerühmte Aufenthaltsort für die europäischen Gesandten und Franken in den Sommermonaten, wo sie ehemals allgemein diese Zeit hinbrachten, die sie aber jetzt zum Theil mit dem Leben zu Bojuckdereh theilen, während andere allein an diesem letztern Orte in der schönen Jahrszeit wohnen und Belgrad gar nicht mehr besuchen.

Belgrad ist in der That auch noch gegenwärtig, wo er ziemlich verlassen ist, ein sehr anmuthiger Ort, an welchem sich jeder, der Sinn für das

stille und thätige Landleben hat, und dem pittoreske Naturgemälde gefallen, ergötzen wird. Er liegt mitten in einem reizenden Walde, den mehrere Bäche klaren Wassers kühlen: nimmer ist die Luft hier brennend, nimmer erstarrend, mild ist das Klima fast das ganze Jahr hindurch, und während bei uns noch alles unter Eis und Schnee begraben liegt, erinnern den Wanderer hier schon die belaubten Bäume und die warme Atmosphäre an die bessere Jahreszeit.

Die Gegend von Belgrad enthält eine Menge Haine und schöner waldiger Szenen. Dies ist nun für einen, der lange in dem Gewühl und der Nachbarschaft Konstantinopels verweilt hat, ein eben so neues als interessantes Schauspiel. Wem fallen hier nicht zugleich die Lobeserhebungen bei, die Lady Maria Wortley Montague diesem bezaubernden Orte gezollt hat. „Die Hitze, welche zu Konstantinopel herrscht, schreibt sie, hat mich nach Belgrad getrieben, das vollkommen der Beschreibung der elysäischen Gefilde entspricht. Ich befinde mich in der Mitte einer Waldgegend, worinn eine Menge wilde Obstbäume prangen, die von einer Menge Quellen bewässert wird, die wegen ihres herrlichen Wassers berühmt sind, und in der es viele schattige Spaziergänge giebt. Es liegt im Angesicht des schwarzen Meeres, woher uns eine beständige Kühlung zuweht, die uns die Sonnenhitze nicht fühlen läßt. Das Dorf wird blos von reichen Chri-

sen bewohnt, die alle Nächte bei einer Quelle, vierzig Schritte von meiner Wohnung zusammen kommen, um zu singen und zu tanzen.“ Wenn Belgrad nun auch gleich nicht das Paradies selber ist, so ist es doch unstreitig einer der schönsten Orte in diesem Theile der Erde.

Der Wald von Belgrad besitzt, außer der ihm natürlichen Schönheit, mehrere Dörfer, die man doch aus der Dunkelheit hervorziehen sollte. Nicht minder interessant würde es gewiß seyn, die hier stehenden Bäume und Pflanzen, so wie andere Erzeugnisse, zu untersuchen, unter denen sich Sassaparille, der Lerchenschwamm, die Scharlachbeere und eine unzählige Menge anderer für die Künste und Medizin brauchbare Dinge befinden; endlich würde man bei einer solchen Untersuchung auch die geologische des Bodens nicht vergessen dürfen, der bis an's schwarze Meer sichtbar vulkanischer Natur ist. Für die Jagd giebt es eine außerordentliche Ausbeute; Rehe, Fasane, wilde Enten, Waldschnepfen, Haasen sind in Ueberfluß vorhanden und man durchstreicht fast nicht die benachbarten Waldungen, ohne ein scheues Wild aufzuschrecken.

Die Dörfchen in Belgrad's Umgebungen liegen nahe bei einander und werden von Griechen bewohnt. Die Felder zeigen einige Kultur; man sieht da Weinstöcke in Menge und artige Gärten. Die vortreffliche Gattung Eichbäume, die man hier so häufig antrifft, (quercus racemosa,) würde zum

Schiffbau besonders gut zu benutzen seyn. Der Kryptogamist könnte hier sein Portefeuille gewiß mit vielen neuen Species füllen; aber noch hat kein solcher eine Exkursion in die Environs von Belgrad gemacht.

Das erste Gebäude, was wir zu Gesicht bekamen, war der Pallast von Holland. Er steht allein, mitten im Walde, dicht bei einem See, wo, wie ein neuer Reisender bemerkt, die immer quäckenden Frösche den Minister, der einige Monate des Jahrs hier zuzubringen pflegt, an die Sümpfe seines Vaterlandes erinnern. Das Haus des englischen Gesandten steht höher als die übrigen im Dorfe; es ist darum sowohl die anmuthigste als gesundeste Wohnung hier. Nicht weit davon befindet sich das preußische Palais. Die übrigen Gesandten beziehen selten auf geraume Zeit Wohnungen in Belgrad.

Die Ursache, warum in unsern Tagen Bojuckdereh zum Sommeraufenthalte vorgezogen wird, ist, weil, so schön und ländlich die Lage Belgrad's auch ist, man doch Wechselfiebern ausgesetzt ist. Die Luft wird nehmlich in diesem sumpfigen, von Bergen umgebenen Thale, oft ungesund und erzeugt dann epidemische Krankheiten. Dies ist seit der Zeit der Fall, daß man aufgehört hat, einen kleinen See zu unterhalten und von Zeit zu Zeit reinigen, der sich neben dem Dorfe befindet. Dieser See ward in einem Thale durch eine dicke Mauer gebildet, welche

das Regenwasser aufhielt, wozu das Wasser von mehrern kleinen Quellen noch hinzukam. Durch den Abfluß wird ein Theil der Aquädukten versehen.

In dem so genannten Wirthshause zu Belgrad, ist man gar nicht auf Bewirthung von Europäern eingerichtet. Gemeiniglich findet man da nichts als einige Früchte, Milch, Brod und Wein. Der Fremde, der Bojuckdereh besucht, pflegt darum auch nur von da aus, einen Spatziergang nach dieser Gegend zu machen, und gemeiniglich noch an demselben Tage wieder zurückzukehren.

III.

Das ehemalige Londner Theater von Löchner in Moskwa.

(aus Voyage philosophique d'Angleterre)

Folgendes ist das Resultat meiner Erkundigungen über den Zustand der ehemaligen Schaubühne in London. Die Stücke die vor dem Jahr 1592 aufgeführt worden, sind jetzt so vollkommen vergessen, daß man auch nicht einmal ihren Namen mehr weiß. Schakespear schrieb um jene Zeit und ihn hält Dryden für den Vater der brittischen Thalia und Melpomene. Schon vor besagter Epoche waren zehn Schaubühnen in London, nehmlich vier Privatbühnen und sechs öffentliche. Zwei davon waren ansäßig, die vier andern nomadisirten, das heißt: sie strichen im Lande herum, wie es den Schauspielern einfiel oder wie die Noth sie dazu zwang. Gemeiniglich schlugen diese Strichvögel ihre Miniaturwelt auf dem Hofraume eines Wirthshauses auf, und irgend ein Lord, irgend ein Pär von Großbritannien war Protektor. Von den stehenden Theatern war das eine

für den Sommer, das andre für den Winter. Das Sommertheater war zum Theil mit Stroh gedeckt. Nun denke man sich den pius Aeneas: unten steht Troja in Flammen, und oben — — liegt Stroh! Was nicht mit Stroh gedeckt war, überwölbte der Himmel, das Paradies-Publikum hatte demnach eine wahrhafte himmlische Aussicht. Die Sommer-Schauspiele wurden bei hellem Tage aufgeführt. Beide Bühnen gehörten einer einzigen Gesellschaft von Schauspielern, die bis 1603 den Titel Lord-Kämmerers-Lakeien führten; im besagten Jahre aber nahmen sie die Titulatur Königs-Lakeien an. (1) Damals hießen die Logen noch Kammern, schöne Geister und Kunstrichter hatten aber zu beiden Seiten der Vorderscene ihre Stühle (2) wo ihnen die Theater-Lichtputzer, so wie

(1) Ein guter Schauspiel-Künstler ist nicht nur der Pygmalion der die Statue hinstellt, er ist auch der Jupiter, der ihr Sinn und Seele, Leben und Ausdruck einhaucht: fürwahr keine gemeine Kunst! Raphael malte nur mit Genie und Hand; der Schauspieler malt mit Genie, Talent und seinem ganzen Körper: drum fällt auch jedes lebende Gemälde so widerlich aus, wenn man ihm ansieht und anhört, daß es entweder gar keine Seele hat, oder zur Noth nur eine Marionettenseele.

(2) Diese Sitte bestand in Frankreich noch ums Jahr 1750, mehr als einmal hat Uebersetzer französische Marquis gesehen wie sie einem Agamemnon eine Prise Tabak anboten, oder einer Phädra Süßigkeiten vorsagten: auch standen damals immer zwei Grenadiers im Hintergrunde Schildwache, deren Bajonet und Bären-

den Logen-Lordschaften Pfeifen und Tabak gegen Bezahlung herumgaben. Das Theater war, wie in den damaligen Zeiten alle Stuben-Fußböden, mit Schilf belegt. Der Vorhang öffnete sich eben so wie noch jetzt die Bettgardine eines gemeinen Bürgers, das heißt, rechts und links zurückgeschoben. (3) Hinten im Theatergrund war ein Balkon, auf welchem das Meiste des Stücks gesprochen wurde. Von Kulissen wußte man damals in England noch gar nichts. Inigo Jones, ein berühmter Architekt aus Karls des I. Zeiten, hat zu Oxford die erste bewegliche Dekoration eingeführt, die man je in England gesehen hatte. Vor Inigo's Zeit bestand die ganze Theater-Mechanik in einem Fallbrett, wo der Teufel aus der Hölle heraufkam, und in einen an Stricken hängenden Großvater-Stuhl, auf welchem Gott oder die Heiligen, je nachdem man sie brauchte, auf- und abstiegen. Der brittische Corneille, Shakespear wußte demnach nicht was Kulissen sind. Mußte die Scene verän-

mütze mit dem Helm und Speer römischer Krieger seltsam kontrastirten.

(3) Man erinnre sich was Rousseau in der neuen Heloïse von dem damaligen Vorhang der pariser Bühne sagt: ein Loch im Himmel. Uebersetzer hat einen Vorhang gesehen, wo der Gott Mars auf einer Kanone saß. Diese war ebenfalls zerrissen, und durch die Oeffnung zwischen des Kriegsgottes Schenkeln, steckten die Schauspielerinnen das Näschen heraus, zu sehen was im Parterre oder in den Logen vorging.

dert werden, so erschien am Hintervorhang eine Schrift mit handbreiten Buchstaben, und diese sagte dem Zuschauer wo er sich dermalen befände. (4) Sollte die Scene etwa ein Schlafzimmer vorstellen, so brachten ein Paar Kerle ein Bett getragen, und — fertig war das Schlafzimmer. Trugen es dieselben Kerle wieder weg und legten Polster an dessen Stelle, so hieß das so viel: sogleich wird der römische Senat sich hier versammeln. Sir Philipp Sidney hat das Läppische einer solchen Dekorationstäuschung (5) wohl eingesehn, wenn er schreibt: „Da kommen drei Frauenzimmer hergegangen, sagen sie wollen Blumen pflücken, und sogleich hat der Zuschauer die Gefälligkeit sich in einen idealischen Garten hineinzudenken. Eine Minute hernach erscheinen andere Akteurs und sprechen von Sturm

(4) Wer den Peter Squenz kennt, mag urtheilen, wie das deutsche Theater vor noch nicht hundert Jahren ausgesehen hat. Freilich ist Peter Squenz Satyre, aber doch Satyre auf den damaligen deutschländischen Theater-Unsinn. Man erlaube mir nur dies Einzige daraus anzuführen: Zu seiner Thisbe, die sich aus Verzweiflung erstochen hatte, sagt der untröstliche Piramus: „Sprich doch nur noch ein einzig Wörtlein. — Hier richtet sich die schon entleibte Thisbe wieder auf und antwortet: „Hab' nicht ein einzig mehr auf meinen Zettelein, — und legt sich wieder todt nieder.

(5) Es ist überhaupt mit den Theatertäuschungen eine ganz eigene Sache, und man thut wohl sie nicht sehr genau zu analysiren, sonst müßte man wahrlich oft über sich selbst lachen.

und Ungewitter; der Zuschauer muß folglich kein Schöps seyn und sich einbilden er sey noch im Garten; er ist jetzt auf einer stürmischen See, das Heulen des Windes hört er in der Einbildung, eben so das Krachen des scheiternden Schiffes, eben so sieht er die tobenden Wellen." — Bei Trauerspielen war gleich anfangs die Bühne schwarz behangen, ob gleich in den ersten vier Akten der Held und die Heldin noch frisch und gesund sich befanden. — Shakespear und seine Vorgänger und Nachfolger lassen so viel Personen auftreten, daß auch die zahlreichste Gesellschaft nicht hinreicht alle Rollen zu besetzen, die Akteurs mußten sich folglich vervielfältigen. Das ehemalige Orchester bestand nur aus Trompeten und Waldhörnern, diese bliesen dreimal an, der Vorhang flog rechts und links zurück, ein im schwarzen Mantel gehüllter Schaukünstler trat auf und deklamirte einen Prolog, gemeiniglich folgte auch ein Epilog. War die Rolle irgend eines Tyranns vorzustellen, so trug der bildende Künstler eine zerzauste Perücke und hatte eine scheußliche Maske vor dem Gesicht. (6) Bis ins Jahr 1655 wurden alle weibliche Rollen von Mannspersonen vorgestellt. Mistreß Betterton war das erste Frauenzimmer das

(6) Ein Wiener Hanswurst, wenn es dort noch einen giebt, mußte sonst mit einem halb weißen halb schwarzen Gesicht auftreten: ein italienischer Arlequino aber mit einem ganz schwarzen; sonst taugte des einen und des andern Spaßmacherei nicht einen Pfifferling.

die englische Bühne betrat; noch lange hernach aber gefiel Sir Kimaston in Frauenrollen dem Publikum so gut als sie.

Nachspiele kannte das alte englische Theater nicht, dafür aber kamen Luftspringer, Taschenspieler und Negertänze zum Vorschein. Auf den Epilog folgte ein Gebet für den Protektor der Gesellschaft, für den König und die Königin. Daher stammt vermuthlich noch heut zu Tage die Sitte den Ankleb- und Umtrag-Bogen (Affiche) mit den Worten vivat Rex et Regina zu beschließen. Ehemals waren Sonn- und Feiertage die eigentlichen Theatertage, jetzt aber sind Sonntags alle Schauspiele geschlossen. Sie fingen um ein Uhr Nachmittags an und immer war das Gedränge sehr groß. Im Parterre rauchte man und trank Bier, in den Logen spielte man Karten. (7)

In dieser tiefen Barbarei blieb das englische Theater versunken, bis 1765 der berühmte Garrik nach Paris kam. Alles auf einmal reformiren konnte er freilich nicht. Wollte die englische Bühne der französischen gleich kommen, so mußte ein französisches Theater in London gestiftet werden; dieses einzige Verbesserungsmittel schleudert aber der Nationalhaß weit über die Grenzen einer denkbaren Möglichkeit hinaus. Jetzt (8) sind drei Schauspielhäuser in

(7) Während des Karnevals im republikanischen Venedig wurde in den Logen ebenfalls soupirt.

(8) Die Voyage philos. d'Angleterre ist kurz vor 1789 gedruckt.

London, sie entsprechen aber ihrer Bestimmung nicht. Der darin herrschende Ton ist weit ungesitteter als in den Pariser Volkstheatern. Man singt, man pfeift, man lärmt, man trinkt; man ißt Apelsinen deren Abgeschältes man gerade vor sich hinwirft. Dies geschieht ohne insultirende Absicht, wem also die Schalen an Ohr oder Nasen fliegen, der hat nichts dawider einzuwenden.

Einheit der Zeit und des Orts darf man in Englands dramatischen Gedichten nicht suchen. Zwanzig bis vierzig Veränderungen der Scene finden sich nicht selten in einem und demselben Stück; zugleich aber auch bis ins Erhabne steigende Monologen und Scenen die tief in die Seele greifen. Von dem stummen Spiel scheinen die englischen Akteurs nicht viel zu wissen, und beim Fürsichsprechen (à parte) möchte man ihnen ins Gesicht lachen. Hat ein Schauspieler Etwas für sich zu sagen, so erräth es der andre sogleich und ist so höflich einige Schritte zurückzutreten und so lange hin und her zu gehen, bis Jener seine überlauten Gedanken dem Zuhörer unter 400 — 4000 Ohren mitgetheilt hat; alsdann kommt Ersterer wieder näher.

Seit einiger Zeit wird die Pantomime Arlekin Guliver aufgeführt. Der italienische Possenreißer neckt einen eingeschlafenen Riesen-Watchman oder Nachtwächter. Auf des Watschmans Geschrei eilen die Leute eines benachbarten Hauses herbei. Daß aber ja der Zuschauer wisse was das für ein

Haus ist, so ist an desselben Mauer in großer durchscheinender Schrift das Wort Bagno zu lesen, welches sich weder mündlich noch schriftlich übersetzen läßt. (9) Da begreife mir nun Einer, wie im 18ten Jahrhundert ein Volk denkbar ist, auf dessen bester Bühne dem Auge der Zuschauer jedes Standes, Alters und Geschlechts, ein unflätiger Kothname (Nom ordurier) im transparenten Lichte vorgehalten wird. Das ist es aber noch nicht Alles. Frauen und Jungfrauen können allenfalls die Bedeutung des unanständigen Wortes nicht kennen, oder doch dafür gehalten seyn wollen; man sorgt daher für eine versinnlichende Erklärung dadurch, daß die Bewohner des Bagno, Männer und Weiber durcheinander, in Nachtmützen und Nachthauben, im Schlafrock, im Hemde, oder halbnackend zum Vorschein kommen. Und dieses empörende Schaustück wird jedesmal mit dem lautesten allgemeinsten Beifall aufgenommen. . . . . .

☿.

(9) Und eben darum ist es so leicht zu errathen.

IV.

Festigkeit des Weibes.

(Russische Anekdote.)

Dicht vor Arsamas, ohngefähr ½ Werst davon liegt eine Brandtweinschenke. Der Schenkwirth hatte eine Frau und einen 4 jährigen Sohn. Straßenräuber der dortigen Gegend suchten schon seit langer Zeit ihn auf ihre Seite zu bringen, um einen Zufluchtswinkel zu haben; sie konnten aber ihre Absicht mit ihm nie erreichen. Sie wurden eins ihn zu ermorden. Im Monat November 1804 rottirten sie sich zusammen. Der eine von ihnen, in der Kleidung eines alten Weibes, kommt des Abends spät vor das verschlossene Haus, jammert, bittet bei der strengen Kälte doch hineingelassen zu werden. Der Mann läßt sich von seiner Frau dazu bereden. Wie die Alte eine Zeitlang da ist, bekommt sie die heftigsten Convulsionen. Die gutmüthige Wirthin bringt ihren Mann dahin, nach der abgelegenen Stadt zu laufen um Hülfe zu suchen, und für den Fall daß sie auch sterben könnte, es bei der Polizei

anzugeben. Er eilt fort. — Aber die Mitverschwornen hatten ihn aufgepaßt und schlugen ihn unterwegs todt. So wie er nur vom Hause sich entfernt hatte, wirft die Alte ihre Maske ab, zieht ein groses Messer hervor, dringt auf die verlaßne Hausfrau ein, und fordert das vorräthige Geld.

„Da drinnen sagte die Erschrockene, und zeigte nach einer Vorrathskammer, da drinnen liegt alles was wir haben. Und dort lag auch der kleine 4jährige Sohn und schlief. So wie er nur hineingestürmt ist, wirft sie die Thür in der Eile zu, und versperrt sie. Er lärmt, er tobt, er droht das Kind zu morden. Sie läßt ihn nicht heraus. Die Erwartung der nahen Zurückkunft ihres Mannes gibt ihr Muth. Aber der tobende Kerl fängt an seine Drohungen zu erfüllen. Er kneipt das arme Kind daß es schreit, und verlangt herausgelassen zu werden. Die Mutter bleibt fest. Er schneidet ihm ein Ohr ab; das leidende Kind jammerte seinen Schmerz und seinen Verlust der Mutter zu. Sie bleibt standhaft. Er schneidet ihm die Nase ab, und ihre Entschlossenheit ist immer die nehmliche. Endlich bringt er es um. —

In dieser entsetzlichen Lage hört sie auch die andern Mörder auf das Haus losziehen. Die fest geschloßne Thür hält sie zurück, sie wiederholen den Versuch an den kleinen Fenstern, und auch hier glückte es ihnen bei dem einen nicht. An das andere hatte sich die Verzweifelnde mit einem alten Säbel

bewaffnet, gestellt. So wie ein Räuber mit der Hand hereinfuhr, um sich selbst durchzuschieben, hieb sie ihm die Hand ab. Einem andern streifte sie blos die Finger. Ihre Kräfte hatten sie schon verlassen, und wahrscheinlich würde auch sie das Opfer dieser Unmenschen geworden seyn.

Aber in dem nehmlichen Augenblick kommt — die Post, und die Mörder nehmen die Flucht.

Der Postillion war gewohnt jedesmal seinen Schnaps da zu nehmen, ehe er nach der Stadt hineinfuhr. Er findet alles versperrt, ruft, gibt sich zu erkennen und die Arme kommt ihm als ihrem Retter und Schutzengel entgegen, bittet ihn nach der Stadt zu eilen um Hülfe zu suchen, und der brave Kerl fliegt davon. —

Die Hülfe war auch in dem Augenblick da. Man bemächtigte sich des in der Vorrathskammer eingesperrten Mörders. Er gab die Mitschuldigen an, aber man hat ihrer noch nicht habhaft werden können.

☿. Schk.

V.

Der Eintritt in mein Vaterland.

Bist du das Land
Wohin mich Sehnsucht zieht?
Die goldne Flur
Die einst um mich geblüht?
Die ferne mich
In Träumen hold umschwebt,
Mit neuer Kraft
Den Sinkenden belebt?
Bist du das Land? —
Gegrüßt, gegrüßt
Sey mir o Vaterland!

Bist du die Stadt
Am kleinen Strom gebaut,
Nach der mein Blick
Voll Wehmuth oft geschaut?
Wo mich der Lenz
Der Kindheit einst umfing
Und heiß mein Herz
Am jungen Leben hing?
Bist du die Stadt? —
Zu dir, zu dir
Komm ich o Vaterstadt!

Bist du das Haus
Wo meine Wiege stand,

Wo ich den Schmerz
Des Lebens nie empfand?
Wo mir voll Glanz
Die fernste Zukunft schien,
Die Welt ein Pfad
Wo ew'ge Freuden blühn?
Bist du das Haus? —
O nimm mich auf
Noch einmal Vaterhaus!

Seyd ihr die Au'n,
Bist du das stille Thal
Die ich durchwallt
Im rothen Abendstrahl:
Wo meinen Geist
Begrenzt der Ferne Flor
Und sich mein Blick
Im weiten Blau verlor?
Seyd ihr die Au'n?
Empfangt, empfangt
Mich wieder Heymathsau'n!

Dürft' ich hier ruhn
Von meiner Irrfarth Lauf!
Dann schwieg der Sturm
Der Morgen schlöß sich auf:
Dem kleinen Strom
Gäb ich den Wanderstab
Und Freundes Arme
Führten mich an's Grab;
In's stille Grab
Zur Väterschaar
Stieg ich hier froh hinab.

L.

Extrablatt. No. 9.

Merkwürdigkeiten.

Der ehemalige Professor der Mathematik in Jena **Weigel** wurde lange von der fixen Idee beherrscht, sich für einen **Hahn** zu halten. Alle Aerzte boten umsonst ihre Kenntnisse auf, ihn davon zu heilen. In Allem übrigen war er durchaus vernünftig. Ein Bäcker in Wittenberg war an der nehmlichen fixen Idee krank und ärgerte sich sogar in leichten Zeitpunkten über seine Einbildung. Er ward aber auf folgende Art geheilt: Als er einst zu einem Professor kam, um sich mit ihm über eine die Oekonomie betreffende Angelegenheit zu besprechen, that dieser, als ob er ihn gar nicht bemerke, er schien vielmehr sehr anstrengend über etwas nachzudenken. Auf wiederholte Fragen sagte er endlich dem Bäcker: er rechne eben aus, wie lange es noch dauern würde, daß Er ein Hahn bleibe, und wäre jetzt an den wichtigsten Punkt gekommen, der ihm viel Kopfbrechens koste. „Morgen werde ich es erst herausbringen können — komme Er da wieder." Der Bäcker kam, erfuhr einen bestimmten Tag und eine bestimmte Stunde, wo er Hahn zu seyn aufhören würde, hielt die Sache für gegründet, und dachte nie wieder daran, daß er ein Hahn sey. —

Die Schweine sind nicht so ungelerige Thiere, wie man gemeiniglich glaubt. Jedem Landwirth ist es bekannt, mit welcher Geschicklichkeit sie, besonders wenn sie noch unverschnitten sind, Thüren öffnen können, und man den Riegel nicht künstlich genug vorschieben kann, um sie zu verhindern, ihn zurückzutreiben, wenn sie dahinter etwas für den Magen wittern.

Bekanntlich hatte der Liebling Friedrichs des Großen, der General A. Geistesabwesenheiten, und sonderbare Launen, die es endlich nöthig machten, ihn in dem Städtchen P. in Ruhestand zu setzen. Ueberzeugt, daß jedes lebende Wesen sich in maschinenmäßiger Ordnung regieren lasse, und als ein eifriger Taktiker, hatte er es mit Hülfe des Schweinehirten, der hierbei Adjutanten- und Exerziermeister-Dienste verrichtete, dahin gebracht, daß die Schweineheerde in der größten Ordnung aus- und einmarschirte, auf Kommandozeichen, durch Peitschenknall, sich zum Fouragieren zerstreuete, und sich eben so gehorsam wieder raillirte; die größte Sau war bei diesem Korps Flügelmann, und jedes Schwein nahm genau denselben angewiesenen Platz ein.

Der große Mathematiker Leonhard Euler hatte ein Schwein so liebgewonnen, daß es sein fast beständiger Stubengenosse war. Diese Thiere sind also vermuthlich auch fähig gute Sitten anzunehmen. —

Der griechische Philosoph Thales starb auf eine sonderbare Art. Er aß an einer Weintraube, auf einmal erhub sich hinter ihm das ia ia Geschrei eines Esels, hierüber erschrak er dergestalt, daß er die Traube hinunterschluckte und an einer Erstickung starb. Einige wollen behaupten, es sey auch nur eine bloße Beere gewesen, dann müßte diese aber wohl von

einer solchen Traube seyn, als Chaleb und noch ein andrer Israelit aus dem gelobten Lande den Kindern Israel in der Wüste Arabien zum Zeichen der Vortrefflichkeit dieses Landes überbrachten, welche so groß war, daß beide ihre Last hatten, sie auf einer hohen Stange zu tragen. —

Unter den Merkwürdigkeiten der Natur- und Menschengeschichte verdient der Hofrath und Professor Beireis in Helmstädt erwähnt zu werden. Er ward 1730 zu Mühlhausen geboren, und genießt noch in seinem 76ten Jahre die dauerhafteste Gesundheit; dabei ist er so munter, lustig und gesprächig, wie ein Jüngling nur seyn kann. Er bewohnt ein abgesondertes Haus in der Stadt nahe an einem Thore, welches von ihm das Beireisische Thor genannt wird. Selbst den Bewohnern und Professoren in Helmstädt ist der Mann in mancher Hinsicht ein Räthsel; und wenn auch gleich manche über ihn lächeln, während ihn andere für einen Wunderthäter halten, so müssen doch alle seiner ausgebreiteten universalen Gelehrsamkeit Gerechtigkeit widerfahren lassen. Er hat nie ein Buch geschrieben, aber dennoch ist er weit und breit berühmt. Durch sein ungeheures Gedächtniß hat er sich eine bewunderungswürdige Sprachkenntniß erworben. Er behauptet, seine Korrespondenz erstrecke sich bis China und Japan, und er sey der Einzige in Deutschland, der die Sprachen beider Länder verstehe. Von Murr in Nürnberg sagte er, daß dieser alles, was er vom chinesischen wisse, von ihm gelernt habe, dagegen möchte wohl jener wiederum behaupten, daß Beireis darin sein Schüler sey. Oft las er 9 Kollegia an einem Tage; und zwar über Mathematik, Geschichte der Philosophie, Anatomie, Naturgeschichte, Physik, Geographie, schöne Künste rc. rc. zugleich. Er liest noch die kleinste Schrift ohne Brille, trägt noch, wenigstens größtentheils sein eignes Haar, spricht gern und mit großer Schnelligkeit, so daß ein Anderer nicht leicht bei ihm zum Wort kommt. In der Kleidung geht er sehr einfach, gewöhn-

lich ganz grau. Ohnstreitig ist er ein Mann, der in der Jugend viel gelernt hat und von mannigfaltigen Talenten. Die Menschen um sich her hat er übersehen; daher hat er von sich eine zu große Idee bekommen, und diese Größe auf alles, was ihm angehört, übertragen; je mehr er sich in seiner Größe hob, desto mehr imponirte er, und so stand er zuletzt in seinen und vieler Menschen Augen als ein Wunder da. Er scheint jetzt sogar selbst alles zu glauben was er spricht, und trägt es ohne Scheu vor, so unglaublich es auch jedem Andern vorkommen muß. So redet er so viel von seinen weiten Reisen, die er nie gemacht hat, daß man schwören sollte, er glaube sie wirklich gemacht zu haben. Den Sammlern klebt es oft an, daß sie in ihre Sammlungen verliebt sind, und ihren Werth daher zu hoch anschlagen. Beireis sammelte Vieles, schätzt dasselbe aber übermäßig hoch, und hat, wie er sagt lauter Unica. (Seltenheiten, die nur einmal vorhanden sind). Seine Sammlungen können ihm bei weitem keine so große Summen kosten, als er vorgibt und viele sich haben überreden lassen. Er besitzt bekanntlich das Geheimniß, sehr schönen Karmin zu machen: dieses und eine lange Praxis (er ist Arzt und als Okulist besonders trefflicher Praktiker), vielleicht auch seine vielen Vorlesungen erklären wohl ziemlich, wie ein einzelner Mann, in einer großen Reihe von Jahren, sich solche Sammlungen anschaffen konnte, besonders da er immer sehr mäßig gelebt hat. Da ihm sein Vater nichts hinterlassen haben soll, und er doch jetzt ein so ansehnliches Vermögen besitzt, so hat man auch geglaubt, er verstehe die Kunst, Gold zu machen, und er scheint es selbst auch gar nicht zu leugnen.

Zucker ißt er sehr viel, und er sagte mir, dies sey eins der gesundesten Nahrungsmittel, das der Mensch nur zu sich nehmen könne, weil es sehr auflösend sey. Da er mir nachher eine Tasse Thee vorsetzen ließ, so warf er die ganze Tasse fast bis oben hin voll Zucker mit der Ermahnung, dies ja allezeit

zuthun. Aus den entferntesten Gegenden, äußerte er, eilen Leute herbei, welche irgend einen Schaden an sich haben, um ihn um Rath zu fragen oder sich kuriren zu lassen. Alle Nothdürftige heilt er umsonst, und es ist wirklich erstaunlich, wie viel Gutes er dadurch wirkt.

In allen Zimmern seines ganzen Hauses, welches er allein bewohnt, und das ganz mit Sachen angefüllt ist, herrscht die scheinbarste größte Unordnung: hier liegen Bücher, Quartanten und Folianten, dort Manuskripte, hier japanische und chinesische Werke auf der Erde, dort herrliche Kupferstiche und Oehlgemälde an der Wand, hier Kunstwerke von Marmor und Alabaster, dort Medaillen, botanische Sammlungen, ausgestopfte Thiere, Vögel und Amphibien in Weingeist, Insekten und Schmetterlinge in Glaskasten, anatomische Präparate, Mineralien von der größten Seltenheit, Antiken und Münzen, alles durcheinander. Man kann in den Stuben nicht herumgehen: denn der Boden liegt überall voll, man kann sich nicht niedersetzen, denn alle Stühle sind mit Sachen angefüllt.

Einst fragte er einen Fremden, welche Männer er für die drei größten auf der Welt halte. Da dieser diese Frage nicht sogleich beantworten wollte; so beantwortete er sie selbst und sagte: Der erste war Aristoteles, der zweite Newton, und den dritten verbietet die Bescheidenheit zu nennen. (nehmlich er selbst).

Sein Steckenpferd sind besonders Gemälde. Er behauptet, die instruktiveste Gemäldesammlung, die existirt, nehmlich von jedem großen Meister die erste, die vollkommenste und die letzte Arbeit zu besitzen; indessen sind gewiß viele von diesen angeblichen Meisterstücken bloße Kopien, obgleich manche gewiß vortreffliche darunter sind. Hinter jedem Gemälde befand sich ein lateinisches Distichon, auch wohl zwei, in welchen er den Eindruck schildert, den das Gemälde auf

ihn gemacht hatte, den Meister und den Gegenstand nennt. Er gab auch vor, ein Gemälde auf Spinnegewebe und ein anderes auf geschornen Sammet zu haben. Von allen seinen Büchern, gibt er vor, drei Exemplare zu besitzen: eins zum eignen Gebrauch, ein anderes zu seinen Vorlesungen, und ein drittes zur Reserve, wenn das zweite verbraucht ist.

An dem Tod mehrerer ausgezeichneten Männer behauptet er allein Schuld gewesen zu seyn z. B. an dem des Naturforschers Göze, weil er gegen ihn zu schreiben gewagt habe und seine Entdeckung der Spuhlwürmer im Brunnenwasser zu widerlegen unternahm. Sander's Tod sey gleichfalls durch ihn bewirkt worden, weil derselbe ein zu großes Honorar von seinem Verleger genommen habe. Auch von des Grafen Orlow Tode will er Ursache seyn. Auf alle lebende Schriftsteller ist er sehr übel zu sprechen, doch scheint er nicht, daß er ihre Schriften gelesen habe. Mit den Professoren, seinen Kollegen, hat er jetzt gar keinen Umgang.

Er liebt überhaupt Extreme im Sprechen und ungeheure Geldsummen sind für ihn Kleinigkeiten. Linée soll vieles von ihm entlehnt und durch einen seiner ehemaligen Schüler erfahren haben. Daß die Mäuse so große Liebhaber der Musik seyen u. s. w. habe Linée von ihm. Ferner sagt er, niemand habe eine so große Praxis als er, er bekäme monatlich über 80 neue Kranke, daher könnten auch nirgends so gute Aerzte gebildet werden als unter ihm. Seine unsichtbaren Nervenpräparate zeigt er nicht, weil er sie wie er sagt, an einen Freund überlassen habe, von dem er sie erst nach dessen Tode wieder bekomme.

Seinen angeblich selbst verfertigten großen Diamanten, der von mehr Werth seyn soll, als ganz Europa, erkannte Brugmanns aus Leyden für einen indischen Rauchtopas. Als dieser Beireis fragte, ob er denn wirklich wisse, daß es ein Diamant sey; so zählte er 20 Eigenschaften des Dia-

manden auf, unter andern, daß er sich verflüchtigen lasse. „Haben Sie denn Ihren Diamanten verflüchtigt?“ fragte Brugmanns weiter. „Ja, erwiederte Beireis, ich habe einen Theil davon verflüchtigt; zwar hat er dadurch ein paar Millionen an Werth verloren; aber was machen bei mir ein paar Millionen aus!“ Diesen Stein will er auf seinem Grabe verbrennen, und sich auf diese Art ein Leichenbegängniß halten lassen, wie es noch kein König gehabt hat. „Meynen Sie, fragt er bisweilen, daß wenn mir der König von Preußen alle seine Länder anböte für diesen Diamanten, ich ihn dafür geben würde? O da würd' ich ein Narr seyn, wenn ich das thäte.“

Sehenswürdig aber sind die 3 berühmten Vaucansonschen Automaten, die Beireis besitzt. Er will sie in Nürnberg für ungeheure Geldsummen gekauft haben, und sie stehen in einem Gartenhause hinter seiner Wohnung. Der erste und kleinste ist die Ente, welche aus unzähligen Rädern zusammengesetzt ist, die stets in einander greifen und die künstlichste Maschinerie darstellen, die man irgendwo sehen kann. Sie war gerade nicht in Ordnung; aber sie bewegte sogleich den Schnabel, sobald man ihn berührte. Ist sie im Stand, so hält man ihr nur einen Teller mit Gerste vor, welches sie hastig verschlingt, und nach einiger Zeit läßt sie von hinten einen Unrath fallen, völlig dem gleich, welchen eine natürliche Ente abwirft. Durch bloße Maschinerie wird also so bewirkt, daß das Thier Speise zu sich nimmt, verdauet und in solcher Gestalt wieder von sich gibt, als wenn sie am Leben wäre. Das 2te merkwürdige Automat ist ein Flötenspieler, der in Mannsgröße ist, und, sobald man an einem, in ihn hineingehenden Seile zieht, die schönsten Stücke auf der Flöte bläßt. Das 3te endlich ist ein Trommelschläger ebenfalls in Mannesgröße, der ganze Märsche schlägt, sobald er aufgezogen wird.

Wollte ich mich in Bemerkungen über Beireis Art zu le-

Konstantinopel

und

St. Petersburg,

der Orient und der Norden.



Zweiter Jahrgang 1806.
Zehntes Heft.

St. Petersburg und Penig,
bei F. Dienemann und Comp.

Von diesem Journal erscheint regelmäßig alle Monate ein Stück von 6, bis 10 Bogen. Der ganze Jahrgang von 12 Stücken, die nicht getrennt werden, kostet 6 Thaler 12 Gr. oder 11 Fl. 42 Kr. R. Geld. Einzelne Stücke werden nur zur Ergänzung verloren gegangener abgelassen, und kosten 18 Gr. oder 1 Fl. 21 Kr. Man erhält dieses Journal gegen Vorausbezahlung auf allen Postämtern und durch alle Buchhandlungen, oder direkte bey

F. Dienemann und Comp.
in St. Petersburg und Penig in Sachsen.

Inhalt.

Konstantinopel

und

St. Petersburg.

Zehntes Heft. 1806.

I.

Der kaiserliche Hofstaat der türkischen Groß-sultane.

Einleitung zur Aufstellung eines vollständigen Schematismus des kaiserlichen Hofstaates im Serail. — Unterschied des türkischen Hofs und der türkischen Regierung. — Einfluß der Großen des Serails auf die Staatsangelegenheiten. — Verschiedenheit des Hofstaats zu verschiedenen Zeiten. — Ränke, Kabale und allgemeine Tendenz der Bewohner des Pallastes. — Der Sultan als Mittelpunkt, um den sich hier Alles dreht. — Eintheilung des ganzen Hofstaa-

tes in zwei Theile. — Vergleichung der Würden des Vezir-Assem und des Kapudân-Pascha mit denen der Kapi- und Kislar-Aga's. — Die vier Großchargen des Kaiserthums und ihr Verhaltniß zu und gegen einander. — Unterschied des Kapi-Aga's und des Kislar-Aga's. —

Ich habe mich sehr bemühet, einen genauen und vollständigen Schematismus des ganzen kaiserlichen Hofsta[illegible] und alles, zum Serail und zur Person des osmanischen Großsultans gehörigen Personals, zu erhalten. Ich glaube, daß ich glücklicher hierin gewesen bin als viele andere: weil mir bessere Quellen und Gewährsmänner zu Gebote standen als diesen. Die folgenden Blätter werden darum gewiß sehr viel Interessantes und Merkwürdiges für alle diejenigen enthalten, welche sich um das türkische Reich, seine Regierung und seinen jetzigen Beherrscher bekümmern; und auch diejenigen, für welche dieses keinen Reiz haben möchte, dürften doch nicht ohne Vergnügen eine ausführliche Schilderei des außerordentlichen Pompes eines asiatischen Kaiserhofes und des ganzen, zu demselben zu rechnenden, Personals annehmen.

Der türkische Hof und die türkische Regierung sind zwei sehr verschiedene Dinge; eigentlich sollten beide ganz von einander getrennt werden. Der Sul-

tan steht an der Spitze des erstern, der Vezir-Assem, der Großvezir wie die Europäer sprechen, ist eigentlich der wirkliche Chef der letztern; dieser hat wieder seinen eignen Hofstaat. Aber die beständigen Intriguen und Kabale des Serails erhalten eine stete, selten oder nie unterbrochene, Verbindung zwischen dem sultanischen Hofe und dem sultanischen Gouvernement, und die Diener und Großen des Serails haben nach und nach immer mehrere Zweige der Herrschergewalt an sich zu reißen gewußt; darum wird viel Behutsamkeit erfordert, hier scharfe Gränzlinien zu ziehen.

Nichts hat indessen mehr Einfluß auf den größern oder mindern Glanz, welchen das Serail darbietet, auf die Pracht und Menge der Hofbedienten, auf die Einrichtungen und den Pomp des Innern, auf die wichtigere oder unwichtigere Influenz der Großen des kaiserlichen Hofstaates und die Aszendenz, welche diese über die Regierung oder die Regierung über diese gewinnt, als der persönliche Charakter, die individuellen Eigenschaften des regierenden Sultans. Auf die Stärke oder Schwäche, welche die Natur ihm verlieh, kommt es an, ob er herrschen will und kann, oder nicht; ob er das Szepter mit eigner Hand zu führen, den Kommandostab selbst zu schwingen vermag oder nicht; ob er thätiger oder leidender Autokrator seyn wird.

Die Annalen des osmanischen Kaiserreichs bie-

ten und Beispiele dar von Sultanen, welche in der ächten Bedeutung des Worts Selbstherrscher waren: von andern, die sich mehr oder weniger passiv bei der Verwaltung ihrer Staaten verhielten; endlich von solchen, statt denen nur die Grosen des Serails, die Odaliken des Harems das Ruder führten und Befehle in alle Provinzen der drei Welttheile ergehen liesen. Es hat türkische Kaiser gegeben, bei denen das Serail nichts, andere, bei denen es Alles vermochte. Wir haben auf dem Throne zu Istambol Padischah's sitzen sehen, unter denen kein Seraildiener sich ungestraft unterstanden haben würde, sich in Regierungsangelegenheiten zu mischen, die ihm nichts angiengen, und unter denen der Großvezir nichts mehr war, als was er seiner eigentlichen Bestimmung nach seyn sollte: gewaltiger Vollstrecker des kaiserlichen Willens. Andere im Gegentheil waren froh, wenn sie ungestört in den Armen der Sklavinnen und Buhlerinnen schwelgen und über die Genüsse und Freuden des Harems die pedantischen Regierungsgeschäfte vergessen konnten. Unter ihnen war die Türkei ein Paradies für die Eunuchen und Grosen des Pallastes, und mit gränzenloser Herrschsucht wußten die entmannten Aga's zu gebieten im Namen des weibischen Sultans.

Einige Kaiser der Türken liebten über alles orientalische Pracht und Verschwendung, andere schätzten mehr Einfachheit des Lebens und der Genüsse nach der Sitte der tatarischen Ahnherrn. Einige

suchten den Glanz der Regierung in einem zahlreichen Harem, in einer außerordentlichen Menge von Verschnittenen und Satelliten: andere schienen sich aus allen diesen Dingen wenig zu machen, und setzten ihren Ruhm in der Verrichtung großer kriegerischer Thaten.

Daß dies Alles eine größere oder mindere Reform des Hofstaats von Zeit zu Zeit bewirkt haben müsse, versteht sich wohl von selbst. Bei einigen Sultanen war das Serail so voll von Menschen, daß kaum noch ein Unterkommen zu finden war, bei andern standen ganze Reihen von Gemächern leer. Bei jenen Kaisern waren die Ausgaben zur Unterhaltung eines Hofstaats unermeßlich; bei diesen häufte sich das Geld in den Schatzkammern des Serails auf. Im ganzen hat mit dem überall unter den Türken progressiv überhandnehmenden Luxus auch der Aufwand des kaiserlichen Pallastes und Gepränges gradatim zugenommen, und jetzt läßt sich ungefähr ein Medium bestimmen, da es nun so weit gekommen ist, daß der Glanz des Monarchen ohne völliges Verderben des Reichs nicht größer seyn kann als er in dieser letztern Zeit ist.

Der Kaiser der Türken ist Despot in der weitläuftigsten Bedeutung des Worts. Sein Wille ist ein Befehl Gottes: er ist unabänderlich, unwiderruflich und nur durch das Herkommen und die Sitten beschränkt; aber führt ein Mann von festem, starkem und dabei schlauem Charakter die Regierung,

so schützt nichts gegen die Eingriffe seines Despotismus; denn die Sitten der Nation lassen sich leicht umgehen, und gegen das Herkommen wir der immer scheinbare Vorwände genug in Bereitschaft haben, es ohne Scheu verletzen zu können. Doch ein großer, kluger Regent zu werden, dazu sind bei einem Sprößlinge der osmanischen Familie nicht leicht Aussichten: denn was der Prinz mitbringt, indem er an's Staatsruder tritt, ist der Einsatz für die Lotterie der von ihm zu erwartenden Regierung, und ein Pfenningseinsatz kann das große Loos der Generalitätslotterie unmöglich gewinnen. Die Prinzen von Geblüt werden im Serail erzogen, nur von Eunuchen umgeben haben sie nie die Erlaubniß mit andern Menschen umzugehen, und vor dem Regierungsantritt die Welt außer dem Pallaste kennen zu lernen: nie kommen sie aus den Thoren des Schlosses heraus, und nicht einmal in den der Stadt zunächst liegenden Theil desselben werden sie gelassen. Wie kann man also von ihnen etwas männliches, emporstrebendes, außerordentliches erwarten, und gleicht es nicht noch einem Wunder, daß es in der langen Reihe von türkischen Sultanen einige wirklich ausgezeichnete Köpfe geben konnte?

Darum sind auch die Sultane seit jeher immer mehr oder weniger geneigt gewesen, sich von dem Harem und dessen Kreaturen lenken und regieren zu lassen. Und wenn es gleich in den Statuten des Reichs steht, daß nur ein Mann den ottomanischen

Thron besteigen könne, so ist doch vielleicht kein Land stets mehr von Weibern und ihren Klienten beherrscht worden als die Türkei. Aber ist denn nicht die Bemerkung richtig, daß es keinem Reiche übel gegangen ist, das von Frauenzimmern regiert wurde, und kann der Nation nicht aus eben der fehlerhaften Einrichtung viel Gutes zufließen? Man denke nur einmal an die russischen Kaiserinnen, an die engländischen Königinnen, an die nordische Margaretha, an die assyrische Semiramis, an die karische Artemisia, an die Penthesilean, Zenobien und wie sie alle heißen mögen!

Ich habe hierauf keine Antwort als die: daß eben der Grund, warum diese Regierungen gut seyn mußten, vielleicht mit als Ursache gelten dürfte, warum die türkische nur schlecht seyn kann; denn in dem Lande, wo die Weiber auf dem Throne sitzen regieren die Männer, wie ein launiger Philosoph bemerkt, aber wo diese die Herrscher sind, da leiten die Weiber das Staatsruder. Wenn diese Regel eine Ausnahme leidet, so befinden sich Seine Majestät fast in dem nehmlichen Zustande, wie jener Kammerherr der Königin Stratonika, der eine Jahre lange Reise mit ihr zum Tempel des Jupiter Ammon antreten mußte, und zuvor eine gewisse Sache in einer Schachtel dem Könige zur Verwahrung gab, die ihm nachher den Kopf rettete. Oder sie haben dem heiligen Origenes nachgeahmt, der lieber einen Theil seines ganzen Ichs entbehren wollte,

um nur nicht vom Teufel in Versuchung geführt zu werden.

Bei Sultan Selim sollte hier nun wohl eine Ausnahme statt finden; denn, ob er gleich weder mit dem Begleiter jener Königin noch mit dem genannten Heiligen in Absicht seiner männlichen Kräfte zu vergleichen ist, so hält er sich doch von aller Gemeinschaft mit den Odaliken entfernt, und er scheint mehr seinen äußerst glänzenden Harem zu unterhalten, weil nun einmal die Majestät eines morgenländischen Despoten einen solchen Pomp von Frauenzimmern zu erheischen scheint, als um seiner selbst willen. Die Schönen des Harems können sich nur selten des Glücks seiner Gegenwart rühmen, und lieber tändelt er mit zirkassischen und georgischen jungen, blühenden Knaben als mit den reizendsten Junonen und Venusen des Orients.

Allein dessen ungeachtet sollen doch die Einwohnerinnen des Frauenschlosses mit ihren zahlreichen schwarzen Halbmännern viel Einfluß auf die Handlungen des Großherrn haben, und theils durch direkte theils auch nur durch indirekte Mannövres seine Schritte zu lenken wissen. Obgleich man von dem jetzt regierenden Kaiser nichts weniger als das sagen kann, daß er der Sklave der Frauenzimmer, oder auch nur Eines einzigen unter ihnen sey, so hat doch das Serail gegenwärtig mehr als jemals Gewalt über den Regenten und Antheil an den

Staatsangelegenheiten des Reichs. Man kann sich leicht vorstellen, was daraus folgen muß.

Die Bewohner des Serails sind immer geneigt, sich einzubilden, die ganze Monarchie sey nur um des Pallastes willen da, und die Völker könnten gedrückt werden, soviel man Lust hätte, wenn nur der sultanische Hofstaat immer der nehmliche bleibe. Sie leben isolirt von der Welt, und die ganze Welt soll ihnen dienen, alle Vorfälle des Reichs werden nur insofern beachtet, als sie dabei interessirt sind: und mit diesem groben Egoismus ist zugleich die höchste Herrschsucht und Eitelkeit verbunden. Im Serail ist es darum auch mehr als irgendwo Grundsatz, den ganzen Staat nur als ein großes Gebäude anzusehen, bei welchem die einzelnen Menschen und ihr Glück nur als Baumaterialien in Anschlag kommen, als eine verwickelte Maschine, deren künstliche Triebwerke und Räder unaufhörlich von dem Blute einzelner Zermalmter triefen, als ein Labyrinth sinnreich verschlungener Irrgänge, in deren Mittelpunkt der Minotaur politische Nothwendigkeit und Selbsterhaltung täglich seine hundert oder tausend Opfer heimlich oder öffentlich zerreißt. Der Politik des Serails ist nichts heilig, Menschenrechte gelten vor ihrem Richterstuhle noch weniger als nichts, Billigkeit und Tugend finden nur insofern statt als sie der Eitelkeit fröhnen, und Begünstigungen und Bedrückungen werden ausgeübt, je nachdem das Interesse es gebietet.

strahlt gleich einem leuchtenden Sterne auf den Höhen des Serails. Er kann die Zahl der Diener, Verschnittenen, Frauenzimmer, Offiziere vermehren oder vermindern wie er will: er kann jeden in den Pallast aufnehmen, der ihm gefällt, und jeden daraus nach Gutdünken verstoßen. Nach seiner Willkühr richtet es sich, ob Geschenke ausgetheilt, Lustbarkeiten angestellt, die Ausgaben vergrößert oder verkleinert werden sollen. Doch selten findet es ein Sultan der Mühe werth, sich um solche Kleinigkeiten selbst zu bekümmern, und mit wenigen Ausnahmen überträgt er dergleichen Vollmachten gewöhnlich einigen seiner Offiziere, wodurch diese denn gleich an Macht und Einfluß gewinnen. Man bestrebt sich dann, Alles den unmaasgeblichen Wünschen und den bekannten Gesinnungen des Kaisers gemäß einzurichten, und jeden seiner entferntesten Winke treu und gewissenhaft zu befolgen.

Der Großherr selbst hat nur zu leuchten, gleich einer blendenden Sonne mitten unter den vergänglichen Irrlichtern, die seine Strahlen entweder zernichten oder erwärmen; er braucht nur die Majestät des Kaiserthrones zu repräsentiren, nicht auszuüben, und er könnte sich Jahre lang in seinem Harem einschließen, die Geschäfte würden dennoch ihren Gang fortgehen. Eben so wenig wie um die Regierung des Reichs braucht er sich aber auch um die Regierung des Serails, das er mit seinem zahlreichen Hofstaate allein ausfüllt, zu bekümmern.

So wie nehmlich erstere in zwei Haupttheile zerfällt, in die Land- und Seemacht, welche den zweien höchsten Staatsbeamten des Kaiserthums, dem Vezir-Assem und Kapudàn-Pascha anvertraut sind, so muß auch das Serail und dessen Regierung in zwei auf gleiche Weise einander entgegengesetzte Theile getrennt werden, wovon jeder seinen besondern Chef hat.

Die eine Hälfte nehmlich aller zum Serail gehörigen Gebäude, Höfe und Gärten, ist den weißen Verschnittenen und den Mannspersonen, die zum sultanischen Hofstaat gehören, eingeräumt; die andere aber wird nur von schwarzen Verschnittenen und Frauenzimmern bewohnt. Jeder dieser beiden Theile ist, wie das Land- und Seedepartement, an und für sich ein geschlossenes Ganzes, und jeder hat auch wie diese seinen besondern Obervorsteher und Regenten.

So wie die Regierung des ganzen Serails, so kann auch der ganze kaiserliche Hofstaat in zwei Theile gespaltet werden, welche sich zwar entgegengesetzt sind, aber doch auch wieder in einer gewissen Hinsicht neben einander gestellt werden können. Der eine Theil umgiebt den Kaiser, insofern er Oberherrscher des Reichs ist, und mit der Regierung desselben, der der Großvezir und Kapudàn-Pascha vorstehen, in beständiger Verbindung sich befindet. Er dient dazu, den Glanz der Majestät des Throns auch außerhalb den Mauern des Serails dem Volke

darzustellen, und innerhalb sowohl als außerhalb des Pallastes die Befehle des Sultans zu vollstrecken. Dahin gehören alle die Chargen und Aemter, die von dem Hofstaate eines europäischen Monarchen unzertrennlich sind, und so viele andere, die ein morgenländischer nicht entbehren kann. Außerdem noch die vielen Haufen von Garden, Trabanten, Zeremoniendiener und Lakaien, die Menge Personen, welche der Luxus und die Bequemlichkeit eines grossen Herrn nothwendig machen, die vielen jungen Leute, die sich zur Nähe des Fürsten hindrängen, die Kinder der Großen des Reichs, denen die Ehre vergönnt wird, den Herrscher zu bedienen, zu begleiten, die verschiedenen Arten von Pagen, Adjutanten und Offiziere, die auf den geringsten seiner Winke lauern: alle die Leute, welche ihm bei öffentlichen Zügen und bei Reisen im Kriege wie im Frieden folgen.

Der andere Theil des Hofstaates scheint mehr für die Person des Großherrn berechnet zu seyn, insofern er für sich lebt; wenigstens geht er eigentlich der Regierung des Reichs nichts an. Er füllt die innere Hälfte des Schlosses an, und macht den Hofstaat des Großsultans in der engern Bedeutung des Worts aus. Da er ihm ganz allein gewidmet ist, so kann auch er nur die ihm eingeräumten Gemächer betreten, und niemand von dem andern Theile darf es wagen, ihn in diesen zu begleiten. Er wird unter dem allgemeinen Namen des Harems be-

griffen, und dieser kann als der eigentliche Pallast als die eigentliche Wohnung des Sultans betrachtet werden. Zieht er sich hierher zurück, so ist er frei von allen Geschäften, abgeschieden von der ganzen übrigen Welt, und niemand kann ihn da in seiner Ruhe, in seinen Genüssen stören.

In diesem Theile des Serails ist der Kaiser der einzige Mann. Die Sitte will es, daß Alles, was außer ihm hier lebt, nur aus Verschnittenen und Weibern bestehen könne, und die Frauenzimmer als einen vorzüglichen Theil des Hofstaats eines Monarchen zu betrachten, ist der Gebrauch im ganzen Morgenlande. Auch wenn der Kaiser mit keiner derselben den Beischlaf ausübt, erfordert es doch seine Würde, ihrer eine beträchtliche Anzahl beständig zu unterhalten: eben so wie er einen ansehnlichen Marstall besolden muß, wenn er auch gar nicht der Pferde sich bedienen wollte. Alle Könige des Orients, welche wir aus der Geschichte kennen, waren im Innern ihres Pallastes nur von Weibern und Verschnittenen umgeben, und die osmanischen Padischah's haben von dieser durch die Zeit geheiligten Sitte keine Ausnahme gemacht, und besonders treu den Kalifen nachgeahmt, deren Stelle sie ersetzen wollten. Eine Menge Chargen und Aemter, die dem ersten Theile des Hofstaats zukommen, werden auch von diesem verwaltet: denn der Monarch muß aller Subjekte, die zu jenem gehören, entbehren können, so bald er sich unter diesen begiebt.

Doch dort sind die Inhaber solcher Geschäfte und Bedienungen mehr Staatspersonen, hier kann man sie mehr als kaiserliche Leibpersonen ansehen, die dem Staate nichts angehen.

Der Herrscher, Befehlshaber und Chef des ersten Theils des Hofstaats heißt Kapi-Aga oder Kapu-Agasi, er ist gleichsam der Oberhofmeister über diese eine Hälfte des Serails, und Gouverneur dieses Theils des Pallastes. Und was dieser hier ist, eben das ist der Kislar-Aga in Ansehung der andern Hälfte des Hofstaats und Schlosses. Sie stehen beide zunächst unter dem Großherrn, eben so wie der Großvezier und Kapudan-Pascha die nächsten Würden nach ihm begleiten: und so wie die Person des Kaisers die beiden letztern in einer Individualität repräsentirt, so verknüpft sie auch die beiden erstern zu Einem gemeinschaftlichen Ganzen.

Diese vier Großchargen der türkischen Großsultane sind die wichtigsten, mächtigsten und Einflußreichsten des ganzen Kaiserthums; sie sind sich fast gleich an Hoheit, Würde, Ehre und Glanz und haben nichts über sich als den Willen des Kaisers. Keiner der vier hohen Personen hat dem andern etwas zu gebieten, jeder ist in seinem Departement unumschränkter Herr, und höchstens kommunizireu sie mit einander über Angelegenheiten, die die Departements mit einander in Verbindung setzen. Doch eben so wenig wie dem Vezir-Assem und Ka-

pudán-Pascha die Verhandlungen, Thaten und Anordnungen der Kapi- und Kislar-Aga's etwas eigentlich angehen, eben so wenig sollten sich diese letztern in die Geschäfte der erstern mischen; indessen befinden sich doch alle vier in einer fast ununterbrochenen Berührung zu und gegen einander, und wer von ihnen der gröste, mächtigste und höchste seyn soll, bestimmt allein die grössere oder mindere Zuneigung, welche der Kaiser gegen diesen oder jenen an den Tag legt; in der letztern Zeit galt der Kapudán-Pascha besonders sehr viel am türkischen Hofe und höchstens der jetzige Kislar-Aga konnte ihm an Einfluß und Gewalt über den Monarchen an die Seite gesetzt werden.

So wie die zwei Oberchargen des Reichs dem Herkommen gemäß nur von Männern verwaltet werden können, so müssen die zwei Oberchargen des Serails oder des kaiserlichen Hofstaats immer nur von Verschnittenen begleitet werden, und zwar muß der Chef der einen Hälfte, welche den äußern Pallast bewohnt, ein Halbverschnittener von weißer Farbe, der Chef der andern aber, welche den innern Pallast inne hat, ein Totalverschnittener von schwarzer Farbe seyn. Alle diejenigen, welche der Kapi-Aga unter sich hat, sind entweder Knaben, Jünglinge und Männer, oder weiße Halbverschnittene wie er selbst; alle hingegen, über welche der Kislar-Aga das Oberregiment führt, sind entweder schwarze Totalverschnittene oder Frauenzimmer. Die

weißen Halbverschnittenen machen gleichsam den Uebergang von den Männern zu den Weibern des Serails, welche letztere lediglich von schwarzen Ganzverschnittenen umgeben sind. Der Kapi-Aga so wie die unter ihm stehenden Eunuchen können auch Totalverschnittene seyn; aber der Kislar-Aga so wenig als irgend einer der Eunuchen, welche seinen Befehlen gehorchen, dürfen von Halbverschnittenen repräsentirt werden.

Die Observanz hat es so eingeführt, daß das wichtige Amt des Kapi-Aga's immer von einem Weißen versehen werde; doch könnte auch wohl ein Schwarzer dazu gelangen, wenn es dem Sultan gefiele, ohne daß die Ordnung der Dinge im Serail dadurch unterbrochen würde. Allein die Charge eines Kislar-Aga's darf nie einem Weißen übergeben werden; auch ist es nie am türkischen Hofe erhört gewesen.

Wir wollen nun zuerst den ganzen Theil des Hofstaats durchgehen, der dem Kapi-Aga seinem Ober-Chef untergeordnet ist, und uns nachher zum Departement des Kislar-Aga's, des Ober-Chefs des innern Serails wenden. Beide können ganz von einander getrennt werden und haben auch an und für sich keine Gemeinschaft mit einander.

Der Kapi-Aga als Ober-Chef des ganzen Pallastes außer dem Harem. — Großes Ansehn dieser Hofstelle und Einfluß derselben auf die Angelegenheiten des Reichs. — Die vier zunächst unter dem Kapi-Aga stehenden weißen Groß-Eunuchen. — Der Haz-Oda-Baschi. — Der Serai-Agasi. — Der Chasnadar-Baschi. — Der Kilargi- oder Kuilargi-Baschi. — Das Korps der Idschoglans. — Die Bestimmung dieser Knaben. — Eintheilung des Korps der kaiserlichen Pagen in 4 Odas. — Die Azomglans unter der Oberdirektion des Kapi-Aga's. — Die weißen Verschnittenen als Lehrer und Aufseher derselben. —

Der Kapi-Aga, der weiße Verschnittene Κατ᾽ ἐξοχὴν genannt, ist gemeiniglich der älteste unter allen weißen Eunuchen des Serails, bisweilen auch eine durch die Gunst des regierenden Kaisers allein zu dieser hohen Würde emporgehobene Person. Ist der Sultan schwach und hat dieser Oberchef des äußern Pallastes Geist, Kopf und dabei Herrschsucht und Schlauheit, so ist sein Einfluß im Ottomanischen Reiche ungeheuer, und es hat Kapi-Aga's gegeben, die statt des Monarchen ganz das Ruder des Staats an sich gerissen hatten.

Er hat die Oberdirektion über Alles und Jedes, was im Serail vor sich geht, geschieht, verhandelt wird, so wie der Kislar-Aga im Harem, so

herrscht er unumschränkt über das kaiserliche Schloß und alle Bewohner desselben von dem Thore der hohen Pforte an bis zu dem Eingange, der zum Gebiet des Ersten der Schwarzen führt. Sein Wille und Befehl ist nur dem des Kaisers unterworfen und diesen zu lenken, jenen seinen Wünschen gemäß einzurichten, dazu hat er alle Gelegenheit in Händen.

Er ist oberster Schloßhofmeister und General, Chef aller Dienerschaften, Offiziere, Pagen und Leibgarden des Großherrn, und diejenige hohe Kreatur, von der das Glück und Leben von Tausenden abhängt, womit er oft ganz nach Willkühr schaltet und waltet. Zugleich stellt er den Oberzeremonienmeister am Hofe des türkischen Monarchen vor. Jede Audienz, sey es von fremden Gesandten oder von Großen des Reichs ordnet er an, er führt jeden vor den Thron des Allherrschers. Keine Person kann ohne seine Anmeldung vor den Großsultan gelangen, keine Bittschrift, keine Nachricht, kein Brief, kein Geschenk zu ihm ohne sein Wissen kommen, alles muß durch seine Hände gehen und nichts geschieht im weiten Umfange seines Gebiets, ohne daß er nicht Notiz davon nähme.

Er hat die Erlaubniß, zu jeder Stunde sich dem Kaiser nahen zu können und ungerufen tritt er zu ihm, wenn es ihm beliebt. Nur allein dann, wenn der Monarch sich im Harem befindet, ist er auf kurze Zeit unerreichbar für ihn. Der Sultan fragt

ihn oft um seinen Rath, läßt ihn oft zu sich rufen, wenn er müßige Stunden hat, giebt ihm nicht selten die wichtigsten Aufträge. Darum ist seine Gunst allen übrigen Staatsbedienten nothwendig und sein Amt ist ungeheuer einträglich.

Von ihm hängt es ganz ab, Gutes und Böses zu reden von jedem, wie er will; er kann unendlich schaden und unendlich nützen. Außer dem Kislar-Aga ist niemand, der so häufigen Zutritt zum Kaiser, so häufige Gelegenheit mit ihm zu reden hätte wie er. Er ist gefürchtet wie der Padischah selbst und seine Feindschaft ist gewöhnlich für jeden eben so verderblich wie das Mißfallen des Herrschers selbst.

Wenn auch direkte bei weitem geringer die Ausdehnung seiner Gewalt ist als die des Vezir-Assem oder des Kapudan-Pascha, so kann er doch nicht selten auf indirekten Wegen mehr oder weniger das Reich beherrschen. Die Furcht vor ihm und seinem beständigen Einfluß auf den Willen und die Gunst des Sultans ist allgemein, seine Intriguen sind überall mit im Spiele, und seine Kreaturen sind in allen Departements. Er kann ein weit fürchterlicherer Feind der Vezire seyn, als diese ihm zu schaden im Stande sind, weil sie schon entfernter von der Person der Kaisers sind, und er vermag zu stürzen und zu erheben, ohne daß diese es gemeiniglich hindern können.

Lebt er mit dem Kislar-Aga in Eintracht

und Verträglichkeit, so ist er ganz Herr des Sultans und kann ihn leiten, wozu und wohin er will, besonders wenn dieser einen folgsamen Charakter hat. denn was er selbst nicht und durch seine Kreaturen und Klienten bei ihm auszurichten vermag, dazu läßt er ihn durch jenen bereden, der durch die Odalisken unbemerkt auf ihn zu wirken vermag. Und hängt es nicht von ihm ab, den Kaiser beständig mit solchen Individuen zu umgeben, die ihr Emporkommen ihm allein verdankten und jedem seiner Winke sklavisch zu gehorsamen gewohnt sind?

Gemeiniglich ist das Interesse der beiden Groß-Eunuchen eins und dasselbe und sie wissen sich dann schlau und geschickt gegenseitig in ihren Unternehmungen zu unterstützen. Oft stellen sie sich äußerlich als Feinde und ins Geheim sind sie aufs genaueste mit einander einverstanden. So wird der Sultan häufig hintergangen: er bildet sich ein, eine Sache, für die zwei Gegner einstimmig sprächen, müsse doch wohl gut seyn und erfüllt so die Wünsche beider.

Die Freundschaft zwischen den beiden Oberverschnittenen soll jedoch nie weiter sich erstrecken und inniger seyn, als insofern das gemeinschaftliche Interesse dazu mahnt: denn gewöhnlich sind sie die heftigsten Nebenbuhler von einander. Einer strebt immer mehr die Gunst des Kaisers zu besitzen als der andere, einer immer mehr über ihn zu herrschen als der andere. Beide streben zu sehr gleich stark

nach Einfluß und Allgewalt als daß sie nicht ins Geheim sehr eifersüchtig auf einander seyn sollten. Dem Sultan gefällt bisweilen eine solche Zwiespalt der Mächtigen und er unterstützt noch manchmal im Stillen die Kabale, die sie gegen einander schmieden, weil er darin ein leichtes und bequemes Mittel sieht zu verhindern, daß keiner zu hoch empor steige und sich über die andern zu sehr erhebe.

Der Kapi-Aga ist der beständige Begleiter des Großherrn, und selbst wenn er sich in den Harem verfügt, geht er mit ihm bis an das Thor desselben, wo seine Herrschaft ein Ende hat. Er trägt im Serail den Turban der höchsten Staatsbeamten und ist auf der Straße, wenn er dem Sultan zur Begleitung dient, beständig zu Pferd, nach einem seiner Charge besonders zukommendem Privilegium. Außerdem verläßt er selten oder fast nie die Mauern des Serails; wenn er aber auswärts erscheint, reitet er stets mit großem Gepränge einher, und verkündigt dadurch seine hohe Macht und Würde.

Er bekommt freien Tisch, ja sogar eine der kaiserlichen Küchen im Serail ist nur für ihn bestimmt. Seine festgesetzte Besoldung ist täglich ungefähr 15 Thlr.; aber die Geschenke, die er von allen Seiten und bei allen Gelegenheiten erhält, sind unermeßlich. Man hat Beispiele, daß einige Kapi-Aga's bei ihrem Tode über drei Millionen Piaster hinterlassen haben, welche Summen dann, wie

immer bei Staatsbeamten, dem Schatze des Sultans wieder zufallen.

Im Orient widerruft der Nachfolger nie, was sein Vorfahr angeordnet hat. Seit dem ein Kapi-Aga einst unter Kaiser Amurat einen Fehler begieng und sich dadurch die Ungnade des Kaisers zuzog, soll er diese Stelle für alle Zukunft das ihr ehemals zukommende Privilegium, zu großen Paschalicken zu führen verloren haben. Darum behält auch ein Kapi-Aga gewöhnlich zeitlebens seinen Posten oder er tritt mit den, während der Verwaltung seines einträglichen Amts gesammelten Reichthümern, die er bei Seite zu schaffen gewußt hat, in den Privatstand zurück.

Zunächst nach dem Kapi-Aga kommen der Rangordnung nach die vier von ihm abhängigen Unter-Chefs des Serails. Sie gehören zu den vornehmsten Großen des Pallastes, und jeder derselben hat ein zahlreiches zum kaiserlichen Hofstaate gehöriges Personale unter sich. Sie sind der Hazoda-Baschi, der Serai-Agasi, der Chaznadar-Baschi und der Kilargi-Baschi und alle vier weiße Verschnittene.

Der Hazoda-Baschi ist nach dem Kapi-Aga der Erste des kaiserlichen Hofstaates, und versieht eben das Amt, was bei europäischen Monarchen die Oberkammerherrn bekleiden. Sein Einfluß ist groß und seine Charge äußerst einträglich. Er hat Zutritt zum Sultan und muß diesem und dem

Kapi-Aga Rechenschaft von der Führung seiner Geschäfte ablegen. In der Begleitung des Kaisers befindet er sich jederzeit, und außerdem sieht man ihn auch fast niemals in der Stadt.

Auf ihn folgt in der Würde der Serai-Agasi, ein Mann von bedeutendem Ansehen. Er ist Oberschloßinspektor und hat die Oberaufsicht über alle Zimmer und Gemächer im Revier des Serails bis zu den Pforten des Harems. Er hat die Oberdirektion über alle Reparaturen, Ausputzungen, Verschönerungen und Baue, die dort vorgenommen werden, und besonders darauf zu sehen, daß die größte Reinlichkeit überall herrsche. Er hat darum auch die Pflicht auf sich, oft überall in den Serailsgebäuden herumzuwandern und dafür zu sorgen, daß Alles in gehörigem Stande und gefälligem Ansehen erhalten werde. Er kann Strafen nach Willkühr gegen Alle diktiren, die unter ihm stehen und Nachlässigkeiten und Vergehungen seiner Offiziere und Untergebenen ahnden. Dem Kaiser selbst muß er außer dem Kapi-Aga sein Verfahren berichten und er wendet sich direkte an ihn, wenn er manche Anordnungen in den Zimmern gemacht zu haben wünscht.

Der Chaznadar-Baschi ist der Oberschatzmeister des Kaisers. Seit Amurats Regierung ist diese Würde überflüssig geworden, und meistens das Amt von einem ihr untergeordneten Chef verwaltet worden. Es findet sich indessen immer einer

im Serail, der diesen Titel führt, indem zuweil ist auch der Kislar-Aga damit bekleidet worden, der dadurch dann auch Einfluß in diesem Theile des Pallastes bekommen hat. Er gehört mit zu denen welche beständig um den Großherrn sind, und ihn auch überall begleiten.

Endlich kommt der Kilargi-Baschi, der kaiserliche Obermundschenk und Oberspeisemeister. Er hat Oberaufsicht über die kaiserliche Tafel, über die Küchen des Serails, über die Speisen, Getränke, Confituren aller Art, über die Küchengeschirre und Gefäße des Pallastes. Wenn er seinen Dienst verläßt, bekömmt er gewöhnlich das Amt oder den Titel eines Vezirs oder Paschas. Das Personale des Hofstaats, das ihm untergeordnet ist, ist sehr zahlreich, und keiner kann dabei ohne seine Bewilligung den Dienst antreten. Dem Großherrn so wie dem Kapi-Aga muß er Rechenschaft von seinem Dienst ablegen und er hat auch die Ehre, daß für ihn und seine Leute, eben so wie für den Serai-Agasi und dem Chaznadar-Baschi und ihren Untergebenen eine besondere Küche sich im Serail befindet.

Diese vier Großen unter den weißen Verschnittenen, mit denen in Ansehung der Macht und Herrschaft nur die ihres Oberhaupts des Kapi-Aga verglichen werden kann, stehen an der Spitze sehr weitläuftiger Departements des Hofstaats, von welchen jedes wieder in sehr viele Unterbranchen zerfällt.

Die Vornehmen und Angesehenen des Reichs müssen sich um ihre Gunst bewerben; denn sie haben die Erlaubniß, sich täglich der Person des Kaisers nähern zu dürfen, und schon hieraus fließen ihnen unermeßliche Einkünfte von allen Seiten zu. Sie haben mit ihren Untergebenen freie Tafel und Wohnung im Serail, sie können, wenn sie den Pallast verlassen, auf die wichtigsten Ehrenstellen und Statthalterschaften Ansprüche machen: sie können, wenn sie sich beim Großherrn beliebt zu machen wissen, zu dem höchsten möglichen Ansehen emporsteigen.

Gewöhnlich sukzediren sie einander dem Range nach, so daß, nach dem Tode des Hazoda-Baschi, der Serai-Agasi seine Stelle erhält, der Chaznadar-Baschi aber diesen Posten einnimt und der Kilargi-Baschi in den des leztern tritt. Jedoch kann der Wille des Sultans oder die besondere Begünstigung des Kapi-Aga auch jeden andern weißen Verschnittenen zu einer dieser erledigten Aemter erheben und niemand darf sich darüber beklagen.

Der besondern Aufsicht dieser vier Großen des Serails ist das Korps der Idschoglans oder der kaiserlichen Pagen anvertrauet, in welches nur Knaben von edler Bildung, von gefälligem Ansehen, von Geist und Kopf aufgenommen werden und das zugleich dazu bestimmt ist, zu einer Pflanzschule zu dienen, woraus die vornehmsten Aemter des

Serails und nachher auch des Reichs, mit fähigen und dem Hofe ergebenen Männern besetzt werden können.

Dieses Korps besteht aus vier Abtheilungen oder Odas, in welche die Knaben nach ihrem Alter und Fähigkeiten vertheilt sind; ihre Zahl belauft sich auf 600 — 1000. Die unterste Oda heißt Kutschuk Oda oder die kleine Kammer, worin lauter kleine Kinder befindlich sind. Sie ist übrigens die größte und vollste und hat oft 400 — 500 Knaben in sich. Eine strenge Direktion über sie führt der jedesmalige Serai-Agasi und unter ihm der Kutschuck-Oda-Aga. Die zweite Oda, Kilar oder Quilar-Oda genannt, besteht schon aus mehr erwachsenen Knaben, und über sie ist der Kilargi-Baschi gesetzt. Er bedient sich ihrer zu mancherlei Geschäften innerhalb seines Departements und gewöhnt sie zur Arbeit und Unverdrossenheit. Die dritte Oda (Chaznadar-Oda) hat den Chaznadar-Baschi zum Oberhaupt und hier müssen die Jünglinge schon lernen, Dienste für den Sultan zu verrichten. Die 4te Oda endlich oder die höchste (Haz- oder Chas-Oda) steht unter dem Befehl des Haz- oder Chas-Oda-Baschi und die Zahl der Jünglinge ist darin auf 40 beschränkt.

Unter den Idschoglans befinden sich übrigens auch viele verschnittene Knaben, die dann zu Ehrenstellen im Pallaste befördert werden können.

Sie steigen von einer Oda zur andern, und wenn sie die 4te erreicht haben, genießen sie die Ehre, eine Art von Leibwache um den Kaiser zu bilden und ihn überall zu begleiten und zu bedienen; alsdann tragen sie auch doppelt goldene Brokatkleider. An den beiden Seiten der Schläfe müssen sie lange Haarlocken wachsen lassen, die Haare des Bartes aber werden mit dem Scheermesser glatt hinweggeschnitten, welches ein Zeichen der beständigen Unterthänigkeit ist.

Der Ober-Chef aller Idschoglans ist der Kapi-Aga, der ihre Vertheilung und Versetzung in die verschiedenen Odas ganz nach Willkühr anordnet, den Untauglichen eigenmächtig den Abschied giebt, sie auf ihr Verlangen zu einer andern Bestimmung entläßt, oder ihnen auch Aemter im Serail zutheilt. Bisweilen bringt er sie auch gegen ihren Willen aus dem Pallaste heraus, nachdem sie die ersten Jahre, welche die härtesten sind, überstanden haben; dies geschieht besonders, wenn er sie in der Folge fürchten zu müssen glauben kann. Uebrigens behalten die Jünglinge, welche einmal in den Odas gewesen und nachher auch zu Aemtern innerhalb den Mauern des Serails gekommen sind, den Namen Idschoglans dennoch bei; daher man, wenn in der Folge von Idschoglans die Rede seyn wird, nicht immer solche Jünglinge darunter verstehen muß, welche die 4 Odas ausmachen.

Die vier Chefs der Idschoglans haben nicht

als 100 weiße Verschnittene unter sich, welche über die kaiserlichen Pagen, ihre Erziehung, Bildung und Sitten die Aufsicht führen, sie in allen Dingen, die ihnen nützlich seyn können, unterrichten und sie hart für jeden Fehler strafen. Erst nachdem sie die vierte Oda und dadurch die Nähe des Kaisers erreicht haben, sind sie einigermaßen dieser strengen Zucht entwachsen, doch stehen sie dann noch völlig unter dem Befehl des Haz-oda-Baschi des Kapi-Aga und des Bujuck-Oda-Aga ihres unmittelbaren Chefs.

Haben sie es aber auch so weit gebracht, so eröffnet sich ihnen die glänzendste Laufbahn. Ihr Sold oder Taschengeld ist mit jeder Versetzung in eine neue Oda und dadurch in einen neuen Rang gestiegen, jetzt bekommen sie noch ansehnliche Geschenke von dem Großherrn und von den Großen des Reichs. Sie sind immer um den Sultan herum, lernen alle seine Launen und Wünsche kennen, wissen sich in diese zu schmiegen, sich seine Gunst immer mehr zu erwerben. Sie können immer höher steigen und wollen sie die schlüpfrige Karriere des Serails verlassen, so stehen die reichsten und angesehnsten Aemter und Stellen in der Hauptstadt und in den Provinzen für sie offen.

Bisweilen hat auch noch eine besondere Oda für die neuangekommenen Knaben statt gefunden, die noch nicht vorgestellt, geprüft und vertheilt worden sind. Es waren ihrer oft 100, die in einem

Saal ihre Wohnung hatten, der Lenzl-Oda (das neue Zimmer) genannt wird. Nachdem ein Knabe 5 — 6 Tage im Serail zugebracht hat, fangen die Hodscha's oder Lehrer an, ihm das morgenländische Alphabet zu zeigen. Nachher geht man mit ihm zum Lesen, zur Auslegung des Korans, zur Erlernung der türkischen, arabischen und persischen Sprache und zur Lektüre von Büchern in denselben über. Jeder Zweig des Wissens hat bei ihnen einen besondern Hodscha. Von Zeit zu Zeit bestand die Einrichtung, daß diese Knaben das erste Jahr täglich 2 Asper, das zweite 3, das 3te 4 Asper Taschengeld erhielten und je nachdem sie in Jahren zunahmen, auch dieses vermehrt wurde. Außerdem bekamen sie zweimal jährlich scharlachene Kleider und mehrere weiße Gewänder für den Sommer.

Die Hodscha's dieser Idschoglans haben täglich 10 Asper, und von Zeit zu Zeit erhalten sie Ehrenkleider zu Geschenken, das aber ganz von der Freigebigkeit des regierenden Sultans abhängt. Jeder Idschoglan, der die Lehrjahre überstanden hat, giebt den Hodscha's 500 Asper Honorar als Gratifikazion, welches Geld sie dann unter sich theilen. Diesen Lehrern müssen die Knaben zwar strengen Gehorsam leisten; jedoch ist ihre Macht über sie beschränkt. Nur einmal des Tages darf ein Hodscha einen Idschoglan strafen, und ihm jedesmal nicht mehr als 10 Ruthenstreiche auf die Fußsohlen geben. Zu härtern Züchtigungen müssen je-

jedesmal erst Befehle von den obern Verschnittenen eingeholt werden. Ehemals war man hierin so streng, daß ein Gesetz bestand, nach welchem ein Hodscha, der gegen diese Anordnung handelte, mit dem Verluste der rechten Hand bestraft oder wenigstens genöthigt wurde, sogleich mit Einbüßung seines Einkommens die Residenz zu verlassen. Der Eunuch, der als Aufseher und Hofmeister über die neuangekommenen Knaben gesetzt ist, und für ihre Bedürfnisse sorgt, hat täglich 60 Asper Besoldung, und wird zweimal jährlich auf kaiserliche Kosten in Seide gekleidet. Jeder Idschoglan verehrt ihm nach zurückgelegten Lehr- und Prüfungsjahren 2 — 3000 Asper oder ein Kleid von Gold- oder Silberstoff. Männichmal bekommt er auch, durch die Freigebigkeit des Monarchen, ansehnliche außerordentliche Geschenke für die treue Verwaltung seines Amts, und Summen von 10 — 12000 Asper, um sie unter die Schüler nach seiner Willkühr zu vertheilen, besonders unter diejenigen, welche Gebete für die Seelen der Verstorbenen ablesen, wovon er immer einen Theil für sich behalten kann.

Den Idschoglans steht das Korps der Azamoglans, Azamoglans oder Atschamoglans zur Seite. Sie werden gleichfalls als Knaben in's Serail aufgenommen; aber man sieht bei ihnen mehr auf die Eigenschaften des Körpers, als des Geistes. Eine vorzügliche Gewandtheit der Glieder, eine große Leibesstärke, ein gesunder Körperbau, das sind

die Erfordernisse bei ihnen. Zeigen sie Anlagen, so werden sie auch wohl in eine Oda der Idschoglans versetzt. Der Kapi-Aga hat die Oberdirektion über sie, und er ernennt einige zwanzig weiße Verschnittene, welche die Aufsicht über sie führen, sie unterrichten und zu Diensten im Serail geschickt machen müssen. Diese Aufseher und Obristen heißen Azomglan-Baschi's und der älteste unter ihnen führt den Titel Aga. Sind sie den Jünglingsjahren entwachsen, so bekommen Janitscharen die Aufsicht über sie in ihren Wohnungen und bei ihren Arbeiten. Ihre Anzahl beträgt immer zwischen 6 und 700. Es giebt bei ihnen Chefs über Zehne und über Hunderte, alle sind aber dem Chik-Aga untergeordnet, der zunächst vom Bostanschi-Baschi abhängt.

So wie die Idschoglans des Serails eine Pflanzschule für die höhern Stellen des Hofstaats abgeben sollen, so dienen die Azomglans zu einer Schule für die niedern und gemeinern, bei denen mehr körperliche als geistige Kräfte zu gebrauchen sind. Ihre Beförderung zu Aemtern im Serail hängt übrigens ganz von der Willkühr des Kapi-Aga ab, auf welchen sie durch die Chefs, welche er über sie gesetzt hat, wirken können. Zu einer Nähe des Sultans können sie höchst selten gelangen und darum auch fast nie Ansehn im Serail und außerhalb gewinnen. Nur im Gefolge des Bostanschi-Baschi, oder eines andern Serails-

Großen können sie die Mauern der Residenz verlassen.

Wir wollen nun zu der Untersuchung der einzelnen Departements des kaiserlichen Hofstaats übergehen, deren Ober-Chefs die vier, zunächst unter dem Kapi-Aga stehenden, verschnittenen Großen sind und die Aufzählung der dazu gehörigen Personen und Stellen in dem folgenden Kapitel mittheilen.

Departement des Haz-Oda-Baschi. — Er ist Ober-Chef der 40 kaiserlichen Leibpagen. — Der Kamachir-Baschi. — Die Leibvezire und vornehmsten Aga's, welche den Kaiser umgeben. — Der Dogand-Baschi und dessen Untergebene. — Die Tschauschi, Kapidschi, Zeschnibir, Chatir, Tschokodaren, Zuluftschi, Asnaoglander, Odooglander, Beghzades, Dislenz, Geuges. — Die Bostanschi und der Bostanschi-Baschi. — Die Assekis, Montafdraka's, Solaki, Peiki, Karipi, Baltadschi. — Die Garde der weißen Eunuchen. — Der übrige Troß dieses Theils des kaiserlichen Hofstaats. —

Der Haz-Oda-Baschi hat alle diejenigen Personen unter seinem Kommando, die sich zunächst um den Kaiser befinden, ihn bedienen, für seine Garderobe, Wäsche, Bequemlichkeiten sorgen, zu seinem Vergnügen und zu seiner Unterhaltung ge-

reichen. Die Anzahl der dazu gehörigen Hofämter ist sehr groß; und da sie bei einem orientalischen Monarchen zugleich von großem Ansehn, von so vielseitigen Einfluß seyn können, so ist die Wichtigkeit und der Glanz der alle dirigirenden und anordnenden Stelle leicht zu erkennen.

Er ist vorerst Oberchef der 40 vornehmsten Idschoglans oder Leibpagen, welche selten von der Person des Sultans weichen, und zugleich ihr Anführer bei mannigfaltigen Gelegenheiten. Der Unter-Chef der aus lauter schönen jungen Leuten bestehenden kaiserlichen Leibgarde, der zunächst die Befehle von dem Häz-Oda-Baschi empfängt, ist der Kamachir-Baschi. Seine Pflicht ist es, dafür zu sorgen, daß Alles bei den Idschoglans in gehöriger Ordnung vor sich gehe und jeder treu und eifrig die ihm angewiesenen Dienste verrichte, und er muß dem Ober-Chef genau die Fehler und Vorzüge, die er bei den, seinen Befehlen unterworfenen, Jünglingen wahrnimmt, anzeigen.

Wir haben nun die vornehmsten Großchargen kurz durchzugehen, welche aus dem Korps und zwar aus der 4ten Oda der Idschoglans besetzt werden; sie sind von der größten Wichtigkeit und einem ausnehmenden Ansehen, ja sie führen meistens unmittelbar zu Paschaliken und andern ansehnlichen Reichswürden. Alle aber sind dem Haz-Oda-Baschi subordinirt.

Vor allen andern verdient hier der Silhadar

oder Seliktar-Aga genannt zu werden. Er hat den Namen davon, daß es zu seinem Dienst gehört, dem Großherrn den Säbel vorzutragen. Aber er stellt außerdem den Oberhofmarschall beim kaiserlichen Hofe vor, er ist der beständige Kommandeur aller untern Dienerschaften des Pallastes, die den Kaiser begleiten, wenn er sich aus dem Serail begiebt. Ueberall, wo der Sultan ist, ist auch er, er muß immerdar in seiner Nähe seyn. Er hat Vezir's oder König's Rang, und wenn er den Pallast verläßt, muß er eine große Paschalik oder sonst ein Amt, das diesem gleich ist, in der Hauptstadt bekommen. Bei der Tafel des Sultans verrichtet er auch das Amt des Obervorschneiders, vermuthlich aus dem Grunde, weil er mit dem Säbel umzugehen weiß. Er muß ein besonders schöner, wohlgebauter, geistvoller Jüngling seyn und kann dann oft zum Liebling und Mignon des Kaisers werden. Seine Gunst wird darum auch von allen Offizieren der Pforte und jedem, der bei Hofe etwas zu suchen hat, eifrig gesucht und überall wird ihm mit der größten Auszeichnung und Achtung begegnet. Endlich hat er auch sogar das Recht, Sitz im Divan zu nehmen, und gehört zu den so genannten Koltük-Veziren (Veziren der Schulter), welche den Kaiser anrühren können und ihm bei verschiedenen Gelegenheiten, und in Ermangelung eines Lehnstuhls, zur Unterstützung der Schulter und zum Anlehnen dienen müssen. Zu seiner Bedienung und

zugleich zur Vollstreckung seiner Befehle sind eine Menge Hofbedienten bereit, doch sind ihm besonders zu Domestiken 4 Seferli's beigegeben, von denen unten die Rede seyn wird. Jährlich bekommt er zwei goldstoffene Kleider und monatlich 10 Dukaten, so wie mehrere andere der folgenden Hofbeamten.

Nach ihm kommen der Tülbehndar-Aga, derjenige kaiserliche Hof-Offizier, der dem Sultan den Turban aufsetzt und vorträgt. Eine Charge, die viel Ehre im Serail genießt, und nach welcher von den Idschoglans sehr gestrebt wird. Er hat den Rang eines Pascha's, befindet sich gleichfalls in beständiger Nähe des Großherrn und gehört zu den Koltük-Veziren.

Der Chiohadar-Aga oder Chokodar-Aga, bisweilen auch der Mantel Chamberluk genannt, einer von den Kammerherrn des Hofes, der daher den Namen führt, weil es mit zu seinem Amte gehört, des Sultans Mantelträger abzugeben, so oft er aus dem Zimmer tritt. Außerdem hat er bei der Person des Kaisers noch andere kleine Beschäftigungen, wozu auch die unter andern gehört, ihm die Stiefeln auszuziehen, wenn er von einem Ritt zurückkommt. Er ist nie fern von dem Großherrn und muß ein schöner Jüngling von gefälligem Ansehn seyn, wenn er sein Glück machen will. Auch er hat den Rang eines Pascha's und erlangt oft eine Statthalterschaft, wenn er aus

dem Serail herauskommt. Auch er ist Koltük-Vezir.

Der Zivadar-Aga, derjenige hohe Hofbeamte, welcher die goldene Wasserflasche für den Kaiser trägt.

Der Giuptar-Aga, derjenige Hofoffizier, der beständig einen Regenmantel oder ein frisches Kleid für den Großherrn in Bereitschaft haben muß und ihm damit auch überall nachfolgt. Diese Gewänder befinden sich gewöhnlich in einem Felleisen.

Der Diwitdar-Aga, derjenige Große des Serails, welcher das Schreibzeug des Sultans in Verwahrung hat und die Schreibröhre oder Kalems für ihn schneiden muß. Unter ihm stehen alle Kiatiblari oder kaiserliche Sekretaire und Kanzellisten.

Der Rekiabdar-Aga, derjenige Großoffizier, der dem Sultan den Steigbügel hält, wenn er zu Pferde steigt und so, wie die folgende Hofcharge, zu den Koltük-Veziraten gerechnet wird.

Der Iskiemlehdschi-Aga, welcher ihm den Schemel oder Sessel zum Auf- und Absteigen vom Pferde bringt und nachträgt.

Der Tschaschnighir-Aga, das Haupt der Tschaschnighir's oder derjenigen, welche die Speisen kosten, ehe man sie dem Kaiser vorsetzt.

Der Thornakdschi-Aga, der dem Sultan die Nägel abschneidet, auch bisweilen Turmaschi-Baschi oder Firnaaschi-Aga genannt.

Der Materagi-Aga, der die mit frischem Wasser gefüllte goldene Schaale nachträgt.

Der Sarridschi-Baschi, der die Spezialaufsicht über die Messer des Großherrn hat.

Der Munasundschi-Baschi, der Großkontrolleur der Finanzen oder kaiserl. Chatoulle.

Der Teskeleschi-Baschi, Oberstaatssekretair.

Der Takut-Agá ist Chef der Asongleanlari oder der 15 Jünglinge, die bei der Schläfstätte des Kaisers angeordnet sind und jährlich dreimal neue Goldbrokatene- oder Sammetkleider, monatlich aber 6 — 7 Dukaten Gage erhalten. Er ist ein angesehener weißer Eunuch, genießt täglich eine Pension von 160 Aspern oder 3 Dukaten, bekommt jährlich neue prächtige Kleider und Pelze, und kann den kaiserlichen Marstall für sich benutzen. Bisweilen hat er auch den Zehnden von allen Häusern und Pachtungen gehabt, die der Sultan an die Hofleute verschenkte, der sich jährlich auf 30000 Aspern belief.

Der Tutunndschi-Aga, der die Aufsicht über den Tabak und die Pfeifen hat.

Der Kahvedschi-Baschi, Chef der Kahvedschi, hat die Direkzion über den Kaffee und Alles, was dazu gehört.

Der Schemneschi-Aga, derjenige, welcher den Stuhl trägt, dessen sich der Kaiser bedient, auf das Pferd und von demselben zu steigen.

Der Ibrikdar-Aga, ein Koltük-Vezir und derjenige hohe Hofbediente, welcher das Gefäß mit Wasser vorhält, sowohl bei der Mahlzeit als beim Gebet. Unter ihm stehen mehrere Idschoglans als Ibrikdars.

Der Kemhoza-Aga oder Kämisar-Aga, welcher das Amt eines Garderobemeisters verwaltet. Endlich noch der Tascha-Aga, der Zagargi-Aga ꝛc. ꝛc. die kleinern Stellen beim Hofstaate vorstehen und wozu Idschoglans gewählt werden, die dem Kaiser besonders zu gefallen das Glück gehabt haben.

Alles dies sind Großchargen am kaiserlichen Hofe, und diejenigen, welche damit bekleidet sind, weichen im Vorrange weder einem Pascha noch einem Vezir. Sie machen die Leibtrabanten des Kaisers aus, und befinden sich darum beständig in Berührung und Verbindung mit seiner Majestät. Wo er auch sey, im Serail, auf einem seiner Lustschlösser oder bei einem Kriege im Felde, nimmer dürfen sie ihn verlassen, und der Sultan würdigt sie nicht nur oft einer Unterredung, sondern sie müssen auch geschickt dazu seyn, ihm Zeitvertreib und Unterhaltung zu verschaffen.

Da sie schon im Serail fürstliche Ehre und fürstlichen Rang genießen, so können sie, wenn sie den Pallast verlassen, auch nur zu den höchsten Reichsstellen befördert werden. Dem Monarchen, dessen Person sie von Jugend auf als Idschoglans umge-

ten haben, den sie Reihen von Jahren lang sklavisch dienten und gehorchten, dem sie alle ihr Ansehen, alles ihr Glück verdanken, auch nachher als Pascha treu zu bleiben, kann ihnen nicht schwer werden. Sie behalten immer eine gewisse Anhänglichkeit an den Hof und an den Sultan, sie haben im Serail Freunde zurückgelassen, durch die sie eine beständige Verbindung mit demselben unterhalten, sie sind zu sehr von ihrer Kindheit an daran gewöhnt, die Befehle des Großherrn als Götterworte zu betrachten, um es auch nur zu wagen, sie in ihrem neuen Stande zu übertreten.

Ihre Gunst wird stark gesucht: denn können sie nicht die beständige Nähe, worinn sie sich mit dem Kaiser befinden, dazu benutzen, zu schaden und Vortheil zu bringen? Ihre Aemter werden darum durch Geschenke von außen sehr einträglich, diejenigen gar nicht einmal zu rechnen, die ihnen im Serail selbst dargereicht werden. Hat einer von ihnen den Ruf, besonders beliebt beim Großherrn zu seyn, so kann er nur darauf rechnen, so viel in kurzem zu erhalten, daß er als reich gelten kann.

Ihr Aufzug und Kostüme ist prächtig in jeder Hinsicht: sie strahlen von Gold, Silber und Edelsteinen. Die Gewänder sind meistens die schönsten Atlasse und Gold- oder Silberbrokate, der Gürtel funkelt vom Glanze der Brillanten. Die schönsten Pferde stehen ihnen zu Gebote, mit den reichsten Decken und prunkenden Geschirren bedeckt. Ihre

Dienerschaften sind äußerst zahlreich, und Hunderte sind bestimmt, auf den Wink eines jeden zu warten und sklavisch seine Befehle zu befolgen.

Sie haben freien Tisch und freies Logis im Pallaste, so, wie alle andere Hofoffiziere, selbst die köstlichen Kleider werden ihnen vom Kaiser gegeben. Ohne in Begleitung des Sultans sieht man sie nicht in den Straßen; sollten sie aber einzeln erscheinen, so würde es ihre Würde erheischen, sich dem Volke als Große des Serails, vom Range der Vezire, mit morgenländischem Gepränge darzustellen. Am besten könnte man sie, um sie von den übrigen Gattungen der kaiserlichen Satelliten zu unterscheiden, mit dem Namen: Leibvezire bezeichnen.

Auf diese vornehme Aemter folgen, der Ordnung nach, noch eine Menge anderer hoher Chargen des kaiserlichen Hofstaates, die mehr oder weniger Dienste bei dem Monarchen und seiner Garderobe versehen. So hat der Schiamasi-Baschi oder Aga die Aufsicht über die Waschkammern des Sultans, ist Vorgesetzter aller kaiserlichen Waschhäuser und der dazu gehörigen Sachen, Chef aller Wäscher, Bleicher, Bügeler und Ausputzer bei der Garderobe. Er könnte im Deutschen und nach unsern Begriffen Oberwäschverwalter genannt werden, nur muß man damit die Idee eines hohen, ehrenvollen Amts verbinden; denn alle Personen, welche etwas zu besorgen haben, was den Monarchen, der Person nach, unmittelbar angeht und in Beziehung mit

ihm steht, genießen im Orient einen erhabenen Rang. Die Anzahl der Diener, die seine Befehle erwarten, kann wenigstens auf 200 angegeben werden.

Unter ihm stehen gegen 20 Schiamasi, die eigentlichen Wäscher, welche allerhand Arten von Weiberarbeiten im Serail verrichten, das Tisch- und Bettzeug, so wie die Hemden, Strümpfe, Unter-Beinkleider und andere Gewänder reinigen und das schwarze Zeug empfangen. Sie haben eigentlich kein bestimmtes Einkommen, als 5 Asper täglich; aber alle abgelegte und abgenutzte Leinwand fällt ihnen zu, und meistens werden sie auch unentgeldlich gekleidet. Zwei von ihnen, die die Leinwand des Großherren zu besorgen haben, erhalten vorzugsweise 10 Asper des Tages zur Besoldung. Jährlich werden den Schiamasi vier große Kisten voll Seife zu ihren Arbeiten geliefert; was davon am Ende des Jahres übrig bleibt, haben sie die Erlaubniß, unter sich zu theilen.

Der Seferli-Baschi ist der Chef der Seferli's, deren es immer 150 im Serail giebt, die dafür Sorge tragen müssen, daß die Kleidungsstücke und das weiße Zeug des Sultans in Ordnung erhalten werden. Im Felde ziehen sie auch mit dem übrigen Gefolge dem Kaiser nach.

Der Barber-Baschi, Chef aller Barbiere des Serails oder oberster Hofbarbier. Auch er folgt dem Großherrn mit in den Krieg und hat gegen 50

Leute unter sich. Die Ehre eines Koltåk-Wesir's kommt ihm zu.

Die Barbirer der Residenz haben die Pflicht, jeden Donnerstag (d. i. den Tag vor den wöchentlichen Festtag, so wie bei uns am Sonnabend) im Serail herumzugehen und ihre Dienste anzubieten. Da die meisten Leute, welche hier wohnen aus Knaben, Jünglingen und Eunuchen bestehen, welche alle keine Bärte haben: so haben sie gröſstentheils nur die Köpfe zu waschen und mit Seifenschaum zu reinigen. Sie bekommen, auſser dem bestimmten Sold vom Hofe, noch viele Trinkgelder und Geschenke von den Hofbeamten. Auch geben sie sich wohl mit Chirurgie ab und übernehmen die Heilung leichter Wunden; doch muſs meistens der Kapi-Aga vorher davon unterrichtet werden. Einige Sultane wollten sogar, daſs kein Barbirer im Serail sich bei irgend einer Person zu chirurchischen Operazionen, ohne ihr Wissen, gebrauchen lassen sollte, und man hat Beispiele gehabt, daſs einer oder der andere derselben dies Verbot übertrat und jemanden einen kranken Zahn ausgebrochen hatte, selbst aber dafür mit dem Verlust eines gesunden Zahnes büſsen muſste.

Der Reis-Kitab, erster Geheimschreiber beim Kaiser und Chef aller Kiatibs, deren wohl 12 seyn dürften. Auſserdem giebt es in der Serails-Kanzlei noch einen Obersekretair, Teskierehdschi-Baschi von hohem Range.

Der Dschirid-Bey, derjenige Hofoffizier,

der die Oberaufsicht über die Kampfspiele mit dem Dschirid im Serail führt. Unter ihm stehen mehrere Personen, welche den Idschoglans Unterricht im Dschiridwerfen geben.

Der Aegåwat-Baschi, Chef aller Kriegsbefehlshaber im Serail. Er ordnet den Zug der Garden und Krieger an, welche den Sultan umgeben, wenn er zu Felde zieht. Die Zahl seiner Untergebenen ist sehr unbestimmt.

Der Sandschijak-Darlårs-Baschi, der Chef der kaiserlichen Fahnenträger. Sie dienen dazu, den Glanz eines kaiserlichen Auszuges zu vermehren.

Der Dogand-Baschi, kaiserlicher Oberfalkonier. Er wohnt im Serail und hat außer einer großen Menge Jünglinge, die aus dem Korps der Idschoglans genommen werden, noch über 800 Personen unter sich, die sämmtlich dazu bestimmt sind, die Falken abzurichten, mit ihnen auf die Jagd zu gehen, sie zu füttern, zu baden, den gefangenen Vögeln allerhand Kunststücke zu lehren ꝛc. ꝛc. denn kein Vogel kommt eher in's innere Serail, bis er zum Vergnügen des Sultans qualifizirt ist.

Dieser große Hofbeamte behält gewöhnlich seinen Dienst zeitlebens und hat allezeit fürstlichen Rang; doch hat man auch Beispiele, jedoch selten, daß er Pascha von drei Roßschweifen wurde. Er genießt freie Tafel, Wohnung und zur jährlichen Besoldung 10 — 12000 Reichsthaler, aber die vielen extraor-

dinairen Einkünfte, die er hat, sind kaum zu berechnen.

Die zum Korps der Jagdpagen gehörigen jungen Leute werden in eben den Zeugen gekleidet, wie die übrigen diensthabenden Idschoglans und sie müssen alle mit ziehen, wenn der Sultan auf die Jagd gehen will. Außerdem sind sie gewöhnlich in Tuch gekleidet, doch haben die Gewänder eine besondere Aufsteckung und einen ausgezeichneten Schnitt, wodurch man sie erkennen und von den übrigen Kaiserlichen Pagen unterscheiden kann. Sie führen nehmlich Aermel an ihren Röcken, die von oben herunter immer enger zugehen bis auf die Hand, und mit Knöpfen zugemacht sind. Die 21 Aeltesten unter den Jagdpagen sind die Chefs der übrigen, haben gleiche Besoldung und Einkünfte, wie die kaiserlichen Schatzkammerpagen, und speißen auch mit ihnen. Die andern werden wie die Seferli's gehalten und essen alle zusammen an einer Tafel.

Die abgerichteten kaiserlichen Vögel der Falknerie werden von den Jagdpagen auf dem Daumen der rechten Hand getragen, wenn sie mit ihnen ausziehen. Häufige Uebungen stellen sie in den Gärten des Serails an, und sie haben sich zu bemühen, es zu einer großen Geschicklichkeit im Jagen zu bringen, damit der Sultan, wenn sie ihn auf der Jagd zu bedienen haben, mit Wohlgefallen auf sie herabsehe.

Unter dem Dogand-Baschi steht der Oberjägermeister, (Awdschi-Baschi) der mehr

als 1200 Hundsknechte unter sich hat, der Oberinspektor aller zur Jagd gehörigen Geschirre und Waffen, dessen Befehle von 40 Jägern befolgt werden, der Aufseher über die Wind- Jagd- und andere Hunde, der Chef, der Stallmeister, die die Jagdpferde zureiten.

Der Tschiakir-Baschi ist der Oberaufseher der Habichte und anderer Raubvögel. Seine Untergebenen erhalten, gleich den Dogandlier's, täglich 4 Asper und wohnen außerhalb des Serails.

Der Szimi-Baschi hat gegen 200 Szimi unter sich, die theils die großen Hunde an Ketten führen, theils die Spühr- und Wildhetzer abrichten. Auch im Kriege begleiten sie den Großherrn.

Bisweilen hat es auch besondere Elephantenwärter, Filgiler, gegeben, die 4 Asper des Tages hatten. Sultan Bajazet hielt z. B. drei Elephanten. Auch giebt es noch andere Diener des Sultans, die die Unterhaltung der kaiserlichen Löwen, Panther, Leoparden und Affen zu besorgen haben.

Der Thurnadschih-Baschi, einer der Janitscharen-Generale, ist der Oberaufseher der kaiserlichen Kranichi.

Der Seghban-Baschi, gleichfalls General der Janitscharen, Oberaufseher der kaiserlichen Hofhunde.

Der Ssamssnudschi-Baschi, auch Ja-

nitscharen-General, Ober-Chef der Hundewärter, welche die großen Stierjagdhunde unter sich haben.

Der Sagardschi-Baschi, ebenfalls General bei den Janitscharen, Ober-Chef der Spürhundewärter.

Der Kapidschilar-Kiagaßi, einer von den Rikab-Agaleri oder den 4 unzertrennlichen Begleitern des Sultans und zugleich Großkämmerer.

Der Chiatili-Aga, ein beständiger Begleiter der kaiserlichen Majestät und Hofzeremonienmeister. Zu dieser hohen Ehrenstelle wird allezeit einer der ältesten und vornehmsten Idschoglans genommen, und er versieht auch die Inspektion über das Pagenkorps. Mehrere Idschoglans und Azomglans sind ihm zur Bedienung beigegeben.

Der Ssu-Baschi oder So-Baschi, General der Janitscharen und Chef derjenigen vornehmen Janitscharen, die bei großen Feierlichkeiten neben dem Pferde, worauf der Sultan reitet, hergehen müssen.

Der Muhdhir-Aga, General der Janitscharen und Kommandeur aller Sergeanten bei den Janitscharen bei einem großen Zeremoniel.

Der Tschauschi-Baschi, gleichfalls ein Zeremonienmeister und Hofmarschall im Serail. Er begleitet fremde Minister, die zur Audienz des Kaisers gelassen werden, in den Pallast und wieder aus demselben heraus. An den Tagen des Di-

muß befindet er sich, nebst dem Chef der diensthabenden Leibgarde, an der Pforte des Gemachs des Großherrn und wartet auf seine Befehle. Er hat nebst Kleidung 70 Asper des Tages. Er ist Ober-Chef aller Tschauschi oder kaiserlichen Herolde, deren Zahl 600 ist, und von denen jeder 12 — 40 Asper täglich Besoldung erhält. Sie dienen als Hof- und Staatsboten zur Ueberbringung der Befehle des Kaisers und des Divans, bei dem letztern stellen sie auch Gerichtsdiener vor, welche die Partheien zitiren, auch in manchen Fällen Friedensrichter abgeben. Bei allen Zeremonien, welche im Serail und außerhalb vorgehen, sind sie gegenwärtig und zum Zeichen ihrer Würde tragen sie Stäbe mit silbernen Aepfeln oben, und sehr große Mützen, welche den Zeremonienmützen der vornehmsten Staatsbedienten des Reichs gleichen.

Die Kapidschih-Baschi's, deren es so viele giebt, wie dem Sultan beliebt und Chefs aller Kapidschih's, deren Anzahl man auf 3000 im Serail rechnet. Das Wort kommt her von Kapi, das Thor, weil sie besonders dazu bestimmt sind, das Thor der hohen Pforte zu bewachen. Sie stehen im Range unter den Tschauschi's, werden aber bei Zeremonien ebenfalls wie diese gebraucht, um Züge glänzender zu machen, Fremde bei Audienzen einzuführen, sie unter den Armen nach morgenländischer Sitte zu halten, Sorge dafür zu tragen, daß der Anstand und die Ordnung nicht ver-

letzt werde. Der Chef aller Kapidschih-Baschi's ist der Emir Akem, und über ihm steht der Kapidschilar-Ketchudasi.

Die Anzahl der Kapidschih's, denen die Pfortenwache übertragen ist, und welche also die Thorhüter abgeben, beläuft sich auf 400. Funfzig derselben stehen immer am Thore des ersten Hofes des Serails und andere funfzig am andern oder Divanshofe. Sie haben vier Kapitains, welche nach der Reihe an den vier Tagen, an welchen der Divan versammelt ist, die Wache haben. Es liegt ihnen nicht nur ob, auf Alles ein aufmerksames Auge zu haben, was in den Thoren aus- und eingeht, sondern auch darauf Acht zu geben, daß niemand ein Geräusch mache auf den Höfen und lauter rede, als die Feierlichkeit des Orts es verstattet. Jeder von ihnen hat 6 bis 15 Asper täglich Sold, ihre Kleidung kommt mit der der Janitscharen überein, nur haben sie keine Ecken vorn an der Mütze.

Endlich bedient sich der türkische Hof auch der Kapidschih's zu Boten, Adjutanten und Scharfrichtern. Die Kapidschih-Baschi's haben schon manchem Pascha, Bey oder Fürsten der Türkei den Kopf abgenommen und auch im Innern des Serails verrichten sie mannichmal dies Amt. Die Kapidschih-Baschi's haben übrigens ihre Unterchefs oder Adjutanten, welche den Titel Kapidschih-Kihaja führen. Statt aller Waffen tra-

gen sie im Innern des Serails nur Stöcke, womit sie sich in Respekt zu erhalten wissen.

Der Kapidschi-Baschi, der die Aufsicht über die Thorwache hat, bekommt täglich 120 Asper. Die Subalternen müssen sich bei weit geringerm Sold selbst verköstigen; nur an den Tagen, wo sie wirklich Dienste verrichten und zur Wache stehen, werden sie aus den Serailsküchen gespeist. Eine besondere Abtheilung von Kapidschih's, die mit denselben einen Tag um den andern im Dienst abwechseln, heißen Kukziapizi und ihr Chef Kukziapizi-Baschi. Geht der Großherr zu Felde, so ziehen diese beiden Befehlshaber der äußern Thorwache, der Kapidschi-Baschi und Kukziapizi-Baschi mit 30 — 40 ihrer Leute vor ihm her, welche alsdann schön gekleidet und wohl beritten seyn müssen.

Der Zeschnighir-Baschi oder kaiserlicher Obertruchseß, der die Speisen Morgens und Abends und bei der Tafel des Sultans kredenzt, und außerhalb dem Serail seinen Pallast hat. Er hat ein sehr groses Ansehen, täglich 100 — 130 Asper Besoldung außer vielen einträglichen Sporteln und ist Chef aller Zeschnighir's oder kaiserlichen Truchseß, deren Zahl sich auf 30 — 40 beläuft, die alle meistens in der Stadt ihre Wohnungen haben.

Sie gehen alle in Seidenstücken und Goldstoffen gekleidet, ihre Benische sind von rothem feinsten englischen Tuche und auf dem Haupte tragen sie

Mützen von rothem Filz mit einem emporstrebenden silbernen vergoldeten Rohr, oben weiter als unten, in welches sie bisweilen auch Federn zu stecken pflegen. Jeder von den Zeschnighir's genießt täglich 6 Asper Besoldung.

Der Chatir-Baschi ist der Chef der Chatir's, welches die eigentlichen Fußbedienten des Kaisers sind. Ihre Anzahl ist unter verschiedenen Sultanen sehr verschieden gewesen; gegenwärtig sollen ihrer ungefähr 250 im Serail sich befinden.

Der Tschokodaren-Baschi, der Chef der Tschokodaren, welche wieder eine andere Gattung von Fußbedienten vorstellen, und sich von jenen durch die Mützen unterscheiden. Ihrer sind jetzt 60 Der Chef dieses Korps von Laquaien kommt auch unter dem Namen Bask-Tschokodar vor.

Der Zuluftschi-Baschi, Chef der Zuluftschi, welches die innern Serailsbedienten sind. Sie tragen insgesamt prächtige Kleider und eine hohe runde Mütze, an deren Seiten bei den Schläfen zwei Haarlocken lang über die Schultern herabhängen.

Die Asnaoglander, die kaiserlichen Kammerdiener (von Asna die Kammer und Oglander Buben) sind an der Zahl 10 — 12, in der Kleidung den Idschoglan's und Zeschnighir's fast gleich, jedoch nicht so gut besoldet, wie diese. Sie müssen die Polstern, Kissen, Matrazen und anderes Zubehör des kaiserlichen Betts verwahren, und

das Lager für ihn zurichten. Alle Bettstücke sind mit Baumwolle ausgefüllt und gesteppt, damit die Wolle nicht zusammenfalle. Den Tag über werden die Matratzen zusammengewickelt und und auf einen Haufen gelegt. Die Unterdecken sind von Baumwolle, gleichfalls gesteppt und mit goldenen Stücken überzogen, mit Perlen und Edelsteinen gestickt. Im Winter deckt man Zobelfutter über. In dem Kabinet, worin der Kaiser schläft, befindet sich ein Kamin, worin die Einfeurung von den Asnaoglandern besorgt wird.

Sie warten nicht alle zugleich auf, sondern wechseln ab, so daß ihrer immer eine Anzahl in Ruhe ist. Die Aufsicht über sie führen mehrere Chefs, welche weiße Verschnittene sind, und Asnaoglander-Baschi's genannt werden. Diese haben in und außer dem Serail ein groses Ansehn und gehen alle in doppelt goldenen Gewändern, dem Kaftan und dem Ueberrock. Zeigen sie sich in der Stadt, so reiten sie stattlich und im Gepränge einher. Jeder von ihnen hat täglich 150 Aspern zur Besoldung, ohne die Gefälle auf dem Lande, den Timars in den Provinzen und manchen ausserordentlichen Einkünften.

Die Odooglander sind die Kleiderdiener des Kaisers, welche seine Gewänder, Pelze und Waffen in Verwahrung haben. In Besoldung und Kleidung sind sie den Asnaoglandern gleich und an der Zahl 20 — 35. Ihre Obristen, wovon

der erste Odoglander-Aga, der andere Odoglander-Kihaja heißt, sind weiße Verschnittene, die viel Ehre genießen. Alle sind Knaben von 14 — 16 Jahren, die in Seide oder Sammet gekleidet gehen, und auch bei der Tafel aufwarten.

Die Beghzades sind die Kinder der Pascha's und mancher andern mächtigen Personen des Reichs, besonders solche, welche eine vermählte Tochter oder Schwester des Sultans geboren hat. Sie werden aus Politik den Eltern abgenommen und im Serail erzogen, wo sie, wenn sie etwas herangewachsen sind, den kaiserlichen Hofstaat vergrößern helfen. Eben weil sie die Kinder angesehener Eltern sind, läßt man sie nicht in das Korps der Idschoglans eintreten, sondern sorgt dafür, daß sie im Innern des Pallastes ganz im Stillen von den weißen Verschnittenen erzogen werden. Ehemals wurden sie auch häufig, sobald man nur vermuthen konnte, die regirende kaiserliche Familie würde etwas in der Folge von ihnen zu besorgen haben, heimlich in den innern Gemächern des Serails von den Eunuchen erdroßelt; jetzt hingegen begnügt man sich, ihr Emporkommen zu verhindern, und giebt ihnen, wenn sie die männlichen Jahre erreicht haben und den Pallast verlassen wollen, nie höhere Stellen, als die eines Bey's oder Galeerenhauptmann's.

Eben so wenig, wie die jüngern Idschoglans und Azomglans, kommen die Beghzades, so lange sie noch Knaben sind, aus den Mauern des

Serails heraus, und auch als Jüngling, nur insofern, als sie Stellen beim Hofstaate bekommen haben, und mit dem Kaiser ausziehen dürfen. Die Verschnittenen, welche über sie gesetzt sind und ihnen Unterricht im Lesen und Schreiben, im Reiten und in den Waffen ertheilen, heißen Beghzades-Baschi's und die Knaben sollen von ihnen mit fürchterlicher Strenge behandelt werden.

Die Disleys oder Stummen des Serails, deren Anzahl sich auf Hundert beläuft, dienen zur Belustigung und Unterhaltung des Sultans. Es sind meistens Schwarze und zwar Verschnittene. Sie haben eine besondere Mimik, und auch des Nachts, worin sie sich einander durch Berührung gewisser Theile des Körpers verständlich machen. Diese Sprache hat sich auch unter die Nichtstummen und alle, die im Serail etwas zu schaffen haben, verbreitet; denn es ist gegen die Ehrerbietung, die man der Majestät des Kaisers schuldig ist, in seiner Gegenwart etwas den andern in's Ohr zu sagen. Des Nachts schlafen sie in den Zimmern der Idschoglans und des Tages geben sie ihnen in der mimischen Sprachkunde Unterricht. Die ältesten und beliebtesten Disleys haben Zutritt in die Gemächer des Kaisers und müssen ihm allerhand komische Gestus und Burlesken vormachen.

Die Genges oder Zwerge, deren es auch eine ziemliche Anzahl für den kaiserlichen Dienst im Serail giebt, sind wahre Affen, welche unter einander

und mit den stummen Schwarzen tausend Grimassen machen und den Sultan zum Lachen bewegen. Einige lernen auch den Turban knüpfen, Balbieren, Nägel an Händen und Füßen mit Geschicklichkeit schneiden ꝛc. ꝛc. Ein Zwerg, der stumm, taub und verschnitten ist, wird für einen Phönix des Pallastes gehalten und als ein vollendetes Wunderwesen angesehn.

Die Bostanschi's bilden im Serail ein mächtiges und zahlreiches Korps, welches sich in Friedenszeiten auf 2000, im Kriege aber, wenn der Sultan zu Felde zieht, auf 12000 Mann belauft. Jeder von ihnen bekommt täglich 3 — 7 ½ Aspers und überdies haben sie freie Wohnung, Kleidung von Tuch und Kost; indessen kochen sie sich doch meistens selbst. Den Namen (er kommt von Bostan Garten her und bedeutet eigentlich blos Gärtner) haben sie von einer Gattung ihrer Beschäftigungen, die kaiserlichen Gärten zu bauen und in Ordnung zu erhalten, die gehörigen Pflanzungen in denselben zu besorgen, die Gewächse zu begießen, sie von Unkraut zu reinigen, die gezogenen Produkte zu sammeln, und über alle Springbrunnen, Lustörter, Pavillons, Kiosken und Sommerschlösser des Kaisers die Aufsicht zu haben. Ihrer ersten Stiftung nach sind die Bostanschi's ein Soldaten-Seminarium, jetzt aber dienen sie besonders zu einem Polizeikorps, das nicht nur im Serail, sondern auch am ganzen Bosporus Alles in Gehor-

sam erhalten und jede Unordnung bestrafen muß. Daneben haben sie das Amt peinlicher Henkersknechte, und die Pflicht, den erhaltenen Befehlen gemäß, an den Verbrechern der Gesetze oder andern Schuldigen das Strafgericht auszuüben, zu foltern, zu köpfen, zu hängen, zu erdrosseln. Endlich werden sie auch als Ruderer auf den kaiserlichen Schiffen gebraucht. Uebrigens sind sie unter allen Seraillsbewohnern bei weitem die gröbsten und grausamsten. Diejenigen, welche das Scharfrichteramt verwalten, werden auch mit einem besondern Namen Mumdschi genannt.

Der Oberchef aller Bostanschih's ist der Bostanschih-Baschi, ein mächtiger und fürchterlicher Großer des Serails. Seine Gerichtsbarkeit erstreckt sich bis an die Mündungen des schwarzen Meer's, er ist Gouverneur aller Vorstädte und Dörfer auf beiden Gestaden der Meerenge, woraus er unermeßliche Einkünfte zieht, Oberaufseher der kaiserlichen Gärten, Lustörter, Schlösser und Springbrunnen, Oberrichter über alle Leute und Rechtshändel, die in den Plätzen, welche zum Zeitvertreib des Großherrn bestimmt sind, entstehen. Amtswegen hat er die Untersuchung aller angeblichen Liebesintriguen und Galanterien, und ist also zugleich eine Art Polizeiamtmann, welche Vorfälle ihm, besonders bei den vorfallenden hier oft unausbleiblichen Ungerechtigkeiten ungemein viel einbringen. Darum unternimmt er auch häufige Streifereien

und reitet in der Stadt oder fährt auf dem Kanal herum, um zu spioniren, und kein Polizeidirektor von Paris oder Wien kann gefürchteter seyn, als er.

Zu seiner Charge gehört überdies, daß er dem Sultan von allen Unordnungen und Verbrechen, welche im Umkreise des Serails vorgehen, Nachricht gebe und zugleich die peinliche Befehle desselben über Folterungen und Hinrichtungen aller Art pünktlich vollziehen lasse. Endlich hat er auch die wichtige Verrichtung, das Steuerruder auf der Tschaike des Kaisers, wenn dieser spatzieren fährt, zu halten und zu regieren, und ist zugleich ein Koltück-Vezir.

Er ist oft ein Vertrauter des Großherrn, hat zu jeder Zeit freien Zutritt zu ihm, begleitet ihn an allen Orten, ist bei Seefahrten allein mit ihm auf dem Hintertheil der Tschaike, kann sich auf dem Schiffe in Gegenwart des Kaisers sogar niedersetzen, damit er das Steuerruder desto bequemer regieren könne. Alle diese Umstände machen ihn zu einer der wichtigsten Personen unter den Großen des Pallastes, und nach seiner Gunst wird sehr gestrebt.

Gemeiniglich wird die Stelle eines Bostanschi-Baschi durch ein Individuum aus dem Korps der Idschoglans besetzt, manchmal ist auch wohl ein Azomglan zu dieser hohen Würde emporgestiegen. Wenn er aus dem Serail sich herausbegiebt, erscheint er zu Pferd, umgeben von morgenländischem Pomp, und er hat im Umfange des Pal-

listes von niemand Befehle anzunehmen, als vom Kapi-Aga und Haz-Oda-Baschi; alle andere aber können seine Hülfe verlangen, sobald es nöthig thut. Legt er sein Amt nieder, so bekommt er meistentheils ein groses Gouvernement zur endlichen Belohnung seiner treuen Dienste, er kann sogar, wenn er sich beim Kaiser besonders beliebt zu machen weiß, Vezir-Assem werden. Seine Besoldung steigt bis zu 200 Aspern täglich und zweimal im Jahr erhält er neue Kleider von Goldbrokat und Sammet.

Er ist niemals ein Eunuch und trägt von allen Grosen des Serails allein einen langen Bart. Kein Schiff kann von den Dardanellen und der Bay von Gallipoli bis zum Bosporus aus- und einfahren ohne seinen Willen, und Alles gestrandete Schiffgut ist sein Eigenthum. Insofern hat er auch eine gewisse Art von Aufsicht über die Kriegsschiffe und den Theil der Flotte, der zwischen den Dardanellen und den nördlichen Mündungen des Bosporus liegt, und eben daher mag es auch kommen, daß er oft schon die Stelle eines Gouverneurs von Gallipoli erhalten hat, wenn er das Serail verließ. Zugleich ist er Generaleinnehmer alles des Geldes, das aus dem Verkauf der Produkte und Gewächse in den weitläuftigen, zahlreichen sultanischen Gärten gewonnen wird, womit gemeiniglich der Ankauf für die Serailsküchen bestritten wird. Das ganze Korps der Bostangiler dient zur Vollstreckung seiner

Befehle, und selbst viele andere im Pallaste müssen ihm gehorchen. Der Lieutenant des allgefürchteten Bostandschi-Baschi ist der Kuschdschi-Baschi.

Die Asfekis sind ein aus den Bostanschi's auserlesenes Korps. Von einem Detaschement desselben wird der Sultan jederzeit begleitet. Sie sind mit einem Säbel bewaffnet und tragen einen weißen Stab in der Hand, zum Zeichen, daß sie die Vollstrecker der kaiserlichen Befehle sind. Sie verrichten zugleich truppweise den Dienst der Marechaussee in der Nähe des Hofs und sind immer zu Pferd, ausgenommen wenn der Großherr spazieren geht, alsdann gehen sie zu Fuß vor ihm her.

Die Sachaler oder Wasserträger bilden eine besondere Innung im Serail; ihre Zahl ist nie unter 10 und der älteste von ihnen läßt sich auch wohl den Titel Sacheler-Baschi geben. Jeder dieser Leute hat zwei starke Maulesel, mit welchen sie in Büffelshäuten, deren sich die Türken zu Wassergefäßen bedienen, das Wasser auf die Wasserplätze fahren. Von da aus fließt es dann von selbst theils in die Küchen, theils in die Backhäuser, theils in die Waschgebäude. Jeder von ihnen hat täglich 5 Asper und eine grobe tuchene Kleidung jährlich. Im Felde begleitet der Sacheler- oder Sacha-Baschi den Großherrn und hat alsdann täglich 10 Asper nebst einem Kleide aus schlechtem Silberstoff oder güldenem Tuche.

Die Sangiattäler sind gegen 50 Personen,

die dem Großherrn, wenn er in den Krieg zieht, zu Pferd Fahnen vortragen, an deren Spitzen sich halbe Monde 20000 Asper an Werth befinden. Die Aufsicht über sie führt der Imbralem-Baschi, der sich im Felde sehr nahe um den Kaiser befindet und täglich 150 Asper Besoldung hat. Ohne seine Erlaubniß und ohne daß er gegenwärtig sey, dürfen die Fahnenträger die Standarten nicht fliegen lassen; zugleich hat er das Geschäft, daß wenn jemand eine Stelle in einer Stadt erhalten hat, er ihm die Fahne desselben überreicht, wofür er denn stets ein ansehnliches Gegengeschenk bekommt.

Die Montafaraka's oder wohl richtiger die Muteferrikkeh's machen eine besondere kaiserliche Leibgarde zu Pferd aus. Das ganze Korps ist nur 500 Mann stark und dient allenthalben zur Begleitung des Großherrn. Die Reiter müssen von guter Herkunft seyn, und bilden gleichsam eine Elite der Spahi's. Jeder bekommt täglich 40 Asper Sold und in Friedenszeiten bedient sich der Hof ihrer zu Verschickungen statt Kouriere und Feldjäger. Sie fechten nur und ziehen in den Krieg, wenn der Sultan selbst mit zu Felde ist. Der Kaiser selbst ist ihr General, ihr Oberster heißt Montafaraka-Baschi, der noch einen Montafaraka-Kihaja unter sich hat, und täglich eine Besoldung von 100 Asper genießt. Alle wohnen außerhalb des Serails.

Eine Leibgarde zu Fuß besteht dagegen aus den Solaki's, gleichfalls 500 Mann stark. Ihr Chef

ist der Solaki-Baschi, allein die Oberaufsicht über sie führt der Janitscharen-Aga. Sie stellen die Leibschützen vor, die den Sultan immer begleiten, wenn er durch die Stadt zieht. Wenn sie im Gepränge einhermarschiren, tragen sie einen bis an den Gürtel aufgeschlagenen Doliman von Tuch mit herabhängenden Aermeln, so daß man ihre Unterkleider sieht, die von blendendem Weiß und Goldgestickt sind. Ihre Mützen sind bis oben hinauf zugespitzt, mit schönem seidenem Zeuge und mit Federn in Form eines Busches oder einer Zitternadel geziert. Sie haben den vergoldeten Bogen am Arm und den Köcher voll Pfeile auf der rechten Schulter, um allezeit bereit zu seyn, ihn loszuschießen. Den Namen Solaki (Linkhand) haben sie daher, weil diejenigen, welche zur rechten Hand des Kaisers gehen, bei Abschießung der Pfeile die Senne des Bogens mit der linken Hand ziehen, damit sie ihm nicht den Rücken zuzudrehen brauchen. Jeder von ihnen hat täglich 10 Asper und ihr Chef 100 nebst freier Kleidung.

Wenn der Sultan auf der Reise oder im Kriege durch einen Fluß setzt, so schwimmen sie um sein Pferd herum und suchen mit aller möglichen Geschicklichkeit die Untiefen auf. Daher läßt der Großherr, bei dem ersten Fluß, durch welchen er gesetzt hat, jedem von diesem Leibschützenkorps ungefähr den Werth von 50 Aspern oder einem Reichsthaler zutheilen, wenn ihnen das Wasser bis an die Knie

gegangen ist. Gieng es den Solaki's aber bis an den Gürtel, so bekommen sie 100 Asper oder zwei Thaler; und 150 Asper oder drei Thaler, wenn es ihnen bis über den Gürtel gegangen ist. Alle wohnen übrigens ausserhalb des Serails.

Die Peiki formiren eine noch schönere Leibgarde zu Fuß, welche dem Pferde des Kaisers stets zur Seite gehen muß. Es sind gegen hundert Personen, wovon jeder täglich 8 Asper Besoldung erhält, und es werden immer die auserlesensten Jünglinge aus den Janitscharen dazu genommen. Ihre Kleidung ist sonderbar nach persischer Art: sie tragen kurze, reich mit Gold besetzte gemeiniglich grüne Gewänder, die sehr eng an den Leib liegen und hinten bis zu den Knien, vorne aber nur halb bis zu denselben herunterhängen. Die Aermel sind eng und oben schließt sich der Kragen rund an den Hals an. Unter denselben fallen andere feine Kleider bis zu den Knien herab. Beinkleider tragen sie nicht, wie man behauptet. Auf dem Kopfe paradirt bei ihnen eine weite, anderthalb Spannen hohe Mütze von Sammet und vergoldetem Metall, Meuulai genannt, mit eine Elle hohen Federbüschen von mancherlei Farben geschmückt. Am Gürtel führen sie grosse metallene Schellen, so wie unter den Knien, die, wenn sie gehen, lieblich klingen. In der einen Hand haben sie oft eine vergoldete Hellebarde mit einer mitten eingebogenen Schneide und kurzem

Stiel, in der andern ein Gefäß mit Rosenwasser oder andern Wohlgerüchen; am Gürtel häufig ein weißes feines Tuch mit Zucker und Gewürz, das sie auf dem Marsche zu sich nehmen, wenn er lange dauert. Auf dem Wege besprengen sie die Umstehenden mit ihrem in der linken Hand führenden Rosenwasser und rufen bisweilen: Alla Tschoktin! (Gott erhalte unsern Herrn!) Sie können auch als die kaiserlichen Geschwindläufer angesehen werden: denn der Sultan bedient sich ihrer auch als Boten. Sobald einer von ihnen das zu bestellende Schreiben in die Hände bekommt, ruft er: Sauli Sauli! (Platz! Platz!) und lauft mit großer Behendigkeit mitten durch das ihm ausweichende Gedränge. Im Munde tragen sie in solchen Fällen kleine Kugeln von Silber, die durchbort sind, damit sie Athem behalten, und dann laufen sie nicht selten mit Pferden um die Wette. Es hat Peiki gegeben, die in zwei Tagen von Konstantinopel nach Adrianopel gelaufen, und von da wieder zurückgekehrt sind, da man einen solchen Weg zu Pferd kaum in 3 Tagen zurückzulegen vermag. Unten an den Sohlen lassen sie sich Beschläge von Eisen befestigen. Man sagt, in der Jugend sey ihnen Milz genommen; aber man macht ein großes Geheimniß aus dem Verfahren, wodurch dieses geschieht, damit die Kunst des Geschwindlaufens nicht zu gemein werde. Ihr Chef ist der Peiki-Baschi, und ihr Oberchef der Janitscharen-Aga.

Die Baltadschi machen ein Korps von 400 Mann aus; sie werden im Serail theils zu Wachen theils zur Verrichtung harter, mühseliger Arbeiten gebraucht. So wie nehmlich die Bostandschi mit den Kapidschis zur äußersten Wache des Pallastes am ersten Thore dienen, so stehen die Baltadschi am zweiten. Ihr Rang ist weit geringer als der der Bostandschi, sie tragen sich aber fast gleich mit ihnen. Sie stellen zugleich eine Art Trabanten vor, sind aber lediglich mit einer Axt bewaffnet. Sehr erfahren sind sie im Laufen, Springen, Boxen und Lanzenwerfen. Endlich werden sie im Serail als Arbeitsleute, Tagelöhner und Holzhacker angesehn: denn eins ihrer Hauptämter ist, alles Holz zum Gebrauch des Hofes herbeizuschaffen und zu spalten. Das Holz, das in die Gemächer des Harems kommt, wird von ihnen bei dem Thore desselben niedergelegt, wo es dann die schwarzen Verschnittenen holen und weiter hinein in die Badstuben und andere Zimmer tragen. Das Oberhaupt des ganzen Korps heißt Baltadschilar-Kechuda.

Die Baltadschi führen noch jetzt den Beinamen Chaß-Kullerie (d. i. ehrliche und getreue Knechte) wegen eines treuen Dienstes, den sie einst dem Kaiser Amurat dem Dritten leisteten. Wenn sie einige Zeit die niedrigsten Beschäftigungen im Schloß getrieben haben, haben sie auch die

Hoffnung, weiter fortzukommen; besonders häufig werden Köche und Konfektbäcker aus ihnen genommen. Die Zulufli-Baltadschi's sind besondere Offiziere des Serails.

Zieht der Kaiser zu Felde, so hat er ein auserlesenes Korps von Spahi, Spahi-Oglander genannt zu seiner Rechten, deren Chef der Spahi-Oglander-Agasi ist. Es sind gegen 1000 Mann zu Pferd, wovon jeder täglich 20 — 30 Asper erhält, wofür sie sich und ihre Rosse unterhalten. Zu seiner Linken aber ziehen ihm die Suluphtarer, die nur 10 — 15 Asper täglich bekommen, 1500 an der Zahl, deren General der Suluphtar-Baschi ist. Beide Anführer, so wohl der Spahi-Oglander-Agasi als der Suluphtar-Baschi haben ansehnliche Einkünfte.

Außerdem besteht ein besonderes Schwadron von Reitern, Blukegi genannt, wovon jeder 10—12 Asper täglich erhält und die dem Kaiser zur Rechten herziehen, und zur äußern Wache dienen, wenn er außerhalb der Hauptstadt sich befindet. Geht es in den Krieg, so erhält jeder 500 Asper zu seiner Equipirung. Ihr Anführer ist der Blukegi-Baschi, der täglich gegen 80 Asper bekommt. Ihnen entgegengesetzt ist ein anderes Korps von Blukegi, die eben diese Dienste auf der linken Seite verrichten; sich täglich

zu 8 Asper stehen, ebenfalls wie die vorhergehenden; ehe sie ausmarschieren, 500 Asper zum Geschenk erhalten und zum Chef den Sulbulugi haben, der gleich dem Blufegi-Baschi besoldet wird. Unter sich hat dieser einen Sekretair mit 30 Asper täglichen Sold.

Nach diesen beiden Korps kommt noch ein anderer zahlreicher Haufen von Reitern, wenigstens 700 an der Zahl, Kariptiler genannt, wovon jeder täglich 8 Asper vom Sultan empfängt. Ihr Chef ist der Kar[illegible]i-Tiglar-Agasi mit einer Gage von 80 Aspern täglich. Sie bestehen theils aus Weißen theils aus Schwarzen, und haben die Wache immer nicht fern von dem Orte, wo der Großherr zubringt. Mannichmal ist die Zahl dieser Karipi bis zu 3000 gestiegen, und Werbungen sind dann im Janitscharenkorps veranstaltet worden. Unter dem Karipi-Tigler-Agasi stehen noch mehrere Karipi-Baschi; diese sowohl wie jener aber sind dem Janitscharen-Aga untergeordnet.

Die Gebigi machen dasjenige Personale des kaiserlichen Hofstaates aus, dessen Beruf es ist, wenn der Sultan in Person in den Krieg geht, ihm sowohl als seinem zahlreichen Gefolgen die Waffen und Rüstungen, das Hausgeräthe und die Bagage nachzuführen. Es sind ungefähr 300 Mann, wovon jeder täglich 5 — 6 Asper erhält und den Ge-

bigi-Baschi zum Befehlshaber haben. Sie haben eine Anzahl Kameele, worauf Alles in diesem Falle geladen wird, und wenn es zur Schlacht kommen soll, theilen sie einem jeden die ihnen gehörigen Waffen zu. Um sich und die Lastthiere gegen die feindlichen Pfeile und Kugeln zu schützen, führen sie auch Bretter von ziemlicher Dicke mit sich, welche sie mit eisernen Spitzen in die Erde schlagen und sich dann hinter diese Brustwehr lagern.

Die Ziadermekteri sind ein Korps von 100 — 200 Mann, wovon jeder täglich 8 Asper erhält und die einen gemeinschaftlichen Chef Mektar-Baschi mit 60 Aspern täglichen Einkommens haben. Diese haben im Felde die großen Zelte für den Sultan und den ganzen Hofstaat aufzuschlagen. Das kaiserliche Zelt ist von einem solchen Umfange, daß es einem wahren Pallaste gleicht, der eine Menge Gemächer in sich verschließt. Wegen dieses ihres Berufs müssen sie immer eine Strecke vor den Großherrn vorausziehen.

Das Korps der Musiker, wovon einige Trompeten, andere Schalmeien, Posaunen und Pauken führen, begleitet den Kaiser ebenfalls zum Theil mit gegen den Feind. Merkwürdig ist besonders alsdann die große Heer-Pauke, die so ungeheuer ist, daß sie von einem Kameele getragen wird, worauf zwei Personen mit großen Kolben schlagen. Jeder dieser kaiserlichen Musiker hat täglich 8 Asper und alle haben einen Baschi über sich.

Ein Haufe von 300 andern Personen gehört ebenfalls zum Hofe des Sultans, wovon jeder täglich 3 — 10 Asper empfängt. Zwanzig derselben sind Pferdeärzte, vierzig richten die Hufeisen und Nägel zu, die übrigen sind theils Pferdebeschläger und Zeichner, theils Schlosser, Kleinschmiede, Sporer und Gezäummacher. Jede ihrer Arbeiten wird ihnen indessen noch besonders bezahlt.

Der Pelvianber oder kaiserlichen Luftringer und Fechter giebt es gegen 30 aus verschiedenen Ländern und Nationen. Sie sind alle von 30 — 35 Jahren und haben des Tages 10 — 15 Aspen. Durch ihre Wettkämpfe und Uebungen dienen sie zur Unterhaltung des Großherrn und seines Hofes. Beim Ringen sind sie nackt und nur mit einer Schürze von Leder, das stark durch Oel getränkt ist, bekleidet. Sonst haben sie einen Filzmantel um sich, und auf dem Haupte eine Mütze von weißen Lämmerfellen. Der Chef dieses Haufens ist der Pelvianber-Baschi.

Endlich gehört noch zu diesem Theile des Hofstaats und der Serailsbewohner das ansehnliche Korps von weissen Verschnittenen. Diese dienen theils gleichfalls zu einer Leibgarde des Kaisers, theils zur Wache am dritten innern Thore des Pallastes, theils zu Aufsehern, Inspektoren, Pagen und Dienern aller Art. Aus ihnen werden die vornehmsten Stellen beim kaiserlichen Hofe besetzt

und sie haben auch im Serail überhaupt bei weitem die gröste Ehre, den höchsten Einfluß und das ausgezeichneteste Ansehn.

Ihre Einkünfte sind meistens sehr reichlich, ihre Gewänder kostbar. Sie tragen Gold- und Silberstoffe, prächtige Pelze und in den Gürteln Dolche blitzend von Brillanten. Die ausgesuchtesten Pferde sind für sie da, und goldene Tschaiken nehmen sie auf dem Golf in sich auf. Den Kaiser begleitet ihrer stets ein zahlreicher Schwarm, und sie tragen nicht wenig dazu bei, den Glanz seines Aufzugs zu vermehren.

Zuletzt müssen hier noch so viele andere kleine Aemter und Chargen erwähnt werden, welche von jedem Hofe unzertrennlich sind: die vielen Diener Sklaven und Lakaien der Großen des Serails, die Spielleute und Musikanten, die den Kaiser auch im Felde zu begleiten pflegen, die Imans und Muezems bei den Moscheen des Pallastes, deren Stellen theils Verschnittene, theils Unverschnittene einnehmen: der ganze Troß von Menschen, der sich nach allen Orten hinzieht, wo übergroßer Reichthum Gewinn und Unterkommen verspricht. Alles dieses gehört zum Departement des Haz-Oda-Baschi, der unmittelbar vom Kapi-Aga die Befehle empfängt und im ganzen Serail nur diesem allein untergeordnet ist.

Diejenigen weißen Eunuchen, denen der Kapi-

Aga die Bewachung der Ausgänge des Pallastes und besonders des 3ten Hauptthors anvertraut, führten auch den Namen: Kapi-Oglani. Bestimmt erhalten sie, außer freier Kleidung und unentgeldlicher Kost, täglich 4 — 5 Asper, und ihr Chef ist der Kapi-Oglani-Baschi.

(Der Beschluß folgt.)

II.

Alexander = Newski.

Alexander = Newski's glänzende Thaten, sein Muth, seine Frömmigkeit und seine Klugheit prangen in den Annalen der russischen Geschichte als unvergängliche Blumen. Die gleichzeitigen Geschichtschreiber bemerken, daß er mit den hervorstechenden Eigenschaften seines Geistes und Herzens noch eine schöne Gestalt und einnehmendes Aeußere gattete.

Der Großmeister des Teutschen Ordens, ein Bundsgenosse Schweden's, wollte die Jugend dieses Fürsten und die Ohnmacht, in welche er Rußland durch die Verheerungen der Tatarn versetzt wähnte, benutzen, um sich des Gebiets von Nowgorod zu bemächtigen. Plötzlich erklärte dieser Orden von Liefland aus, Alexander'n den Krieg. Da ein so überraschender Angriff ihm keine Zeit verstattete, seinen Vater, den Großfürsten Jaroslaf, um

Hülfe anzusprechen; so blieb ihm nichts anderes übrig, als dem Feinde die Spitze zu bieten. Nachdem er in der St. Sophia-Kirche das Abendmahl genoßen und von dem Erzbischoff Spirion den Segen empfangen hatte, rückte er mit seinem kleinen Truppenkorps ins Feld. Die Schlacht begann um sechs Uhr des Morgens und dauerte bis gegen Abend. Ströme dampfenden Bluts floßen auf beiden Seiten. Endlich sahen sich die Schweden, deren König von Alexander selbst verwundet worden war, nebst den Schwerdtrittern genöthigt, den Russen den Wahlplatz zu überlassen.

Als dieser brave Fürst erfuhr, daß sich die teutonischen Ritter bei einem andern Einfall Pleskof's bemächtigt hatten und sich daselbst behaupten wollten, so eilte er mit einer solchen adlergleichen Schnelligkeit dieser Stadt zu Hülfe, daß die Feinde seine Ankunft nicht eher erfuhren, bis er als Wiedereroberer vor ihren Mauern erschien. Er schlug sie wacker auf das Haupt, und zwang sie alle besetzten Plätze schleinig zu verlassen. Als er gewahrte, daß die Truppen des teutschen Ordens bei seiner Rückkehr Miene machten ihn zu verfolgen, stellte er sich anfänglich, als wollte er die Flucht ergreifen; nachdem er aber den Allmächtigen angerufen und den Heroismus seiner Krieger entflammt hatte, wendete er sich urplötzlich um, fiel unversehens über die feindlichen Schaaren her, und brachte ihnen eine voll-

kommene Niederlage bei. Triumphirend zog hierauf Alexander in Wladimir ein, wo ihn seine Unterthanen mit den unzweideutigsten Aeußerungen der Freude empfingen und ihm zum erstenmal als Großfürsten von Ruthenien huldigten.

Er war ein Muster ungeheuchelter Frömmigkeit und gründete mehrere Institute, um die christliche Religion zu erhalten und auszubreiten. Nimmer eröffnete oder endigte er einen Feldzug, ohne öffentliche Gebete anzuordnen, und den Segen des Erzbischoffs zu empfangen. Als ihn seine schwankende Gesundheit und sein kränklicher Zustand in der Folge unfähig machten, sich ferner mit der Staatsverwaltung zu beschäftigen, richtete er sich nach der Sitte der Zeit und legte sein Diadem ab, um in ein Kloster zu gehen. Damals nahm er den Namen Alexis an. Als er seine letzte Stunde heran nahen sah, versammelte er alle seine Diener um sich und sagte ihnen ein herzliches Lebewohl.

Der Metropolit Cirillus kündigte seinen Tod den Geistlichen mit den Worten an: „Rußland's Sonne ist entschlummert!“ Die Boyaren, die Klerisei und das Volk, alle ohne Ausnahme, beweinten seinen Verlust. Ein großer Schmerz preßte aller Herzen, und giebt es wohl für einen Regenten ein höheres Ehrendenkmahl als die Thränen-opfer treuer Unterthanen? —

Alexander verschied im Jahr 1264, vier und vierzig Jahre alt, nachdem er zehn Jahre lang als Großfürst auf dem Throne von Woladimer gesessen hatte. Die russische Kirche versetzte ihn unter die Zahl der Heiligen. Peter I. stiftete ihm zu Ehren ein Kloster in der Nähe des Orts, wo er einst die Schweden besiegt, und ließ seine Reliquien dorthin bringen. Die Kaiserin Elisabeth errichtete ihm ein Grabmahl von Silber, welches mit Recht für eins der prächtigsten Monumente Europa's gilt.

Wer denkt nicht bei diesen Zeilen an Dich, edelmüthiger Alexander I., der Du nur kurze Zeit auf der Altvordern erhabenem Throne sitzend, durch Deiner herrlichen Thaten lange Kette Saturnus Regierung tagtäglich in's Gedächtniß rufst? — Zwar ist es Dir nicht gelungen, Europa den Frieden zu erringen; aber wer vermag des Krieges großem Spiele nach Willkühr einen Ausschlag zu geben? — Der Wille zur Menschen beglückenden That ist allein schon hohen Ruhmes und Preises werth. Auch bedarfst Du nicht des Heldenlorbeers um des Tributs der Bewunderung der Zeitgenossen und der Nachwelt gewiß und würdig zu seyn. Belohnender und größer ist es doch, durch Weisheit und Zeptermilde Myriaden von Völkern in die Halle der Glückseligkeit einzuführen, als Millionen Sterblicher vor den siegreichen Triumphatorwagen zu spannen. Ist nicht der der höhern Sieger, der,

durch der Tugend Zauberstab edle Herzen zu erobern weiß? — Wird einst (sey sie fern die feindselige Stunde!) Deine Lebensfackel erlöschen, dann wird wie bei dem Tode Deines grossen Ahns jeder Biedermann an der Newa wie an der Seine, an dem Rheine wie an dem Delaware weinend klagen: „Rußland's Sonne ist entschlummert!“ —

P. F. Brede.

III.

Alexander als Großfürst.

Bei den Manövern, welche unter der vorigen Regierung zu Gatschina veranstaltet wurden, zögerte eines Tages ein General, welcher einen Theil des Korps d'Armée kommandirte, mit dem Vorrücken. Der Kaiser bemerkte dies, und da er gerade einen Offizier vor sich sah, der sich in der Schule Friedrichs des Großen gebildet hatte; so fragte er diesen bejahrten Krieger: „Wo bleibt denn Kutusof?" — Der Preuße, unter den Waffen ergraut, und an die höchste Präzision in den Evoluzionen gewöhnt, antwortete in einem fast unwilligen Tone: „Ihre Majestät, ich weiß es auch nicht." — Die Augen des Kaisers sprühten wildes Feuer. Alexander, der eben zugegen war und wußte, welchen hohen Grad von strenger Genauigkeit sein Vater in allen Zweigen des Dienstes verlangte, sah ein, daß diese Antwort für den Obergeneral die unangenehmsten Folgen haben könnte. Er wendete sich daher zu dem alten Offizier und sagte ganz la-

konisch: „Was haben Sie gesagt?“ — Dieser, ein eben so verständiger als braver Mann, begriff sogleich den Sinn und war auf der Stelle darauf bedacht, die Wirkungen seiner vorschnellen Replik zu verhüten. Er avancirte, nahm einen andern Weg, richtete es alsdann so ein, daß er Paul begegnen mußte und sagte: „Ihre Majestät, der General war beschäftigt, seinen linken Flügel zu formiren. Schon rückt er in der besten Ordnung vor.“ — So so, erwiederte der Kaiser in heiterer Stimmung, ich dacht' es wohl.“ — Hierauf näherte sich der Offizier dem Großfürsten mit den Worten: „Ich habe alles wieder gut gemacht.“ — Voll Freude der Ungnade eines Generals vorgebeugt zu haben, drückte ihm der edle Fürstensohn mit Wärme die Hand und sagte: „Welch ein Biedermann sind Sie! Empfangen Sie meinen lebhaftesten Dank und seyen Sie meiner vollkommensten Hochachtung versichert.“

IV.

Elisabeth und Münnich.

Die Kaiserin Elisabeth erinnerte sich an einem festlichen Tage mitten unter den geräuschvollen Lustbarkeiten des Hofs des Feldmarschalls Münnich, der als Verbannter in Sibirien lebte. „Ich möchte wohl wissen, was Münnich macht?“ — Sie ließ hierauf an ihn einen Brief schreiben und sandte ihm denselben nebst 6000 Rubeln durch einen Subalternen-Offizier der Garde, welcher den ausdrücklichen Auftrag erhielt, dem Verwiesenen Beides in eigener Person einzuhändigen. Die Fürstin sagte in dem Briefe: Sie habe sich seiner bei dem Jahresfeste, das er ohne Zweifel auch gefeiert habe, erinnert, und übersende ihm hiermit 6000 Rubel, die er nach Gefallen anwenden möchte. Diese Summe solle nur dazu dienen, sie ihm wieder ins Gedächtniß zurückzurufen. Der Kourier hatte den Befehl erhalten, alle Bewegungen des Gefangenen zu beobachten, um darüber einen genauen Bericht abstatten zu können. Bei seiner Rückkehr überreichte er der

Monarchin ein Danksagungsschreiben, welches in den ehrfurchtsvollsten Ausdrücken abgefaßt war. Der Offizier erzählte, Münnich habe das Geschenk der Kaiserin mit den Aeußerungen der lebhaftesten Dankbarkeit angenommen, und ihm neben der Antwort eine Belohnung von 2000 Rubeln übergeben. Zwei tausend Rubel habe er unter seine Dienerschaft vertheilt und ihr dabei verkündigt, daß sie dieses Geld der Gnade seiner erhabenen Kaiserin verdanke. Sie möchte ja einen guten Gebrauch davon machen und sich einen ganzen Tag hindurch zu Ehren ihrer Herrscherin vergnügen. Den Rest wolle er als ein unschätzbares Unterpfand des Wohlwollens der Kaiserin selbst aufbewahren. Als Elisabeth dies hörte, sagte sie zu ihren Höflingen: „Ich dachte wohl, daß er so meine Gabe anwenden würde. Wahrlich, meine Herren, Münnich ist eben so groß in seiner Verweisung als im Glücke!“ —

V.

Muhamed IV. und Soliman.

(Eine Liebesintrigue am türkischen Hofe.)

Mit dem Monde Rabi-al-Auwal (im Jahre der Hedschra 1076 *) ist die Zeit eingetreten, da Muhamed IV. gewöhnlich auf einige Monden nach Thessalien reist. Die Favorite Zachi und sein Bruder Soliman sind dann seine Begleiter, und nur wenige ausgewählte Verschnittene und Idschoglans sein Gefolge. Denn ausruhen will er da, vom beschwerlichen Hofprunk, und in aller Bequemlichkeit mit seiner leidenschaftlichsten Liebhaberei, mit der Jagd sich vergnügen. — Eine bessere Gegend zur Jagdlust hat er in seinem weiten Reiche nicht. Dies Land ist ja so waldig, und an Wildpret so reich. Die Waldungen wechseln hier an so vielen Stellen mit den lieblichsten Gefilden, hohe Berge mit anmuthigen Thälern, grüne Hügel mit blumigen, gebüschigen Ebenen, an den reizenden Ufern des Peneus.

*) Die Mitte unsers Septembers vom Jahre 1666.

Die Luft ist hier in dieser Jahreszeit so angenehm kühlend, und so erquickend mit dem Dufte des Majorans und Cistus, und vieler andern aromatischen Pflanzen erfüllt.

Mehrere Regentage haben diesmal die Reise verzögert. Desto eiliger geht sie nun fort. Fast immer legt der ungeduldige Sultan zwei Tagereisen zurück, ehe er sich und seiner männlichen Begleitung einige Ruhe vergönnt. Und, versteht sich, immer zu Pferde, denn Fahren ist im Orient bei Männern nicht Sitte. So kommt er dann bald genug an einem schönen Früh-Abende in Carissa auf dem Jagdschlosse an, und Soliman mit ihm. — Zachi wird mit ihrem Fuhrwerke erst in einigen Tagen erwartet. *)

Nicht jede Eile führt schneller zum Ziele. Der ermüdete Sultan kann nun doch heute nicht jagen. Er pflegt nach eingenommenem Mahle der behaglichen Ruhe. Doch Soliman, der kräftige Jüngling, bedarf dieser Pflege noch nicht. Mit Gefühlen einer dunkel ahnenden, süß schmerzlichen Sehnsucht lustwandelt er noch in jener Ebene, die auf der ei-

*) Hier ein merkwürdiger Kontrast zwischen Muhamed IV. und seinem Coäven Louis XIV. von Frankreich: Muhamed IV. ist doch galant genug, seine Favorite auf eiliger Reise gemächlich nachkommen zu lassen; der berühmte König des galantesten Volkes dagegen so despotisch-unfein, die seinige — mag sie auch noch so krank seyn — zu jeder Reisebeschwerde zu forçiren, welcher er sich selbst beliebig unterzieht.

nen Seite von der Stadt, und von den klaren Fluthen des Peneus, auf der andern von der gebogenen Kette des Titarusgebirges, im Raume einer Quadratmeile einförmig umschlossen, schon im Alterthum ein Lieblingsplatz der Thessalier war.

Hier sowohl, als in dem nördlicher gelegenen Tempe brachten die Einwohner Larissa's und mehrerer benachbarten Städte alljährlich im Monate Metageitnien (unserm August) ein großes Brandopfer auf vielen Altären; das Andenken eines Erdbebens zu feiern, welches die verschlungenen Bergketten des Ossa und Olymp durchbrochen, dem Peneus dadurch einen Abfluß bereitet, und somit die schönen Thessaliens Ebenen geschaffen hatte. Hier stellten sie dann, nach vollbrachtem Opfer, frugalbesetzte Tische auf den Rasen, in die Gebüsche, an die Ufer des Flusses, zu den Quellen am Fuße der Berge. Hier war denn aller Unterschied der Stände gehoben. Selbst die Sklaven hatten mit ihren Herrn gleiches Recht an den Freuden der Tafel, der Musik, des Tanzes, und der gymnastischen Spiele. So ward einst hier mit humaner Natürlichkeit ein Naturfest gefeiert.

Würden wir Okzidentalen an diese Stelle versetzt, heilig begeistert gedächten wir jenes Festes, und überhaupt der griechischen Blüthezeit, deren Früchte wir erndten; und tiefe Trauer über den entadelnden Druck, unter welchem jetzt die späten

Enkel jener Griechen seufzen, würde dann unsere Begeisterung umdunkeln.

Aber der lustwandelnde Soliman ist ein Türk — welcher die jetzt so niedrig-trügerischen Griechen sammt ihren edleren Ahnen verachtet. Er hat hier andere Gefühle. Eine, ihm unerklärbare, schmachtende Sehnsucht stimmt ihn hier immer tiefer in süße Wehmuth, während die langgestreckten Bergschatten sich über dem Thal immer dichter in einander drängen. So in sich versunken lagert er sich endlich, den Strom im Gesichte an eine Gruppe junger, wild entsprossener Lorbeere hin; und sucht klare Ideen für seine dunkeln Gefühle. Da klären sie sich ihm bald auf eine Art auf, die er nicht erwarten konnte.

Ein Unbekannter steht vor ihm, und begrüßt ihn traulich mit bekannter Stimme. Es ist der Pascha Zizim Murad, sein herziger Freund. Laut wünscht sich der Glück, den Prinzen gefunden zu haben.

„Du suchtest mich also? Hier so tief im Wiesengrunde, und am tiefdämmernden Abend?"

Wohl suchte ich dich. Warte ich doch schon eine volle Woche in Larissa hoch ungeduldig auf dich und den Sultan. Ich habe einen wichtigen Auftrag an den Großherrn, und eben deswegen ein dringendes und geheimes Anliegen an dich.

(Sie gehen während des fortgesetzten Gesprächs langsam nach der Stadt zu.)

Soliman: (sanft vorwerfend) „Wir sahen einander lange nicht. Nur eine Bitte treibt dich zu mir?“

Nicht doch. Aber mein Amt — die Entfernung — —

„Laß die Entschuldigungen. Sag mir dafür, was ich bei meinem Bruder für dich thun kann.“

Du weißt, der Sandschak Sinan von Smyrna mein Vetter, hat mich nun einmal zu seinem Vorsprecher am Hofe ersehen. Eben jezt will er sich bei dem Sultan in neues Andenken bringen. Nach wohl hergebrachter Statthalter- und Kommandanten-Weise will er das.

„Durch ein lebendiges Kleinod?“

Getroffen. Ein wunderschönes Mädchen aus Grusinien hat er vor mehrern Jahren von einem tatarischen Korsaren gekauft, mit besonderer Sorgfalt für den Großherrn erzogen — und mir vor einigen Wochen zur Ablieferung übergeben. Der Auftrag ist mißlich. Die eifersüchtige Sultanin Zachi, darf nie etwas davon erfahren; sonst wehe mir und meinem Vetter! Auch hätte ich ihn, ohne Aussicht auf wirksame Freundeshülfe, nie übernommen.

„Die soll dir werden, guter Zizim. Es thut mir nur Leid, daß für diesmal so wenig Mühe und Gefahr dabei ist. Die wir fürchten müßten, Zachi und ihre verschlagene Odaliske, die sind noch fern von Larissa.“

Wie erwünscht! Da könnte man ja die schöne

Zulema noch diese Nacht in den Harem des Jagdserails bringen; und morgen früh, gleich nach der Stunde des Gebets, melde ich sie dem Sultan?

„Warum die Sache so übereilen? — Besser mein Bruder sieht die Schöne, ehe er weiß wem sie bestimmt ist. Gewißheit des Besitzes, im ersten Anblicke schon — dürfte wohl den Geschmack auch an dem schönsten Mädchen verleiten.“

Den Geschmack an Zulema? An dieser vollendeten Schönheit ohne Anspruch? An diesem so überausLieblichen Wesen, das in Gestalt und Charakter so sehr die Anmuth eines unschuldig-lebhaften Kindes mit den höchsten Reizen des Geschlechtes verbindet, daß man vielleicht öfterer und länger die gereifte Jungfrau über dem spielenden Kinde vergißt, als dieses über jener? — Wie natürlich Zulema mit ihren Talenten amusirt! Spricht man ernsthaft mit ihr, gleich fällt ihr ein rührendes Geschichtchen ein; und wie schön kann sie erzählen! Oder ein klagendes Liedchen zur Guitarre; und wie himmlisch kann sie das spielen und singen! — Sie weiß aber auch den Ernsthaftesten für Scherze zu erheitern, und den Traurigsten lustig zu stimmen. Da hat sie denn gar drollige Einfälle. Witzige Bilder — lächerliche Anekdoten in wenig Worten, denn sie ist sehr belesen — possirliche Umrisse, unglaublich schnell mit wenigen Zügen entworfen; denn sie zeichnet vortreflich — spaßhafte Figuren, mit rascher Leichtigkeit bald in Wachs geformt, bald aus Papier oder Blu-

menblättern geschnitten — tausendfache Gestikulazionen, und Tanzsprünge und närrisches Guitarrenspiel. Und dies Alles in tausend Abwechselungen zusammen oder nach einander; denn nicht lange läßt sich die reizende Beweglichkeit in einerlei Stimmung und bei einem Gegenstande erhalten. — Ja, den Mann möchte ich sehen, den dies Mädchen nicht entzückte!

„Du bist ganz warm geworden über die Schilderung — und hast meine Neugierde so hoch gespannt, daß du sie ohne Aufschub befriedigen mußt.“

So bemühe dich mit mir nach Hause, und siehe selbst, ob ich von meinem Sultans-Kleinode zu viel rühmte, oder nicht vielmehr noch zu wenig.

Unvorsichtiger Zizim Murad! Kennst du den entzündlichen Prinzen nicht besser? Hast du ganz vergessen, daß ihn in der Liebe besonders stark das Geheime und Verborgene reizt? Daß er sich eben darum noch für keine Schönheit interessirte, weil man sie ihm entweder verkaufte oder schenkte? —

Jetzt versteht Soliman seine tiefe Sehnsucht. Verborgene Liebe ist es, nach welcher sein Herz schmachtet. Zulema, einem Andern, und gar dem Sultan bestimmt, dürfte dem Bilde weit nachstehen, das der Pascha von ihr entwarf; und Soliman würde sie doch mit der heißesten Leidenschaft lieben. Schon liebt er sie so, und hat sie doch noch nicht gesehen. Er kann und will nicht von ihr lassen; hat er schon in der ersten Minute des

berauschenden Anschauens unwiderruflich beschlossen. —

Wie erschrickt der Pascha vor dem Entschlusse des Prinzen! Wie ängstlich bemüht er sich, ihm den Gedanken auszureden! Doch alle seine Vorstellungen sind fruchtlos. Jeder Bedenklichkeit setzt der Verliebte eine andere von scheinbar grösserem Gewichte, oder ein Auskunftsmittel entgegen.

Zizim: Die Rache des Sultans...

Soliman. Ist ein Phantom deiner Aengstlichkeit, und nichts weiter. Der Sultan weiß nichts von Zulima, erfährt nichts von ihr. Er verliert sie nicht, denn er kennt sie nicht. Wie kann er sich rächen wollen?

„Das Zutrauen meines Sinan“....

Wird keineswegs betrogen. Mit Zulema versprachst du ihn in des Sultans Gnade zu fördern. Das thust du, indem du das Mädchen mir giebst. Denn nun sind Sinans Angelegenheiten die meinen geworden; und du weißt doch, wie viel ich über meinen Bruder in seinen guten Stunden vermag?

„Es ist ja dennoch Betrug“....

Da irrst du. — Willst du dir denn etwa deinen Vetter auf meine Kosten verbinden? — Mir sollst du aber auch nicht auf die seinigen nutzen. Zwei Freunde sollst du glücklich machen; mich durch Zulema, und deinen Vetter durch meine Vorsprache bei dem Sultan. Und, daß sie in andern Händen ist, als denen er sie bestimmte; wie wollte er doch

das in seiner Entfernung vom Hofe jemals erfahren? Wie also auf dich darum zürnen?

Zizim ist glücklich überredet. Sein Lusthaus in dem angenehmen Thal von Janira, dem ehemaligen Tempe, wird Zulema's vorläufiger Aufenthalt, der stille Schauplatz von Solimans verborgener Liebe.

Hier in der Nähe liegt der Wald, dessen Jagd-Ergiebigkeit schon Virgil *) rühmte. Sehr oft jagt hier der Sultan. Soliman begleitet ihn immer, und entfernt sich dann unvermerkt zu seiner versteckten Geliebten.

Manche selige Woche fliest so beiden Liebenden hin. Ja, Beiden; denn so sehr Zulema's immer heiterer Zartsinn und kindliche Naivetät den Prinzen bezaubert, so innig liebt sie ihn wieder. Soliman ist der erste Mann ihres Herzens. Und welch ein Mann! Nicht der launige Herrscher, auf den sie vorbereitet war, sondern ein schwärmerischer Liebhaber: so leidenschaftlich dringend, und doch auch so fein und so edel, und dazu in der Jünglingsblüthe männlicher Schönheit. — Bei allem Feuer seiner Gefühle, bei aller Hoheit seines edeln Selbstgefühls ist er so herzlich theilnehmend, so einnehmend umgänglich, daß man ihm gut wird, so bald man ihn kennen lernt, und ihn bei näherer Bekanntschaft immer lieber gewinnt.

*) Georg. II. 471.

Und einem solchen Prinzen kann sein regierender Bruder ein freies Leben erlauben?

Allbekannt ist doch das unbegränzte Mißtrauen, welches ein türkischer Herrscher gewöhnlich in seine Brüder setzt. Er ist in der Regel fest überzeugt, daß sie ihm nach Thron und Leben trachten; daß auch ohne ihre Schuld gar leicht Rebellionen zu ihren Vortheil und seinem Verderben entstehen können. Darum hält er sie unter scharfer Aufsicht eingekerkert. Fern von aller Kunde der Geschäfte, auch so sehr als möglich fern von aller traulichen Verbindung mit den hohen Staats- und Serailbeamten, müssen sich die Eingesperrten mit ihren eigenen Verräthern amüsiren. Denn nichts anders sind die Weiber und die Männer, welche ihnen der Sultan zur Gesellschaft wählt, und welche diesem, nicht selten mit hämischer Verfälschung, Alles hinterbringen, was ihnen im Benehmen der armen Prinzen bedenklich scheint. Ein solcher Sultansbruder darf nur eine Miene machen, als wolle er sich dem peinlichen Kerker entziehen; oder irgend ein Vorfall, auch wohl nur Einfall, darf ihn nur dem Großherrn als gefährlich vorstellen, so ist es auch schon ohne Rettung um das Leben des (in der That oder vermeintlich) Gefährlichen geschehen: wenn anders nicht eine schon reife Revolte den Verurtheilten rettet, und den Exekuzionsbefehl am Todesrichter selbst vollzieht.

So ist es am türkischen Hofe gewöhnlich.

Muhamed der IV. macht aber hier, seine letzten Regierungsjahre ausgenommen, eine seltene Ausnahme. Nicht aus Grundsätzen, denn er hat keine. Auch nicht aus Gutmüthigkeit; denn er ist unaufhörlich das Spiel rasch wechselnder, oft sehr bitterer Launen, gegen welche sich nur seine Mutter, sein Achmet Kiuperli, und seine geliebte Zachi behaupten können. — Von Kindheit an gewohnter Umgang, erklärt die seltene Erscheinung. Schon im zarten Knabenalter des unbefangenen Vertrauens, in seinem zehnten Jahre schon, ward er Padischah. Seine Brüder, sämmtlich jünger als er, waren da noch Kinder, mit denen er sich nach wie vor die Zeit vertrieb. Bei seiner Volljährigkeit war er dann so sehr an sie gewöhnt, und sie hatten sich so gut in ihn finden lernen, daß er ihren Umgang nicht entbehren, und aus ihrer freien Lebensweise kein Arges haben konnte.

Warum er unter ihnen am liebsten mit Soliman umging, vorzüglich diesen um sich hatte, ihn auch auf seinen Lustreisen mit sich nahm, fragen wir nicht, da wir den liebenswürdigen Charakter dieses Prinzen kennen. — Seit einiger Zeit traut er ihm doch nicht mehr ganz.

Soliman gab, in seinen Privatverhältnissen mit Muhamed, manche Probe einer raschen Geistesgegenwart, und eines überlegenen Unternehmungsgeistes, welche diesen erschreckte. — Er barg seinen

heissen Wunsch nicht, sich im Kriege auszuzeichnen; hat sogar neulich den Sultan sehr dringend, den Grosvezir nach Kandia begleiten zu dürfen, und äusserte unverhohlen seinen Unwillen über die abschlägliche Antwort. — Die Serail-Janitscharen rühmen jezt laut Solimans Gewandtheit und Stärke im Gebrauche der Waffen, und seine liberale Denkart; geben ziemlich klar zu erkennen, daß sie ihn höher achten, als den Sultan. — Und mehr als Alles: bei dem neulichen Aufruhr in Konstantinopel erklärten sich die Rebellen für diesen Bruder des Sultans.

Unter jedem andern Herrscher war es jezt um Solimans Freiheit vielleicht auch um sein Leben geschehen. Aber Muhamed IV. kann sich nun einmal nicht von Soliman trennen; und unbefangen heiter, wie sich dieser jezt wieder benimmt, hält er ihn auch nicht mehr für sehr gefährlich. Wirklich liegt auch der Wunsch zu regieren dem Prinzen nicht sonderlich am Herzen. Darum ist er über sein Schicksal ganz ruhig.

* * *

Aber wie ergeht es ihm denn mit seiner Zulema? Bleibt die Liebe der Beiden immer verborgen und glücklich? — Es ist Zeit daß wir ihre Geschichte weiter verfolgen.

Unbesorgt können wir nicht um die Liebenden seyn. — Sollte Muhamed und seine neugierige Zachi, die ihn fast immer begleitet, niemals bemer-

sen, wie oft und wohin sich Soliman aus dem Jagdgefolge verliert? Und sollte auch niemals irgend ein Zufall den Sultan zu jenem Lusthause führen? — Der letzte Fall ereignete sich wirklich.

Den Großherrn überfällt einst auf der Jagd ein brennender Durst. Er sendet Leute nach Quellwasser aus, die suchen ihm aber zu lange. Er sucht selbst — hört das lispelnde Geplätscher eines Springbrunnens — geht dem Geräusche nach — kommt überrascht aus dem Walde, an die Mauereinfassung eines lachenden Gartens. Die Mauer ist hoch, doch nicht für einen Reiter. Muhamed überschaut ganz bequem die schönen Partien des Gartens. Was sieht er, das so auf einmal alle seine Sinne berauscht? Die plätschernde Fontaine, sollte man denken; aber er hat seinen Durst ganz vergessen. Ein unverschleiertes Mädchen, emsig beschäftigt, junge Pflanzen zu gießen, fesselt seinen trunkenen Blick. Froh, daß ihn das Mädchen nicht wahrnimmt, voltigirt er, hinter einem dichtbelaubten Platanus, kühn vom Pferde auf die Mauer, und in den Garten.

Es ist Abteima, die Tochter des Obergärtners auf Zizims Landgute, welche er da in ihrer sicher geglaubten Einsamkeit überschleicht. Eine kurzstämmige, derbe Figur; plumpe Indolenz in dem strotzend-dicken Gesicht; dumme Freundlichkeit im Benehmen. — Muhamed im Besitze einer am Geist und Körper zartgebildeten Favorite, findet Geschmack

an dieser Dirne! Fest umschlingt er sie, überdeckt sie mit Küssen, nennt sie mit tausend Schmeichelnamen sein Liebchen.

So übersättigen den Lüstling die feinern Genüsse, und in Abwechselung mit dem Zarten erhascht er begierig das Plumpe.

Der Gärtner erlauscht verborgen den zweiten Akt des eiligen Drama; doch hütet er sich wohl, zu stören, weil ihm der abgelegte Säbel den Sultan verräth. Und außer sich ist er vor Freude, als ihm Muhamed öftere Besuche verspricht, ein reiches Geschenk macht, die Tochter zur guten Verwahrung und Pflege, und den ganzen Handel bei Lebensstrafe als heiliges Geheimniß empfiehlt. Wiederholt wirft er sich vor ihm nieder, dankt für die unaussprechliche Ehre, noch vielleicht ein Enkelchen zu erleben, das zu seiner Zeit auf dem Throne sitzt, und das Gesetz des Propheten über die ganze Erde verbreitet. — Der forteilende Sultan schärft ihm noch einmal furchtbar-warnend sein strenges Gebot ein — aus Furcht vor seiner eifersüchtig-herrischen Zachi.

Hat der Gärtner bisher auf Zizims Ordre Zulema'n verborgen gehalten, so verdoppelt er jetzt seine Sorgfalt für ihr Versteck aus eignem Interesse. Und die rohe Abdeima ist doch klug genug, ihr Glück insgeheim zu genießen, und von Zulema dem Sultan kein Wörtchen zu sagen.

Glücklicher Weise kommt Soliman diesmal erst

im Landhause an, da Muhamed schon wieder fort ist. Erführ er nur, was eben hier vorfiel; gewiß würde er Zulema schleunig entfernen. Aber, wer soll es ihm sagen? Zulema weiß es nicht, und die es wissen, die schweigen. — Wird auch seine Liebe immer vor Muhamed geheim bleiben? Jeder von beiden besucht nun dies Lusthaus so oft. Müssen sie einander hier nicht endlich einmal treffen? — Bei dem Kommen und Gehen wohl nicht; denn der Gärtner ist verschlagen genug, unter einem ganz schicklichen Vorwande dem Sultan den Weg durch den Garten, und dem Prinzen einen von der entgegengesetzten Seite des Landgutes anzuweisen. — Wenn sie einander nur nicht einmal im Hause entdecken. Der Sultan muß ja immer Abdeima'n erst lange in den Zimmern [illegible] suchen; weil es ihr nach Weiberweise Vergnügen macht, sich vor dem Liebhaber immer ein wenig zu verstecken, und ihn bald da, bald dort zu empfangen.

Einst erwartet sie ihn in dem schönsten Kabinete des Hauses, und denkt nicht daran oder weiß nicht, daß sie hier nur durch eine Wand von Zulema geschieden, und durch eine Thüre dieser Wand ihr so bedenklich nahe ist. Soliman ist eben bei Zulema. Die Gärtnerstochter hört das Geflüster der Liebenden nicht, kennt also die Gefahr nicht. Ihr Vater findet sie hier, will sie eben von der mißlichen Wand-Nachbarschaft unterrichten und entfernen —

da sieht er den Sultan, hört ihn gleich darauf schon im Hause. Was kann er noch thun, als das mißliche Seitenzimmer verschließen? Kaum ist das geschehen, da tritt schon Muhamed ein. Und kaum hat der sein Liebchen im Arm, da stört ihn der erschrockene Gärtner mit der schreckenden Nachricht: „die Sultaninn kommt." — Wohin nun geschwind mit Abdeima? Muhamed will sie in das Seitenzimmer einschließen. Der Gärtner schlägt bebend ein anderes Versteck vor. Der Sultan besteht grimmig auf diesem. Jener stellt sich, als könne er den Schlüssel nicht finden. Beide hören entsetzt eine Bewegung im Thürschlosse. (Der verzweifelnde Soliman, der keinen Ausweg hat, sperrt nehmlich das Schloß mit seinem Dolche.) Die Furcht vor Zachi überwiegt bei dem Sultan; wüthig sprengt er die Thüre. Der Gärtner und seine Tochter entfliehen.

Welche Szene! — Zulema hat sich bleich und zitternd hinter Soliman geflüchtet. Dieser hält fürchterlich entschlossen seinen wiedererfaßten Dolch dem einstürmenden Sultan entgegen; denn es gilt ja, wie er meint, sein Leben um Zulema. Der Sultan zieht in äußerster Wuth seinen Säbel; denn auch er denkt, es gelte sein Leben um Abdeima. Jetzt schlägt er jenem den Dolch aus der Hand, jetzt dringt er auf den Wehrlosen ein — als ihm die herzugeeilte Zachi in den gehobenen Arm fällt.

Welches verwirrte Schreien und Rufen! und wie

durchkreuzen einander die Mißverständnisse der bestürzten Partie und der ergrimmten! —

Der Sultan staunt über Zulema's Erscheinung. Soliman begreift nichts von diesem Erstaunen. Zachi nimmt es für bloße Verstellung, denn nach ihrer Hypothese rivalisiren die Brüder um Zulema. — Der Sultan ängstigt diese mit den Fragen, wer sie ist, wie sie hieher kommt. Soliman winkt ihr, sich nicht zu verrathen. Zachi macht ihr die bittersten Vorwürfe, droht ihr die schrecklichste Rache.

Jetzt gebietet Muhamed Stille, läßt seinen Bruder gefangen abführen, und spart keine Schwüre, seiner Zachi zu betheuern, er habe nie diese Fremde gesehen; blinder Zufall habe ihn vor mehreren Wochen aus dem Walde in dies Lusthaus geführt; das vortreffliche Wasser jenes Springbrunnens, das ihn damals erquickt, habe ihn bei wiederkehrendem Durste immer wieder von der Jagd hieher verlockt; — so sei er auch jetzt hieher gekommen, habe seinen Trunk in jenem Zimmer erwartet, plötzlich ein Geräusch in diesem vernommen, es neugierig geöffnet, seinen Bruder mit gezücktem Dolche auf sich eindringen sehen, den Säbel zur Vertheidigung gezogen und — — — bei dem Uebrigen sei sie ja selbst Zeuge gewesen, und mithandelnde Person; — sie dürfe ja nur den Haushofmeister und den Prinzen, jeden abgesondert, auf der Stelle vernehmen, um sich durch eigene Untersuchung zu überzeugen.

Diesen Vorschlag geht die Sultaninn ein. Der

Gärtner erzählt ihr von Solimans und Zulema's Geschichte, so viel ihm bekannt ist; (wohlweislich hat ihm Zizim des Mädchens anfängliche Bestimmung verschwiegen) doch des Glückes seiner Tochter bei dem Sultan gedenkt er nicht. — Mit dieser Erzählung stimmt Solimans Aussage, und beide auch so ziemlich mit Muhameds Betheurungen zusammen. Ohnehin fühlt sich Zachi nicht berufen, diese leztern sehr genau zu untersuchen, und mit Möglichkeiten einer andern Sultans-Liebhaberei sich zu quälen.

Kaum sieht sich der Prinz mit ihr einige Augenblicke allein, da bekennt er ihr, wie er eigentlich in den Besitz Zulema's gekommen. Denn so, meint er, treibt angefachte Eifersucht die Sultaninn unfehlbar, sich für ihn bei seinem Bruder wirksam zu verwenden. Daß sie ihn und seinem Zizim verrathen wird, fürchtet er nicht; weil sie ihm die Verschwiegenheit zusagt, um die er so inständig-demüthig bittet.

Seine erstere Erwartung bestätigt der Erfolg — doch leider die leztere nicht. Zachi beschwört ihren Muhamed, er möge doch seinem Bruder verzeihen, der sich ja auch im Falle der Nothwehr befunden; möge dessen Entschuldigungen annehmen, wie ihr auch die seine genüge. Sie beschwört ihn so lange, und so liebendberedt, bis er endlich versöhnt nachgiebt. Schon ist Soliman wieder frei, und bedauert nichts mehr, als daß seiner Liebe nun der

Zauber des Geheimnisses entschwunden — da wird er schon wieder gefangen vor den Sultan geführt.

„Sehr oft,“ herrscht ihm dieser entgegen, „wurdest du mir verdächtig geschildert, und mancherlei Vorfälle zeigten dich so. Ich achtete deine Angeber nicht, achtete den bodenklichsten Schein nicht. Ich traute dem Bruder. Wie vergaltest du mir? Um die schönste Sklavinn betrogest du mich. Welcher Unthaten wärst du nicht noch gegen mich fähig? — Meiner Zachi verdankst du dein Leben. Verliebele es nun mit deiner Zulema im ewigen Kerker; in jenem alten Serail von Konstantinopel, dem gewöhnlichen Gefängnisse nicht regierender Prinzen!“

So wird es. So wollte es auch die wortbrüchige Zachi; denn so hat sie am sichersten Zulema'n dem lüsternen Auge des Großherrn entrückt.

* * *

Wie es Soliman's verrathenem Freunde, dem Pascha Zizim ergeht, meldet die Geschichte nicht — die natürlich eben so oft, als ihre kopirten Originale, die Menschen, auf Freundes Interesse nicht achtet.

Auf Soliman macht das Kerkerleben eine traurige Wirkung. Wohl fühlt er seine Gefangenschaft eine Zeit lang fast gar nicht; er theilt sie ja mit Zulema, und der Verlust seiner Freiheit schützt ihn ja vor dem der Geliebten. Doch wie bald wird er der Miteingekerkerten müde, und kann bei keiner andern Entschädigung finden! — Alle Seraifreuden,

die man ihm bietet, ekeln ihn an. Wohin er blickt, da gähnt ihm Langeweile entgegen; was er unternimmt, das macht ihn verdrießlich. Er wird licht- und menschenscheu, und schafft sich selbst einen engsten Kerker im engen; denn er verläßt fast sein Wohnzimmer nicht mehr. Sein Körper wird schwächlich-reizbar, sein Kopf verdüstert, seine Seele erkrankt.

Gewiß hätte ihn der entschiedenste Lebens-Ueberdruß nicht den 29ten Oktober 1687 erleben lassen — diesen Tag, an welchem er gegen sein bängstes Wiederstreben auf den Thron gezwungen wurde — wäre nicht bald seine lebhafte Sehnsucht nach Freiheit einem dumpfen Blödsinn, und seine peinliche Langeweile jener düstern Schwärmerei gewichen, mit welcher er sich endlich der ewigen Leserei des Korans und der Sunna ergab.

Schwerlich hat jemals ein Muselmann in und außer der Moschee fleißiger gebetet, und pünktlicher jede Religions-Ceremonie beobachtet, als Soliman that. Dafür ward ihm denn auch die tiefste Huldigung der fanatischen Osmanen. Sagen von seltsamen Wundern, welche dieser Heilige im Leben und Tode verrichtet, haben sich lange im Volke erhalten.

Man sollte es gewiß nicht vermuthen, daß sich unter seinem Szepter der Staat bei innerer Kraft und äußerm Ansehn erhielt; aber er hatte auch einen Mustafa Kiuperli zum Großvezir. Doch selbst aus blödsinnigem Grunde hatte Soliman

diese glückliche Wahl getroffen, und pflegte sich dessen gar selbstgefällig zu rühmen.

„Ich bin,“ sagte er immer, „als unermüdlicher Leser heiliger Bücher, ein großer Gelehrter, muß also auch andere Gelehrte schätzen und belohnen. Nun ist Mustapha Kiuperli nach mir der gelehrteste Mann, denn er hat, wie alle Welt sagt, die beste Büchersammlung im Reiche. Also muß er auch nach mir die höchste Würde bekleiden.“

Kellner.

VI.

Erbauliches Reimlein vom Johannis-würmchen.

(Aus den Slawonischen.)

In einer dunkeln Sommernacht
Kroch einst ein Lichtwurm still im Grase,
Und funkelte in sanfter Pracht.
Des Seemans kühne Wellenstraße
Bezeichnen mocht' er freilich nicht,
Kein Pharus war's, kein Uferlicht.
Der Raum, den er erhellen konnte
In seinem engen Horizonte,
Hielt Eine Spanne nicht einmal.
Doch schlich in seinem milden Strahl

Der blinken Grasbewohner Zahl,
Wenn sie in finstrer Nächte Schatten
Den Heimaths-Weg verfehlet hatten.
Nicht weit davon in einem Thurm
War eine Eule eingezogen;
Sie kam in einem Abendsturm
Mit ihrer Sippschaft angeflogen.
„Verwegner, sagte sie, darfst du dich unter-
stehen
So nah an Uns vorbey zu gehen?
Tod sey dein Loos!“ — Gestrenge! Hör!
Sprach zitternd die lebendige Laterne,
Erbarmen! Zürne nicht zu sehr!
Ich bin der Kleinste aller Sterne.
Vor deiner Hoheit Adler-Blick
Beb' ich betäubt, zermalmt zurück.
Wie könnt' ich ruhig hier im Grünen
Je deinen edlen Zorn verdienen?
Ich ehre dich, erhabne Frau,
Und nähre mich vom Abendthau.
„Verdammter Wurm! mit deinem Licht
Fort! weg aus meinem Angesicht!“

Das Würmchen wollte weiter gehen.
Von ihren Krallen ward's zertreten.
Da schwand das Sternlein mit dem Licht,
Doch finstrer ward's im Grase nicht.

Y.

Extrablatt. No. 10.

Glückliche Entdeckung. *)

An
Herrn Legationsrath
Jean Paul Friedrich Richter.

Kassel am 8ten Juni 1806.

Seit jenem heitern Sonntage in dem freundlichen Liebenstein (es war eine Art jüngster Tag, an dem sich fromme Seelen wiederfanden!) sah ich Sie, Theuerster, leider nicht mehr, auch wenig Geschriebenes von Ihnen, und das Gedruckte ging freilich auch, wenn ich ein ästhetisches

*) Die hier folgende launige Arbeit des verehrten Hrn. Verf. (die neue, durch Hrn. Hofrath Hunold's glückliche Operationen zur Zelebrität gelangte Methode, Tauben das Gehör wieder zu geben, betreffend) mußte einige Monate lang bei der Redakzion des Journals unbenutzt liegen bleiben. Die Einsendungen hatten sich zu sehr gehäuft, und die Herren und Damen, die uns gütigst mit ihren gewählten Beiträgen unterstützen, wollten doch alle befriedigt seyn. Aber wenn die Sache auch jetzt nicht mehr neu ist, so sind es doch viele der Gedanken des witzreichen Hrn. Autors.

D. Redakt.

Buch des Lebens ausnehme, wenig über die Flegeljahre hinaus.

Aus Ihrem jüngsten Aufsatze in der Zeitung für die elegante Welt ersah ich indeß, und freute mich sehr, daß Sie glücklich sind, weil Sie von Jugend an — mit dem einen Ohre nicht wohl hören.

Nun erklärte ich mir Alles. Dieses linke oder linkische Ohr ist dasjenige, zu dem die Schwachen redeten, die mit der rechten Seelenseite nicht wohl hören, sehen, schmecken, riechen und fühlen. Es ist aber leider auch dasselbe, mit welchem Sie, 1801, unsere Wünsche vernahmen, Sie bald wieder zu Kassel zu sehen. — Jetzt erscheinen die Wünsche hörbarer, hoffe ich.

Schon war ich nehmlich, nach Lesung Ihres eleganten Lobgesangs der Einhörigkeit, im Begriffe, (nicht achtend den Vortheil: Manches zu einem Ohre hinein, und zum andern wieder herausgehn zu lassen) mir ein Hörorgan hermetisch zu versiegeln. — Aber nun ist's vorbei mit dem Vorsatze. Seine Ausführung würde doch nichts helfen: denn hier in Kassel und in Marburg werden jetzt alle obsignirten Ohren — o schönes Bild der Resignazion! — wieder aufgethan. — Zwar geschieht diese Gehöröffnung nicht stante pede, aber doch indem der Gehörkranke sich auf ein Tabouret setzt, sich sein äußeres Ohr auseinander ziehen, und im innern (freilich mit großer Vorsicht, um das rechte Fleckchen zu treffen, doch mit einem gewöhnlichem Troikar,) das Trommelfell durchbohren läßt — eine Operation, die ohne Schmerz, ohne Blutvergießen, ohne alle Arzenei vollführt, und das Ohr mit durchbortem Trommelfell, wenn es anders heilfähig war, gleich in den Stand der Wiedergeburt versetzt.

Im Ernste, theuerster Freund! ein englischer Arzt (man schimpfe sie mir doch ia nicht mehr, diese Engländer!) hat entdeckt, daß Taubheit, ist sie nicht etwa durch organische oder sonst durch Nerven - störende Fehler veranlaßt, mit-

weiß Durchbohrung des Trommelfells, wenn auch nicht völlig geheilt, doch weit erträglicher gemacht werden könne. Ganz neulich hat der Oberhofrath Michaelis zu Marburg diese Operation dem preißwerthen Engländer nachgeahmt, hat sie mit glücklichem Erfolge nachgeahmt, und das seinem geschickten Schüler, dem hiesigen Hofrath Hunold, notifizirt. Hunold hatte den Brief von Michaelis kaum empfangen: rasch ließ er eine taube Dienstmagd kommen, und operirte sie; sogleich ließ er einen sehr harthörigen Schlossermeister nachfolgen, *) und eine drei und sechzigjährige Wittwe setzte er drauf — nehmlich auf das Operationstabouret. Diese hörbaren und hörwürdigen Thaten waren eben in diesen Tagen erfolgt.

Vorgestern Nachmittag kam der menschenfreundliche Operateur (der einst auch einem meiner Kinder, hier mit zuerst, die so wohlthätigen Kuhbocken gab, nachdem die schrecklichen Menschenpocken mir zwei andere geraubt hatten) in meine Wohnung, um die neue, heilbringende Entdeckung freundschaftlich mitzutheilen. Als wir in der Freude unsers Herzens begriffen waren, erschien ein invalider Marställer, um es sich bezahlen zu lassen, daß ich, vorigen Winter, auch wenn ich nicht ihre Schriften las, mich erwärmt fühlte, d. h. er bat sich das Forstgeld für mein vorjähriges Brennholz aus. Während ich ihm das Geld zuzählte, merkte ich, daß dieser Wärmestöffler, in öhrlicher Beziehung, eine Art — Jean Paul sey. Ich erhub also meine Stimme, um nach seinen schriftstellerischen Werken zu fragen, und wirklich er war ein Satyriker gewesen — er hatte eine Geißel geführt, zwar nicht gegen Menschen, aber doch gegen Pferde.

*) Diesen Schlossermeister Wienbrecht habe ich selber, vier Wochen nach der glücklichen Operation, gesprochen. Er hörte sehr leise; da man sich ihm vorher nur durch Trompeten-Orationen verständlich machen konnte.

Späterer Zusatz.

„Künftigen Donnerstag (sagte er endlich) werd' ich „74. Noch 2 Jahre bei Sr. Majestät dem König von „Schweden diente ich. Dem Landgrafen Wilhelm VIII. „hochselig habe ich gefahren, lebendig, und auch todt von „Rinteln herauf. Das Gehör verlohr ich 1776, als ich den „Admiral Orloff fuhr. Ja, wenn ich das Gehör auf dem „einen Ohr wieder hätte — ich wüßte nicht, was ich drum „gäbe."

Hunold. (aus dem Nebenzimmer tretend) Ich will's Ihm wiedergeben, mein Freund! Komm Er nur morgen zu mir! Morgen nachmittag um 3 Uhr!

Der Alte. Was?!!

Ich. Ja, ja, geh' Er nur hin! Morgen nachmittag um 3 Uhr, in das Haus des Hofsattlers Braun, in der Königsstraße, zum Hofrath Hunold! Der wird das eine Ohr schon zur Raison bringen! —

Für kalte Spaßvögel hielt uns der Wärmestöffler. Indeß ist er wirklich zur Ehre des Tabourets gelangt, und er hört, höre ich, jetzt so gut, als hätte er nie einen russischen Admiral gesehen. Sein Ohr soll sogar gleich wieder so fein gewesen seyn, wie das seines berühmten Namensverwandten; denn der alte Marställer heißt völlig, wie der noch ältere, gerade vor 200 Jahren verstorbene, große Humanist: Justus Lipsius. — Dem invaliden Marställer folgte gestern gleich ein Judenmädchen nach, und morgen wird der so thätige Operateur wieder in's neue Testament sanft hineinstoßen. Ueber Alles dieß geben zwei hiesige Zeitungsblätter des Breiteren Auskunft.

Also, lieber, theurer Freund, hurtig lassen Sie anspannen (allenfalls schicke ich Ihnen den emandirten Justus Lipsius) setzten Sie Sich mit Ihrer lieben, sanften Frau und etwaigen Kleinigkeiten in den Wagen, und eilen Sie hieher nach Kassel! Ein interessanter Blick in das Labyrinth Ihres Ohres, dem menschenfreundlichen Operateur gestattet, und ein neues Elysium von Tönen erscheint Ih-

nen vielleicht! — O deshalb, einseitiger Lobpreißer, Sie würden ja gar nicht wissen, wie's ist, wenn man mit noch einmal so viel Ohren hört, als Sie selber.

Es gibt doch auch oft Fälle, wo man mit beiden Ohren zu hören wünscht, z. B. wenn Jean Paul spricht — Ohnehin müssen ja die Legationsräthe mit allen Ohren hören. Wollen Sie aber Ihr einhöriges Privilegium dennoch hernach zuweilen gebrauchen: ei nun haben wir nicht eben so gut Ohr- als Geigensordinen? Sie können Sich ja reservatis reservandis operiren lassen.

Hören Sie mir nun aber oder hören Sie mir nicht, so lausche ich dennoch Ihren leisesten Tone, und bin, auch unerhörter Weise, unwandelbar

Ihr

aufrichtig ergebener Freund und
inniger Verehrer
G. F. Merkel.

Spätere Nachschrift.

Viele Ohren wollen doch der Operazion nicht gehorsamen. Sie erprobt sich durchaus nur bei gewissen Arten der Taubheit oder Harthörigkeit. Gebe der Himmel, daß die Ihrige nicht ungewiß sey! Ihre Hieherreise, Verehrtester, würde in jedem Falle, wenn auch gegen Wunsch, nicht Ihrem, doch gewiß meinen und andern Ohren sehr wohl bekommen. Kassel verdient auch, so gewiß als Ihre Schriften, daß man sehe und wiedersehe.

G. F. M.

Man versteht und muß unter dem Egoismus eine beständige Aufopferung anderer zu seinem Vortheil verstehen; allein diese Aufopferung anderer zu seinem Besten ist der eigenthümliche Charakter aller Leidenschaften, aller Laster. Was thun die Leidenschaften anders, als daß sie uns, indem sie uns den Besitz ihres Gegenstands als die Quelle unsers Glücks vorspiegeln, antreiben und spornen, für die Erlangung desselben alles aufs Spiel zu setzen. Auch die Laster, niedrige und ungezügelte Neigungen unsrer Seele, verleiten uns, unsern Wünschen und Gewohnheiten alles aufzuopfern. Der Egoismus scheint demnach der Grund aller Leidenschaften, aller Laster, aller bösen Handlungen und aller sträflichen Regungen des Herzens zu seyn.

Nichts ist ausgemachter, als daß eine jede Leidenschaft durch ihr Uebermaas oder ihre Ausschweifungen, daß jedes Laster durch die Gewalt, welche ihm die Gewohnheit verleiht, uns veranlaßt, das Glück anderer Menschen zu stören, um, wie wir glauben, das Ziel unsers eigenen Glücks zu erreichen, und daß es uns folglich zu **Egoisten** macht.

Dieser Egoismus hat nur einen Gegenstand, eine einzige Art der Entstehung und Aeußerung und nimmt den Namen der Leidenschaft oder des Lasters an, das ihn ganz verschlingt. Der eigentliche Egoismus hingegen offenbart sich auf alle mögliche Art und Weise und ohne eine besondere Leidenschaft, in die er sich verwandelt hat. Er ist zu einer festen Gewohnheit oder zu einem in unsrer Seele herrschenden System geworden. Er kann zu gleicher Zeit eine Gewohnheit und ein System seyn; er kann aber auch eins ohne das andere seyn. Ich unterscheide daher zwei Gattungen des Egoismus.

Die erste besteht blos in einer Gewohnheit. Sie zeigt sich in einem übertriebenen Wohlgefallen an unsrer Person, in einer ausschließlichen Sorgsamkeit für unsre Ruhe und

unser Vergnügen und in dem Bedürfniß zu sehen, daß alles das, was uns umgiebt, dazu beitrage und sich damit beschäftige. Sie hängt grossentheils von der Organisazion ab, sie schliesst diejenigen Leidenschaften aus, welche die Seele energisch machen, und dem Geist eine höhere Spannkraft ertheilen; sie ist im Gegentheil das Merkmahl einer kleinen Seele, deren ganze Empfindsamkeit sich an sich selbst erschöpft, und eines beschränkten Kopfs, der den Werth der Reziprozität der Gefühle und Dienste, welche das gesellschaftliche Leben versüßen, nicht begreift. Auch ist sie die Frucht einer weichlichen, schmeichlerischen Erziehung, daher sie sich unter den Reichen und Großen sehr häufig findet. Unter schönen Frauen ist sie gleichfalls nicht selten und vielleicht ist sie die Quelle der Koketterie. Bei ihnen ist sie indessen nicht so drückend und auffallend. Sie kann sogar kein Misfallen erregen, weil sie in ihrer Schwäche eine Entschuldigung findet, weil sie sich unter dem Schein des Verlangens geliebt zu werden versteckt, und weil unsere Neigung, uns mit ihnen viel abzugeben, sie begünstigt. Ist sie aber in ihrem Charakter vorherrschend, so erzeugt sie Ungeduld und bisweilen Widerwillen, weil man sich's wohl gefallen läßt, daß sie stark mit sich selbst beschäftigt sind, nicht aber, daß sie gegen alles das, was sich außer ihnen befindet, unempfindlich sind. Ich will diese erste Gattung des Egoismus den Egoismus des Instinkts nennen.

Gern möchte ich ihn in Akzion zeigen; allein dieses Gemälde ist bereits durch einen grossen Meister vollendet worden. Wie könnte ich wohl so keck seyn, ein Portrait von la Bruyère zum zweitenmal zu malen, obschon er selbst es unternahm, einen zweiten Tartüffe aufzustellen. Lieber will ich diesen schwachen Versuch mit einem schönen Stück von einem fremden Griffel ausschmücken:

„Nur für sich lebt Gnaton. Alle andere Menschen zusammen, gelten in seinen Augen für gar nicht existirend.

Nicht damit zufrieden an einer Tafel den ersten Platz einzunehmen, besetzt er ganz allein den von zwei Personen. Er vergißt, daß das Mahl für ihn und für die ganze Gesellschaft bereitet ist. Er bemächtigt sich aller Schüsseln und macht ein jedes Gericht zu seinem Eigenthum. Er kostet vorher alles, dann erst bleibt er bei diesem oder jenem Leckerbissen stehen. Eins nur beklagt er in der Stille, daß er nehmlich nicht alles auf einmal verschlucken kann. Er ißt mit weitgespaltenem Munde und unter großem Geräusch. Der Tisch ist für ihn eine Raufe. Er spühlt den Mund aus, putzt die Zähne und — fährt fort zu kauen. Allenthalben wo er sich befindet, errichtet er eine Art Niederlassung. In der Kirche und im Schauspiel will er eben so zwanglos und gemächlich seyn, als in seiner Alltagsstube. Nur die Hinterplätze in einem Wagen sind ihm behaglich. Wenn er mit mehrern eine Reise macht, so eilt er jedesmal in den Gasthof voraus, um sich das beste Zimmer, das schönste Bett, das er beständig erst von neuem zurecht legen läßt, auszusuchen. Seine und fremde Bedienten laufen, ihn zu bedienen, in die Kreuz und Quer. Er setzt jedermann in Verlegenheit und Schweiß, bekümmert sich um niemand, bezeigt niemand seine Theilnahme. Er kennt keine Leiden, als seine eigenen, beweint keines andern Tod und fürchtet nur den seinigen, den er gern, wenn er könnte, mit der Vertilgung des ganzen Menschengeschlechts abkaufen möchte."

Die zweite Gattung des Egoismus ist eine Kombinazion, ein System, ein beständiger Vorsatz, nur für sich zu leben und alles auf die Sorge für sein Glück zurückzuführen. Ich will ihn Egoismus der Reflexion nennen.

Die erste Gattung kann ohne die zweite existiren; diese hingegen setzt die andere nothwendig voraus. Seine Formen sind milder, er fürchtet, sich zu zeigen und benimmt sich mit Geschicklichkeit. Er supponirt einen kalten Mann, der seine Leidenschaften beherrschen, und alle seine Handlungen dem Kalkus seines Intereßes unterwerfen kann.

Er schließt keineswegs einen guten Kopf aus, der in der Gabe besteht, Ideen glücklich und leicht zu kombiniren; aber wohl die Energie der Seele, aus welcher alles, was groß ist, hervorgeht. Er findet sich nicht in allen Altern, er bildet sich durch das Räsonnement und die Gewohnheit des Lebens. Nur im reifern Alter ist der Charakter biegsam.

Inzwischen kündigt er sich frühzeitig an, weil er damit beginnt, ein Egoismus des Instinkts zu seyn, der, wie ich bereits erinnert habe, großentheils von der Organisazion herrührt, und weil er sich durch Urtheile, welche ein Kind zu fällen bald im Stande ist, und durch Beispiele, die es sich noch mehr anzueignen weiß, in der Seele naturalisirt.

Nicht schnell genug kann man eilen, den Keim desselben zu ersticken. Es giebt nur ein durchgreifendes Mittel. Man ermüde das Kind durch eine lange Probe der Abhängigkeit, in welcher die Menschen gegenseitig stehen. Sieht es sich genöthigt fremde Hülfe anzusprechen, so wird es die Kränkungen kennen lernen, unter denen man dieselbe erhält. Dann muß man in ihm jene Neigung zum Wohlwollen nähren, deren keine menschliche Kreatur beraubt ist.

Der Egoismus der Reflexion ist seltener, als man glauben sollte. Er liegt zu tief und verfährt zu planmäßig, um jedermanns Eigenthum seyn zu können. Viele von ihnen mögen sich wohl oft bei Handlungen oder wenigstens bei Planen des Egoismus überraschen; nur wenige aber bringen es so weit, daß sie Egoisten aus Reflexion werden.

Das große Prinzip des Egoismus ist die Ueberzeugung, daß alle Menschen Egoisten sind. Man betrachtet alsdann den Egoismus nur als eine Art Wiedervergeltung. So weit kann uns jene allgemeine Verachtung unsrer Mitmenschen, die man oft so leichtsinnig faßt, führen, wenn wir mehr konsequent als edelmüthig sind. Der Egoismus des Instinkts ist eine Pflanze aller Zeiten und Länder, er ist ein Auswuchs der menschlichen Natur. Der Egoismus der Reflexion ist nur eine Zubehörde der Epochen einer großen Verdorbenheit der

sche schäumenden Champagners; aber das Uebermaas flieht er wie sein gröstes Unglück, der bloße Gedanke an die Möglichkeit einer Krankheit ist für ihn ein schaudererregendes Gespenst, der Name des Todes allein ist schon hinreichend, ihn im Innern zittern zu machen, denn seine eigene Person ist ja das einzige Idol das er anbetet. Das Geld liebt er leidenschaftlich. Geld, so lautet sein Wahlspruch, regiert die Welt! Er sucht es mit Anstrengung auf, um es zu gebrauchen; nicht aber um es, wie der Geizige, zusammen zu scharren und zu vergraben.

Das Anlockende, welches öffentliche Würden und Ehrenstellen für ihn haben, besteht in den reellen Vortheilen, welche damit verbunden sind. Er strebt nach ihnen, nicht um seinen Ehrgeiz zu stillen, sondern um sich einen Wirkungskreis zu schaffen, um seinen Arm mit Macht zu stählen und seinen Seckel mit wohlgerändeten Louisd'ors zu füllen.

In der Regel ist er kalt und gleichgültig gegen alles, was sich nicht unmittelbar auf ihn bezieht. Er wird grausam, sobald es sein Interesse erfordert: allein seine Grausamkeit äussert sich mehr durch abschlägliche Antworten, als durch Gewaltthätigkeiten. An seinen Rechten klebt er wie die Schnecke an ihrem Hause, er bedient sich ihrer ohne Schonung.

Ein einziger Gedanke beschäftigt ihn in allen Augenblicken und unter allen Umständen, der Nutzen nehmlich, den er aus den Sachen, Orten und Menschen ziehen kann. Dieser beschäftigt ihn bei einem häuslichen Unfall, bei einem öffentlichen Unstern, am Fuß des Sterbebettes seines Vaters. Noch in dem Moment, da der edle Greis seinen Lebensathem aushaucht, setzt sich seine vatermörderische Einbildungskraft in den Besitz der Erbschaft.

Diesen Gedanken trägt er sogar in das rosenbesäete Gebiet der Liebe hinüber. Ich bezweifle keinesweges, daß er sich verlieben kann, da er wie andere aus Fleisch und Blut besteht, und da es leicht seyn kann, daß ihm ein reizendes und liebendes Weib aufstößt. Warum sollte er in diesem

Fall nicht in Flammen gerathen? Jenes Weib ist ein Geschöpf, das ihm wonnige Tage verheißt, warum sollte er sich nicht anstrengen, es zu gewinnen und mit sich zu vereinigen? Ja er wird sich sogar so liebenswürdig zu machen suchen, als in seinen Kräften steht, weil man es oft werden muß, um geliebt zu werden. Und gegen den Vortheil, geliebt zu werden, ist er nichts weniger als unempfindlich. Denn dies wäre ja ein erwünschtes Mittel, jedermann dahin zu bringen, daß er es sich gefallen ließe, sich ihm beständig aufzuopfern.

Darüber also sind wir im Reinen. Herr Freiwald kann sich verlieben; aber er wird sich nie verheirathen. Und warum? Die Ehe, sagt er, ist das Grab der Liebe, eine Fußangel auf der Bahn des Lebens. Die Kinder sind Quälgeister, die den Kelch der Freude durch Wermuth verbittern. Das Zeitalter der Vestalinnen ist verflossen. Wenn man nur das Ding recht anzugreifen weiß, so kann man auch ohne die Fesseln der Ehe beständig im lieblichsten Wechsel bald nach Plato bald nach Epikur lieben. Trotz allem diesem Räsonniren wird er dennoch zur Heirath seine Hand bieten, wenn Ihr ihn nur dadurch reich und mächtig machen wollt. Dann werden sich seine Frau und seine Kinder mit seinem Glück beschäftigen müssen, und zur Belohnung werden sie ihm so unentbehrlich werden, daß er ihnen keine andere Beschäftigung verstatten wird. Ich habe einen Vater gekannt, der seinem Sohn selbst eine kurze Reise, von der zum Theil sein irdisches Glück abhing, versagte, weil dieser Sohn unterhaltend und witzig war und ihm die Zeit angenehm vertreiben half.

So würde Freiwald Vater seyn. Wie würde er sich als Freund benehmen? — Dein Herz ist von Schmerz und Gram zernagt, Du schüttest Deine Klagen in seinen Busen aus. Er selbst hat zum Theil dieselben traurigen Erfahrungen gemacht. Mit geheimen Wohlbehagen wird er zu sich sagen: „Auch ich befand mich in dieser verwünschten Lage; aber das

Ungewitter ist glücklich vorübergezogen." — Auf diese Weise wird er aus dem Kummer, den man ihm anvertraut hat, in der Stille für sich Vergnügen ziehen: und dies wird die einzige Regung seyn, welche Deine Leiden in seiner felsenharten Seele hervorgebracht haben.

Alles das, was man unter der Rubrik von edlen Handlungen begreift, hält er für Narrenstreiche, die ein kluger Mann nicht begeht, und die man durch bloße Worte eben so gut verrichten kann. In den Verwandten erblickt er nur Leute, von denen man Hinterlassenschaften erwartet und mit denen man sie unglücklicherweise theilen muß; in allen übrigen Menschen aber nur Wesen, die ihm mehr oder minder ähnlich sind, und von denen man sich folglich Nichts zu versprechen hat.

Konstantinopel

und

St. Petersburg,

der Orient und der Norden.



Zweiter Jahrgang

Elftes Heft.

St. Petersburg und Penig,
bei F. Dienemann und Comp.

Inhalt.

Konstantinopel
und
St. Petersburg.

Eilftes Heft. 1806.

I.

Der kaiserliche Hofstaat der türkischen Groß-sultane.

(Schluß.)

Departement des Serai-Agasi. — Der Serai-Ket-Odasi. — Der Hammangi-Baschi. — Die Dellak. — Departement des Chasna-dar-Baschi. — Der Chasna-Ketodasi. — Der Chasnadar-Aga. — Die übrigen beim kaiserlichen Schatz angestellten Hofbeamten. — Departement des Kilargi-Baschi. — Der Ekmeggi-Baschi. — Der Halwaschi-Baschi. — Der Akegi-Baschi. — Der Chirog-lander-Baschi. — Der Muhazi-Aga und

Mutbak-Emini. — Hofbeamte beim Krankeninstitut des Serails und bei der Münze. — Der kaiserliche Marstall und die Imrahor-Offiziere. — Betrachtungen über den mitgetheilten Schematismus des türkisch-kaiserlichen Hofstaats. — Hoher Rang aller Serailsoffiziere und Dünkel derselben. Anordnung, wodurch der Nepotismus verhindert wird. —

Unter dem Serai-Agasi stehen alle diejenigen Hofbeamten, welche mit den verschiedenen Gemächern des Pallastes zu thun haben, dafür sorgen, daß Alles darin in Ordnung und Reinlichkeit erhalten werde, und die Aufbutung und Möblirung der Zimmer unter ihrer Aufsicht führen. Der nächste nach diesem Chef ist der Serai-Ket-Odasi, der sein Adjunkt genannt werden könnte, in seiner Abwesenheit seine Stelle versteht, nach seinem Tode ad interim die Oberaufsicht hat. Er ist gleichfalls immer ein weißer Verschnittener und einer von den Großen des Serails. Besonders hat er darauf zu sehen, daß alle halbe Jahre der Fußboden in den Sälen und Zimmern des innern Schlosses mit neuen Teppichen belegt werde, daß die häufig an den Wänden angebrachten Vergoldungen ihren Glanz nicht verlieren, das Marmorpflaster gereinigt werde, und der Anstrich seinen Glanz behalte. Eine Menge Idschoglans sind zu seinem Dienst angewiesen.

Gleichen Rang mit ihm behauptet der Hammangi-Baschi, der Oberbademeister und Chef aller Hammangi. Er behält, gleich dem Dogand-Baschi, gewöhnlich sein Amt zeitlebens und avanzirt nicht weiter. Kommt er aus dem Serail, so behält er täglich 100 — 150 Aspern.

Diese Badediener des Serails haben stets die Hände voll auf zu thun: denn alle Bewohner der Residenz, Jung und Alt, müssen sich der Reinlichkeit halber häufig des Bades bedienen; und da sie alle Muselmänner sind, so sehen sie sich schon der Religion wegen dazu verbunden. Der große Badesaal, der wohl 200 Menschen bequem in sich fassen kann, und zum allgemeinen Gebrauch für die Hofleute angeordnet ist, hat zehn Hammangi, die jedem, der hereinkommt, hülfreiche Dienste leisten müssen. Diese haben denn auch die kleinern Kabinette die den Salon umgeben, in Sauberkeit zu erhalten. In demselben ist auch eine große Wanne mit Marmor ausgelegt, von dem Umfang eines kleinen Zimmers und so tief, daß das Wasser dem Manne bis an den Hals reicht. Hier müssen die Hammangi die jungen Leute lehren, über und unter dem Wasser zu schwimmen. Wenn sie sich müde gearbeitet haben, finden sie zugleich Gelegenheit, sich in einer andern mit kühlem Wasser angefüllten Wanne wieder zu erfrischen. Die Badediener bekommen außer ihren gewöhnlichen täglichen Sold noch viele

Extrageschenke von denen, die sich ihrer Hülfe häufig bedienen.

In den Bädern zum Feuereinmachen sind 5 Idschoglans bestellt, die den Titel Kulkangi führen. Sie müssen von einer besondern Leibesstärke seyn, und haben sich auch immer im Ringen und im Aufheben groser Eisenstücke mit einer Hand zu üben. Der älteste von ihnen heist Kulkangi-Baschi.

Zum Balbieren, Reiben und Schröpfen in den Bädern sind ferner 25 Idschoglans angeordnet, die Dellak genannt werden und es in diesen Künsten zu einer grosen Fertigkeit müssen gebracht haben.

Da die Menge der Gebäude, woraus das Serail besteht, so gros ist, so kann man leicht denken, daß die Zahl der Personen, die sie in Ordnung halten müssen und welche dem Serai-Agasi gehorchen, sehr ansehnlich seyn müsse. Die wenigsten führen aber besondere Titel, man begnügt sich zu sagen, sie hätten den Serai-Agasi zum Oberchef. Eine Anzahl ihm beigegebener weißer Eunuchen stellen die Aufseher in den einzelnen Theilen des Schlosses vor.

Der Oberschatzmeister des Kaisers oder der Chasnadar-Baschi hat zunächst unter sich den Chasna-Kesodasi, der auch oft die ganze Stelle versieht, ob er gleich eigentlich nur der Unterschatzmeister ist. Ihm sind drei von den vornehmsten Idschoglans beigegeben, welche die ersten Tresorier-

pagen sind und Register über die Einnahmen und Ausgaben halten müssen. Er ist ein groser weißer Eunuch.

Der Gugom - Baschi ist der zweite Vorsteher der Schatzkammer, ein Mann von grosem Ansehn, der bei Allem, was die kaiserlichen Kassen betrifft, zu Rathe gezogen werden muß.

Der Chasna - Kiatib ist der Registrator der Schatzmuster, der ein genaues Inventarium davon halten muß. Ihm zur Seite stehen zwei Gegenschreiber oder Kontrolleurs.

Der Chasnadar - Aga ist der Schatzmeister der kleinen kaiserlichen Hand - Chatoulle. Er muß die Rechnung über den Empfang der Summen aus der grosen Kaiserkasse führen, und die kleinen täglichen Taschenausgaben, Geschenke und Trinkgelder, die der Groshherr geben läßt, auszahlen. Bei öffentlichen Auszügen und Gepränge z. B. besonders am Beiramsfeste und bei andern Gelegenheiten, hat er das für das Volk bestimmte Geld auszuwerfen. Ein paar Idschoglans sind ihm untergeordnet; einige Sklaven haben ihm das Geld nachzutragen, welches, wenn er dem Sultan nachfolgt, sich immer auf 15 — 20000 Piaster in Gold und Silber beläuft.

Der Amakdar - Agasi ist der Schlüsselverwahrer zum kaiserlichen Schatze, eine ehrenvolle Würde beim sultanischen Hofe.

Der Asnarglander - Baschi hat die Ober-

aufsicht über die Verwahrung der kaiserlichen Kleinodien, Edelsteine, Ringe, silbernen und goldenen Geräthe. Er ist Chef der 20 Afnarglander oder Silberkämmerer, hat täglich 150 Aspern Besoldung, jährlich 2 bis 3 mal einen schönen Zobelpelz und kostbare Kleidungsstücke, nebst dem Gebrauch des Kaiserlichen Marstalls und dem Genuß von 2 Prozent alles dessen, was aus der Silberkammer geholt wird. Die Afnarglander, seine Untergeordneten haben täglich 10 — 15 Asper, und jährlich 2 Kleider.

Zum Dienst der Chasna sind außerdem noch gegen 60 Jdschoglans, soviel nehmlich als dem Kapi-Aga gefällt, bestellt. Zu ihrem Garderobezimmer führt ein besonderer Beamte den Schlüssel, der Kaffchi heißt. Endlich haben der Chasnadar-Baschi und seine Unterchefs noch eine Menge Schatzkammersklaven unter sich, die Haznar-Sair-Setlen genannt werden.

Bei dieser Gelegenheit müssen auch die Hof-Gold- und Silberarbeiter erwähnt werden, deren Zahl sich auf 70 belauft, wovon die meisten täglich 3 — 10 Asper haben. Ihre Arbeit wird ihnen übrigens jedesmal noch besonders bezahlt. Sie haben ihre Wohnungen alle außerhalb der Residenz.

Der Therfiler oder Serailschneider giebt es fast 300, wovon jeder täglich 5 — 10 Asper Sold hat. Sie arbeiten nicht nur für den kaiserlichen

Hofstaat, sondern auch für die Frauenzimmer und Bewohner des Eski-Serai; und jedes Stück, das sie vollendet haben, wird ihnen noch besonders bezahlt: 30 dieser Leute arbeiten allein für den Großsultan und ziehen auch mit ihm zu Felde; alsdann werden ihnen Pferde aus dem großen Marstall gegeben.

Endlich kommt der letzte der vier Unterchefs des Kapi-Aga, der Kilargi-Baschi. Sein nächster Untermann ist der Kilar-Ket-Odasi, zugleich sein Substitut in manchen Fällen, und kaiserlicher Unterschenk. Er ist kein Verschnittener und gelangt nicht selten nachher zur Würde eines Pascha's. Er wird auch oft Kilarkethudasi genannt, und ohne seinem Befehl und Vorwissen kann niemand in diesem ganzen Departement des Hofstaats einen Dienst antreten. Das unter ihm stehende Personale besteht aus folgenden Hauptchargen:

Der Ekmeggi-Baschi, Oberbackmeister, kaiserlicher Mund- und Hofbäcker, Aufseher über alles Brod, was im Serail gegessen wird. Täglich hat er 50 Asper und jeden Bairam ein goldstoffenes Kleid, außer den vielen Nebenverdiensten. Gewöhnlich wohnt er außer dem Serail. Unter ihm stehen über 1000 Personen und alle Ekmeggi, an der Zahl über 70. Von den Bäckern, die die vier Backofen des Serails besorgen, hat jeder täglich 5 Asper und freie tuchene Kleidung. Diejenigen aber, welche das

Brod für den Sultan backen, haben 10 Asper täglich.

Der Halwaschi-Baschi, Oberhaupt der Halwaschi oder Zuckerbäcker und Konfecktenmacher in den 6 kaiserlichen Konditoreien, welche sich unter den sieben kaiserlichen Küchen befinden. Ihre Anzahl ist 400 — 600, sie tragen weiße Mützen, oben so spitz wie Zuckerhüte, und bekommen keinen Sold, sondern blos Kleidung und Kost, außer denjenigen, welche 13 — 14 Jahre gedient haben. Ihre Besoldung fängt sich dann mit zwei Aspern an und steigt höchstens bis auf $7\frac{1}{2}$ Aspern; allein sie wissen sich viele andern Sporteln zu verschaffen, theils durch Einkauf und Aufträge außerhalb dem Serail, weil sie die einzigen sind, die frei aus- und einpaßiren können, theils durch die Knabenverkuppelung zur schändlichsten Wollust an die Großen des Hofs, indem sie denselben ihre Kleider leihen und so, unbemerkt und ohne Aufsehen zu erregen, in das Krankenhaus hineinbringen. Sie tragen Mützen von Kameelhaaren, so spitz wie Zuckerhüte, von dunkel gelber Farbe.

Der Akegi- oder Ataschis-Baschi, Oberküchmeister und Oberhaupt der Köche. Er hat täglich 60 Asper Besoldung und jährlich ein Kleid von Goldstoff. Der Köche sind 400 und jeder hat täglich 4 — 5 Asper Sold. Außerdem hat jede der sieben Serailsküchen wieder ihren besondern Chef, der auch Ataschis-Baschi genannt wird und

die dann wieder mehrere subordinirte Beamte haben. Alle diese höhern Hofoffizianten bekommen täglich 8 — 10 Asper Besoldung und gehen in feinem Tuch oder Seide gekleidet. Hierher gehören auch noch die vielen Speisemeister, Küchenschreiber, Fleischer, Vorschneider, Anrichter und übrigen Küchen-Assistenten und Gehülfen, welche Akoluthi heisen. Alle tragen ausgeschweifte Mützen von Haaren mit Gips vermischt, mit zurückfallenden Spitzen.

Der Chiroglander-Baschi, Chef der Chiroglander, welche die Aufsicht über die Verwahrung der Konfeckte und Zuckerwerke für die kaiserliche Tafel haben. An Besoldung stehen sie sich etwas geringer als die Afnarglander und Odoglander.

Der Muhazi-Aga, General-Einkäufer für die sieben kaiserlichen Küchen im Serail. Er hat gegen 200 Sklaven unter seinem Kommando.

Der Mutback-Emini, Ober-Küchenprovisor und Oberrechnungsführer bei den kaiserlichen Küchen. Er versorgt auch wöchentlich viermal die Mitglieder des Divans, und auf des Großvezirs Befehl die fremden Gesandten, die beim Sultan zur Audienz gelassen werden. Er hat täglich 50 Asper zur Besoldung, und zur Bairamszeit ein Kleid.

Der Pekimel-Emini ist der Ober-Einkäufer des Zwiebacks für das Serail, und steht unter dem Muhazi-Aga und Mutback-Emini.

Der Mimmut-Baschi, der die Geldausga-

den besorgt und bei dem Sultan anfrägt, was ihm zu speisen beliebt. Er hat täglich 4 Sultanins Gage, und jährlich ein seidenes und goldstoffenes Kleid.

Der Adschi-Baschi hat darauf zu sehen, daß das ganze Korps, das dafür da ist, für den Magen des Großherrn und seines Hofstaates zu sorgen, und jeder Einzelne desselben, seine Pflicht thue. Er steht im Range zunächst über den Mimmut-Baschi und könnte auch als Chef der Küche charakterisirt werden.

Der Tschek-Aga, eben das was ehemals am französischen Hofe der Controlleur général de la maison du Roy war. Er hat unter andern besonders die Streitigkeiten zu schlichten und beizulegen, die Neid, Eifersucht oder Stolz bei den Offizianten der kaiserlichen Küche häufig erzeugen. Täglich ist seine Gage 50 Asper oder 4 Sultanins, und jährlich bekommt er ein Kleid von Seide und ein zweites von Goldbrokat, viele andere Nebenvortheile, die mit seiner Stelle verknüpft sind, nicht zu rechnen.

Der Murpariazigi oder Ober-Küchschreiber ein anderer Offizier bei der Küche, steht im Range zunächst unter dem Tschek-Aga und erhält ebenfalls gleich ihm die Ordnung unter der zahlreichen Dienerschaft dieses Departements. Er ist gegenwärtig, wenn die Speisen angerichtet werden, und führt seine Bücher und Register, worin verzeichnet steht, was für Gerichte täglich auf die Tafeln kommen. Er hat täglich 30 Asper und Kleidung nach

Belieben; alle Quartal hat er für die Dienerschaft in der Küche Anweisungen zu ihren Besoldungen zu schreiben.

Der Sahanschiler-Baschi ist der Chef derjenigen Offiziere des Serails, welche die Gerichte unmittelbar aus der kaiserlichen Küche empfangen, wenn die Tafel des Monarchen servirt wird.

Der Kilar-Oglandari-Baschi, das Haupt der Kilar-Oglander, hat seinen Posten gewöhnlich in dem Gang, der von dem Kilar zur Oda der Leibidschoglans führt, um stets aufmerksam auf die Befehle zu seyn, die ihm von daher zugetheilt werden. Die Kilar-Oglander sind die kaiserlichen Kredenzer, von denen jeder täglich 7 Asper Besoldung und jährlich zwei Kleider von Damast oder Atlas erhält. Sie kommen nie aus dem Serail heraus, es müßte denn seyn, daß der Sultan in Person zu Felde zöge, gleich den übrigen Idschoglans des Kilar's.

Der Scherbethdschi-Baschi ist der Oberste der Idschoglans, die den Scherbet bereiten und verwahren, so wie der Kavedschi-Baschi, der die Kaffeeidschoglans unter sich hat.

Außer diesen vier Departements, in welche sich der kaiserliche Hofstaat zerfällen läßt, giebt es noch drei andere, worüber der Kapi-Aga ebenfalls die Oberdirektion führt und die jetzt hier angeführt werden sollen. Zu dem ersten gehören alle diejenigen Hofbeamten, welche bei dem kaiserlichen Kran-

kenintitute im Serail angestellt sind. Die Oberaufsicht darüber hat der Ober- und Generalmedikus und erster Arzt des Kaisers, Hekim-Baschi-Effendi. Er trägt, gleich den Gesetzgelehrten, einen dicken runden Turban (Eurf genannt) und muß allezeit ein ächter Muselmann seyn. Meistens ist er nur dem Titel nach, Arzt: denn gewöhnlich ist er eben so unwissend in allen Theilen der Heilkunde wie die übrigen türkischen Aerzte. Er zieht einen jährlichen Gehalt von 30000 Thlrn. ungefähr, und ist ein Geistlicher, der, wenn er das Serail verläßt, das Amt eines Kadileskirs oder Mollahs erhalten kann. Ihm zur Seite steht der Geira-Baschi, in dessen Gesellschaft er täglich die Kranken bei dem Institut zu gewissen Stunden besucht. Auch wird dieser Letztere bei bedenklichen Gesundheitsumständen des Kaisers zu Rath gezogen. Diesen beiden Oberärzten sind auch die bei der Serailsapotheke angestellte Hofbeamten subordinirt.

Der erste Chirurgus des Kaisers ist der Dscherrah-Baschi, gleich dem Gaira-Baschi ein Geistlicher, der auf hohe Würden im Ulema Anspruch machen kann, wenn er das Amt in der Residenz mit einer Reichsstelle vertauschen will.

Der Muneijin-Baschi oder Munedschim-Baschi, erster Wahrsager und Astrolog, gehört nebst vielen Hodschah's im Serail, ebenfalls zum Korps der muselmännischen Geistlichkeit. Der Hodscha-Ajan ist der erste Lehrer im Serail und das

Haupt aller Hodscha's; zunächst nach ihm kommt sein Substitut, der in Hinsicht auf ihn der Unterlehrer überhaupt genannt wird. Endlich sind noch diejenigen Verschnittenen, welche Ober- und Unteraufseher der Moskeen des Großherrn genannt werden, Geistliche, die täglich wohl 50 Aspern Besoldung haben mögen.

Der Muhasebehdschi-Baschi, Chef aller Muhasebehdschi's und erster Rechner des Großherrn.

Die beiden Hunkar-Imami's oder Almosoniers des Serails stehn im gleichen Rang mit dem Hekim-Baschi und Munedschim-Baschi. So auch der Khodscha-Mollah, der Lehrer des Sultans ist, auch Muallim-Sultani genannt.

Neun Hofbeamten haben die Erlaubniß, dem Kaiser Memorialien zu überreichen. Man nennt sie überhaupt Aerdhs-Agaler und sie sind der Selikdar-Aga, der Chokodar-Aga, der Rikiabdar-Aga, der Tülbendar-Aga, Chasnadar-Baschi, der Kilargi-Baschi, der Haz-Oda-Baschi, der Serai-Agasi und der Hodscha-Ajan, wovon jeder wieder seine eigne Schreiber unterhält. Von den Hofleuten im Harem kann hier die Rede noch nicht seyn.

Mehmar-Aga ist der Oberbaumeister, zu welchem Posten auch Christen, ja sogar Franken ge-

langen können. Er wohnt außerhalb dem Serail. Bisweilen haben auch sowohl einzelne Sultaninnen, als auch die Kaiserin Mutter ihre eignen Architekten. Unter ihm stehen gegen 200 Personen, die Meimargiler (Steinmetzen) genannt werden, und nur für den Sultan arbeiten. Die vierzig Geschicktesten unter ihnen erhalten täglich 10 Asper, die übrigen 6 — 8. Die Besoldung wird ihnen jedes Quartal richtig und bestimmt ausgezahlt.

Die Agiander bilden ein Korps von 500 Personen zum Dienste des Serails, und haben wöchentlich einmal die Residenz rein und sauber auszukehren, und wenn ein kaiserliches Gebäude errichtet wird, Kalch, Steine, Wasser und andere Materialien herbeizutragen. Im Winter haben sie auch den Schnee zum Gebrauch des Hofes zu sammeln und unter der Erde an kühlen Orten, Karlich genannt, aufzubewahren. Jeder derselben hat täglich 2 Asper; ihr Chef aber, der Agiander-Agasi 30 nebst freier Kleidung.

Der Yehmischdschi-Baschi, Chef der Yehmidschi, hat die besondere Aufsicht über die Früchte. Er muß nicht nur das ganze Jahr hindurch die Tafeln des Serails und besonders die des Sultans und der vornehmsten Damen des Harems damit versehen, sondern auch mit der größten Sorgfalt die seltensten und köstlichsten in den warmen Gewächs- und Treibhäusern aufbewahren, damit er in jeder Jahrszeit dem Kaiser oder den kaiserlichen

Frauenzimmern, besonders in den Zeiten ihrer Schwangerschaft damit aufwarten kann. Er hat auch alle Geschenke diser Art, die bisweilen der Großvezir und andere Reichs-Großen erhalten, zu liefern.

Der Tschitschekdschi-Baschi, Chef der Tschitschekdschi, hat eben das in Ansehung der Blumen zu verrichten, was der vorhergehende Hofbeamte für die Früchte zu thun hat. Ihm liegt es auch besonders ob, dafür zu sorgen, daß die Gärten des Serails stets hinlänglich mit Blumen versehen werden.

Der eigentliche Aufseher des Krankenhauses ist der Hasteler-Aga, ein weißer Verschnittener der noch 5 — 6 andere Eunuchen unter sich hat, welche seine Adjutanten sind; eine weit größere Anzahl aber hat das Geschäft, den Kranken Pflege und Wartung zu verleihen.

Noch ein anderes Institut befindet sich im ersten Hofe des Serails, das dem Kapi-Aga unterworfen ist, die Münze. Der Zarphana-Emini oder Münzmeister hat seine Wohnung im Schlosse und eine Menge Arbeiter unter sich, welche beständig beschäftigt sind. Gegenwärtig haben die Juden die Münze gepachtet.

Endlich müssen wir hier auch noch ein paar Worte über den Theil des Hofstaats sagen, der zum kaiserlichen Marstall gehört. Der Oberchef desselben ist der Buiuck-Emir-Achor, oder Oberstall-

meister; der einen Unterintendant neben sich hat, welcher den Titel Kudschuk-Emir-Achor führt. Diesen sind noch mehrere andere Emir-Achor-Offiziere subordinirt, von welchen jeder täglich 100 — 150 Asper außer vielen andern Nebenvortheilen Besoldung hat. Ober- und Unterstallmeister sind Koltück-Vezire. Unter ihnen stehen alle Kameele, Pferde, Maulthiere und Esel, welche in allen Städten der Türkei zerstreuet sind, und dem Großherrn gehören; die Zahl dieser Lastthiere aller Art soll sich auf 8 — 10000 belaufen. Vorzüglich aber haben sie für den großen und kleinen kaiserlichen Marstall neben und in dem Serail Sorge zu tragen.

Der Oberaufseher über die Haber für die kaiserlichen Pferdeställe ist der Arpa-Emini. Die Anzahl der besoldeten Saraki oder kaiserlichen Stallknechte ist sehr unbestimmt, sie werden gewöhnlich aus den Spahis genommen, und es giebt ihrer bisweilen so viele, als Pferde vorhanden sind; gewöhnlich sind gegen 900 täglich mit 4 — 5 Aspern besoldet.

Der Oberstallmeister, der auch bisweilen einen besonderm Imbroor-Baschi zur Seite hat, faßt den Kaiser, wenn er zu Pferde steigt, unterm Arm, und ist ihm beim Aufsteigen behülflich. Außer seiner bestimmten Besoldung von täglich 150 Asper zieht er jährlich gegen 30000 aus der Verpachtung der Wiesen und des Futters für den Marstall. Er

ist unumschränkter Gebieter über das ganze zu demselben gehörige zahlreiche Personale. Zieht der Sultan in den Krieg, so hat er dafür zu sorgen, daß die Pferde, Maulthiere und Kameele in gehöriger Anzahl gestellt werden, daß die dienlichen Befehle zu diesem Zweck an die Unterstallmeister in Konstantinopel, Adrianopel, Bruse und andern Orten gelangen, und daß Lastthiere zur kaiserlichen Bagage in Ueberfluß vorhanden sind.

Der Kudschuck-Emir-Ahor, auch bisweilen Kudschuck-Imbroor-Baschi genannt, hat täglich 100, und jährlich noch außerdem 2600 Asper bestimmtes Einkommen nebst vielen Nebengewinnsten. Fünfhundert Personen stehen unter ihm, die Seißler genannt werden und täglich 6 Asper bekommen. Von den Saraki's haben 40 die eigentliche Besorgung der Hengste, welche der Kaiser selbst reitet, und diese stehen unter einem besondern Saraki-Baschi.

Dies wäre kurz ein ziemlich systematisch abgefaßtes Verzeichniß aller Würden, Aemter und Stellen, die bei dem kaiserlichen Hofstaate statt finden, insofern der Monarch den Repräsentanten der obersten Herrschergewalt darstellt. Von dem andern Theile des Hofstaats, der außer dem Serail immer ein Geheimniß bleibt, und auch als ein solches selbst in Konstantinopel betrachtet wird, eben darum aber auch mehr auf die Person des Kaisers als auf das Reich berechnet ist, wird weiter unten besonders die Rede

seyn. Wir wollen nun sehen, was sich für Bemerkungen aus der Betrachtung des vorliegenden Schematismus uns darbieten.

Vorerst wird daraus hervorleuchten, daß am Hofe eines morgenländischen Monarchen fast alle die Stellen gleichfalls statt finden, die wir an den Höfen der europäischen Kaiser, Könige und Fürsten antreffen; aber noch ausserdem eine Menge andere, von denen man bei diesen nichts weiß. Der Hof eines orientalischen Monarchen ist darum auch weit zahlreicher, glänzender und kostspieliger als der eines okzidentalischen.

Man findet im kleinen Umfange des Serails mehr Große, Vezire und Männer von königlichem oder fürstlichem Range zusammengedrängt, als ausserdem selten im ganzen Kaiserthume sich aufzählen lassen dürften. Daraus erkennt man, wie sehr die Würde des Padischah's über alle im Reiche stattfindende erhaben betrachtet, und wie sehr sie über alle hinausgesetzt wird.

Gouverneurs, denen das Schicksal von Millionen vom Großsultan anvertraut ist, stehen im Range kaum gleich mit dem Pfeiffenstopfer oder Säbelträger des Allherrschers; Paschen, welche Provinzen so groß wie Königreiche regieren, befinden sich auf einer Linie mit dem kaiserlichen Turban- oder Mantelträger. Der geringste Diener des Serails giebt sich ein Ansehn als wäre er ein Fürst; und der niedrigste Eunuch der jüngsten, untersten Odalike

glaubt, wenn er aus dem Pallaste tritt, daß Alles ihm huldigen müsse. Die hohe Meinung von seiner Wichtigkeit bleibt gewöhnlich noch denen eigen, die lange das Serail verlassen haben, und man soll es einem Türken nicht selten gleich ansehen können, ob er einst im kaiserlichen Pallaste gedient habe, oder nicht.

In der That scheint es auch bei dem Volke von Konstantinopel zur Gewohnheit geworden zu seyn, Alles, was aus dem Serail kommt, mit einer fast göttlichen Ehrerbietung zu betrachten und mit stummer Verehrung zu begleiten. Und ist es darum zu tadeln, wenn man bedenkt, daß das Serail eine Pflanzschule von Jünglingen und Männern zur Besetzung der vornehmsten Ehrenstellen des Reichs enthalte, daß man nicht wissen kann, ob nicht der, welcher eben vorbei zieht und ein geringer Offizier des Pallastes ist, morgen Stamboli-Effendi, Kaimakan, ja selbst Großvezir, seyn werde. Fast alle hohe Reichswürden sind seit undenklicher Zeit mit Individuen aus der Mitte der Serailsbewohner besetzt worden; warum sollte es nicht in Zukunft auch geschehen?

Wenn etwas mit den Privilegien, welche der Adel in allen europäischen Staaten zu Erlangung der ansehnlichsten Ehrenstellen gleichsam hat, in der Türkei verglichen werden kann, so sind es die Hofnungen, welche sich ganz vorzüglich die Mitglieder des kaiserlichen Hofstaates machen können, um mit der

Zeit zu den höchsten Posten des Reichs sich empor-schwingen zu können. Sie haben so zu sagen die Anwartschaft auf Alles Wichtige und Ehrenvolle im Kaiserthume; und wenn ihnen nicht Glück und Umstände zuwider sind, so gelangen sie auch gewiß zur Realisirung ihrer Wünsche.

Paschen, Beglerbegs, mächtige Despoten in ihren Gebieten, stehen, so oft sie den Boden des Serails betreten, kaum denen zur Seite, welche Seiner sultanischen Majestät bei Tafel aufwarten oder die Kaffeeschaale überreichen; wollten sie im Pallaste verweilen, so würden sie vielleicht gleichfalls solche Geschäfte um die Person des Monarchen übernehmen müssen. Und dennoch bilden sich diese Paschen und Beglerbegs, wenn sie ihre Residenzen wieder erreicht haben, ein, selbst Sultane zu seyn. Nichts kann diesem besser an die Seite gesetzt werden als die mancherlei kleinlichen Dienste, welche die Kurfürsten bei der deutschen Kaiserkrönung zu Frankfurt am Main um seine Majestät verrichten müssen, sie, die, sobald sie in ihre Staaten wieder zurückgekehrt sind, sich ganz unabhängige Fürsten und Monarchen dünken und die Befehle des Kaisers nur insofern achten, als sie dazu Lust haben, oder es mit ihrem Interesse übereinkommt.

So einen großen Dünkel aber auch die Offiziere des Serails verrathen, so zeigen sie doch durch ihr Benehmen, daß sie im Range lieber etwas Geringeres zu seyn wünschen, wobei sie eine größere Un-

Abhängigkeit behaupten können als Diener und Sklaven mit eingebildeter Ehre von Fürsten. Wäre dieses nicht, warum würden sie sonst nach Aemtern streben, bei denen sie in Ansehung des Ranges, den sie vorher im Serail repräsentirten, offenbar zurückgesetzt werden? Wer wollte aber auch wohl nicht eine kleinere Ehre in der Wirklichkeit einer größern, die in bloßer Einbildung besteht, vorziehen? Denn das ist doch auch denen klar, die noch sosehr eine hohe Meinung über die hohe Würde der Ehrenstellen im Serail affektiren, daß ein Bey, der reeller unumschränkter Herr über ein paar tausend Menschenseelen ist, in der That weit einem Hofbedienten vorzuziehen sey, der in der Einbildung mit denen gleiche Ehre, gleichen Rang hat, welche Millionen gebieten, in Wahrheit aber nie aufhört, beständiger Sklave von den Launen eines, in unermeßlichem Abstande über ihn stehenden Despoten zu seyn, von dessen Seite er nicht einmal weichen darf.

Es ist hieraus leicht erklärbar, warum die Türken sosehr darnach streben, für sich oder einen ihrer Verwandten und Freunde einen Platz im kaiserlichen Pallaste zu bekommen, und dennoch alle diejenigen fast, denen es geglückt hat, hineinzukommen, sich bemühen, wieder heraus zu gelangen. Das Serail und ein Posten in demselben ist der kürzeste Weg zu Ehrenstellen aller Art; aber jeder wünscht auch, daß ein Amt in demselben nur vorübergehend und diese Bahn, die zu durchlaufen ist, so kurz als möglich

sey: denn schlüpfrig im höchsten Grade ist dieselbe, und nicht selten kommt der auf ihr um, welcher noch höher emporzusteigen trachtete.

Jede Art von Nepotismus, bei Besetzung der Ehrenstellen im türkischen Reiche, wird übrigens dadurch vermieden, daß die Idschoglans, die die Hauptwürden mit der Zeit erlangen, meistens von sehr früher Jugend an in den Pallast versetzt würden, und sowohl Eltern als Verwandten derselben unbekannt bleiben. Ehemals waren sie sogar allezeit geraubte Christenkinder, die man theils im Kriege in seine Gewalt bekam, theils den krimmischen Tataren abkaufte: und auch noch jetzt wird sehr darauf gesehen, daß ihnen völlig unbekannt bleibt, von was für Eltern sie abstammten und an welchem Orte sie geboren wurden. Gleiches Schicksal mit den Idschoglans haben gewöhnlich auch die Azomglans, und aus diesen beiden Korps junger Leute werden die vornehmsten Serailsämter besetzt, welche Unverschnittene verwalten können.

Was aber die Eunuchen betrifft, sowohl die weißen als die schwarzen, so ist bekannt, daß sie alle von fernen Gegenden herkommen, mithin unter den Muselmännern der Türkei, weder Freunde und Bekannte noch Verwandte haben können. Jede Art von Nepotismus fällt also von selbst weg. Da die Eunuchen sowohl als Nicht-Eunuchen des Serails zugleich aus sehr verschiedenen Ländern hierher gebracht werden, und alle meistens in früher Jugend,

so kann es auch nicht wohl geschehen, daß zufällig hier Bekannte und Blutsfreunde zusammentreffen und sich als solche erkennen. Jeder kommt also in eine ganz fremde Sphäre, deren Lokal ihm völlig unbekannt ist; und niemand trifft er da an, der ihm freundlich entgegenkommt und ihm die Hand bietet auf dem schlüpfrigen Pfade, der zurückzulegen ist. Was also jedes Individuum, das im Serail gleich einem Meteor emporsteigt und dann zuweilen plötzlich wieder verschwindet, wird, was es erlangt, das kann es stolz nur sich und seinem Glücke zurechnen und jede Stelle, die es bekommt, als selbsterrungenen Besitz ansehen. Sollte dieser Gedanke, daß man sich und dem Fatum Alles verdanke, nicht viel, sehr viel dazu beitragen, den Stolz zu motiviren, den man an den Grossen des Serails in so hohem Grade bemerkt und ihn zu dem überspannten Dünkel zu erheben, der mit Verachtung über Alles hinaus blickt, was jenseits der Pallastmauern sich befindet?

Versuch einer Schätzung des Glücks der Serailsbewohner. — Eigenschaften und Tugenden, die ein Jüngling nothwendig besitzen muß, der im Serail fortkommen will. Gehorsam, Verschiegenheit, Zirkumspektion. — Allgemeine Tendenz der Einzelnen, sich mit Kosten der Andern emporzuschwingen. — Besetzung der Aemter nach Willkühr und Gunst. — [illegible]

bung des Charakters der Jünglinge, welche im Serail erzogen werden. — Allgemeines Kabalen- und Intriguenspiel. — Beständig sich durchkreuzende Ränke der Regierungs- und Serails-Großen und des Harems. —

Das Glück der Serailsgroßen, das von den Laien so gepriesen wird, und nach welchem so viele streben, ist übrigens mehr äußerer Flitter und Glanz als Wirklichkeit. — Wenn man einen Verschnittenen oder Idschoglan daher ziehen sieht in den Straßen mit morgenländischem Pomp und Gepränge, so sollte man freilich wähnen, es müsse Seligkeit seyn, in diesem fast überirdischem Glanze zu leben, wo nur Gold- und Silberschimmer und das Funkeln der Edelsteine dem überraschtem Auge entgegenleuchten; aber läßt man sich genauer über den Zustand unterrichten, worin er lebt im Innern des kaiserlichen Pallastes, so wird man finden, daß er bei aller äußerer Herrlichkeit dennoch nichts mehr als bloßer Sklave höherer Despoten ist. Indessen müssen sich nicht alle Menschen in der großen Welt mit dem Schein statt der Wirklichkeit begnügen, und ist es nicht allgemeine Thatsache, daß sie darum doch so gern beneidet werden wegen dieses erborgten Glanzes, der augenblicklich verschwindet, wie das Leuchten des Johanniswürmchens und des faulen Holzes, wenn es Tag wird?

Wir wollen kurz die Eigenschaften und Tugenden betrachten, die ein junger Mensch nothwendig besitzen muß, wenn er darauf rechnen will, im Serail fortzukommen, darin sein Glück zu machen, und emporzusteigen; und dann mögen es meine Leser selbst bei sich überlegen, ob sie wohl wünschten, auf eine solche Weise sich der Göttin Fortuna in den Schooß zu werfen.

Der pünktlichste, allerunterthänigste Gehorsam gegen die Obern ist das erste Gesetz, das er treu und unablässig von frühester Jugend an befolgen muß. Als Knabe schon muß er anfangen, seine Zunge mit Honig, seinen Buckel mit Mandelöhl zu schmieren, damit jene nur Schmeicheleien sage, dieser wie ein Perpetuum mobile oder chinesischer Pagode beständig Bücklinge mache.

Zu jedem beliebigen Dienst muß er stets fertig und bereit seyn, und dem Chefs jeden Wink an den Augen absehen können. Verschwiegen sey er wie der hölzerne Andreas in einem russischen Bauerhause; und überhaupt betrage er sich so, als wenn ihm die Zunge gelähmt wäre. Zu gewissen Zeiten sey er blinder als ein Maulwurf, tauber als ein Auerhahn, wenn er eine Handlung begeht, deren Namen auszusprechen die Sittsamkeit verbietet, und fühlloser als ein Polyp; dagegen wieder scharfsichtig wie ein Luchs und feinorig wie ein Spitz bei andern Gelegenheiten. Dabei lerne er, die Augen immer auf

die Erde zu heften und die Arme kreuzweise auf die Brust zu legen.

Je älter er wird, desto zirkumspekter handele er. Seine Tendenz muß seyn, sich alle zu Freunden umzuschaffen, mit denen er in Berührung tritt, und in seiner ganzen Thätigkeitssphäre keinen Feind zu dulden: denn auch der Kleinste ist hier nur gar zu oft im Stande, ganze Ketten von Projekten über den Haufen zu werfen. Darum traue er niemand und denke immer das Böseste von Allen; nur stelle er sich, als sey er gerade von entgegengesetzter Meinung. Die Philosophen mögen auf ihren engen Studierstübchen gut sagen: Mißtrauen sey die verschnittene Leibwache des Schwachen, nur edle Besonnenheit schütze wie ein Engel mit dem Flammenschwerdt die Thüre ihres Freundes; der geübte Menschenkenner müsse sich auf Tugenden verstehen lernen, wie der geübte Zahlmeister auf Münzen. Hier in dieser Welt voll Degenspitzen und Fußangeln, auf diesem Schauplatze eines unermeßlichen großen Hofes dürfte diese Sentenz nur selten mit Vortheil angewandt werden. Der Regel nach sind die Menschen hier alle bösartig: denn Egoismus und Interesse allein leitet alle ihre Handlungen, und Tugenden werden höchstens zum Schein ausgeübt.

Jenes göttliche savoir vivre, jene unvergleichliche Heuchelei, jene preißwürdige Verstellungskunst, wo sind sie besser zu Hause als im Serail zu Konstantinopel? Sie sind die Kardinaltugenden der Hel-

den, welche auf diesem großen Theater der Intriguen und Kabalen die Rollen spielen. Wer hier sich durchschlagen will, muß die seltene Kunst der Mimik in einem so hohen Grade verstehen, wie man sie nur in der Schule der traurigen Erfahrung lernt, und jenes magische Schloß gefunden haben, welches zwar die Lippen zusammendrückt, aber darum das Herz noch nicht verschließt. Wer am türkischen Hofe nicht lachen kann, wenn er weinen möchte, seine Farbe nicht so unabänderlich behält wie ein Kakerlacke, nicht empfindungsloser ist als ein Kretin, der taugt nicht in die Zirkel desselben. Mit den Hofbeamten und Eunuchen des Serails umgehen und nicht verstehen, bei ihnen wie im Zweikampfe nur die schmale Seite geben, hieße sich rettungslos selbst in's Verderben stürzen.

Immer muß man denken, man sähe eine Natter unter den Blumen lauschen: immer erwarten, daß sie zischend hervorspringe, um den arglosen Schlummerer mit ihrem giftigen Zahne zu verwunden. So wie man aber alle nur mögliche Krankheiten zu haben glaubt, wenn man den diätetischen Hausarzt täglich berathfragt und sein Leben verkürzt, wenn man sich allzu sklavisch an die Kunst es zu verlängern bindet: eben so greift über lang oder kurz der Argwohn die zartesten Fäden unsers Herzens an und trennt sie mit der Scheere der Verzweifelung an die Menschheit von dem schönen Stamme der Freundschaft und Geselligkeit. Die Wahrheit dieses Spruchs

findet man im Serail beurkundet. Hier scheinen Alle Freunde von und unter einander zu seyn, und dennoch trauet keiner dem andern, dennoch sind sie heimlich Alle Feinde von einander. Es findet da weder ein geselliger Umgang noch ein freundschaftlicher Zirkel statt, und wenn sich auch hie und da eine Gruppe friedlich zusammenthut, so ist doch die Aufrichtigkeit weit entflohen.

Eben weil hier eigentlich nur der Wille eines Einzigen entscheidet, und alle, so viel in ihrem Kräften ist, diesen Willen zu lenken und sich zum Besten zu lenken bemühet sind, eben darum sind hier stets Alle gegen Einen und Einer gegen Alle. Sobald es anschaulich wird, daß dieser oder jener auf eine etwas vorzügliche Art sich die Gunst des Allgefürchteten errungen habe, befindet er sich in einem Zustande des Konflickts mit Allen und er hat gleichsam dadurch den Fehdehandschuh Allen hingeworfen. Dieser Kampf wird so lange dauern, bis er von seinem Posten, zu dem er sich durch tausend Kunstgriffe mühsam emporgearbeitet hat, durch einen andern verdrängt worden ist und nun Alles diesem Tête bieten muß.

Die Besetzung der Aemter geschieht nicht nach dem Alter, der Zahl der Dienstjahre oder nach einer andern festgesetzten Ordnung, sondern ganz nach Willkühr. Diese Willkühr fließt vom Kaiser bis zum untersten Baschi oder Aga aus: jeder wählt zu den Stellen, worüber er gesetzt ist und die ihm subordi-

nirt sind, Subjekte, ganz nach eignem Gutdünken: und so wie der Großherr sich unter den Jdschoglans seinen Säbel- oder Pfeiffen- oder Wasserträger auserſieht, so kann der Jdschoglan, dem diese oder jene Inspektion anvertraut worden ist, sich diese oder jene Gehülfen oder Knechte bisweilen aus dem ganzen Troß der Serailsdiener auswählen.

Die höchste Willkühr in dieser Rücksicht hat ohne Zweifel der Sultan; nach dieser aber kommt die des Kapi-Aga, welche lediglich durch die kaiserliche, der sie untergeordnet ist, beschränkt wird. Was der Vezir-Assem in Ansehung des Reichs ist, das ist dieser Kapi-Aga in Ansehung des Hofes und des dazu gehörigen Personals. Er ist der Stellvertreter des Kaisers im Serail, und ihm gebührt daher mit Recht der oberste Wille in demselben, eben so wie dem Großvezir der oberste Wille in Reichsangelegenheiten gebührt. Will der Kaiser hierin Eingriffe thun, so kann er's, doch meistens überläßt er es ganz diesem seinem Organ. Eben darum gebietet auch er allein unumschränkt in diesem ganzen vordern Theile des Serails und Alles muß sich nach seinen Befehlen bequemen.

Da indessen das Departement des Kapi-Aga's zu weitläuftig, zu unübersehbar für Einen ist, so muß er seine Unumschränktheit auf mehrere Unterchefs ausgießen, die wieder ihren Untergebenen freie Willkühr auf den ihnen anvertrauten Posten lassen. So kommt es, daß selbst der geringste Baschi

oder Aga wieder seine Sphäre hat, in der er un-umschränkt gleichsam handelt und wirkt.

Der Kapi-Aga, als der Höchste, muß indessen für Alle stehen; und so wie er die höchste Macht hat, so muß er auch die meiste Rechenschaft geben. Von ihm wird Alles gefordert und geht etwas im weiten Umfange des Serails vor, was nicht Recht ist, und es kommt den Sultan zu Ohren, so hält sich dieser allein an den Kapi-Aga, und diejenigen, welche gefehlt haben, mögen bestraft werden oder nicht, er muß gleichfalls dafür büßen. Diejenigen, welche ihm in der Rangordnung am nächsten stehen, haben nach ihm das größte Gewissen auf sich, was auch in ihren Departemens vorgehen mag, sie mögen Schuld daran haben oder nicht, der Kapi-Aga fodert Rechenschaft von ihnen allein. Und so geht es fort bis auf den geringsten Serailsoffizier. Je größer also die Person, desto größer auch das Gewissen das er auf sich hat, desto schlüpfriger der Posten, auf welchem er, über so viele erhaben, fest zu stehen wähnt: ein kleiner Umstand und der Balken, woran er sich lehnt, ist plötzlich morsch geworden.

Dazu kommt nun noch, daß der, welcher hoch steht, immer von denen beneidet wird, die auf einem niedrigern Standpunkte sich befinden. Man wird sich also auf alle erdenkliche Weise bemühen, ihm Steine in den Weg zu werfen, die er nicht so leicht aufzuheben oder zu überspringen vermag; man wird

die Schuld von Allem, was in der ihm subordinirten Sphäre Widriges vorfällt, auf ihn wälzen. So ist der Kapi = Aga, eben weil er das höchste Regiment führt, auch der meisten Kabale ausgesetzt, und ist er nicht beständig wachsam und aufmerksam auf die kleinsten Umstände, so wird ihm eher eine Grube gegraben, als er daran denkt. Eben das gilt auch im Ansehung aller Serailoffiziere welche eine bedeutende Stelle am Hofe verwalten.

Wenn auch Einer in der Gunst der Höhern fest zu stehen glaubt, so sind es die Kleinern, die ihm oft den Sturz bereiten und unter ihm allmälig einen Abgrund graben, in den er über lang oder kurz fallen muß. Und glaubt einer auch der Kleinern gewiß zu seyn, so sind es gewöhnlich diejenigen, welche mit ihm auf einer Linie stehen, die ihn mit Fäden umstricken, aus denen es schwer, ja nicht selten unmöglich ist, sich herauszuwickeln.

Jeder denkt nur darauf, Raum zu gewinnen, und sollte es auch nur durch das Verderben aller Andern geschehn können. Die Königin Dido verlangte nichts als ein Stückchen Land, wie eine Kühhaut groß und daraus wurde Karthago. Die Missionarien der Kammer der Propaganda erbaten nur ein Plätzchen, um eine Hütte und ein Kruzifix aufstellen zu können, und wurden Herren von Paraguay. Ohne die Geschichte zu kennen, gehen diejenigen, welche sich im Serail emporschwingen wollen, von diesem Prinzip aus, und stehen sie nur ein

was fest auf dem errungenenem Gipfel, so streben sie schon darnach, einen noch höhern zu erreichen.

Haben sie endlich die Gunst desjenigen erreicht, von dessen Willkühr es abhängt, sie noch mehr zu erheben, so leiden sie niemand neben sich, der auf derselben Bahn fortschreiten will. So wie wenn zwei Meteore neben einander in der Luft erscheinen, die Bewunderung darüber getheilt wird, ein einzelnes aber das Staunen des grossen Haufens erregt und angebetet wird wie der Neumond von den Indianern: so will auch jeder hier allein nur das Auge der Menge auf sich ziehen, und alle werden von ihm beneidet, verfolgt, die nach gleicher Ehre streben. Hätte die Natur ihn mit Basiliskenaugen versehen, so würde er alle seine Nebenbuhler aus der Welt schaffen, ohne daß jemand wüßte, wer sie in das Reich der Schatten befördert hätte.

Die Menschenopfer sind nicht mit Karthago untergegangen und haben nicht mit der Glut des Grabo aufgehört: denn kommt nur in's Serail und sehet, wie da tausend und tausend dem heimlichen Gerichte des Eigennutzes erliegen, wie viele da an Nadelstichen verbluten, mit der seidnen Schnur der Intrigue heimlich hingewürgt werden, wie da Komplimente und Schmeicheleien, die so schmutzige Scheidemünze des Lebens, den Emporsteigenden von allen Seiten beklirren, während dem Alle gleich stark darauf bedacht sind, unvermerkt dem Eiteln Fußangeln entgegen zuwerfen, in welchen er stecken bleibt.

Doch wie kann dies anders seyn bei der naturschändenden Anordnung? Die meisten kommen jung, sehr jung ins Serail, und sind sie in diesem Gefängniß, das sie in dem ersten Jahrzehend oft nicht einmal nur verlassen können, um jenseits des Thores der hohen Pforte sich umzusehen und frische Luft zu schöpfen, so stehen sie isolirt da ohne Eltern, ohne Verwandte, ohne Freunde. Hart ist die Zucht, in der sie gehalten werden von den wilden, barschen Eunuchen: der geringste jugendliche Fehltritt kann nur durch Hunderte von Phalangeschlägen abgebüßt werden, und schon dem Knaben droht der Tod von allen Seiten bei diesem oder jenem überall, nur hier nicht unschuldigen Vergehen.

Früh lernt schon der Jüngling, daß man niemand trauen könne, dies ist die erste Frucht, die er in dem großen Garten der Menschenkenntniß pflückt: denn sie wächst hier überall, gleich dem wilden Obst, ungepflegt. Der Argwohn bemeistert sich endlich ganz seines Herzens und er wird immer durch neue Thatsachen darin bestärkt. Ach! an und für sich ist er ja schon ein Akonit, das sich durch das kleinste Wurzelfäserchen wieder erneuert und zur üppigsten Schmarozerpflanze anwächst; was bedarf es also noch immer neuer herber Erfahrungen? Er bemerkt, daß niemand ihm traue, andern zu trauen würde in diesem Falle leichtsinniger handeln heißen, als ein junges Mädchen, dessen schöne Larve die Gaffer an sich zieht. Aus jeder neuen Bekanntschaft

innerhalb seiner Gefühle trägt er eine blutende Wunde mit sich hinweg, er wird endlich verschlossen und in sich gekehrt und zuletzt Egoist wie alle Andere.

Er gelangt endlich zu einem Alter, wo ihm von seinen Obern mehr Freiheit eingeräumt wird; begierig hascht er nach derselben, doch seinen Charakter behält er bei. Er sieht immer klarer, daß er nur mit diesem hier durchkommen kann. Je genauer er seine Vorgesetzten kennen lernt, je besser erkennt er, daß sie argwöhnisch sind wie alle Tyrannen, deren Macht und Ansehn auf das morsche Piedestal eines höhern Despoten gegründet ist, und auch er greift zur Maske und affektirt Geradheit, während die Verstellung im Hinterhalte lauert.

Der Argwohn und die Feigheit haben in ihrem Gefolge die Grausamkeit, so wie einst die Konsuln die Liktoren. Grausam handeln sieht er seine Chefs und auch er wird grausam. Menschenrechte gelten ihm am Ende nur einen blinden Heller und auf den Ruinen seiner Kollegen und Mitgenossen ein Gebäude des Glücks für sich aufzuführen, und sich dann zu rächen für alle Greuel, womit man gegen ihn wüthete, wird Wollust für ihn. Er steigt endlich so hoch, daß er sich in der Gunst des gewaltigen Despoten fest eingräbt und Einfluß selbst auf die Regierungsangelegenheiten bekommt. In eine neue Sphäre wagt er sich; in der vorigen ist für seinen Ehrgeiz nichts mehr zu suchen übrig. Unglückliches Land, wo sich Menschen des Heftes der Regierung

bemächtigen können, die nichts zu verlieren und sehr viel zu gewinnen haben! Sie stoßen einen Dolch hinein mit geschliffenem Stahl, und hängen ihn über die Köpfe aller gut gesinnten Bürger wie der Tyrann Dionysius sein Schwerdt über den Scheitel des Schmeichlers Damokles. Das türkische Reich, das von Emporkömlingen des Serails so sehr beherrscht wird, giebt den Beweis dieser Behauptung.

Diese Parvenüs des Pallastes haben weder Eltern noch Verwandte in dem Reiche, auf das sie thätig wirken können, es ist nicht einmal ihr Vaterland: wo sollte also der Patriotismus herkommen? — Grober Egoismus allein ist es der ihre Handlungen leitet, und Eigennutz das Kalb, das sie anbeten.

Groß ist schon der Kampf der Kabale und der Intrigue unter den Serailsbewohnern; allein größer wird er noch durch das Feuer, das von außen herangeblasen wird. Drei Parteien durchkreuzen sich unaufhörlich, alle drei leitet das Interesse und der Sultan wird wie ein Blatt, das in den Wirbel zweier Ströme kommt, bald von diesem bald von jenem mit fortgeschwemmt.

So wie die Großen des Serails sich immer mehr Einfluß auf die Angelegenheiten des Reichs zu verschaffen streben, finden sie an dem ganzen Harem einen Nebenbuhler, der nicht fürchterlicher seyn kann: und indessen beide Parteien mit einander kämpfen, und die eine Serailshälfte bald der andern, bald

diese jener unterliegt, streben die Großen der Regierung, sich in beiden festzusetzen und in beiden Anhang zu gewinnen. Dadurch geräth denn jeder von beiden Serailstheilen wieder unter sich in Streit, und indem sich einige Sultaninnen und Odalisken auf diese, andere auf jene Seite schlagen, die Eunuchen theilweise diese oder jene begünstigen, die großen Idschoglans nach ihrem verschiedenartigen Interesse handeln, so entsteht dadurch ein Wirrwar, der nicht graußer seyn kann. Und Alles das geschieht einzig und allein darum, um den Willen eines Einzigen nach seiner Absicht zu lenken und denselben zu diesem oder jenem hinzutreiben.

Geschenke, Bestechungen, Versprechungen werden, wie man leicht denken kann, hier nicht gespart; alle Mittel, die nur möglich und erdenklich sind, welche die Feinheit und Schlauheit des Orientalers nur zu ersinnen vermag, werden angewandt, diesen oder jenen Zweck zu erreichen. Da sind keine Ränke, und wären sie auch noch so schwierig, die nicht durchgeführt würden, kein Intriguenspiel ohne daß die Trümpfe fallen, keine Kabale, und wäre sie auch noch so fein ausgesponnen, die man nicht um den Spindel zu drehen wußte. Könnte man alle arglistige Kniff- und Pfiffstreiche, welche in einem ganzen Jahrzehend an allen Höfen Europa's ersonnen und ausgeführt worden wären, in ein Register sammeln, und Le Sage's hinkender Teufel könnte von oben herab Alles genau mit ansehen und

aufzeichnen, was unten im Serail zu Konstantinopel vorgienge, man würde gewiß finden, daß die Bogen, welche jene geschrieben enthielten, dieses bei weitem nicht fassen würden, und wäre es auch nur von Einem Jahre her.

Was hier im Allgemeinen nur angedeutet wird, kann im weitern Verfolg des Gemäldes von Konstantinopel durch einzelne Thatsachen und Beispiele hinlänglich bewährt werden; denn ich hoffe den Lesern mit der Zeit ein gutes Bündel von Serailsintriguen aufzutischen die als Fakta hier in jedermann's Munde und Gedächtniß sind. Hier würden sie noch viel zu früh eine Stelle finden: denn um sie völlig zu verstehen, muß man einige Kenntniß der Lage der Dinge im Serail haben, mit mancherlei Lokalitäten dieser Schlösserstadt vertraut seyn und eine genaue Kunde der vielen Einzelheiten desselben im Allgemeinen, und umgekehrt des Allgemeinen in den Einzelheiten sich erworben haben.

Uebergang zum Gebiet des Kislar-Aga's. — Macht, Einfluß und Prärogative desselben. — Die Großen unter den Schwarzen oder die vornehmsten Kis. — Hofstaat der osmanischen Prinzen von Geblüt und des künftigen Thronerben. — Hofstaat der Sultanin-Walide und der Prinzeßinnen von Geblüt. — Der eigentliche kaiserliche Harem oder die Odalisken. — Die Basche-Kadunen. — Die Kadun-Kiaia und die übrigen Kadunen. — Enorme Kosten zur Erhal-

[illegible] Harems. — Ueberschlag des ganzen Hofstaats des türkischen Großsultans. —

Wir kommen nun zum andern Theile des kaiserlichen Hofstaats, der das Innerste des Serails inne hat, und worüber der Kislar-Aga, auch der Verschnittene an und für sich genannt, die Oberdirektion führt. Er ist allezeit ein Schwarzer und Totaleunuch, so wie alle seine Untergebenen: gewöhnlich einer der häßlichsten Menschen unter der Sonne, dessen wilde, bisweilen wirklich ins Gräßliche fallende Gesichtszüge durch Stolz, Eitelkeit und Herrschsucht noch mehr verzerrt werden.

Er herrscht in seinem Gebiet eben so unumschränkt wie der Kapi-Aga in dem seinigen, und steht in manchem Betracht auch im Range über ihm; nichts als der Wille des Kaisers ist über ihn. Er ist Generalgouverneur und Oberrichter in der ganzen andern ihm untergebenen Hälfte des Serails, Oberhofmeister des ganzen Harems des Großherrn und aller Prinzen und Prinzeßinnen von kaiserlichem Geblüt, das ist von osmanischer Abkunft, und Ober-Chef aller verschnittenen Schwarzen des Pallastes.

Seine Macht ist ungeheuer, und die Pracht, der morgenländische Glanz, worin er lebt, königlich. Eben so wie der Kapi-Aga begleitet er den Kaiser bei allen Aufzügen zu Pferd in schimmerndem Gepränge, und wenn er sich allein auf den Straßen

zeigt, erscheint er stets umgeben von einer zahlreichen von Gold und Silber strahlenden Dienerschaft.

Er ist Obervorsteher aller kaiserlichen Dschamien, Moscheen und Kapellen im ganzen Reiche, und Oberverwalter aller milden Stiftungen (Vakf). Alle Aemter und Bedienungen bei jenen Instituten besetzt er nach Willkühr und Gefallen, die Imamstellen ausgenommen. Ehemals hatte er auch über alle Haremlehen, alle die Städte, Dörfer und Güter, welche den Sultaninnen des kaiserlichen Harems zu Apanagen angewiesen sind, und die zusammen Landdistrikte ausmachen, welche einem Königreiche an Größe nichts nachgeben, eine uneingeschränkte Herrschaft, so daß er zugleich auch allezeit Regierung war. Er besetzte in allen diesen Districten alle Stellen und Würden im Zivil und Militair; schlichtete bürgerliche und peinliche Streitigkeiten, und unterhielt eine ansehnliche stehende Armee. Aber im Jahr 1757 wurde ihm diese große Macht unter dem Sultan Mustapha durch den klugen Rath des Wezir-Assem Ragib-Mehemed-Pascha genommen, und von der Zeit an stehen die Länderbesitzungen des Harems unter dem Großvezier, und nur die jedesmaligen Einkünfte werden dem Kislar-Aga überliefert.

Der Chef der Seraillschwarzen zählt unter seine Prärogativen auch die, daß er die Hauptschlüssel zu allen Gebäuden und Gärten des Harems und

zu allen Gemächern der in demselben lebenden Frauen-
zimmer hat. Er ist das Hauptorgan dieser leztern
und weiß durch sie und seine Kreaturen oft das
ganze Maschinenwesen des türkischen Staats seinem
Willen unterzuordnen. Nur durch ihn können die
Paschen und Grosen des Reichs den Favoritinnen
und Sultaninnen Geschenke zukommen lassen, wo-
von immer ein Theil ihm zufliesen muß; nur durch
ihn kann diese oder jene der kaiserlichen Odalisken
für diesen oder jenen in oder auserhalb dem Serail
vortheilhaft gestimmt werden.

Der Despotismus und die Subordination ist in
dieser andern Hälfte des kaiserlichen Pallastes noch
weit stärker als in der ersten; nur der Kislar-
Aga allein ist im Grunde frei und ungebunden, und
seinem Willen müssen sich doch Alle Bewohner und
Bewohnerinnen des Harems zulezt unterwerfen.
Besucht der Kaiser selten den innern Pallast und
hat er keine Favoritin unter den Odalisken, keine
Mutter oder Schwester, die einen starken Einfluß
auf ihn ausüben könnte, so ist der Erste der Schwar-
zen hier wahrer König, so gut als wenn er es in
seinem Vaterlande, im Innern von Afrika, gewor-
den wäre; dann ist Alles hier blos seiner Willkühr
unterworfen, und er schaltet und waltet innerhalb
diesen Mauern, wie es ihm gefällt.

Der Kislar-Aga hat zu jeder Zeit Zutritt
zum Kaiser, und täglich stattet er ihm Bericht über
den Harem ab. Durch ihn kann man darum auch

persönlich oder schriftlich Zutritt zu dem Monarchen erhalten. Er ist stets ein im ganzen Reiche, eben so wie der Kapi-Aga, allgemein gefürchteter Mann und gewöhnlich noch dazu ein Günstling des regierenden Sultans. Meistens bleibt er bis ans Ende seines Lebens auf seinem Posten; tritt er aber vom Hofstaate ab, so kann er nichts geringeres als Vezir oder Pascha von drei Roßschweifen werden. Seine ordentlichen Einkünfte sind schon königlich, aber noch weit ungeheurer sind die außerordentlichen.

Der Kis (so nennt man nehmlich auf türkisch alle Verschnittene, weiße und schwarze, das Oberhaupt der letztern aber κατ᾽ ἐξοχὴν) kann in allen Theilen des Gebiets vom Kapi-Aga frei und ungehindert herumgehen, dieser aber darf es nicht wagen, nur die Schwelle des Gebiets des letztern zu betreten. Er kann auch in den Harems aller andern Türken freien Zutritt sich verschaffen und ohne Scheu bis in das Innerste der Frauenzimmergemächer dringen. Eben dies kann auch allen ihm subordinirten Schwarzen vergönnt seyn, weil auch der eifersüchtigste Gatte nichts von ihnen zu befürchten haben kann.

Die Serailshälfte, welche der Kislar-Aga beherrscht, unterscheidet sich auch dadurch von der andern dem Kapi-Aga untergebenen, daß in dieser nur der Hof des Kaisers seinen Sitz hat, in jener aber nicht nur der Hofstaat des regierenden Sultans, sondern zugleich auch der der verschiedenen

am Leben befindlichen Ottomanischen Prinzen und Prinzeßinnen.

Man stelle sich nehmlich nicht vor, daß der Theil des Pallastes, worüber der Kislar-Aga die Oberaufsicht führet, allein aus dem Gynäceum oder den Frauenzimmergemächern bestehe: nein, der Harem ist zugleich der eigentliche Sitz des Großherrn und seiner ganzen Familie. Diejenige Gegend, wo nur das Frauenzimmer des Sultans seine Wohnung hat, ist wieder eine besondere, von dem Ganzen geschiedene Abtheilung des innern Pallastes.

Der Großherr hat hier verschiedene Palläste, Pavillons und Kiosks, und wenn er die Ruhe und das Frauenzimmer liebt, so bringt er daselbst den größten Theil seines Lebens in stiller aber prachtvoller Eingezogenheit zu. Kaiser Selim aber soll selten diesen Theil des Pallastes mit seiner ständigen Gegenwart beehren, er pflegt sich nur vorübergehend in demselben aufzuhalten, einige Spaziergänge in den Gärten des Harems in der Mitte der Odalisken zu machen, diesem oder jenem Feste hier beizuwohnen, nachher aber immer wieder in seinen Pallast im Gebiet des Kapi-Aga zurückzukehren. Hier entschädigt er sich dagegen durch eine andere Art von Harem: denn daselbst soll er, umgeben von einigen zwanzig bildschönen jungen georgischen und cirkaßischen Sklaven leben, und indem er sich ganz und mit dem Feuer des Orientalers der männlichen Liebe und Wollust überläßt, vergißt er, daß

die reizendsten Odalisken seiner Ankunft unaufhörlich entgegenharren.

Der vornehmen schwarzen Eunuchen, welche über den Harem die Aufsicht haben und den Kaiser bedienen, wenn er in's Gebiet des Kislar-Aga kommt, giebt es wenigstens Drei- bis Vierhundert. Sie sind insgesammt prächtig gekleidet; ihre Gewänder bestehen aus den feinsten indischen, morgenländischen und europäischen Zeuchen von Seide und Mußelin, von Gold- und Silberbrokaten; die Gürtel schimmern vom Glanze der Edelsteine und die Dolche in denselben funkeln von Perlen und Brillanten. Auf dem Haupte tragen sie einen Kauk mit einem feinen weißen Dilbend, wie andere vornehme Türken; aber oft mit Aigretten und Perlen geziert. Unter ihnen stehen dann eine Menge verschnittene Knaben und Sklaven, ebenfalls von schwarzer Gesichtsfarbe und afrikanischer Abkunft.

Die schwarzen Verschnittenen haben übrigens ihre Oda's und gewisse Ordnungen wie die weißen; und es finden unter ihnen eine große Menge von eben den Aemtern und Chargen statt, welche wir bereits bei der andern Hälfte des kaiserlichen, dem Kapi-Aga untergeordneten Hofstaates, kennen gelernt haben. Der Adjunkt des Kislar-Aga's oder der zweite Schwarze des Serails ist der Khasna-Wekili, der die Oberaufsicht über den Schatz des Harems hat.

Unter den schwarzen Großen verdient ferner vor

allen andern genannt zu werden: der Oberthürhüter, der auch den Titel Oberpolizeidirektor führen könnte. Er bekleidet hier die Stelle des Bostanchi-Baschi, giebt genau auf alles Acht, was innerhalb des Gebiets des Kislar-Aga's vorsich geht, macht selbst oft die Runde in den Gärten und Gemächern und längs den Haremsmauern und der Meeresküste hin, bestraft jeden Fehltritt, jede Unordnung, und stattet dem Kis tagtäglich Rapport über Alles, was sich zugetragen hat, ab.

Zunächst nach ihm kommt derjenige Schwarze, welcher das große Thor zu bewachen hat, durch welches man aus der einen Hälfte des Serails in die andere tritt. Ihm sind mehrere Baschi's subordinirt, welche die Chefs derjenigen Eunuchen sind, die abwechselnd und der Reihe nach, wohl bewaffnet diesen Eingang Tag und Nacht besetzt halten müssen. Sie lassen schlechterdings keine Mannsperson ein, außer dem Kaiser, und bisweilen im Fall der Noth den Arzt; und die Verschnittenen und Weiber, welche aus- und einpaßiren, werden insgesammt streng vorher untersucht.

Diesem zur Seite steht der Oberaufseher des kaiserlichen Pallastes in diesem Theile des Serails; ein Schwarzer, welcher bei manchen Sultanen in einem sehr großen Ansehen gestanden hat. Er hat darauf zu sehen, daß Alle, welche hier den Dienst haben, ihre Schuldigkeit thun, und ist zugleich Thürhüter des Eingangs dieses Pallastes. Hält sich

der Kaiser in demselben auf, so sind alle Schwarze, welche von dem Kislar-Aga zu seiner Bedienung angeordnet sind, seinen Befehlen unterworfen.

Außerdem ist noch ein besonderer Oberthürhüter der Wohnungen der Prinzen von Geblüt; ein anderer der Gemächer der Sultanin-Valide, Validet-Aga genannt, mit dem Range gleich nach dem Oberschatzmeister; ein dritter der Zimmer der Prinzeßinnen von Geblüt, und ein vierter der Oda's der kaiserlichen Frauenzimmer. Jeder derselben hat wieder einer Anzahl ihm untergeordneter Schwarzen zu befehlen. Das Haupt aller Pförtner von den Zimmern der Frauenzimmer ist der Basch-Kapi-Oglani.

Im Pallaste des Kaisers vertritt ein Großer unter den Schwarzen die Stelle des Serai-Agasi. Er hat darauf zu sehen, daß Alles in den Zimmern in gehörigem Stand bleibe, die Teppiche ausgestäubt und erneuert werden, die Divans reinlich und mit Ueberzügen und Polstern versehen sind. Unter ihm steht derjenige Schwarze, der eine gleiche Aufsicht in den Zimmern der Prinzen, ein anderer, der diese Aufsicht in dem Reviere der Frauenzimmer hat.

Wichtige Chargen, welche von besondern Schwarzen verwaltet werden, sind auch die des Oberkämmerers, des Oberhofintendanten, des Oberzeremonienmeisters; unter diesen stehen denn alle diejeni-

gen einzelnen Zweige des Hofdienstes, welche theils zur Ehre, theils zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen des Sultans gereichen. Der schwarzen Kammerherrn, Kammerdiener und Trabanten giebt es hier so viele fast, wie in der andern Hälfte, des Serails der weißen. Sehr bedeutend, wegen des unmittelbaren Einflusses auf den Sultan, ist endlich noch das Amt des Jasidschi-Effendi, des Sekretairs des Kislar-Aga's.

Der Oberste der schwarzen Eunuchen, welchem das Revier anvertrauet ist, das die osmanischen Prinzen bewohnen, ist der Oberhofmeister und Oberaufseher der Kaisersöhne, Schasadelar-Aga genannt. Von ihm hängen alle andere Verschnittene ab, die den Hofstaat der Prinzen von Geblüt bilden. So lange sie noch im zartem Jugendalter sich befinden, leben sie bei ihren Müttern oder bei der Sultanin-Valide oder den Prinzessinnen und Odalisken, mitten in den Frauenzimmergemächern.

Haben sie aber die Jahre erreicht, worin sie dem feierlichen Akt der Beschneidung nahe rücken, so müssen sie auf immer jenes Frauenzimmerquartier verlassen, man weist ihnen eine besondere, von dem eigentlichen Harem abgesonderte Wohnung an, sie erhalten einen eignen Hofstaat und von dieser Zeit an bekommen sie keine der kaiserlichen Odalisken, ihre Mütter und Schwestern ausgenommen, mehr zu sehen.

So lange sie noch jung sind, und Unterricht bedürfen, werden ihnen besondere Hodschas oder Lehrer gehalten, welche ihnen nicht nur in der Religion, sondern auch in der arabischen, türkischen und persischen Sprache, Lehrstunden geben. Außerdem lehren sie, mit den Waffen umgehen, den Bogen führen und den Dschirid werfen; auch im Reiten werden sie bisweilen geübt. Alle diese Lehrer sind indessen schwarze Verschnittene. Da die Erbfolge auf dem Throne von Konstantinopel sich immer auf die ganze Familie und den ganzen Mannsstamm der Osmanen erstreckt, so ist derjenige von allen Prinzen, welche hier leben, immer der nächste zur Kaiserwürde, welcher der älteste ist; ob er ein Sohn oder ein Vatter des regierenden Sultans ist, darauf kommt es hier nicht an. Ein solcher künftiger Thronerbe genießt dann, dem natürlichen Laufe der Dinge gemäß, auch die meiste Auszeichnung und Ehre. Jeder strebt, schon im voraus sich bei ihm beliebt zu machen, jeder im voraus schon seine Gunst sich zu erwerben.

Dies ist unstreitig ein großer Vorzug, ein bedeutender Vortheil, den die schwarzen Eunuchen vor den weißen im voraus haben. Von Jugend auf können sie sich bei dem Kronprinzen einschmeicheln, von den frühesten Jahren an sich seiner Gnade versichern; den weißen Verschnittenen und allen übrigen Hofbedienten ist die Gelegenheit dazu völlig benommen. Wenn nun der Prinz zum Antritt des

Regierung gelangt, so kennt er niemand, als die Schwarzen, von denen er, von der zartesten Kindheit an, umgeben war, und sie können darum vor allen andern darauf rechnen, die schönsten Ehrenstellen zu erhaschen. Diesem Umstand ist es wohl hauptsächlich zuzuschreiben, daß bisweilen auch angesehene Aemter, die sonst in den Händen der weißen Verschnittenen zu seyn pflegen, den Schwarzen übergeben werden.

Indessen ist die ausgezeichnete Gnade des Kronprinzen gegen dieses oder jenes Individuum immer mit nicht geringer Gefahr für dasselbe verbunden. Der Argwohn des regierenden Kaisers läßt ihn immer, sobald ihm so etwas zu Ohren kommt, ein Komplott befürchten, und die Sache wird sich, wenn sie ruchbar wird, immer damit endigen, daß der Eunuch, der das Glück gehabt hat, sich die Gunst des Prinzen zu erwerben, von diesem gänzlich entfernt, oft auch sogar aus dem Serail gebracht wird, oder als ein Opfer für die Sicherheit des regierenden Sultans fallen muß. Der Kislar-Aga hat stets ein sorgsames, mißtrauisches Auge auf solche Vorfälle im Innern des Serails, und da er es aus wohlberechneter Schlauheit weder mit dem Kaiser, von dem sein Leben in jeder Minute abhängt, noch mit dem Prinzen, von dem er ein Gleiches nach dem Tode des jetzt regierenden Sultans erwarten kann, verderben darf, so weiß er

sich durch geheime Intriguen ein solches gefährliches Subjekt immer vom Halse zu schaffen.

Ein jeder Prinz hat seinen besondern Hofmeister, seinen Speisemeister, Vorschneider, Pfeifenstopfer, seine Pagen, Aufwärter, Diener und Sklaven; bisweilen auch einen besondern für sich allein bestimmten Harem. Ob der Kislar-Aga, und die Politik des Kaisers, es in diesem Falle nur zulassen, daß ihm Frauenzimmer gegeben würden, deren Unfruchtbarkeit erwiesen sey, mag ich weder bejahen noch verneinen; nur scheint mir der Umstand die Wahrscheinlichkeit dieser Sage zu vermehren, daß Kinder, welche von Osmanischen Prinzen und nicht von einem regierenden Sultan erzeugt wurden, allezeit eine große Seltenheit seyn sollen. Der Harem eines jeden Prinzen hat denn, wie natürlich, wieder seine besonderen Aufseher und Diener.

Der Kaiser besucht bisweilen, wenn er in den Harem kommt, die Prinzen von Geblüt; doch weit seltener kommen sie aus dem Thore heraus, das das Gebiet des Kislar-Aga's begränzt, aus dem Serail selbst aber niemals bis zur Thronbesteigung. Kein Unverschnittener kann sich darum rühmen, jemals den künftigen Thronerben nur mit einem Blick gesehn zu haben. Ist der Großherr einem oder dem andern der Prinzen besonders günstig, so läßt er ihn bisweilen zu sich in seinen Pallast außerhalb des Harems kommen, und geht dann in Begleitung von lauter Verschnittenen mit ihm

in den Gemüsgärten spatzieren. Die Prinzen haben übrigens neben ihren Wohnungen ebenfalls weitläuftige Baumhaine und Gartenanlagen, worin sie ihre Zeit zubringen können.

Einen äußerst glänzenden Hofstaat bildet im Gebiet des Kislar-Aga's die Sultanin-Valide, die Mutter des regierenden Kaisers. Sie hat immer ein sehr großes Ansehn am türkischen Hofe und gewöhnlich einen sehr bedeutenden Einfluß auf ihren Sohn. Der Großherr selbst ist dem Gesetze nach verbunden, ihr die tiefste Ehrerbietung zu erweisen, und ihre Wünsche bisweilen als Befehle anzunehmen. Oft bekümmert sie sich um alle Staatsangelegenheiten; der Kislar-Aga muß täglich sich bei ihr zur Audienz einfinden, es müßte denn seyn, daß er durch äußere Umstände verhindert würde: und auch mit dem Vezir-Assem, dem Mufti und andern Großen des Reichs kann sie sich bisweilen besprechen, jedoch allezeit mit verschleiertem Gesicht.

Ihre Einkünfte sind sehr groß, ganze Länderdistrikte und Städte sind zur Bestreitung ihrer Ausgaben angewiesen. Der Glanz, worin sie lebt, dauert jedoch nur so lange als ihr Sohn, der Kaiser, am Leben bleibt; stirbt er, so muß sie das Serail verlassen, ihrer Nachfolgerin die bisher genossenen Revenüen überlassen und sich in's alte Serail zurückziehen.

Einer der vornehmsten Großen unter den Schwar-

ger ist der Oberhofmeister der Sultanin-Valide; wenn man ihn außerhalb des Serails erblickt, hat er jederzeit ein sehr glänzendes Gefolge. Sein Einkommen ist beträchtlich, er ordnet die Audienzen an, welche die Kaiserin Mutter ertheilen will; nimmt die Bittschriften auf, die durch den Kislar-Aga von Außen in den Harem gelangen und übergiebt sie seiner Gebieterin; begleitet sie bei allen Zügen und Reisen und jährlich des Sommers nach ihrem Lustschloß am Kanal, und genießt den Rang und die Ehre eines Pascha's. Er wird auch Sultane-Valide-Aga κατ' ἐξοχὴν oder der Verschnittene der Kaiserin Mutter überhaupt genannt.

Nach ihm kommt der Rangordnung nach der Schatzmeister der Sultanin-Valide, Validet Chasneh-Aga, der ihre Einkünfte empfängt, aufbewahrt, nach ihrem Willen verwendet. Unter sich hat er zwei Kiatib's oder Registratoren, welche die Kontrolle führen, und mehrere Sklaven, welche den Dienst bei der Chasna besorgen müssen. Alle sind, wie sich von selbst versteht, schwarze Eunuchen.

Der Speisemeister, der auch zugleich das Amt des Vorschneiders verwaltet, hat die Aufsicht über die Tafel der Kaiserin. Unter ihm stehen diejenigen Verschnittenen, welche die Aufwartung bei Tische haben, die Speisen täglich an der Pforte des Harems oder aus der Küche selbst abholen, die Schüsseln, Geschirre, Pokale von Porzelan, Sil-

der und Geld in Verwahrung führen. Unter den kaiserlichen Küchen im Serail ist eine besondere Paledg - Sultanum - Mutbaki, woraus die Kaiserin und die Sultaninnen des ersten Ranges täglich gespeist werden.

Dem Speisemeister steht der Mundschenk, Kielar - Aga, zur Seite, der die Aufsicht über die Getränke, Rauchwerke und Konfituren der Sultanin - Valide hat. Ein besonderer ihm subordinirter Diener hat die Charge des Kaffeeschenkers.

Sie unterhält außerdem noch einen besondern Bademeister, der dafür sorgen muß, daß das ihr gehörige Bad im Harem in Ordnung erhalten werde und immer hinlänglich erwärmt sey; einen Ceremonienmeister, der bei Audienzen die Fremden vorführt; einen Hallei - Bey, welcher den Zug der Wagen und der Pferde in Ordnung halten muß, wenn die Kaiserin sich aus dem Serail heraus begiebt; einen ersten Tschaikier oder Galliotschi, der der Chef der Ruderer auf den Fahrzeugen der Sultanin Mutter ist und das Steuerruder zu führen pflegt, und einen Oberadjutanten, der die Aufsicht darüber führt, daß alle ihre Bestellungen ordentlich und pünktlich besorgt werden.

Jede kaiserliche Prinzessin, möge sie nun die Schwester des regierenden Sultans oder die Mutter eines noch lebenden Prinzen von Geblüt seyn, genießt einen besondern Hofstaat, der zwar nicht so kostspielig, zahlreich und glänzend ist als der der

Sultanin-Valide, aber doch mehr oder weniger mit demselben übereinkommt. Sie haben alle reichliche Einkünfte, und die Verschnittenen, welche bei ihnen in Diensten stehen, werden ansehnlich besoldet. Bei ihnen, so wie bei den ersten Favoritinnen, finden eben die Chargen statt, die wir bei der Kaiserin Mutter erwähnt haben, jedoch haben alle Eunuchen der Sultaninnen den Rang nach denen der Sultanin-Valide.

Ueber den eigentlichen Harem aber haben zwei Große unter den Schwarzen die Direktion, welche Aufseher der großen und der kleinen Oda genannt werden, indem die kaiserlichen Frauenzimmer in zwei Gebäuden vertheilt sind. Unter ihnen stehen denn alle die Haufen von Eunuchen, die zur Bewachung und Bedienung der Odaliken bestellt sind.

Außerdem müssen die Odas der schwarzen Verschnittenen hier erwähnt werden, worin die Knaben erzogen und zum Dienst des Harems geschickt gemacht werden. Endlich giebt es in diesem Theile des Serails noch einen großen und starken Troß verschnittener schwarzer Sklaven, die die niedrigsten Arbeiten verrichten und die Baltadschi's des Harems genannt werden könnten.

Wir kommen nun zu den Frauenzimmern des Serails selbst, deren Anzahl sehr groß ist. Die Sultanin-Valide unterhält oft allein gegen hundert Sklavinnen, und die übrigen Prinzessinnen des osmanischen Hauses sind gleichfalls allezeit mit

einem Schwarm derselben umringt. Sie werden ebenfalls in Odas abgetheilt, wovon jede ihre besondere Gouvernantin hat.

Die Anzahl der kaiserlichen Frauenzimmer oder Odaliken aber hängt einzig und allein von der Neigung des regierende Großherrn ab. Mancher Kaiser der Osmanen hielt ihrer über zwei tausend; Abdul Hamid sonst auf 1600, Selim soll noch jetzt gegen 700 haben. Da jeder Türk, dem Gesetze des Korans gemäß, vier Frauen haben kann, so wählt der Sultan gewöhnlich aus allen Odaliken vier zu Favoritinnen, denen der Titel Basche Kadun und Kaiserin beigelegt wird. Abdul Hamid theilte diese Würde denen zu, die er, während seiner Eingezogenheit im Harem, vor seiner Thronbesteigung genossen hatte, und Selim folgte ihm hierin zuerst nach; nach dem Tode zweier aber erhob er zwei andere Odaliken, zwei Zirkasierinnen, zu dieser hohen Ehre.

Die Basche-Kadun's sind die ersten aller Odaliken, und mehr oder weniger ihre Gebieterinnen. Sie bekleiden die höchste Stelle im Innern des kaiserlichen Harems, und diese ist allezeit mit einem beträchtlichen Einkommen verbunden. Dem Sultan stehen übrigens nicht allein die Basche-Kadun's sondern auch alle übrigen Odaliken zu Gebot.

Ueber die Odaliken ist eine Oberhofmeisterin Kadun-Kietchuda oder Kiaja genannt;

nebst vielen alten Hofmeisterinnen, Kadunen, gesetzt. Die Generalaufsicht aber führen die Baschi-Kadunen, der Kislar-Aga, die Sultanin-Valide und eine Anzahl Eunuchen, denen diese Inspektion anvertrauet ist.

Die Aufseher und Aufseherinnen sind zugleich die Lehrer und Lehrerinnen im Nähen, in den Stickereien, in der Musik, im Tanzen, in der Mimik, im Putzen, Parfümiren, wollüstigen Stellungen und allen den Dingen, die dazu dienen, die Reize von Frauenzimmern zu erheben, welche zum Vergnügen eines der ersten Monarchen der Erde bestimmt sind. Die Odaliken Sultan Selims sollen zum Theil die ausgesuchtesten, schönsten Mädchen unter der Sonne, ächte Originale eines Praxiteles seyn.

Zur Bedienung der Odaliken und des Harems überhaupt sind nun, außer einer grossen Menge verschnittener Schwarzen, eine beträchtliche Anzahl theils weisser theils schwarzer Sklavinnen angeordnet, die einen ansehnlichen Hofstaat an und für sich bilden und deren Erhaltung jährlich ungeheure Summen kostet. Da nehmlich alle Odaliken aufs prächtigste gekleidet sind, und Perlen sowohl als Edelsteine in Ueberfluß an sie verschwendet werden, so kann man leicht schliessen, wie viel hierauf schon allein gehen muß. Dazu kommt nun noch das viele Geld, das auf den Ankauf der Sklaven beiderlei Geschlechts verwandt wird, die grossen

Kosten, welche die Kleidung dieser verursacht, die zur Erhaltung der Bäder, des Hausgeräths, der Divans, zur Bestreitung der mannigfaltigen Feste und Feuerwerke erforderlich sind. Alles dies zusammen macht vielleicht schon so viel, als manchem europäischen Regenten sein ganzer Hofstaat kostet.

In dem Gebiet des Kislar-Aga's sind auch einige Moscheen und Kapellen, worin der Gottesdienst täglich gehalten wird. Einige schwarze Eunuchen, die unter zwei Oberpriestern, Verschnittenen vom ersten Range, stehen, verrichten darin das Gebet, und auf den Minarets das Amt der Muezems. Auch die Odalisken besuchen diese Oerter, und die jetzigen Basche-Kadunen sollen besonders fromm seyn. Endlich sind noch der Yazidschi-Efendi, als erster Kommis des Kislar-Aga's, und der Baltadschiler-Kehajasi als ein ebenfalls ihm untergeordneter großer Schwarze zu erwähnen. Das wäre kurz, was sich über den Hofstaat des Kaisers Selim sagen ließ. Was den Harem und das Personale desselben anlangt, so ist man darüber so geheimnißvoll, daß selbst die weißen Eunuchen selten ein näheres Detail davon anzugeben im Stande sind, und von den Schwarzen etwas zu erfahren, ist mit unendlichen Schwierigkeiten verknüpft. Auch kommen sie so selten aus dem Serail heraus und gehen mit so wenigen Leuten in der Stadt um, daß man gar keine Gelegenheit hat, mit ihnen bekannt zu werden.

und schwerlich würden sie auch dann etwas, was nur sie allein wissen, entdecken.

Nach einem unmaaßgeblichen Ueberschlag, den ich gemacht habe, und der auch von einigen, welche darüber unterrichtet zu seyn glaubten, gebilligt worden ist, habe ich gefunden, daß, wenn man Alles zusammenrechnet, was zum kaiserlichen Hofstaate des türkischen Großsultans gehört, gegen zehn tausend Personen herauskommen. Soviel möchten schwerlich alle dreihundert Fürsten Deutschlands zusammenbringen, wenn sie alle ihre Höfe in einen einzigen zusammenschmelzen wollten.

II.

Verordnung des Zaren und Großfürsten Wassily Iwanowitsch wegen des Ceremoniels bei seiner Vermählung.

Es soll ein Ober-Ceremonien-Meister bestellt werden. Dies Amt übertragen wir unserm Verwandten, dem Fürsten Andrei Iwanowitsch. Der Zar wird die ihm untergeordnete Bojaren namentlich aufgeben.

Im mittlern Saale werden gehörigermaßen Plätze für das Brautpaar errichtet. Auf diese soll man reichgestickte Küssen legen, und auf jedes zu 40 Zobel, das dritte 40 soll der, welchem der Zar es aufträgt, halten. Mit diesen letztern werden der Großfürst und die Großfürstin hernach umwunden. Neben den Plätzen soll man einen Tisch setzen mit weißem Brodt (Kalatschy) und Salz. Die Fürstenbraut soll während der Zeit völlig geschmückt werden wie sie auf ihrem Platze zu erscheinen hat. Bei ihr befinden sich die Frau des Tisätzkoy (Ceremonienmeisters) die Svachen (Gehülfinnen der Braut

welche sie an und auskleiden) und die Bojaren-Frauen. Beide Wachslichter, welche bei der Trauung Braut und Bräutigam in den Händen halten; desgleichen die beiden Bröte, womit man das neue Ehepaar bei ihrer Zurückkunft empfängt, sollen in völliger Bereitschaft seyn. Sobald der Grosfürst der Braut melden läßt, sie möge sich auf ihren Platz begeben, tritt sie aus ihren Zimmern in Begleitung aller obbenannten Frauenspersonen unter Vortragung der Wachslichter und setzt sich auf ihren Platz. Auf die Bröte soll man 2 Münzen von Gold und Silber legen. Die Frau des Tisätzkoy und die Svachen setzen sich neben der Braut auf ihre Plätze. Mit den Lichtern und Bröten stellt man sich zur linken Hand neben die Svachen; die Bojaren-Frauen aber setzen sich auf die Bänke an den großen Tisch. Hierauf schickt man den Großfürsten, davon zu benachrichtigen. Dieser fertigt Jemand ab, um den obersten Platz an der Tafel einzunehmen. Sobald dieser und die Bojaren sich alle gesetzt haben, meldet man es dem Großfürsten, um ihn einzuladen, sich auf seinen Platz zu begeben. Darauf kommt der Zar in Begleitung des Tisätzkoy und seiner vornehmsten Bojaren und setzt sich auf seinen Platz. Eine Weile darauf befiehlt er dem Priester ein Gebet zu halten. Während dessen kämmt die Frau des Tisätzkoy dem Bräutigam und der Braut die Haare. Man zündet ihre Lichter mit geweihten Wachskerzen an und umwindet sie mit Zobeln. Nach die-

sem bestreut die Frau des Tisätzkoy das Brautpaar mit Weitzen, welcher auf einer goldnen Schüssel in einer Ecke steht. Auf die andern drei Ecken soll man Hopfen schütten, auf diesen neun Zobel legen, neun sammetne, stoffene oder atlasne Tücher, und neun kleine Goldmünzen. Hierauf zieht der Brauts-Druschka (Brauts-Gehülfe) die Geschenk-Tücher der Braut herum. Nach diesem sitzt man noch eine Zeit lang. Darauf erhebt sich der Großfürst von seinem Platze und fährt in die Kirche zur Trauung mit dem Tisätzkoy und allen Bojaren. Ihm folgt die Braut im Schlitten. Mit ihr sitzen die Gemahlin des Tisätzkoy und die vornehmste Svacha, die übrigen Svachen folgen in andern Schlitten. Nach dem Eintritt in die Kirche stellt sich der Großfürst an den Pfeiler rechter Hand neben dem Platze des Metropoliten. Die Braut stellt sich zu seiner Linken. Die Lichter und Bröte werden bei dem Pfeiler linker Hand gehalten. Nebenbei stellt man eine Bank, und auf diese einen Teppich und zwei rothe Küssen. Wenn das Brautpaar zur Trauung treten soll, legt man ihnen Damast und 40 Zobel unter die Füße. Es soll französischer Wein zur Trauung gegeben werden. Sobald der Großfürst das zweite Mal getrunken, zerschlägt er selbst das Glas, er und kein andrer. Nach vollendeter Trauung setzt sich der Großfürst nebst seiner Gemahlin bei dem Pfeiler, linker Hand auf die Küssen. Der Metropolit kommt und wünscht dem neuen Ehepaare

Glück, desgleichen die Brüder des Großfürsten und der Großfürstin, die Bojaren und ihre Kinder. Aus der Kirche reitet der Großfürst in die nächsten Klöster, sein Gebet zu verrichten; die Großfürstin aber fährt in demselben Schlitten wo sie kam nach Hause. Die Frau des Tisätzkoy und die beiden Swachen folgen ihr. Die Wachskerzen und Bröte bringt man ins Schlafgemach, auch wird Weitzen vor das Bette geschüttet. In die vier Ecken des Gemachs werden Pfeile eingesteckt und auf jeden 40 Zobel, oder auch ein Zobel und ein Kolatsch gehängt, wie es der Großfürst nach belieben wird. Auf die Bänke wird eine Kanne Meth gesetzt. Das Bette selbst wird nach altem Gebrauche, auf Roggengarben aufgemacht, zur rechten Hand der Schlafkammer. Wenn der Großfürst aus den Klöstern zurückkommt, läßt er der Großfürstin melden, sie möge zu Tische kommen. Sie kommt und setzt sich an ihren Platz, die Frau des Tisätzkoy und die Swachen neben sie; die übrigen Bojarenfrauen, an den großen Tisch, auf die Bänke. Hierauf schickt der Großfürst einen seiner ersten Verwandten um den ersten Platz einzunehmen; die mit ihm gekommenen Bojaren, setzen sich an die runde Tafel. Sobald der Großfürst vom Pferde gestiegen, befiehlt er dem Stallmeister sich auf das Pferd zu setzen, und während der Mahlzeit und die ganze Nacht durch mit bloßem Säbel um das Schlafgemach zu reiten. Den Tisätzkoy und die Druschki läßt er sich an ihre Plätze setzen. Die Bo-

ſtaren, Fürſten und Bojaren Söhne, ſetzen ſich an die übrigen Tiſche. Nun ſtellt man dem Großfürſten und der Großfürſtin ein gebratenes Huhn vor. Der älteſte Druſchka ſteht auf, wickelt das Huhn nebſt der Schüſſel in ein Tiſchtuch und bringt es vors Bett. Hierauf geht die Großfürſtin mit dem Tiſätzkoy, dem Druſchke und allen Svachen ins Schlafgemach; mit dem Großfürſten aber geht der, welcher ihm seine Frau übergeben soll. Sobald ſie an die Thüre kommen, übergibt er die Großfürſtin mit einer Rede, und wenn ſie ans Bett treten, zieht die Frau des Tiſätzkoy zwei Zobelpelze an, einen wie gewöhnlich und den andern mit den Haaren auswärts gekehrt. Sie gibt dem Großfürſten und der Großfürſtin das Huhn zu ſpeiſen — — — — — —

Tages darauf nach dem Bade ſoll man dem Großfürſten und der Großfürſtin Grütze ans Bett bringen. Dann wird der Großfürſt befehlen, im Zimmer vor dem Schlafgemache an alle vier Wände Heiligenbilder aufzuſtellen. Unter die Kopfküſſen des Bettes ſoll man eine Mütze und zu den Füſſen auf einem Teppich eine Marderdecke und einen Pelz mit einem Bettlaken bedeckt, legen. Der Großfürſt will, daß der Beſchließer aus dem Keller ein neues Licht gebe. Dieſes ſoll mit einer geweihten Kerze angezündet werden, um damit hernach bei der Veſper die groſſen Wachslichter anzuſtecken.

Vor dem Bette, im Schlafgemache, gegenüber dem Kopfküſſen, ſollen die Bilder der Geburt Chriſti

und der Geburt der heiligen Jungfrau und das heilige Kreuz gestellt werden. An den Wänden aber des Schlafgemachs das Bild der allerreinsten Jungfrau mit dem Christkindlein, welches mit ächten Perlen besetzt ist, linker Hand. Das andere Bild der unbeflecktesten Jungfrau mit dem Christkinde, welches mit Rubinen besetzt ist, rechter Hand; das dritte Bild der unbeflecktesten Jungfrau mit dem Christkinde, welches in Gold eingefaßt ist, an die Wand der Thüre gegenüber. Die Vorhänge sollen von rothem Damaste mit goldnen Tressen seyn ꝛc. ꝛc.

III.

Sultan Murad IV.

(Eine biographische Skizze.)

Schon als Knabe zeigte er den entschiedensten Beruf zu einem Türkenherrscher, dem wohl das große Werk gelingen konnte, dem zerrütteten Innern des Reiches neue Haltung, dem durch häufige Revolten unterminirten Throne neue Festigkeit zu geben, und die vorfallenden äußern Staatsverhältnisse zu neuem Ansehn wieder aufzurichten.

Mit seinem hehren Körperbau, der blühenden Gesundheitsfarbe, dem schwarzen Lockenhaar, den dunkel funkelnden Augen, in feuriger Lebendigkeit; im stolzen Selbstgefühl gewandter Körperkraft und immer wacher Geistesgegenwart: welchen Kontrast macht da nicht schon der Knabe Murad mit seinem regierenden Oheim, dem schwachen und endlich gar blödsinnigen Mustapha, der immer wie im Traume lebte, sich träumend zweimal das Szepter geben und entreißen ließ!

Schon sehr früh verlohr er den Geschmack an allen Haremständeleien, allen den, durch tausend Sklavendienste bereiteten Genüssen studierter Ueppigkeit, die seinen jüngern Bruder Ibrahim so ganz verweichlichten. Und nicht minder früh fühlte er sich den Kinderspielen entwachsen, die seinen ältern Bruder, den Knabensultan Osman *) noch auf dem Throne vergnügten. Von ganz anderer Art waren seine Geschäfte, seine Spiele. Oft schlich er zur staatsklugen Sultanin Mutter, die ihn vorzüglich liebte. Da hörte er mit gespannter Aufmerksamkeit, was sie ihn insgeheim von Herrscherlist und Herrscherhoheit lehrte, und bewahrte es tief in seiner stolzen Seele. In unbemerkter Einsamkeit sann er oft stundenlang über diesen Unterricht. Dann entbot er seine Idschoglans (Pagen) in die weitesten Räume des Serails, sich mit ihnen im Wettrennen zu Pferde und zu Fuße, im Pfeilschießen und Lanzenwerfen — Kriegerkünsten, die bei den Türken, ungeachtet der längst eingeführten Feuergewehre, noch von alter Zeit in Ehren waren und geblieben sind — im Fechten und im Ringen zu versuchen. Von den letztern Uebungen, und zugleich von seinem unerschrocknen Muthe legt er bereits als Knabe eine Probe ab, die klar beweist, wie sehr er,

*) Dieser Osman II. regierte als Kind von 8 bis 13 Jahren, zwischen Mustapha's erster Ab- und zweiter Einsetzung, von 1618 bis 1623.

schon durch sein persönlich-heroisches Benehmen, seinem Volke imponiren wird.

Osman II. war vor kurzem erdrosselt worden. Der allverachtete Mustapha heißt jetzt zum zweitenmale Sultan, und Daud, sein mächtiger Großwessir, herrscht unter seinem Namen. Murad und Ibrahim sind jetzt die letzten Zweige des Osmanidenstammes. Sollten Beide noch im Knabenalter sterben, dann bestimmte das Thronfolggesetz nach des kinderlosen Mustapha's Tode, dem Tartarchan das Reich. Daud weiß, daß sich die Osmanen lieber unter den elendesten Sprößling ihrer Regentenfamilie beugen, denn jenen Chan als Herrscher anerkennen. Völlig zu schützen denkt er also sich und seinen Namenherrn, durch den schnellen Tod der beiden Prinzen. Sonder Ansehn und Geräusch will er sie von seinen Serailgetreuen überschleichen und — verschwinden lassen.

Aber der immer wache junge Murad läßt sich nicht so überschleichen, und weiß unter geschickter Gegenwehr so lange Lärm zu machen, bis Hülfe kommt und die gedungenen Mörder fallen.

Daud muß bald genug den mißlungenen Versuch mit seinem Tode büßen. Und kein neuer Großwessir kann den Sultan retten. Viele Paschen des Reichs verhöhnen seine Ordres, und der von Erzerum nähert sich sogar mit einem bedeutenden Heere der Residenz, indem er die ganze Gegend seines Durchzugs unerhört verwüstet. — Da laufen

zahlreiche Janitscharen-Rotten zum eiligen Reichsrathe (Ajak-Divan) in der Sulimanns-Moschee zusammen. Nothgedrungen muß ihr Aga folgen, und so der Mufti, der Großwessir und die andern hohen Staatsbeamten. Mustapha wird entsetzt, und Murad IV. als Sultan ausgerufen.

Schon die erste Huldigung — des Großwessirs, der ihm als Herold den Reichsschluß überbringt — findet den gewandt-entschlossenen Jüngling von kaum 14 Jahren trefflich vorbereitet. Meisterhaft spielt er die Rolle durch, welche ihm die schlaue Mutter gab; lehnt mit künstlich bescheidener Größe die Sultanswürde ab, spricht, leicht hingeworfen, von seiner zarten, weit noch nicht genug erfahrnen und instruirten Jugend; berührt dann flüchtig das Schreckensende so manches unglücklichen Osmanenherrschers, das nun um so mehr auch ihn bedrohe; und gründet endlich fester seine Weigerung auf die (freilich wahre) Armuth des Sultanenschatzes, welcher die bei jeder Thronbesteigung dem Janitscharenkorps gehörigen Geschenke unmöglich jetzt bestreiten könne.

Widerlegung — erwartet er keine andere, als die erfolgt. Der allgemeine Jubel zieht ihn fort, sich in der solennen Padischahpracht dem Volke zu zeigen, und in die Ejubs-Moschee zu begeben, wo ihn die Embleme der Regentenmilde und der Heldenkraft zum Sultan weihen sollen. Hier hat

er einen großen Speisevorrath unter viele Arme zu vertheilen. Und hier wird er vom Emir-Scherif, dem Bewahrer der heiligen Fahne Muhameds, mit dem Herrscherschwerdt umgürtet.

* * *

Die Janitscharen, seit den vorigen schwachen Regierungen schon verwöhnt, durch lautes Murren und Aufruhr alles zu erzwingen, was ihnen einfällt, fordern ungestüm das Sultansgeschenk, dem sie doch auf Murads Vorstellung für jetzt entsagt zu haben schienen.

Diese gefährlichsten Rebellen mußten für den Augenblick beschwichtigt werden. Darum legt Murad allen hohen Civilbeamten des Reichs eine außerordentliche Abgabe auf, und nöthigt noch dazu den vier Gesandten europäischer Mächte, die sich eben in Konstantinopel befinden, ein Darlehn von 30000 Zechinen ab: — damit sie ja nicht etwa auf den Gedanken kommen, als fürchte er sich im mindesten, ihnen seine jetzige Verlegenheit bekannt werden zu lassen.

Um sich aber auch recht bald unter keine Rebellengewalt mehr beugen zu dürfen, entzieht er sich den meisten hergebrachten Sultansfreuden; fährt fort, durch kriegerische Uebungen seinen äußern Anstand, Körperstärke und Gewandheit, — und durch ferner einstudierten Unterricht seiner Mutter, seine Herrscherklugheit auszubilden, — und nimmt an allen Staatsgeschäften, wenn auch vorerst nur beleh-

renden, Antheil. Wetteifernd orientiren ihn die Minister. Lieber wollen sie sich doch dem eigenmächtigsten, aber einsichtsvollen und consequenten Selbstherrscher hingegeben, als ihren eigenen wechselseitigen Intriguen, nebst Pöbel- und Soldaten-Tumult blosgestellt sehen.

* * *

Gleich nach dem Totalsiege über Abassa, den Rebellenpascha von Erzerum, zeigen sich von Murads politischer Gelehrigkeit herrliche Früchte.

Gefangen und gefesselt wird Abassa nach Konstantinopel geschleppt, und alles Volk erwartet, daß er einen martervollen Tod wird sterben müssen. Aber er hatte seit Murad's Thronbesteigung wiederhohlt erklärt, und behauptet noch, nur gegen die Revoltengräuel hochverrätherischer Residenztruppen, und keineswegs gegen den erhabenen Herrscher der Gläubigen gekämpft zu haben. Und darum begnadigt ihn Murad, erhebt ihn zum Pascha von Natolien, nennt ihn den treuen Beschützer der hohen Pforte gegen alle ihre Feinde. — Spahi's und Janitscharen fühlen tiefgekränkt die Demüthigung. Einen Sturm auf das Serail wagen sie nun freilich nicht; doch still verhalten können sie ihren Ingrimm auch nicht lange. Wüthend begehen sie in den Straßen der Residenz die abscheulichsten Exzesse; kein Einwohner ist hier mehr vor ihnen sicher. Da muß der Großwessir die ersten besten Ruhestörer, einen Spahi und einen Janitschar, aufgrei-

sen und erhängen lassen; und sich dann unverzüglich zum Kommando der Armee gegen die Perser entfernen, damit er nicht ein Opfer der Janitscharenrache wird. Und gleich nach dessen Abreise giebt Murad dem Volke das Schauspiel, zu Pferde einen feierlichen Zug durch Konstantinopel an der Seite seines Bruders Ibrahim zu halten.

Die Schönheit des jungen Großherrn, — seine edle Haltung — seine schon bekannt gewordene planvolle Selbstthätigkeit — und die gnädige Würde, mit welcher er rechts und links das Zuschauergedränge grüßt — nimmt schon Aller Herzen für ihn ein. Und nun die öffentliche Erscheinung Ibrahims an Murads Seite dazu! —

Wann hatte wohl das Volk einmal einen Sultansbruder gesehen? — Jedem neuen Herrscher war es ja bisher erstes und eiligstes Regentengeschäft gewesen, seine Brüder im mißtrauischen Hasse, daß sie heimlich kabalirend ihm nach Thron und Leben ständen, entweder gleich ermorden, oder unter harter Aufsicht im engen, festverwahrten Kerker täglich und stündlich für ihr Leben zittern zu lassen.

Und jetzt sieht alles Volk den Sultansbruder an des regirenden Bruders Seite; bemerkt mit gerührtestem Erstaunen so viele Zeichen geschwisterlich vertrauter Liebe, die Murad seinem Ibrahim unter dem solennen Zuge giebt. — Dies imponirt denn ganz so stark, wie die Sultanin Mutter es berechnet hat.

In huldigender Ekstase fallen alle die vielen Tausende nieder auf ihr Angesicht, und schwören hochjubelnd beim Allah, diesem würdigsten Nachfolger Muhammed's, Gut und Leben freudig aufzuopfern. Selbst Janitscharen und Spahi's vergessen ihr Murren, werden von der ekstatischen Huldigung mit ergriffen. — Und nun ist Niemand mehr in Konstantinopel, bald Niemand mehr im weiten Reiche, den nicht die tiefste Verehrung vor Murad erfüllte.

Er ist jetzt mit einemmale der angebetete Liebling des Volkes.

Hier sehen wir denn in Murads Leben an der Stelle wo der hoffnungsvolle Sultansjüngling plötzlich, doch auf nicht lange, aus seinem Charakter fällt; wo der Glanz seiner Herrscherwürde tiefes Dunkel übernachtet — aus welchem er sich dann aber wieder zur festeren Behauptung seiner Größe wird emporzuheben wissen.

Zu leicht hat er das höchste, schönste Herrscherziel erreicht, als daß er es der Mühe werth glauben soll, sich mit wachsamer Sorgfalt darauf zu erhalten. Zu früh steht er auf einer Höhe, auf welcher sich nur männliche Charakterfestigkeit behaupten kann.

Sich selbst beherrschen verlernt er wieder, weil sein feuriger gewordenes Blut diese schwere Kunst dem reifern Jüngling schwerer macht, als sie dem

Knabenjüngling gewesen war; und gegen Schwierigkeiten anzukämpfen, hat er jetzt weder Lust noch Antrieb mehr. Er ist ja nun einmal angebeteter Osmanenherrscher; und an einem solchen wähnt er, müsse wohl das Volk die tollste Laune als Weisheit bewundern, und die peinigendste Härte als Gnade preisen.

Und nach diesem Wahne handelt er.

Seine vier ersten Staatsminister an welche er seine vier Schwestern vermählte, müssen für seine Kasse alle Aemter versteigern, die Gerechtigkeit verkaufen, und das Volk mit den schwersten Abgaben drücken. — Für die äußern Staatsverhältnisse läßt er seinen Divan und seine Heere sorgen. — Janitscharen und Spahi's sind ihm so gleichgültig, daß er weder an Aufrechthaltung ihrer Disziplin denkt, noch einmal auf die ordentlichen Auszahlung ihres Soldes hält. — Zu Fuße und in Maskenkleidern, umringt von Zitterspielern und sogar von Possenreissern, die sich wie Unsinnige gebehrden, zeigt er sich dem Volke in den Straßen. — (So tanzte im Jahr 1413 der deutsche Kaiser S i g i s m u n d, auf seiner Reise zur Kostnitzer Kirchenversammlung, mit liederlichen Dirnen durch die Straßen von Straßburg.) — Auch bei seinen Wasserfahrten vernachlässigt er die übliche Padischahpracht, und zeigte sich auch da ganz unverhohlen mit jenen lustigen Kumpanen. — W e i n trinkt er, gegen das heilige Verbot des Propheten, nicht nur heimlich, um sich

mäßig aufzuheitern; nein! bis zur täglichen Trunkenheit, bis zu epileptischen Anfällen. Ja! er erfrecht sich, das religiöse Verbot öffentlich und förmlich zu kassiren. Noch mehr: er setzt Todesstrafe auf den im Volke längst zur unwiderstehlichen Gewohnheit eingewurzelten Genuß des Opiums und Rauchtabacks. Und das Aergste: er sticht oder haut mit eigener Hand Jeden nieder, den er Opium essen oder Taback rauchen sieht.

Der schwere Abgabendruck erregt Murren im Volke; das unanständige Benehmen des Sultans im Publikum, und das Gerücht von seiner Trunkenheit, macht den allgemeinen Unwillen laut; und Murads barbarische Art, alte Nazionalsitten plötzlich auszurotten, blos weil es ihm so eingefallen ist, entzündet das wilde Feuer des Aufruhrs — in einem Volke, das ohne gesetzliche Verfassung, seiner Väter Sitte und altes Herkommen als seine einzige Schutzwehr gegen Despotenwillkühr ehrt und fest behauptet.

(So griffen einst die Bergschotten zu den Waffen der Empörung, als Englands König wollte, daß sie Hosen tragen sollten. — — Zwar durfte der verstandesschwache letzte Rurik, Czar Fedor I. im J. 1590. seinen Russen den Taback bei Knutenstrafe verbieten; aber der fürchterliche Brand in Moskwa, den die Unvorsichtigkeit eines Tabakrauchers verschuldet hatte, rechtfertigte die harte Ordre. — — Wohl war kurz vorher auch in die

fruchtlosen Rettungsplanen, auch die andern zur Rache hin; — gelobt unpartheiische Justiz, zweckmäßige Aemterbesetzung, Erleichterung der Auflagen, regelmäßigen Kriegersold; — widerruft seinen Frevel am Weinverbote des Propheten, am Taback- und Opiumgenusse der Nazionalsitte; — zeigt (denn auch darauf bestehen jetzt die Janitscharen und die ganze fürchterliche Rebellenmasse der Residenz,) zeigt seinen Bruder dem Volke, und leistet öffentlich den feierlichsten Eid, nie gegen dessen Person und Leben etwas unternehmen zu wollen.

Und doch würden — das haben alle grosen Türkenrevolten vor und nach dieser Zeit entschieden bewiesen — doch würden all diese Verwilligungen den Murad nicht auf dem Throne erhalten haben, und dann wohl auch nicht im Leben, wenn irgend ein anderer Osmanenprinz des Volkes Blicke auf sich zog. Aber der schwächliche Ibrahim gegen den mannhaften Murad! — Jener von unansehnlichem Wuchse und wankender Haltung des Körpers; dieser fast riesenhaft groß, und doch im schönsten Ebenmaase gewachsen, und immer in Ehrfurcht erregender Stellung! — Jener ohne Geist und Energie, schreckhaft, scheu, feige, unentschlossen, und viel zu bequem, schwach und furchtsam, um je eine Waffenübung zu versuchen; dieser lauter Kraft und Selbstgefühl an Geist und Körper, rasch unternehmend, kühn, muthig, unerschrocken und waffengeübt, wie irgend Einer im Osmanenreiche; so daß

von ihm die Sage gieng, er laufe mit dem flüchtigsten arabischen Pferde in die Wette, und werfe seinen Wurfspieß weiter und sicherer zum Ziele, als der geschickteste Tatar seine Pfeile schießen könne!*) — Welcher Vortheil war von einem Tausche dieses Murads gegen disen Ibrahim wohl abzusehen?

Freilich hat Murad bisher alle Erwartungen bitter getäuscht. Doch' er ist jung, ist klug, hat die bösen Rathgeber seines Despotendrucks, und die verführerischen Theilnehmer an seiner persöhnlichen Verwilderung entfernt. Er wird gewiß ein guter Herrscher werden. Er begann schon seine Besserung, und kennt nun seine ausschließliche Wahl zwischen Regentenweisheit oder Untergang.

So meint jetzt das Volk, und diesmal irrt es nicht. Erfahren mußte Murad erst, was sein ungemessener Stolz bisher nicht geahnet hatte: daß auch der allgeehrte und geliebte Herrscher wieder allverachtet und allgehaßt werden kann, wenn er des Volkes Achtung und Liebe nicht auch so behauptet, wie er sie erwarb.

Jetzt kehrt sein eigentlicher Charakter wieder, und sonnig überstrahlt wird seine Schattenseite nun vom Lichtglanz herrlicher Verdienste des Sul-

*) Noch zeigt man zwei marmorne Säulen, 3000, sage drei tausend Fuß von einander, über welche beide er, durch diese ganze Ferne, einen Pfeil geschossen haben soll. —

tans; — ob auch des Menschen? wird sich bald näher zeigen.

Auch jezt feiert er wieder die neue Ruhe der Regierung mit einem solennen Zuge zu Pferde durch die Residenz, wo im Freudenjubel wieder aller Herzen für ihn schlagen. Aber bewenden läßt er es doch jezt nicht mehr bei diesen nur für Augenblicke imposanten Prunke; begnügen läßt er sich nicht jezt, wie einst, an dieser momentanen Huldigungsekstase.

Heilig hält er über allen Punkten des geleisteten Eides, und unterzieht sich eifrig allen dazu nöthigen Geschäften. — Durch schnelle Hinrichtungen, die wir grausam finden, weil wir es nicht, wie Konstantinopels Bewohner vor Augen haben, was zügellos gewordener Türkenpöbel ist; durch solche Hinrichtungen der noch übrigen Ruhestörer stellt er bald die Sicherheit der Straßen wieder her. — Oeffentliche Waffenexerzize der Janitscharen und Spahi's organisirt er auf dem Hippodromus, der großen Rennbahn, und theilt hier den Geschicktesten angemessene Prämien aus. Dadurch kommt er in die höchste Gunst der Residenzgarnison. — Er selbst nimmt oft persönlichen Theil an diesen Uebungskämpfen, wo er gewöhnlich die siegreichsten Streiter besiegt. Da keimt im Volke der enthusiastische Glaube an Heldentalente Murads IV. denen der größten Sultane vor ihm ähnlich.

Und diesen Keim will Murad zum Baume em-

vertreiben, zu einem Walde gedeihen machen, der seine Hoheit, des Reiches Ansehen und des Volkes Glück gegen alle Stürme sichern soll.

Darum übernimmt er jetzt, wie seine hochberühmten Ahnen, in Person die Anführung des Heeres. Der Krieg gegen Persien war schon so manches Jahr, und mit so kläglicher Abwechselung von unwichtigen Vortheilen und empfindlichen Verluste geführt worden. Murad will ihn jetzt in ehrenvollen Frieden enden.

Alle Beschwerden und Entbehrungen theilt er auf dem Feldzuge, und insbesondere bei der Belagerung von Bagdad, mit dem geringsten Krieger. Dies und seine ansehnliche Gestalt, seine Kampfgeschicklichkeit und Tapferkeit, seine klugen Anschläge zu Angriff und Ueberlistung der Feinde, hilft ihm große Siege gewinnen, und macht ihm alle Krieger im unbedingten Vertrauen, in unbegränzter Ehrfurcht so ergeben, daß er sie den schrecklichsten Gefahren keck entgegen führen darf. Sie folgen, sie durchdringen dichte Feindesmassen, und über Leichenhaufen ihrer Waffenbrüder stürmen sie dahin, wohin sie Murad ruft. — So erobert er denn auch den Frieden, den er wollte.

Und nun haben auch alle jene murrenden, noch kurz vor dem letztern Perserzuge im Abfall begriffenen Paschen des Reichs, gänzlich den Muth verlohren, dem Helden Murad, dem Kriegerliebling, dem Volksgünstling sich noch im mindesten zu wi-

versetzen. Fast wider Willen fühlen sie ihren Rebellensinn in aufrichtige Verehrung des heroischen Großherrn umgewandelt.

Ruhe von außen vereint sich nun wieder mit fester Sicherheit der innern Regierung. Murad ist jetzt die allbelebende, allhinwirkende Seele des Staates, wie es seine hochberühmten Ahnen waren, und wie es der Beherrscher eines Reiches seyn muß, das so verschiedenartige Völkerschaften bewohnen, wo man einander ewig durch giftige Ränke und brutalen Uebermuth wechselseitig zu verderben sucht.

Ohne durch übertriebene Strenge einzuschrecken, befestigt er den Thron gegen die schütternden Erdbeben der Revolte, erhebt ihn über die kabalirende Habsucht der ersten Kriegs- und Civilbeamten. — Ohne das Volk mehr als erträglich zu besteuern, sammelt er einen großen Schatz für Nothfälle des Staates. — Ohne Verschwendung zeigt er, so oft es hergebrachte Solennitäten fordern, jene Sultanspracht, welche doch immer sinnliche Orientalen mit im Respekte halten muß.

Die beiden Hauptfehler seines Temperamentes, Anwandlungen von blutdürstiger Despotenlaune und Hang zu wilder Schwelgerei, schienen den gerade entgegengesetzten Vorzügen gewichen zu seyn, so lange noch Murad für seine Behauptung auf dem Throne Gefahren sah. — So lange fand man ihn immer, auch in seinen persönlichen Situazionen, unpartheiisch gerecht, gleichmüthig in humansten

[illegible], [illegible], nüchtern, bescheiden. — Denn aber, und vorzüglich nach dem Perser-Kriege, wird es offenbar, wie tief er sich verstellte.

Thätig-wachsam in Regentengeschäften, ein gerechter Oberrichter seiner Unterthanen, ein kluger Gebieter der obersten Staatsbeamten, bleibt er freilich immer; denn wie sollte er diesen festen Grund seiner Sultanssicherheit wieder untergraben wollen! Aber dem Weine und den Tafelfreuden, und manchen tollen Belustigungen ergiebt er sich nun ohne Scheu und Rücksicht wieder. — Seine ersten Günstlinge, den Emir Gunier, einen Perser, der ihm einst die Stadt Revan durch Verrath überlieferte, und den Pascha Mustafa, trägt er kein Bedenken, im Ornate des Kaimaken (Gouverneur von Konstantinopel und Vize-Großwessir) und des Mufti, und oft sogar in seinen eigenen Prachtkleidern, erscheinen zu lassen. — Und wehe denen, welche sich, in was immer für einer Angelegenheit, ihm nähern, wenn er etwa eine finstere Miene macht!

Warnte er nur immer durch eine recht finstere Miene, oder noch besser, wie jener berühmte Kalife, durch einen fernhin leuchtenden feuerfarbenen Mantel, vor seiner bösen Laune! Wie manchesmal ist es ihm aber gar nicht anzumerken, daß wüthige Gefühle in ihm toben. Und dann ist keine Kleinigkeit zu klein, kein Argwohn zu weit hergehohlt, um ihn nicht zu den grausamsten Befehlen zu erboßen, die denn auch sogleich vor seinem Augen executirt

werden müssen. Da werden Menschen ohne Proceß erdrosselt, gehängt, enthauptet, gespießt; und die Geschontesten doch an Armen und Beinen gelähmt, nur an Nase und Ohren verstümmelt.

Dies letztere Schicksal traf einst einen reichen Griechen, welcher den Erwerb seiner Schätze mit dem Austernhandel angefangen hatte. Er war von Murad unter dem Spaßtitel, der Austern-Fürst (Stridia-Bey), zum Statthalter der Walachei erhoben worden. Der Mann fällt in Ungnade, wird abgesetzt, und bietet eine ansehnliche Summe, die verlohrne Würde zurück zu kaufen. Das rechnet ihm der eben sehr grausam-lustige Murad für einen Dünkel an, dem man die Flügel beschneiden müsse; — und läßt ihm ungesäumt Nase und Ohren beschneiden.

Sein mordsüchtiger Humor hat zuweilen seltsame Einfälle. So agirt er einst eine Zeitlang, ganz für sich allein, den toddrohenden Wächter seiner Serail-Mauern, und seiner Gärten am Meergestade; zielt da und schießt, bald mit dem Pfeil an der Bogensehne und bald mit der Flinte, nach Jedem, der ihm schußrecht kommt. Die Vorübergehenden und Schiffenden lernen aber bald gehörige Ferne halten; und damit ist ihm diese Freude auf immer verdorben.

Alle, die auch nur zuweilen mit ihm persönlich Geschäfte haben wie ängstlich sorgsam studieren sie die Deutung seiner flüchtigsten Blicke, der geringsten

Veränderungen seiner Gebehrden, seiner Körperhaltung, und der Modulazion seiner Stimme! —

Und die nun gar seine Person unmittelbar bedienen; Mancher unter diesen kann wohl, in schmerzlichster Pünktlichkeit seines Diensteifers, jenem Bagotes, einem Verschnittenen Alexanders des Großen, verglichen werden.

(Der hatte einst ein Gefäß voll glühender Kohlen und Weihrauch dem Könige vorzuhalten. Alexander war eingeschlafen, und Bagotes verbrannte sich lieber beide Hände bis auf die Knochen, ehe er sich die leiseste Bewegung erlaubt hätte, die seinen Herrn aufwecken konnte.)

Eine ähnliche Szene in Murads Leben.

Der Sultan liegt einmal im Fenster, ein Papier in der Hand, das ihm unversehends entfällt. Alle Idschoglans außer einem laufen, es zu hohlen. Der Zurückgebliebene springt aus dem Fenster, bricht ein Bein, schleppt sich, den stechendsten Schmerz nicht achtend, herbei, und übergiebt noch glücklich das Papier zu höchsten Händen, ehe er, von der peinlichsten Anstrengung überwältigt, bewußtlos niedersinkt. Dafür wird er denn gleich nach vollendeter Genesung zu einer der höchsten Reichswürden erhoben.

Wie Murads Liebhaberei an brennend scharfgewürzten Speisen und den feurigsten Weinen zunimmt, so werden auch seine Anwandlungen von wilder Laune häufiger und schrecklicher. Endlich

macht, auf seine eigene ausdrückliche Warnung, Niemand mehr, irgend eine öffentliche oder Privat-Angelegenheit ihm nach der Mittagstafel vorzutragen.

Am kleinen Beiramsfeste des Jahres 1640 feiert er sein leckerstes und letztes Mahl. Dazu hatten sich seine Günstlinge und Köche in Erfindung der mannichfaltigsten und pikantesten Delikatessen erschöpft. Unter andern ist der Malvasier da noch mit dem stärksten Liqueur vermischt. — Hier ißt und trinkt sich dann Murad zu Tode. Unmittelbar von der Tafel wird er zu Bette getragen, und steht nicht wieder auf. Kaum 32 Jahr alt, stürmt er seinen Lebensfrühling nieder, dem wohl sonst, wenn auch vielleicht mancher schwüle Sommertag, doch der fruchtbarste und erquickendste Herbst hätte folgen müssen.

Groß war er, als ein Herrscher, wie ihn ein osmanischer Militairstaat haben muß; und ganz würdig des Beinamens Ghazi (der Tapfere), den ihm die türkischen Historiker geben. — Klein war er als Mensch; und um so kleiner, da er herrliche Temperaments-Anlagen zum humansten Fürsten hatte, und sie doch muthwillig in ungemessenem Stolze, in selbstverschuldeten Verstimmungen, und in der launigsten Willkühr erstickte.

Elende Sultane folgten ihm. Unter diesen hätte das Reich, auch ohne heftigen Angriff von außen,

und auch ohne das wachsende Mißverhältniß seiner Staatskräfte zu denen seiner nördlichen und westlichen Gränznachbarn, und überhaupt der größeren europäischen Mächte, schon in sich selbst viel früher verfallen müssen, als wirklich geschah; hätten nicht einige würdige Großwessire den brüchigen Koloß noch fest zusammengehalten.

Die Geschichte, wie sie das vermochten, gewährt nicht ein so verbittertes Vergnügen, wie Murad's IV. Biographie. Denn hier wird nicht immer nur von fühlloser Heroengröße, sondern auch von einer, aus Herzensgüte entsprossenen, Charakterhoheit die Rede.

Wird man aber auch wohl gern von Murads Biographen diese Großwessire geschildert lesen? —

IV.

Bericht des sich auf Reisen befindenden Doctors und Professors Iwan Woinof an das Conseil der Kaiserlichen Moskowschen Universität.

(a. d. Moskovschen Literatur Zeitung v. 1805.)

Ich halte es immer für meine erste Pflicht, die mir gegebenen Vorschriften auf das Pünktlichste zu erfüllen. Um desto mehr schmerzt es mich zu erfahren, daß der Rapport über meine Beschäftigungen des verflossenen Winter-Semesters, welchen ich Ihnen, hochgeehrte Herren, aus Göttingen zuschickte, noch nicht in Ihre Hände kam. Diese Nachricht muß mir höchst empfindlich seyn, da dessen einziger Inhalt in einem Bericht über die vollendete Umschaffung (so darf ich sie nennen) der mir bestimmten Wissenschaften mit ihren neuesten Abtheilungen und den nur möglichen Ergänzungen des jetzigen Zeitalters bestand. Ich folgte dabei der Leitung des Herrn Hofraths und Direktors der Klinischen Kran-

ken Anstalt in Göttingen Himly. Ihm bin ich für die Mittheilung mancher neuen und nicht weniger nützlichen Ideen, die ich sowohl in seinen Vorlesungen als an den Krankenbetten aufgriff, ewig verpflichtet. Zuvor achtete ich daher für nöthig, dieses mir so unvorhergesehenen Vorfalls zu erwähnen.

Jetzt habe ich die Ehre, Ihnen dasjenige vorzustellen, was mir zu bemerken gelungen ist, und zu gleicher Zeit, was mir während meines Aufenthalts in Frankreich zu sehen und zu erfüllen nicht gelang. Nach meiner Ankunft in Paris, wo ich nicht hoffen konnte, lange zu verweilen, eilte ich, alles aufzusuchen und zu benutzen, was für mein Fach interessant war. Ich besuchte die Hospitäler und traf sie in Hinsicht auf Oekonomie in einem ohne allen Vergleich bessern Zustande, als man sie vor etwa 20 Jahren beschrieb. Auch besuchte ich die Vorlesungen, denn ich hielt es nicht für ausreichend zu wissen, was die französischen Aerzte am Krankenbette thun, sondern auch was sie dabei denken. Zu meinem Bedauern fand ich mehr dessen, was mir zwar nützen kann, aber nur negative und nicht affirmative, d. h. zu mehrerer Ueberzeugung vom Gegentheil. Ich wunderte mich, daß ich den Unterricht dieses und keines andern Fachs sowohl in Hinsicht auf Kuren als auf Vorlesungen bei dem berühmten Pariser Arzte Herrn Corvisar, einem den Jahren nach eben nicht alten, aber in Kenntnissen der Arzneiwissenschaft veralteten Manne, schöpfen

mußte. Noch mehr befremdete es mich, daß ich in den Vorlesungen eines der gründlichsten Pariser Aerzte des Hrn. Bosquillon, Schülers des grossen Coullin, nicht mehr als zwei Zuhörer fand. Dies aber rührt wohl nicht allein vom Mangel des Geschmacks der Pariser Aerzte an gründlichen Medizinal-Kenntnissen, sondern vielleicht mehr vom Mangel an Fertigkeit in älteren Sprachen her. Hr. Bosquillon erklärt die Aphorismen des Hippokrates und bequemt sich in sofern nach seinen Zuhörern, daß er das griechische Original nach einer von ihm selbst gearbeiteten und neben dem Griechischen abgedruckten lateinischen Uebersetzung interpretirt. Ich finde diese Methode um desto solider, je mehr ich Gelegenheit hatte, einige junge Leute mit Doctor-Diplomen kennen zu lernen, die weit entfernt, zwei Worte auf lateinisch richtig zu sprechen oder zu schreiben, sogar den Cornelius Nepos nicht verstanden. Deshalb mögen ohne Zweifel ihre Kenntnisse in der Arznei-Kunde, vorzüglich bei ihrer erstaunlichen Vernachlässigung der neuesten auswärtigen Literatur so begrenzt seyn. Es scheint mir überflüssig, sich in die Untersuchung einzulassen, weswegen die französischen Aerzte den deutschen so auffallend nachstehen. Die leztern, wie ich bemerkte, benutzen bei allen nur möglichen eignen Anstrengungen auch die kleinste Gelegenheit, sich die auswärtigen besonders aber reifen und auf sorgfältige Erfahrung der Natur gegründeten Schriften, hauptsächlich bei englischen Aerz-

se anzueignen; welche unermüdet den weisen Vorschriften ihres Landsmanns Bakon und dem erhabenen Beispiel des gleich grossen Newtons folgen.

Aber was ich hier von der Arznei-Kunde in Frankreich sage, muß man nur von der eigentlich sogenannten Medizin, den medizinischen oder beßer zu sagen philosophischen Theil der Chirurgie mit eingeschlossen, keineswegs von dem der Hand überlassenen, oder eigentlich dem mechanischen Theile der Chirurgie verstehen. Denn Jedermann wird zugeben, daß die Franzosen in allen, was Geschick und Behändigkeit in Händen und F ü s s e n betrift, große Meister sind. Ich überlasse einem meiner Kameraden das Lob dieser Verdienste und bemerke blos, daß die französischen Wundärzte bei dem dürftigen Vorrath an gründlichen medizinischen Kenntnissen, sich diese Vorzüge von ihren Landsleuten oft ohne anscheinende Nothwendigkeit, sehr theuer bezahlen lassen.

Noch weniger muß das von mir, in Ansehung der Arznei-Kunde in Frankreich, Gesagte auf die Hülfs-Wissenschaften, die Physik, die Chimie und die Naturgeschichte in ihrem weiten Umfange ausgedehnt werden. Der Zustand dieser Wissenschaften, besonders bei dem bezaubernden Anblick alles dessen, was zu ihrer Bereicherung erforderlich ist — ich verstehe darunter das physikalische Kabinet des Hrn. Charles, das Museum der ganzen Naturge-

schichte, das berühmte chimische Laboratorium, wo Vauquelin seine Analise der Körper macht, die Menagerie und den botanischen Garten (das physikalische Kabinet ausgenommen). Alle die sind zu glänzend, um nicht Jeden zum Lobe zu reitzen, dem ihr wohlthätiger Einfluß auf das menschliche Geschlecht bekannt ist. Aber dieses angenehme und so beneidenswürdige Geschäft ist einem Glücklichern unter uns aufgetragen. Mir bleibt nur zu bemerken übrig, daß der glänzende Zustand der Hülfs-Wissenschaften der Medizin, statt sie, wie man hätte erwarten sollen, zu größerer Vollkommenheit zu erheben, ihr bei dem schlechten Zustande der Arzneikunde in Frankreich gefährlich, und, ich darf es sogar sagen, in der That wirklich schädlich wird. Denn bei dem so erstaunenden Uebergewicht der Hülfs-Wissenschaften, in Vergleich mit der Hauptwissenschaft verliert der lebhafte Franzos, geblendet durch den Glanz dieser ihrer stolzen und machtvollen Dienerin, sie selbst beinahe ganz aus den Augen, oder er verliert sich selbst, zerstreut durch die gefälligen und angenehmen Eindrücke, welche ihre Menge und Mannichfaltigkeit wider seinen Willen auf ihn macht, in den unbegreiflich weiten Grenzen dieser so anlockenden Gegenstände. Aus diesem Grunde sieht man oft in Paris einen Candidaten der Medizin, anstatt eines gründlichen Arztes endlich nicht mehr als einen Gaffer oder dergleichen werden. — Jedoch es ist Zeit, von dem zu reden, was

ich bei meinem etwas mehr als dreimonatlichen Aufenthalte in Paris nicht sehen konnte.

Von dem Zustande der Anatomie in Frankreich darf ich nicht urtheilen (sie wird gewöhnlich nur im Winter docirt) aber wenigstens von dem vortheilhaften Zustande des handoperirenden Theils der Chirurgie, der trocknen anatomischen Präparate und der Präparate aus Wachs, welche ich im anatomischen Kabinet bei der Medicinalschule sah. Diese leztere übertrafen durch ihre Accuratesse, Feinheit und saubere Arbeit sogar meine Erwartung. Ja, ich bin überzeugt, daß so meisterhaft gebildete Wachs-Präparate zur Mittheilung der intuitiven Begriffe, besonders von dem zarten Systeme des menschlichen Körpers nüzlicher seyn müssen als Präparate aus Cadavern, und zwar wegen der deutlichern Vorstellung ihrer natürlichen Lage in Hinsicht auf die angrenzenden Theile. Ich hoffe, einer meiner Kammeraden werde umständlicher hiervon sprechen, daher berühre ich es nur im Vorbeigehn, und komme nun zu dem, was ich zu meinem größten Leidwesen von den mir gegebenen Aufträgen nicht erfüllen konnte.

Die vergleichende Anatomie, welche ich nach der mir ertheilten Vorschrift in Paris hören sollte, wird von Herrn Cuvier in der Winterhälfte des Jahrs vorgetragen. Es ist mir blos gelungen, das Kabinet dieser Wissenschaft zu besuchen. Es befindet sich gleichfalls im botanischen Garten unter des Herrn

Professors Aufsicht. Durch seinen erstaunenden Umfang vielleicht das einzige in seiner Art, und wie man mit Recht sagen kann, ein sprechendes Denkmahl der unermüdeten Betriebsamkeit des unsterblichen Daubenton, ist es jetzt merklich mit neuen, feinen und Vieles aufklärenden Präparaten des Hrn. Curier selbst bereichert. Aber das neidische Schicksal hat mir nicht erlaubt zu hören, wie durch die Worte dieses letztern, wahrlich großen Priesters der Natur, trockene Gerippe aller Arten von Thieren, sich mit Muskeln, Blut, Puls und Nerven bedecken das Eingeweide und selbst die Organe der Sinne jedes nach seiner Art und Gestalt, das einzige Leben ausgenommen, empfangen. Wenigstens wollte ich es nicht versäumen, bei ihm die Philosophie der Naturgeschichte zu hören, in welcher dieser eben so große Lehrer als Naturkündiger in der Fülle seiner Ideen von seinen Lieblingsgegenständen der vergleichenden Anatomie, sie bisweilen mit dem ihm eigenen Feuer der Klarheit und dem Interesse berührte, wie der seltenste ja der unvergleichlichste Lehrer seines Fachs, wenn ich nicht das Glück gehabt hätte, den Cicero des an sich selbst so beredten Frankreichs Hrn Fourcroi zu hören.

Schließlich bleibt mir übrig, einen Gegenstand zu erwähnen welcher vorzüglich meine Aufmerksamkeit auf sich zog, und der sowohl wegen seiner Neuheit als mehr noch wegen seiner Wichtigkeit und Nützlichkeit in den wohlorganisirtesten Köpfen von

sehr geschickten Aerzten höchst cultivirter Nationen der alten und neuen Welt jezt eine edle Beeiferung erweckt hat. Ich meine die sogenannten Seelenkrankheiten, welche sonst fälschlich in von der Welt abgesonderte Grenzen eingeschlossen waren, jezt aber ein unveräusserliches Eigenthum ihrer rechtmäßigen Beherrscherin geworden sind. Bey dieser erwarteten sie auch damals schon in der Noth allein Hülfe, obgleich sie nicht hoffen konnten, von ihr so viele Erleichterung als jezt zu erhalten, weil ihre Gewalt in diesen Fällen auf eine ungereimte Art eingeschränkt war.

Bei diesem Begriff von dem weiten Umfang der Arznei-Kunde machte ich es mir zur Regel, nicht die geringste Gelegenheit vorbeizulassen, mich mit den unglücklichen Kranken dieser Art genauer bekannt zu machen, und ich gestehe, Dank sey es dem jezigen Zeitalter, daß ich bei meiner Reise durch die kultivirtesten Reiche von Europa keinen Mangel daran litt. Ich fand in den Hauptstädten sogar mehr als ein Irrhaus. Daher wage ichs zu sagen, daß jezt bei der immer noch nicht hinreichenden Aufmerksamkeit auf diesen für jeden Menschen insbesondere sowohl, als für den politischen Körper wichtigen Punkt man gewissermaßen aus der Zahl der Wahnsinnigen wo nicht den Grad der Geistesfähigkeit, doch wenigstens auf die Kultur der ganzen Nazion schließen könne. In Paris traf ich mehr als 700 eingeschriebene Aberwitzige. Sie sind, und zwar

V.

Die Dschamie der Sultane-Walideh, Mutter Sultan Muhammed's IV.

Jeder, der nur einmal den reizenden Hafen Stambuls in pfeilschneller Gondel durchschnitt, jeder, der die einladenden Gestade der majestätischen türkischen Hauptstadt betrat, wird sein Auge mit Vergnügen bei jenem prachtvollen Tempel eine Zeitlang haben verweilen lassen, der, von einer osmanischen Kaiserin erbauet, hart am immer regsamen, lebendigen Kay jedes Ankommenden Staunen und Bewunderung feßelt.

Ein seltener Fall ist es immer, daß Sultaninnen Dschamien oder Moscheen können aufrichten lassen, ja es war nur eine besondere Vergünstigung, welche die verwittwete Gemahlin Sultan Ibraim's I. als Sultane-Walideh von ihrem Sohne, Sultan Muhammed IV. sehr geschickt sich zu verschaffen wußte, die diesem Prachtgebäude sein Daseyn gab, und den Ruhm der berühmten Erbauerin vollendete.

Des vierten Sultan Muhammed's Mut-

ter war eine der grösten und geistreichsten Damen, die je im osmanischen Sultan-Serai zu Konstantinopel geherrscht haben: eine Frau von seltener Weltkenntniß und Klugheit, angefeuert durch gränzenlose Ruhmbegierde, durch unabläßiges Streben nach Ansehn, Macht und Gewalt. Sie genoß als Kaiserin-Mutter, die vollkommenste Freiheit, eine Freiheit, die niemand zu beeinträchtigen, niemand zu schmälern wagen konnte; sie führte im Namen des Sohnes den Szepter über das ganze Reich, und niemand unterstand sich ihr ein Hinderniß in ihren Entwürfen in den Weg zu legen; denn jeder kannte ihren Einfluß auf das Gemüth des Regenten, und jeder zitterte vor ihm. Im Besitz eines ungemessenen Kredits konnte sie die Pforte die ihrige nennen. Nicht anders als billig war es, daß eine so ausgezeichnete Dame, in den Annalen des osmanischen Herrscherstammes der Nachwelt ein Kleinod der muselmännischen Baukunst hinterließ, das als ein ewiges Denkmahl ihrer Größe gelten kann.

Die große Dschamie, die ihren Namen führt, ist eine der letzten sogenannten kaiserlichen, welche die muhamedanische Frömmigkeit hier der Gottheit und dem Propheten zu Ehren aufgerichtet hat, und wird darum die neue (Yehni-Dschamie) genannt. Die Stifterin (Terkhann-Sultane ist ihr Name) konnte keine schönere und vortheilhaftere Lage für ihr neues Werk wählen, als die, welche dieser Tempel erhalten hat.

Alle künftige Osmanen-Sultane, die ihrer Regierung unterworfene Völker, und die Fremden, die Konstantinopel besuchten, sollten sich bei dem Anblick desselben einer Frau erinnern, die durch ihr Genie Thaten vollbrachte, so selten in des Orients Geschichte bei dem weiblichen Geschlechte, von so gewaltigen, bewunderungswürdigen Plänen; und jeder Rechtgläubige für die hingeschiedene Seele ein stilles Gebet zum Himmel schicken, wenn er das kostbare Monument betrachtete, an dem zur Verherrlichung des Propheten nichts gespart ward: Darum wurde das Gebäude hart am Hafen, und nur durch einen breiten Kay von demselben geschieden, in der Nähe des großen Serails aufgeführt, nicht weit von dem Orte wo zwei schöne Kioske dem Großherrn und seinen Sultaninnen oft die Ansicht des Hafengewühls gewähren.

Gegen Norden und Westen wird dieser Pallast mit seinen Nebengebäuden, der, gleich den meisten andern Moscheen, einen viereckigen Raum einnimmt, von den Stadtmauern, gegen Süden von dem Sultans-Validehs-Basar und dem Grabmahle der Kaiserin, und gegen Osten von einer andern Mauer umgeben, in welcher sich der Haupteingang zum Vorhof des Tempels, an einem Orte befindet, der gerade einem nicht weit von den Serailsgarten entfernten Stadtthore entspricht. An Zierlichkeit, Schönheit und Geschmack dürften wohl wenige türkische Gebäude diesem gleich kommen; aber was das

selbe vor allen andern zum voraus hat, ist, wie schon erwähnt, die in ihrer Art einzige und unvergleichliche Lage.

Schon aus der Ferne, von den gegenüberliegenden Gestaden von Galata, habe ich den stolz sich erhebenden Koloß mit neugierigem Auge betrachtet. Ich werfe mich jetzt in eine Gondel, um ihn in der Nähe von Angesicht zu Angesicht zu beschauen. Ich komme, umschwirrt von hundert Nachen aller Art, vor der Rheede an; sie ist vielleicht die am meisten besuchte im ganzen Hafen: die Nähe des neuen Basar's, der zur Stifterin die nehmliche Prinzessin hat, welche den Tempel gründete, die gleich zur Seite befindliche Haupt-Douane der Stadt, locken und nöthigen Tausende herbei und machen das Gewühl vollkommen.

Der ganze lange Kay, der die hier vom Meere gebildete schöne Bay umschließt, ist mit einem stark durch Pfähle unterstützten Damm umgeben, und zur bequemern Anfuhr ragt eine hölzerne Brücke in's Wasser hervor. Hier und am ganzen Ufer wimmelt's von Tschaiken, und tosend hallen die sich durchkreuzenden Stimmen der nervigen Tschaikiers durch die Lüfte. Ich steige an's Land, winde mich durch das Gedränge, nicht achtend des mich umtobenden Getöses: was erblick' ich? Rechts wälzen sich des Volkes bunte Schaaren von und nach dem Basar hin; auf der Südwestseite stößt er unmittelbar an die Dschamiemauern, und die Menge im Sonnen-

glanze strahlender Kuppeln, die ihm statt des Dachs dienen, geben schon von Ferne seine Pracht zu erkennen. Valideh-Terkhann-Sultane hat ihn zur Bequemlichkeit der Kaufleute vom ersten Range erbauen lassen; und was sie schuf, trug ja immer die Farbe der Größe. Unter seiner Bedeckung von Domen faßt er eine Menge der reichsten Waarenlager und Buden in sich, und Alles liegt hier sicher in den dicken Mauern, von eisernen Thüren verschlossen, vor Feuer und jeglicher andern Gefahr. Alle, welche diesen prachtvollen Markt, als Käufer oder Verkäufer, als Mäkler und Wechsler besuchen, pflegen meistens am Sultane-Valideh-Kay zu landen, sobald sie etwas entfernt wohnen: denn wozu sich ohne Noth durch die engen, schmuzigen, dicht von Menschen und Thieren vollgepropften Gassen drängen, während die schönen Gewässer des Bosporus die bequemste und anmuthigste Art darbieten, diesen Weg zurückzulegen?

Näher zu dem Gestade hin fällt das Auge nun auf eben dieser Seite auf die Douanengebäude. Zwei große Meerthore gewähren den Schiffen den unmittelbaren Eingang aus dem Hafen, und auf beiden Seiten befindet sich hier statt eines Dammes eine Mauer hart am Kay. Die Douane von Galata liegt dieser gerade gegenüber auf der Nordseite des Hafens, und in dieser Breite des Golfs ist darum die Versammlung und das Zusammentreffen der Schiffe bei weitem am größten. Unzählige Hän-

de sind hier mit Aus- und Einpacken der Waaren, mit Wägen und Messen, mit Zählen und Berechnen beschäftigt, und eine Menge Janitscharen sind angeordnet, um die Ordnung zu erhalten.

Nun werfen wir den Blick auch einen Augenblick zur linken Seite hin. Nicht minder groß ist da die Menschenzahl, welche von den benachbarten Quartieren der Hauptstadt nach dem Kay hineilt. Aber näher zieht die Aufmerksamkeit ein zahlreicher Haufe von Obstverkäufern auf sich. Die schönsten köstlichsten Früchte der Jahrszeit liegen hier auf dem Boden aufgehäuft, und in den heißen Tagesstunden ist die Losung hier überaus groß. Doch die vornehmsten der Obsthändler (Bakals) bieten ihre Waaren in eigenen Buden feil, die sich ganze Reihenweise an der Tempelmauer auf der Nordseite befinden.

Außerhalb der den Vorhof der Dschamie umgebenden Mauer bemerkt man auch in der Nähe der zwei vornehmsten Thorwege zwei ansehnliche Wasserbehälter (Sebilkanas), bei denen immer Muselmänner beschäftigt sind, allen denen, welche hinzutreten und einen Trunk Wasser zur Kühlung verlangen, es umsonst mit freigebiger Hand darzureichen. In den heißen Tagen sieht man die Wasserschenker (Sibilschi) oft ihre Krüge in große mit Schnee gefüllte Gefäße setzen, um dann ihre Gabe recht erfrischend darbringen zu können. Alsdann hört man häufig von denen, die sich in der

Hitze an dem Genuß des kühlenden Getränks gelabt haben, den Ausruf: Rakmet ulla alla men aukaf! (Gott schenke seine Gnade dem, der mir dieses Gute erzeigt hat!).

Ich wende mich nun zu dem großen Gebäude selbst hin; imposant ist der Anblick des Ganzen. Die große Kuppel, umgeben von einer außerordentlichen Menge kleinern (man kann ihrer von einem Standpunkte aus, mehr als sechzig zählen), die hoch emporstrebenden beiden Minarets auf den beiden Ecken der Westseite, jeder mit drei schön gearbeiteten Gallerien verziert, die Thürmchen und vergoldeten Halbenmonde auf den Spitzen derselben und der Dome, die starken Wölbungen und Kolonnaden, die vielen gothisch-morgenländischen Fenster, die großen erhabenen Eingänge....... Alles dies giebt dem Auge so viele merkwürdige Ruhepunkte, daß man lange verweilen muß, um der Phantasie ein vollständiges Gemälde der ganzen Ansicht einzuprägen.

Doch laßt uns näher treten und auch das Einzelne in Augenschein nehmen. Wir steigen die Treppe hinan, die auf der Nordseite der Mauer zum Haupteingange in den Vorhof der Dschamie führt. Ich befinde mich auf einem weiten leeren Raum, der gegen Norden den Tempel umgiebt, und sich auch um die ganze Westseite herumzieht. Das Eingangsthor zum Vorhof auf der mitternächtlichen Seite, war, wie das gewöhnlich bei den türkischen Gottes-

Pfastern zu seyn pflegt; mit Ketten in der Mitte behangen. Hier sehen wir uns nun ein wenig um, ehe wir die Schwelle des Heiligthums selbst betreten.

Rechts zeigt sich mir ein groser Thorweg, der den Eingang auf der Westseite zum Vorhof darstellt; er ist, so wie der, wodurch wir eingetreten sind, mit einem schiefen Dache bedeckt. Links prangt am Ende ein groser Kiosk von zwei Stockwerken, der die Aussicht nach Osten verschließt, und auf der einen Seite unmittelbar an die Vorgebäude des Tempels, auf der andern an die Vorhofsmauern stößt. Zwei Thürme mit vergoldeten halben Monde auf dem schiefen orientalischen Dache, kündigen es an, daß dies ein kaiserlicher Pavillon ist. Hier pflegt sich nehmlich der Sultan, wenn er diese Dschamie besucht, gewöhnlich einige Zeit aufzuhalten. Ein Thor dieses mit zwei Reihen von Fenstern versehenen Kioskes geht zur Stadt hin, ein anderes in den Tempelvorhof.

Vor mir erblicke ich nun, gleich links neben dem Eingange, an der Vorhofsmauer, mehrere Springbrunnen, bei welchen sich allezeit zur Zeit des Gottesdienstes eine Menge Muselmänner versammelt, um die verordneten Waschungen an sich zu vollziehen, ehe sie zum Gebet gehet. Auf der andern Seite des Tempels befindet sich eine gleiche Anzahl solcher Fontainen.

Wir lassen den Eingang zur Dschamie auf der

Nordseite Links liegen, und begeben uns gleich nach der Westseite hin, wo sich der Haupteingang befindet. Er ist mit einem Dom bedeckt, auf welchem ein vergoldeter Halbmond auf einer Stange prangt. Das Frontispice des Gebäudes auf beiden Seiten dieses gewölbten Eingangs ist völlig regelmäßig: gegen Norden sowohl als gegen Süden hat es zwei Reihen großer Fenster, die gleichsam zwei Stockwerke bilden; ihre Anzahl ist überhaupt zwölf auf dieser Façade. Wir kommen nun zuerst in den geräumigen Peristil, der sich vor der eigentlichen Dschamie befindet. Er ist mit einer Menge von Kuppeln bedeckt, die auf eben so viel Arkaden ruhen. Im Innern werden diese von zierlichen Marmorsäulen getragen, welche einen schönen Anblick gewähren. Die Nordseite dieses Peristils bietet ebenfalls zwei regelmäßige Etagen dar, jede zu sechs Fenstern in einer Reihe; dann kommt weiter nach Osten hin der nördliche Eingang zu diesem Vorgebäude, und zuletzt noch zwei andere in denselben gehende Fenster. Hieran stößt dann der nördliche Minaret, nach welchem noch weiter östlich der nördliche Eingang in die Dschamie sich zeigt. Der Raum zwischen diesem Thore, das geradezu in's Innere des Tempels führt, bis zum nordöstlichen Ende, wo sich der großherrliche Pavillon befindet, wird nun theils von den Treppen, die zu den obern Stockwerken führen, theils von Gallerien, die den innern Gallerien entsprechen und einen prachtvollen

Anblick gewähren, ausgefüllt. Die südliche Seite bietet von Außen mit der nördlichen fast die nehmlichen Merkwürdigkeiten dar.

Ehe wir aber in's Innere der Dschamie treten, müssen wir noch das Ausgezeichnete des Hauptgebäudes und die Stellung der Kuppeln auf demselben in Augenschein nehmen. Nachdem das Auge das mit lauter blechernen Domen bedeckte weitläuftige Peristil übersprungen hat, fällt es auf eine zweite Façade auf der Westseite mit sechs obern grosen Fenstern, in deren Mitte sich wiederum ein mit einer Kuppel bedeckter Eingang befindet. Sie gehört zu dem zweiten oder innern Peristil, und vier Dome prangen an Daches statt auf demselben. Jetzt erst gelangt man zum Tempel selbst.

Die Façade desselben auf dieser Westseite ragt noch weit über die Spitzen der eben genannten 4 Dome des zweiten Peristils empor, und zeigt oben wiederum eine Reihe groser gewölbter Fenster. Das Tempelgebäude selbst besteht nun aus einem sehr grosen Dom und vier grosen Halb-Domen, die auf den Seiten in Gestalt eines Kreuzes angebracht sind. Die Zwischenräume dieser letztern sind nun mit vielen andern, jedoch viel kleinern Kuppeln und Halb-Kuppeln angefüllt, wovon die meisten jedoch nur zur Zierde dienen sollen. In gleicher Absicht hat man auch vier weit über die Halbdome emporragende Thürmchen zwischen denselben errichtet, welche die Form von Laternen haben, oben mit Kup-

zeltartigen Dächern versehen sind, und höchstens dazu dienen können, von Aussen auf die Hauptkuppel zu gelangen; denn im Innern der Dschamie bemerkt man gar nichts von ihnen. Der Hauptdom so wie die vier grosen Halbdome haben, rund herum eine Reihe Fenster nach gothischem Geschmack, und das Silberblech, womit sie belegt sind, giebt von den Sonnenstrahlen vergoldet, einen prächtigen Anblick. Die Façade des eigentlichen Tempelgebäudes auf der Nordseite bietet übrigens, eben so wie auf der Südseite, zwei grose Arkaden dar, unter welchen sich Reihen von Fenstern befinden, und die noch sehr über die äusern vorhin erwähnten Gallerien emporragen.

Inwendig ist die Dschamie an vielen Orten mit schöner Fayance überzogen, und das Ganze macht auch da einen grosen Eindruck. Die vielen prächtigen Säulen von Marmor mit Knäufen nach türkischer Art, wovon ein groser Theil von trojanischen Ruinen genommen seyn soll, die zierlichen Gallerien, Geländer und Balustraden, die zahllosen Lampen, die Kugeln von Elfenbein und die grösern von Krystall, die, wenn sie während des Gebets erleuchtet werden, Allem ein feenartiges Ansehn geben; die Tribunen und Sitze für den Mufti, für den Sultan. . . . . . Alles fesselt Sinne und Einbildungskraft. Die freie Kolonnade, welche vorn an der Dschamie steht, und mit Kuppeln bedeckt ist, b[illegible] aus Säulen von weisem, bisweilen auch gr[illegible]

Marmor. Ueberhaupt scheint dies ganze architektonische Werk viel feiner zu seyn als die andern Dschamien; auch hat es nicht viel Gothisches an sich, ungeachtet der türkische Geschmack auch hier unverkennbar ist. An den Wölbungen der Fenster und Thüren scheint mir besonders viel Baukunst zu seyn.

Da diese Dschamie dem Serail gerade gegenüber steht, und zwar an einem Orte, der schon wegen seiner Lage und Umgebungen immer mit Menschen angefüllt ist, und im Angesicht des ganzen Hafens und seiner Ufer liegt; so wird sie bei öffentlichen Freudentagen, Volks- und Hof-Festen allen andern vorgezogen. War ehemals von dem Sultan eine Stadt erobert, ein Sieg erfochten worden; so erblickte man hier die glänzendste Illuminazion; sind Rebellen zu Paaren getrieben, oder hat sich ein glückliches Ereigniß im Serail zugetragen, oder ist irgend ein Jahrsfest; so erscheint die Sultane-Walideh-Dschamie zuerst in prächtiger Beleuchtung. Man bedeckt alsdann nicht nur die sechs Gallerien der beiden hohen Minarets mit Lampen, sondern auch die Kuppeln, Fenster und Thüren werden mit Lichtern behängt; man zieht sogar in verschiedenen Höhen eine Menge Seile von einer Spitze zur andern und besäet sie mit brennenden Lampen. Diese Seile unterstützen dann auch nicht nur den verzogenen Namen des regierenden Großherrn, sondern vermittelst derselben werden auch allerhand andere

allegorische Bilder in Bezug auf den Gegenstand des Festes durch Reihen von brennenden Lampen gebildet. In der Ferne gewährt eine solche Erleuchtung, bei der alles bis zum obersten halben Monde von vergoldeter Bronze glänzt, besonders einen unübertrefflich reizenden Anblick, dessen Pracht durch die Nähe der Gewässer, die alles tausendfältig zurückspiegeln, noch unendlich vermehrt wird.

Auf der Südseite dieses Tempels erblickt man einen Zypressenhain von Mauern umgeben; in demselben steht das kostbare Mausoläum der Stifterin dieser Dschamie. Hinter diesem ragen noch die Kuppeln eines sehr schönen Timarkana oder Hospitals von beträchtlichem Umfange und noch beträchtlichern Einkünften hervor, das ebenfalls die Sultane-Valideh gründete und mit dem Tempelgebäude verband.

Endlich muß ich doch noch bemerken, daß man in Konstantinopel noch eine Validah-Dschamissi hat, die mit der eben beschriebenen Yeni-Dschami, auch schlechtweg Valideh-Sultane genannt, nicht zu verwechseln ist. Ihre Erbauerin war Rabiah-Gulnusch-Sultane, die Mutter Mustapha's II. und Achmed's III.

VI.

Beschreibung des alten Serails.
(Eski-Serai.)

Sultan Muhammed der Zweite entwarf den großen Plan zu diesem Pallaste oder vielmehr zu diesem Aggregat von Gebäuden, die unter dem allgemeinen Namen Eski-Serai gegenwärtig begriffen werden. Nach der Eroberung von Konstantinopel beschloß er nehmlich, sich ein Residenzschloß in der Stadt aufrichten zu lassen, und die Baumeister erhielten den Auftrag, den schönsten, bequemsten und schicklichsten Platz dazu auszusuchen. Es wurde ein geräumiger Ort, dem jezt die Dschamie Sultan Soliman's gerade gegenüber liegt, der Ausführung des kaiserlichen Entwurfs am angemessensten gefunden, und bald war ein Sultansitz von großem Umfange erbauet. Mehrere Großherrn haben hier wirklich ehemals ihr Hoflager gehalten; aber seitdem das neue große Serail auf der Landenge, wo in den ältesten Zeiten Byzanz stand, sein Daseyn erhielt, schlugen die osmanischen Kaiser da

beständig ihre Wohnung auf, und die ehmalige Residenz bekam von der Zeit an den Namen des alten Serails, so wie eine andere Bestimmung.

Will man sich von den ungeheuren Umfang des Eski-Serails eine Vorstellung machen; so bedenke man, daß es wenigstens eine halbe französische oder zwei italienische Meilen in der Peripherie hat, ins Quadrat gebauet ist, und von einer Mauer rund herum auf allen Seiten umgeben ist, die wohl 20 Ellen hoch und 4 dick ist. Innerhalb dieser starken Mauer befinden sich über 25 größtentheils maßive Gebäude, eine Menge Gärten, Höfe und andere Anlagen. Zwei große Thore zeigen sich von Außen, wovon jedoch eins stets verschlossen gewesen ist, und noch so gehalten wird.

In der That mußte auch diese alte Residenz der osmanischen Sultane alles in sich enthalten, was zur Wohnung eines orientalischen Fürsten und seines zahlreichen Hofstaates erforderlich ist, da sie ganz zu diesem Zweck erbauet und gleich Anfangs eingerichtet wurde. Eben daher hat dieser Pallast auch, was die Lage und Anordnung der verschiedenen Wohngebäude, Höfe und Gärten betrifft, nichts Unterscheidendes von andern großen Serai's und selbst dem neuen kaiserlichen.

Gegenwärtig dient er zur Aufbewahrung und zum Aufenthalt der Frauenzimmer, die ein regierender Sultan bei seinem Tode in seinem Harem hinter-

läßt, und die sein Nachfolger nicht in den seinigen aufgenommen hat. Auch die Sultaninnen=Mutter, die Odaliken ehemaliger Sultane, die Kinder geboren haben, die Prinzen, Prinzessinnen, Schwestern und Tanten des Monarchen haben nicht selten hier ihre Wohnung gehabt. Doch am meisten füllt der Tod der Regenten, die Unbeständigkeit des Glücks und die Zurücksetzung, dieses alte Gebäude mit Bewohnerinnen.

Die Odaliken, welche Kinder erzeugt haben, bringen, nach dem Tode ihres Gemahls, ihre ganze übrige Lebenszeit hier zu, es müßte denn seyn, daß einer ihrer Prinzen zur Regierung gelangte; aber stets bleiben sie unverheirathet. Indessen leben sie im Eski=Serai im Prunk und Ueberfluß, genießen alle Gemächlichkeiten, werden von Sklavinnen und Verschnittenen reichlich bedient, wohnen in kostbaren Gebäuden und tragen prachtvolle Gewänder. Im Range von Sultaninnen beeifert man sich sie mit Ehrenbezeugungen zu überhäufen.

Kinderlose Odaliken, und deren ist immer die bei weitem größte Zahl, werden bei ihrem Austritt aus dem großen Serail in einem Sterbefalle von den Kadunen häufig der Kostbarkeiten und ihres Schmucks beraubt. Eben darum sind sie auch schon bei Lebzeiten des Monarchen darauf bedacht, Sachen von Werth, die ihnen gehören, aus der Residenz bei Zeiten zu schaffen, sich Geld, so viel als möglich, zu sammeln und dasselbe außerhalb anzu=

legen. Diejenigen, welche sich im grosen Serail kein Vermögen haben machen können, führen im Eski-Serai ein eingezogenes, wenig glänzendes Leben. Sie verfertigen sogar, wenn sie diese Geschicklichkeit haben, allerhand niedliche Frauenzimmerarbeiten, besonders Stick- und Nähereien, und lassen sie durch die Jüdinnen, welche sie besuchen, in der Stadt für Geld verkaufen.

Solche Odaliken ohne Kinder können indessen, wenn sie Männer bekommen, das Eski-Serai wieder verlassen. Häufig nimmt der neue Sultan die zurückgelassenen noch jungfräulichen Frauenzimmer seines Vorgängers in seinen Harem auf; geschieht dies nicht, so kommt es bei ihren Vermählungen besonders darauf an, ob der regierende Sultan sie erlaubt, die Kadune oder Oberhofmeisterin sie begünstigt, und ob die zu Vermählenden Geld und Kredit haben. Manche hatten Gelegenheit gehabt, sich während ihres Hoflebens durch Kabalen, Intriguen, Bestechungen; Schäze zu erwerben, und die Begierde nach denselben reizt dann dazu, sich um sie zu bewerben. Andere haben einen grosen Anhang unter den Eunuchen und Serailsoffizieren sich verschaft, und mancher denkt denselben zu benuzen, um sich emporzuschwingen.

Die Gemächer der Schwestern, Niecen, Kousinen, Tanten des Kaisers, mit einem Worte der Sultaninnen sind von denen der übrigen Frauenzimmer getrennt, und nach ihrem verschiedenen Stand

meublirt. Mitten unter Vergnügungen, so weit sie ein Harem verstattet, erwarten auch sie den Zeitpunkt mit Verlangen, worin der Großherr sie mit den Großen des Reichs vermählt. Man wird leicht schließen können, daß die Dienerschaft aller dieser Prinzessinnen sehr zahlreich seyn müsse.

Jedes der vornehmsten hier wohnenden Frauenzimmer hat eine Art von eignem, abgesonderten Hofstaat, so wie jedes der 25 Hauptgebäude des Eski-Serai seine besonderen Zimmer, Säle, Küchen und Gärten hat. Zwei derselben sind sehr prachtvoll eingerichtet, und werden von niemand bewohnt. Der Sultan hat da seinen Aufenthalt wenn er sich hierher begiebt. Vier Gebäude sind den Prinzessinnen insonderheit eingeräumt.

Ehemals pflegten die Sultane häufig ihr altes Schloß zu besuchen, um entweder ihre Verwandten daselbst zu finden, oder sich zur Veränderung einige Tage daselbst aufzuhalten. Bisweilen speisten sie auch nur da oder brachten ihren Harem mit. Die Frauenzimmer fuhren bei solchen Gelegenheiten allezeit in stark vergitterten Wagen; der Großherr selbst aber langte gewöhnlich inkognito an. Da das große Serail von dem alten nur ungefähr eine italienische Meile entfernt ist, so ist nichts leichter für ihn als verkleidet dahin zu reiten.

An dem einzigen offenen Thore halten Tag und Nacht dreißig weiße Eunuchen die Wache, und außer dem Kaiser ist jeder Mannsperson der Eintritt ver-

wehrt. Sind Ausbesserungen im Innern nöthig, und müssen Handwerksleute in dieser Rücksicht eingelassen werden; so müssen sich die Frauenzimmer so lange nach einen besondern Ort begeben, bis sie wieder nach Hause gegangen sind.

Der Gouverneur des Pallastes und Oberhofmeister aller, darin wohnenden Frauenzimmer, ist der Kapi-Agasi, der gegen 40 Eunuchen außer den Thürhütern unter sich hat. Jener hat, außer zahllosen außerordentlichen Vortheilen, täglich bestimmt 100 Asper, und jährlich mehrere Kleider von Goldstoff, ohne die Pelze und Kaftane zu rechnen: diese hingegen bekommen täglich 10 Asper, und jährlich zwei Kleider von Seide. Ein Frauenzimmer, das Kinder geboren hat, genießt täglich eine Pension von 30 Aspern, und jährlich dreimal einen goldstoffenen Anzug. Die Töchter oder Prinzeßinnen aber haben täglich jede 100 Asper, und in der Kleidung werden sie den Müttern gleich gehalten, bis sie verheirathet sind. Jedes der andern Frauenzimmer bekommt täglich 15 Asper und reiche Kleider, und die Sklavinnen 10 Asper, so wie dreimal im Jahre Gewänder von Seide und Brokat. Alle Morgen kommen zehn türkische Weiber aus der Stadt (Terzisler) hierher, um den Frauenzimmern Unterricht im Nähen und Sticken zu geben, wofür sie ihre Besoldung erhalten. Ehe sie in die Wohnung der Frauenzimmer gehen, müssen sie sich von den Eunuchen jedesmal eine Untersuchung gefallen las-

sen. Damit sich keine verkleidete Mannspersonen einschleichen, werden ihnen die Schleier gelüftet und die Häupter entblößt.

Gerühmt werden besonders die schönen Gartenanlagen, die Blumenbeete, Zypressenwäldchen, Obsthaine, die lieblichen, wohl verzierten Springbrunnen, bequemen Bäder und angenehmen Spazierpartien. Oft wurden in diesen ansehnlichen Revieren zum Vergnügen und zur Belustigung der Bewohnerinnen, viele seltene Vögel, unter andern Strauße, Pfauen, Fasane u. a. m. unterhalten. Eine niedliche Moschee, worin Verschnittene das Amt der Imams und Muezems versehen, dient zugleich den hiesigen Frauenzimmern und ihren verschnittenen Dienern zu gottesdienstlichen Handlungen. Da nie ein Franke die Schwelle dieses Serails hat betreten können, so kann man nichts Genaues über die Lebensart, Polizei und Zeremonien die hier statt finden, sagen; doch kann man sich nach der Analogie leicht einen Begriff davon machen.

Stattet der Sultan im alten Serail einen Besuch ab, so läßt er bisweilen durch den Obereunuchen das ganze Frauenzimmerpersonale wohl ausstaffirt sich auf einen Platz im zweiten Hofe versammeln. Sie stellen sich dann in zwei Reihen, und der Kaiser reitet mit seinen Eunuchen dann mitten zwischen ihnen durch und grüßt jede freundlich, eine nach der andern. In Gesellschaft der Frauenzimmer macht er dann auch wohl Spaziergänge in

den Gärten oder wohnt Festen bei, die ihm zu Ehren gegeben werden.

Sehr glänzend wird vornehmlich die Feierlichkeit begangen, wenn eine der hier wohnenden Sultaninnen mit einem Großen des Reichs zu vermählen ist. Sie zieht alsdann im größten Gepränge aus, mit allem ihren reichen Gepäcke, Meubeln, Kleidern und Schmuck. Alles wird auf Tragbahren, Kameelen, Maulthieren und Pferden einzeln sehr künstlich dem Auge ausgestellt. Die Zahl der dienenden Sklaven und Eunuchen, die den Train begleiten, beläuft sich auf funfzig bis sechzig, ohne die Sklavinnen mit in Rechnung zu bringen. Auch die Dienerschaft, welche der neue Gemahl ihr verehrt hat, geht festlich geschmückt neben her. Sie selbst reitet unter einem prächtigen verdeckten Baldachin, umgeben von den vornehmsten Verschnittenen, worauf ihre Wagen folgen. Zur Aussteuer muß der Gemahl wenigstens 500000 Sultanins oder 2 Millionen Livres, nebst einem reichen Schmuck von Edelsteinen, Perlen und goldenen Bijouterien schenken.

Zum Zeichen ihrer Würde tragen die Sultaninnen einen mit Brillanten besetzten kleinen Dolch (Kariar) im Gürtel. Sind sie vermählt, so statten sie selbst bisweilen dem Großherrn im großen Serail Besuche ab. Der Gemahl muß sich in vielen Stücken nach dem Willen eines solchen mit dem kaiserlichen Hause verwandten Frauenzimmers be-

quemen; und erlaubt es der Sultan, so kann Letztere jenen verstoßen, um sich mit einem andern zu vermählen. Ja man hat Beispiele, daß Große durch solche Gattinnen aus der Familie Osman Güter und Leben verloren.

VII.

Der Schäh und der Einsiedler.

Glänzend und geräuschvoll, ein Sitz der Vergnügungsjagd, der Prunksucht und der Wollust, war der Hof Al Walid's, Schähs von Persien. Ispahan, die stolze Residenz am Senderud, gewann unter seinem Szepter ein völlig neues Ansehen. Ganze Reihen Prachtgebäude stiegen hehr empor, goldprangende Kioske von tausendfacher Form erhoben sich in seinen unermeßlichen Gärten, welche das Paradies auf die Erde gezaubert zu haben schienen, Moscheen von der bewundernswürdigsten Struktur wölbten ihre Kuppeln gen Himmel. Ewige Freude und unaufhörlicher Taumel, schwelgender Genuß und die verfeinertste Ueppigkeit mit ächt orientalischem Pomp verbrämt, hatten in den Pallästen des Regenten ihren steten Wohnplatz aufgeschlagen. Die Gemächer derselben, ein Labyrinth, welches keinen Ausgang zu haben schien, blendeten das Auge durch die seidnen herrlichen Stoffe, durch die Massen von Edelsteinen, Gold und Silber, womit sie bis zur

Ueberladung angefüllt waren. Instrumental- und Singmusik hallte in allen Räumen wieder, um nie zu verstummen. In den Ställen bäumte sich ein Heer der auserlesensten Rosse, hauste eine unübersehbare Schaar der schönsten Kameele. In den Küchen lohte ein Feuer, schrecklich und nimmer erlöschend wie die Flammen der Hölle, und eine Legion reichgekleideter Diener bevölkerte die Gänge und Höfe. Ein Harem endlich, wie ihn kein anderer Despot des Morgenlandes aufzuweisen hatte, eröffnete seiner Sinnenlust den weitesten Spielraum.

Wie der Herr, so die Diener; wie der König, so die Grossen des Reichs und die Unterthanen. Jedermann lebte in Saus und Braus, und kostete nach seiner Weise im reichsten Maase die Entzückungen des Lebens. Keiner dachte an den morgenden Tag, weil er sich dadurch die Gegenwart zu verbittern befürchtete. Die Häuser der Vornehmen lieferten sämmtlich Miniaturgemälde des königlichen Pallastes, und der Kaufmann und Handwerker wähnte sich nicht zu schlecht, es dem grossen Reichsbeamten gleich zu thun. Für die Hauptstadt hatte dieser ungeheure Luxus noch (das einreißende Sittenverderbniß abgerechnet, welches gräßlich wie der Samum wüthete) die am wenigsten nachtheiligen Folgen. Man konnte da eher bei der Ausgabe minder ängstlich verfahren, weil die Einnahme durch die Ausflüsse der vielen reichen Vasallen und Fremden,

welche beständig auf diesem Tummelplatze sich herumtrieben, und alle Kerwanserais zu eng machten, jederzeit sehr schnell erfolgte, und höchst beträchtlich war. In den Provinzen aber sah es desto trauriger aus. Während in der Residenz alle Quellen des Wohlstands verschwenderisch sprudelten, herrschte auf dem platten Lande die scheußlichste Ebbe und Stockung, welche in kurzem die völlige Verkümmerung und Lähmung aller Gewerbe, sogar des Ackerbaues, zur Folge haben mußte.

Zwar besaß Al Walid ein gutes Herz; allein ein solches ist ohne Kraft der Seele für einen Regenten nur ein stiefmütterliches Naturgeschenk. Sorglos, wie leider gewöhnlich, hatte man seine Erziehung behandelt. Um so leichter war das Spiel der Höflinge, als sie früh darauf ausgiengen, seine Schwächen zu seinem Gängelbande zu erkiesen, damit sie desto freier schalten und walten konnten. Einmal versunken in ein berauschendes Meer von Wollüsten, die ihn in die tiefste Selbstvergessenheit einwiegten, schien es beinahe unmöglich zu seyn, daß der Schāh je wieder frei das Haupt emporheben, zur Nüchternheit zurückkehren, mit Selbstständigkeit und Nachdruck die Zügel der Regierung ergreifen, und seiner hohen Pflicht eingedenk, als Vater seines Volks auftreten könnte, als ein trauriger Vorfall ihm zum Hebel ward.

Es war ein schöner Tag, nur einzelne Silberwölkchen wallten am azurnen Himmelsteppich. Da

saß der lebelustige Schâh mit der Krone seiner Weiber, Osiria, in einem der luftigen Pavillons seines Parks zu Tische. Es galt der Feier des Geburtstages seiner Favoritin. Mit Blumengewinden waren die Wände des Zimmers behangen, welches die lieblichsten Rosenessenzen und Bisamdüfte erfüllten, und in welchem Wein von Schiras, aus einer goldnen Röhre in ein marmornes Bassin rieselte. Auf ein weiches Sofa, dessen Polster von Gold und Perlen strotzten, hingegossen, trieb Al Walid mit seiner reizvollen Beischläferin allerlei holde Vorspiele der Liebe, wozu ihn der häufige Genuß geistreicher Flüßigkeiten und gewürzhafter Speisen noch mehr anfeuerte, als plötzlich dieses trauliche Tête à Tête in eine schreckliche Jammerszene umgewandelt wurde.

Eben wollte er Osiria mit seinen konvulsivischen Armen umschlingen, als sie leblos zu Boden stürzte. Seiner Sinne beraubt, sank er neben ihr mit einem lauten Schrei auf die Fußteppiche hin. Schnell wie Gazellen, eilten die Diener und Trabanten athemlos herein, hoben den wimmernden Schâh auf, und brachten ihn bald wieder zu sich; Osiria hingegen blieb, trotz aller ärztlichen Hülfe, — todt. Ihr Geist war, zum Heil des Königs, in die friedlichen Gefilde ewiger Wonne entflohen.

War Al Walid bisher vor lauter Lustbegier ein träger Lenker der Staatsmaschine gewesen: hatte er bisher aus weibischer Liebe zur Ruhe und Ge-

mächlichkeit den Ober- und Unterbeamten den Zügel schießen lassen, und bei ihren Nachläßigkeiten und Bedrückungen, wenn er sie einmal zufälligerweise erfuhr, mit kindischer Nachgiebigkeit durch die Finger gesehen; so sank er jetzt vollends zum Schattenkönig, zur Null herab. Die Quelle dieser gänzlichen Apathie, war Osiria's Verlust. Mit ihr schienen ihm alle Rosen des Lebens verdorrt zu seyn. Untröstlich über ihr unerwartetes Hinscheiden gab er sich der ganzen Macht seiner Traurigkeit und seines Schmerzes preis, verfiel in die grenzenloseste Unthätigkeit, die einer steten Schlafsucht gleich kam, und das Reich schien schlechterdings sein Oberhaupt verloren zu haben. War er bisher nicht sehr aufgelegt zum Regieren; so machte er sich nun gänzlich unfähig dazu. Bei Tag und bei Nacht rannte er wie ein Tollhäusler in seinem Schloße herum, rief unaufhörlich seine geliebte Osiria, und beschwur alle, die ihm aufstießen, wie sich selbst, ihn wieder in den Besitz dieses Kleinods zu setzen. Sich selbst, denn er war es eigentlich, der die schönste der Frauen unvorsätzlicherweise gemordet hatte, indem er ihr über Tafel aus Schalkhaftigkeit eine Weinbeere zuwarf, die von wundersamer Schönheit und Größe war, und an welcher sie erstickte. Um ihn zu zerstreuen, bewog man ihn unter andern zu einer Reise in die anmuthigen Gegenden von Bagdad. Allein auch dieses Mittel heilte seine Wunde so wenig, daß er noch immer gedankenlos, mit grimmiger Geberde,

wie vom wüthenden Unholden gepeitscht, umherschweifte, das Herz von Seufzern schwer, das Auge von Thränen feucht, sein Geschick anklagte, den Pfeil des Harms, statt ihn herauszuziehen, immer tiefer in seine Seele stieß, und weder an sein Volk, noch an sonst etwas dachte.

Mit Schrecken gewahrte Rustan, sein Großwessir, diesen greulichen Zustand. Ein rechtschaffener Mann, und seinem König mit unbestechbarer Treue und ehrfurchtsvoller Liebe ergeben, war derselbe weit entfernt, sich an der Ausübung einer Macht, die ihm eigentlich nicht gebührte (wie so mancher gethan haben würde) zu ergötzen, und sich auf einem Throne, der nicht sein rechtmäßiges Erbe war, gleich einem vollen Eigenthümer zu blähen, um seiner Eigenliebe einen seltenen Kitzel zu verschaffen, und seine Seckel auf fremde Unkosten zu füllen. Im Gegentheil war sein heisester Wunsch, das Uebel des Regenten mit der Wurzel auszurotten, ihn seinen schmachtenden Unterthanen wieder zu geben, ihm, wo möglich, neue Energie einzuflößen, und durch eine ungewöhnlich starke Erschütterung eine gänzliche Aenderung seiner Sinnesart zu bewirken. Lange sann er hin und her, lange wählte und verwarf er, bis er endlich auf ein Mittel fiel, welches in den Chroniken des Orients als ein Meisterstück der Weisheit verzeichnet steht.

In einer nicht fern von Bagdad liegenden romantisch-wilden Einöde lebte ein Derwisch. Eine

dickumbüschte Felsenhöhle war seine Wohnung. Dieser Einsiedler, welcher ein sehr einfaches und untadelhaftes Leben führte, stand in dem Rufe der grösten Heiligkeit. Oft breiteten sich hier und dort Gerüchte aus, daß der greise Derwisch Erscheinungen vom Propheten habe, der ihn öfters des Nachts in seiner Einsamkeit besuche, und sich traulich mit ihm unterhalte, oder durch Gesichte und heilige Ahnungen ihm den Vorhang der Zukunft aufrolle, oder ihm in geistigen Entzückungen die beseligenden Wohnungen der Frommen zeige.

Zu diesem merkwürdigen Mann ging in aller Stille der treffliche Wessir, schilderte ihm nach einer schmeichelhaften Einleitung den kläglichen Zustand seines Monarchen, und legte ihm zuletzt die Frage vor: „Ob ihm zu helfen sey? — Laß Dir durch den Propheten offenbaren, setzte er sogleich hinzu, wie ihm zu helfen ist. In einigen Tagen werde ich mit dem seelenkranken Schâh vor Deiner Höhle erscheinen, alsdann erkläre freimüthig, was Dir der grosse Gesandte des Allmächtigen entdeckt hat. Meiner Dankbarkeit und Freigebigkeit bist Du gewiß.“ — Der Derwisch verstand den Wessir und versprach, sich kein Wörtchen entschlüpfen zu lassen.

Mit vieler Gewandtheit wußte es Rustan zu veranstalten, daß Al Walid nach einigen Tagen in dem Gehölze, welches die Einsiedelei umzingelte, mit ihm jagte. Schon fing der Schâh an, über Ermüdung und Unmuth zu klagen, schon verlangte

er zurückzukehren, als sie unversehens vor der schauerlichen Höhle des Derwisches standen. Der Schah sah sie, und fragte: „Wer darin hause?“ — „Der hochberühmte Eremit, erwiederte der Wessir, von dem ganz Bagdad und die umliegenden Gauen ehrfurchtsvoll und lobpreisend wieder tönen. Wenn Du willst, Beherrscher der Gläubigen, so wollen wir ihn besuchen. Vielleicht theilt er uns neue Erscheinungen mit.“ —

Neugier reizte den Schah, er ließ sich bewegen, mit ihm in die Höhle zu gehen, aus welcher sie eine feuchte Kühlung anwehte. Hier fanden sie den Derwisch auf der Erde sitzend, die eisgrauen Haare mit Staub bestreut, das matte Haupt mit dem Arm gestützt, mit einem Wort, in der niedergeschlagensten Stellung. Seine trüben Augen auf den felsigen Boden geheftet, achtete er nicht auf die eintretenden Fremden, sondern ächzte und weinte. Freundlich ermunterte ihn der Wessir, aufzustehen und seinem König, der vor ihm stehe, die gebührende Ehrerbietung zu bezeugen. „Ach, antwortete schluchzend der Derwisch, Du gebietest und ich muß gehorchen; aber noch bebe ich vor der seltsam-furchtbaren Erscheinung, die ich in der verwichenen Nacht hatte. Krampfhaft zucken noch meine Glieder. Kaum kann ich mich aufrichten und neigen, dem Beherrscher der Welt die schuldige Verehrung zu weihen.“ — Diese Worte machten die Aufmerksamkeit des persischen Schahs rege. Er äußerte dringend den Wunsch,

das Detail des nächtlichen Gesichts zu erfahren. „Laß mich lieber schweigen, entgegnete der Anachoret: nur dunkel durchschaue ich das Geheimniß, welches mir enthüllt worden; allein mich dünkt, es geht Dich näher an, mächtiger Monarch, als Du denkst.“ — Die Neugier des Königs ward durch diese Rede aufs höchste gespannt. Er befahl ihm ausdrücklich, unverholen zu sprechen.

„Nach der Stunde des mitternächtlichen Gebets, hob nun der Derwisch in einem feierlichen begeisterten Tone an, welches ich zu dem Propheten abschickte, sank ich in eine Entzückung höherer Art. Da war es, als stände ich vor dem blendend-strahlenden Richterstuhle des allmächtigen Vaters im Himmel, und ein Engel mit Schwanenschwingen brachte eine große Pergamentrolle, auf welcher die Namen aller vernunftbegabten Wesen verzeichnet waren, welche treulich ihren Pflichten nachkamen, und, jegliches nach seiner Art, den ihnen angewiesenen Platz ausfüllten. Alle diese Namen wurden mit vernehmlicher Stimme verlesen. Da hörte ich die Namen derer, die Deine wilden Thiere, Deine Rosse, Falken und Kameele füttern, die Namen der Wächter, die Dich beschirmen, die Namen Deiner Leibdiener und Deiner meisten Staatsbeamten. Es wurde sogar zuletzt die Zahl der Geschöpfe genannt, die wöchentlich Deine Tafel mit Gerichten füllen, und die, indem sie Dich zu ernähren sterben, ihrer niedern Bestimmung entsprechen. Es

wurden verlesen fünfhundert Schaafe, hundert Ochsen, sechstausend Stück Federvieh von der verschiedensten Gattung, viertausend Fische und andere Thiere mehr, die jede Woche geschlachtet werden, um Dich und Deine zahllosen Gäste nicht allein zu unterhalten, sondern zu übersättigen, und durch den blosen Anblick und Geruch zu vergnügen. Und eine Stimme rief: Gut sind die Sklaven des Shähs, die seine Kameele treiben, gut die Kreaturen, die ihm Nahrung gewähren; sein Name aber werde nicht bei ihnen genannt! Tausende von Händen sind stets für ihn beschäftigt, Tausende von Geschöpfen, versprützen ihr Blut für ihn: und was thut er hinwiederum? Nichts. — Er erfüllt seine Bestimmung nicht halb so gut, als die vernunftlosen Schaafe und Rinder, von denen er speist. — Hierauf wurde die Rolle geschlossen, während Blitze leuchteten und Donner hallten; Dein Name aber stand nicht darinn. Unbeschreiblich groß war meine Angst, ich glaubte meine Todesstunde nahe, und noch immer macht das schreckliche Gesicht die Quellen meiner vormaligen Heiterkeit stocken.“ —

Der Derwisch schwieg und forschte begierig in den Zügen des Shähs, der ihm die Hand mit Wehmuth drückend, tiefsinnig davon eilte, ohne sich einmal nach seinem redlichen Gefährten umzusehen. Die Rede des Einsiedlers hatte ihn wie ein Wetterstral ergriffen und wirkte — Wunder. Von diesem Augenblick an war er wie neugeboren. Weise theilte

er jetzt die Zeit zwischen Anstrengung und Erholung, war allenthalben, wo es Noth that, gegenwärtig, half mit unermüdlichem Eifer den Gebrechen des Staates ab, und schmeckte nun erst in der lautersten Fülle die edenische Wonne, welche dem zärtlich besorgten Vater eines edlen Volks zu Theil wird. Der Derwisch erhielt eine wahrhaft königliche Belohnung, die er einer frommen Stiftung widmete; der großherzige Wessir aber lehnte, mit dem innern Lohn der Tugend sich begnügend, jede besondere Gnadenbezeugung ab.

P. F. Brede.

Extrablatt No. 11.

Mannigfaltigkeiten.

Die Römer liebten sehr die geraden Stirnen. Eben darum legten sich die Römerinnen Bänder um dieselben, um ihnen diese Form zu geben. Insignis tenui fronte Lycoris, sagt Horaz. Die Medaillen der Sappho stellen diese schöne Griechin hingegen mit einer kleinen Stirn vor, und der galante Ovid giebt ihr darum das Beiwort: fronte brevis. Auch die schönsten Zirkaßierinnen lassen ihre Haare bis auf die Augenbraunen herunterfallen, damit die Stirnen kleiner erscheinen. —

Der Kaiser Maximin besaß eine solche Stärke, daß er allein beladene Wagen fortziehen konnte. Mit einem Faustschlag zerschlug er die Kühnlade eines Pferdes: Steine zerbrach er zwischen den Fingern und zerrieb sie zu Staub. Seine Statur glich seiner Leibesstärke, er hatte sieben Fuß Höhe. Auch August König von Polen, war ein Wunder von Stärke. An der Tafel des Kaisers nahm er eine silberne Schüssel, worauf er Wein gegossen hatte, zerdrückte sie in der Hand, und gab ihr eine runde Gestalt. Zugleich preßte er dergestalt die Seiten, daß der Wein bis an die Bühne in die Höhe sprang. —

Die Eier waren lange Zeit bei Aegyptiern und Persern Symbole der Erschaffung; bei Feierlichkeiten trug man sie,

ziv, evident erforschen läßt: aber demnach nicht müde werde, künstlich dunkle Systeme der geistigen Unabhängigkeit von Raum und Zeit, des trüglichen Selbstbewußtseyns, der substanzlosen Ichheit, der chaotischen Identität rc. rc. mit einer gewissen nobeln Dreistigkeit zu erdichten."

„Man hat lebhaft für und wider gestritten, ob die Arabeske ächtes Kunstprodukt sey, oder vielmehr Kunstauswuchs, geschmackverderbliche Verbildung, aus den Fantastereien der Originalitätssucht entstanden; — und ist endlich dahin übereingekommen, sie sey angenehme Erholung von den strengen Regeln der Kunst, treffliche Veranlassung zum Fortschreiten in der reichhaltigen Farbenharmonie, anmuthiger Künstlertraum und Künstlerscherz, nur müsse sie nicht die unwillkührlichen, widersinnigen Gebilde eines Fieberkranken, sondern die freien, sinnvollen Schöpfungen einer gesunden Jugendfantasie darstellen; und man müsse sie, wie jeden andern Scherz, nur in traulichen Zimmern, und nicht etwa in Tempeln oder Audienzsälen, Sessionszimmern rc. anbringen."

Ich dächte, die streitigen Meinungen über den Werth oder Unwerth des übersinnlichen Scheins wären eben so zu vereinigen, und die Grübelphilosophie zu rechtfertigen, als angenehme Erholung von den strengen Regeln des Denkens; als frohe Aussicht aus dem realen Lande des Kampfes in die idealen Gefilde des Friedens; als schätzbarer Versuch zur harmonischen Auflösung des uns allen angebohrnen Widerstreites zwischen Gewissenhaftigkeit und leidenschaftlichen Trieben, zwischen dem Bedürfnisse einer *Erhabenheit*, die immer bereit ist, geprüften Vernunftideen die theuersten Opfer zu bringen, und dem einer *Niedrigkeit*, die alle Vernunft im Heißhunger nach jedem möglichen Sinnenkitzel erstickt. — Auch hier wird freilich vorausgesetzt, daß die Traumgemälde der übersinnlichen Welt nicht von geistiger Mondsucht oder Fieberglut, sondern von einem gesunden Geiste, mit unverrücktem Bl-

die auf ihren Endzweck, entworfen sind; — daß sich von der Veränderlichkeit ihrer Schnörkel und Blumenzüge wohl auf die Willkührlichkeit ihres Erhohlungszweckes, nicht aber etwa auch auf die des heiligen Endzweckes schließe, um dessen willen man sie doch vorzüglich entwarf; — ferner, daß man sich bescheidet, wohl mit ihnen selbst, aber ja nicht mit ihrem Endzwecke, seinen Scherz treiben zu können; — und endlich, daß sich die verschiedensten philosophischen Arabesken eben so friedlich, wie die verschiedensten gemalten und ausgeschnitzten, in einem Zimmer mit und neben einander vertragen."

„Sucht aber nicht jedes System sein Ziel auf eigenem Wege? Wie ist denn da Eintracht möglich?"

„Sehr gut. Jedem System-Erfinder bestimmen seine Denk- und Charakter-Eigenheiten den Weg, den er geht. Aber laufen nicht Aller Wege von einem Punkte aus — von dem gemeinsamen Bedürfnisse der Menschennatur, dem gemeinsamen Ringen der Blinden nach Versuchen zu sehen, der Engbeschränkten nach unendlicher Glückseligkeit und Würde; — und wieder in einem Punkte zusammen — nehmlich zu dem einen Ziele hin, wo dies Bedürfniß Befriedigung findet, dies Ringen seinem Endzwecke (wenn auch nur asymptotisch) sich nähert?"

„Man sollte eher fragen: Wie ist rechthaberische Unverträglichkeit hier möglich, wo alles Streiten im Grunde auf die höchst ungereimte Untersuchung stößt: welcher Sterbliche das ausschließliche Recht habe, nach eigener Denk- und Empfindungs-Weise zu träumen; und welcher die unnachläßliche Pflicht, hier seine Natur aus- und die des Bevorrechteten anzuziehen?" —

Meine Leser haben längst gemerkt, daß wir uns schon mitten im Gelehrtenklub befinden. Der Professor Klarbold, der so eben vorstehendes Gutachten über den Streit der Philosophen ausstellte, ist ein Mann in den funfziger Jahren. Er hat ein abgeplattetes Gesicht, ein spitz hervorste-

gendes Kinn, einen freien doch etwas übersichtigen Blick, trägt seinen hagern Körper ziemlich stark rückwärts gebogen, und beide Hände so oft und lange in der Tasche, als sie nichts festzuhalten haben. Sein Aeusseres stieß mich ab, aber sein Gutachten zog mich an. Ich drückte ihm die Hand. — Sie sind mein Mann! Herzlich danke ich es Ihnen, mich von meiner voreiligen Verachtung aller spekulativen Philosophie zur unpartheiisch-gründlichen Ansicht derselben bekehrt zu haben.

„Nicht Ursache," versetzte er, mehr freundlich als höflich, erwiederte meinen Handdruck nicht, zog mich schwenkend, und mit sonderbarer Ekstase der Geberden, in das anstoßende einsame Zimmer, und überreichte mir da eine ziemlich starke Papierrolle. Nun erst hub er wieder an, aber nicht in seinem ersten unbefangen frölichen Tone, sondern geheimnißvoll-leise und mit gewichtigem Nachdrucke:

„Hier habe ich den gemeinsamen Stand- und Gesichtspunkt aller philosophischen Spekulazion, ihre nothwendigen Haupt- und Nebenzwecke kürzlich auseinander gesetzt, und so auf einander bezogen, daß ein praktisch-theoretisches System entstand, welches alle Mißverständnisse schlechthin auf nun und immer ausschließt. Ja! auf ewig erzwingt sich dies System allgemeine Annahme, so bald es allgemein bekannt und erwogen ist. Damit es nun dies recht bald werde, sammle ich Subskripzion von ganz eigener Art. Man unterzeichnet sich nicht für den Ankauf gedruckter Exemplare. Nein! man schreibt unter das, in sehr vielen vidimirten Kopien circulirende Manuskript, die Versicherung, daß man von der Wahrheit seines Inhaltes ganz oder doch größtentheils überzeugt ist. Wer hin und wieder etwas zu erinnern hat, bemerkt es am Rande, und noch vor dem Drucke verarbeite ich die Quintessenz aller Randglossen mit in das Werk. — Stecken Sie das Manuskript gefälligst ein, und schicken mir es recht bald mit Ihrer gefälligen Unterzeichnung wieder."

In aller Unschuld erwiederte ich: wozu aber die Subskripzion? — Bezweifelt ohnehin Niemand, was hier geschrieben steht, dann war ja ihr System schon vorhanden und allgemein angenommen, ehe Sie es schrieben. Und sind noch einwendende Randglossen möglich, dann beweisen ja eben diese, daß hier mehr oder weniger und mitunter etwas ganz Anderes als das Allgemein-Annehmliche steht; und dann bringt doch wohl kein Subskripzionsplan das Unmögliche zu Stande?

Bitterböse sah er mich, hochverwundert ich ihn an. Ungestüm riß er mir dann sein Papier aus der Hand, murmelte etwas, wovon die Worte „Geistesleere, prosaischer Charakter" halblaut wurden; ging ab, und drängte sich in der Wuth zu einer Partie Whist, die noch ihren vierten Mann suchte: vermuthlich, um seinen Aerger über den entgangenen Proselyten zu verwinden. *)

Eine Spiegelpyramide erfinden, welche die verzerrtesten Züge von Ungestalten in ein hehres Bild zusammenordnet; — einen Standpunkt wählen, auf welchem sich die widerlichsten Mißklänge harmonisch verschmelzen: und doch sich selbst mit optischer Kunst verunstalten, und mit akustischer zum Mißakkord verstimmen! — Auf die Aussagen des schlich-

*) Den Fall jenes Subskripzionsversuches hat die Philosophie wirklich vor wenigen Jahren erlebt. Ich protestire aber feierlich gegen die etwaige Vermuthung. Als deute ich auch mit den übrigen Eigenheiten meines Marbald, (z. B. mit seinem Aeußern und seinem Benehmen bei verweigerter Unterzeichnung,) auf den mir persönlich ganz unbekannten, verehrungswürdigen Philosophen, welchen sein Eifer im Beseitigen der philosophischen Mißverständnisse auf kurze Zeit zu einem solchen Unternehmen verlockte. — Wohin kann nicht gleichender Enthusiasmus für Wahrheit und deren allgemeine Anerkennung, auch den scharfsinnigsten, und eben diesen am leichtesten, eine Zeitlang irre führen! —

ten, hellen Geradsinns abentheuerliche Pläne bauen. *) — Ich hätte das für unmöglich gehalten, hätte ich nicht die lebendige Groteske vor mir gesehen.

Mit diesem Herrn habe ich es nun wahrscheinlich auf immer verdorben. Desto gewogener ist mir aber mancher andere Klubist geworden, der den günstigen Augenblick nutzte mich von seinem Fache zu unterhalten. Und mehr glaubt der Mann von Beruf einen jungen noch unberufenen Menschen nicht ehren zu können; haben mich Weltleute versichert.

Der Erste, der mich so beehrte war der Rath Flink. Mit seinen grauen Augen, in denen nur eben so viel Feuer ist, als die Entzündung darin erhält; mit seiner, aus dem rothblauen Gesichte keck herausstehenden, rothgezackten Nase; mit kleinem Quecksilber in den Beinen, und wie seine Stimme vermuthen läßt, vielleicht auch im Leibe, tanzte er auf mich zu, (denn er geht immer im hüpfenden Tanzschritte, —) und sprach ungefähr also, während er mich immer in gezackter Kreislinie umhüpfte:

„Eben höre ich, der junge Herr widmen sich den Rechten? — Vortrefflich! Sie können es weit bringen. Werden Sie nur recht gewandt und vigilant, denn nur Solchen nützen die Jura, nach dem bekannten Dictum. — Haben einen großen Juristen zum Mentor gehabt, wie ich höre; ist Ihnen also gewiß unverholen, wie dunkel und weitschweifig geschlängelt Heerstraßen und Fußsteige in diesem Felde der Wissenschaften sich kreuzen; und daß es ein gräulicher Ungedanke ist, was jetzt einige Neuerer im Schilde führen, dies Feld zu lichten und zu ordnen, das doch eben seiner Natur nach ein umnebelter Irrgarten ist. — Wie, Hat Ihnen dies Ihr Alter nicht begreiflich gemacht? — Ueberlegen Sie doch nur einen Augenblick!“

*) So wollte auch der Leipziger Masius die Religionen vereinigen, und der Bibelforscher Hetzel die Juden bekehren.

„Wenn die Pandekten eine lichtvolle Sammlung von Gesetzen wären, und nicht vielmehr ein Chaos von Meinungen über die Gesetze; wenn sie ihre Materie nicht in ganz willkührlicher Ordnung behandelten; wenn sie sich nicht in den neuern Ausgaben einer gewissen confusen Vollständigkeit befleißigten, so daß nicht nur Civil- und canonische Gesetze, Verordnungen römischer Cäsaren und der deutschen Kaiser, Friedrichs des ersten und zweiten, darin stehen, sondern auch beiher manche eben nicht gesetzliche Objekte behandelt werden; so manche curiose Allotria, die denn doch auch bei Gelegenheit im Prozesse vorkommen; z. B. aus der physischen Geographie die genaue Untersuchung, was ein Fluß ist: würden sie dann haben so corpulent werden können? Würde es dann wohl möglich gewesen seyn, so viele gelehrte Glossen über sie zu schreiben, und ihre Erläuterungen wieder zu erläutern? Und wäre dann nicht jeder Gelbschnabel im Stande, das Wunder zu prästiren, das den Donellus und Aravenna so berühmt gemacht hat? — Es wird Ihnen bekannt seyn, daß jener das ganze Corpus juris auswendig wußte, und dieser auch noch die Glossatoren desselben, weswegen letzterer auch in seiner Celebrität Petrus a memoria heißt. — — Wenn das gemeine deutsche Recht so ein planes klares Ding wäre, wie die Gesetztafeln des mosaischen Jehova; wie vermöchte dann wohl der geschickteste Professor desselben das erste Vierteljahr seiner Vorlesungen hindurch die schwierige Frage zu ventiliren, ob es auch wirklich ein solches Recht gebe, und dann im zweiten das Adelrecht, Judenrecht, Wildfangs- und Strandrecht ꝛc. darunter zu begreifen? — Wenn die rechtskräftige Form der Testamente nicht so schwer zu beobachten wäre, daß selbst der Verfasser des berühmtesten Werkes über diesen Gegenstand, ein Testament mit aller Vorsicht machte, das wegen seiner rechtswidrigen Form umgestoßen wurde; — — wenn es Mode werden sollte, wie schon hin und wieder verlautet, einfache Rechts-

katechismum, Noth- und Hülfsbüchlein gegen Prozesse, unter die Leute zu bringen: sagen Sie selbst, was sollte dann aus den Rechtsgenies werden, die der Himmel bestimmte, von ihrem Herausgreifen aus diesem ergiebigen Chaos, von ihrem Fischen in diesem trüben Wasser, zu leben und sich gütlich zu thun? — Ist doch unsere Rechtsverfassung bei weitem noch nicht einmal die verwickeltste, und für ihre Pfleger einträglichste, die in der Welt existirt. Ich gebe zu, daß unsere sehr verschiedenen Verjährungstermine schon manchen Sachwalter und Richter ganz gut zu Statten kamen; aber wie engbeschränkt ist der Spielraum unserer Rechtshändel in andern Fällen, z. B. gegen den, welchen das muhamedanische Gesetz Al Sirailyyah autorisirt! Diesem zufolge haben die arabischen Juristen sieben Jahre als die längste, und sechs Monate als die kürzeste Dauer der Schwangerschaften anzusehen; und die arabischen Depositarien hundert und zwanzig Jahre ablaufen zu lassen, ehe sie zugeben dürfen, daß ein verschollener als todt beerbt wird. — Innerhalb solcher Termine läßt sich doch noch etwas Rechtes profitiren."

Unser Rath Flink gefiel sich ausnehmend in dieser Rede. Immer höher schwoll sein forensischer Eifer, immer lauter ward seine Stimme, und endlich so übertäubend, daß Niemand im Saal sein eigenes Wort mehr hörte. Man umringte und umdrängte uns. Nun fügte er noch für den ganzen Zirkel hinzu:

„Denken Sie ja nicht, meine Herrn, daß ich da spaße, daß ich etwa mein Jus lobpreisend verhöhne! — Und halten Sie mich ja nicht für so unbillig, als habe ich nur Sinn für meinen Beruf, und verachte die andern Fächer gelehrter und ungelehrter Betriebsamkeit in der Welt. Nichts weniger. — Leben und leben lassen, ist mein Motto. Ich bin fest überzeugt, daß nicht allein die Jurisprudenz nur zum Besten der Juristen, sondern eben sowohl Theologie und Arzneikunde nur zum Vortheil ihrer Prakti-

leuten, fast jedes Erziehungsinstitut nur zur Ernährung seiner Lehrer, fast jede Armenanstalt nur zur Bereicherung ihrer Verwalter eingerichtet ist. — Jedes Privilegium, in einem Fache zu praktiziren, ist ein Kaperbrief, dessen Taxe sich durch gute Priesen reichlichst verzinst. Jeder kapert da von den angewiesenen Flaggen so viel zusammen, als er kann; und wem das in einem Fache nicht gegeben ist, der hat darinn seinen passenden Beruf nicht, und bleibe davon. Und käm mir auf dem Lebensmeer ein wahrhaft grundehrlicher Passagier in den Wurf, so ein armer Schelm, der sich schlechterdings auf keinem Fahrzeuge und in keinem Schiffsposten zu gelegentlichem Personen- und Sachenraub entschliessen wollte; warlich! dem würde ich dringend rathen, ungesäumt über Bord zu springen, und sich lieber von Fischen verzehren, als von Menschen zerquälen zu lassen." —

Wie selbst überrascht von dem schauerlichen Gehalte seiner letztern Idee, stand er da eine halbe Minute, tiefsinnend. — dann entschüpfte er mir und dem Gedränge.

Ein Mann im mittlern Alter, sehr lang und hager, fast nur ein umhängtes Gerippe, schwarzgelb das eingefallene Gesicht, tiefliegend die großen dunkelbraunen Augen, rabenschwarz das in natürlicher Wildheit krausgelockte Haar, die Stirn sanft gewölbt; angethan mit einem schwarzgrauen eng zugeknöpften Ueberrocke und bestaubten Schlotterstiefeln — schritt mit verschränkten Armen und gesenktem Haupte auf und ab, queer durch den Saal; sah Niemanden an, stand Niemanden Rede. Manchmal warf er ein Wort in das Gespräch einer Gruppe, an welcher er eben vorüber schritt; ohne jedoch auf dessen Effekt im Mindesten zu warten und zu achten. Dann und wann erzählte er auch eine kurzgefaßte tragische Anekdote, welche eben in den Unterhaltungsstoff einer Gruppe paßte; z. B. von einem jungen Gatten, der von einer Reise wiederkehrend sein geliebtes Weib im Sarge wiederfand; von einem ed-

ten Natur- und Menschenforscher, der Gesundheit und Vermögen und die besten Aussichten dem lange genährten Plane einer Entdeckungsreise für Kunst und Wissenschaft opferte, auch die herrlichsten Entdeckungen machte; dann aber alle seine Karten, Risse, Tagebücher, eins vor seiner Landung an der vaterländischen Küste, im Meer versinken sah. — Wer eine solche Anekdote vollständig hören wollte, mußte sich wohl sofort neben dem unaufhaltsam Wandernden in Bewegung setzen; denn es übrigens gleich galt, ob man das that, oder ihn gehen und ungehört erzählen ließ.

Wer ist der Mensch? fragte ich meinen Freund T..., der mich in den Klub eingeführt hatte. — „Moost, ein Partikulier. Was er sonst noch ist, mag er Ihnen selbst sagen." — Auf der Stelle führte mich T... hinter ihm her, und wir standen nahe vor ihm, als er sich am Ende seiner Querlinie in der Saalecke umdrehte. — „Hier habe ich die Ehre, Ihnen meinen Freund vorzustellen, dem es vielleicht gelingt, Sie mit der Welt wieder auszusöhnen." — Damit entschlüpfte T..., und ich stand allein vor dem düstern Manne.

Sein finsterer Blick maß mich vom Scheitel bis zur Ferse, und mir wurde schon ganz unheimlich zu Muthe, da sagte er: „Ja, in dieser Form wohnt noch des Glaubens viel, und viel davon wird sogar gegen besseres Wissen darin wohnen bleiben, und Sie werden sich dabei ganz wohl befinden." — Eine rührende Mischung von Mitfreude und Mitleid sprach aus seinem Tone. Meine Scheu vor ihm ging in Vertrauen über.

Darf ich fragen, von welchem Glauben Sie reden?

„Von welchem? — Giebt es denn mehr als einen für den Menschen? einen andern noch als den, daß das Gute in der Welt im Kampfe mit dem Bösen den Sieg erringt? daß das Drängen und Treiben in der Welt irgend einen Zweck hat, und zwar einen guten?" — Damit schob er mich zur Seite, um seine Marschlinie wieder zu gewinnen.

Ich schritt neben ihm auf und ab. Nun fuhr er fort: „Ja, der selige Glaube! Der wähnt, Menschenkenntniß erforsche den Charakter der Kinder — ich meine hier uns alle — und nach dieser Kunde gewöhne dann Erziehung die kleinen, Regierung die erwachsenen, an jene geziemende Schranken, innerhalb deren jedes seinen Beruf lernt und erfüllt, und keins das andere vorsätzlich kränkt. Und damit nicht Krankheit, naturwidrige Entbehrung und Vorurtheil, die Kinder so quälen, daß sie einander gegen Wissen und Willen das Leben verbittern, werden ihnen durch die Heilkunde ihre Gesundheitskräfte erhalten, durch die Wissenschaften ihre Einsichten vermehrt, durch die Künste ihre Gefühle verfeinert, ihre Genüsse veredelt. Und den guten Willen einander möglichst zu erfreuen und im Kummer zu trösten, gebe ihnen die Religion der Liebe, welche sie alle unter dem liebreich warnenden Auge eines Vaters vereinigt.“

„So sieht der Jugendglaube den Himmel auf Erden — bis ach! dem tiefer eingehenden Blicke eines reiferen Alters Glaube und Himmel verschwindet. Da zeigt sich denn klar genug, daß die gründlichste Menschenkunde ewig den Charakter der Lage mit dem der Personen verwechselt; daß sich hier die größten Menschenkenner irren, wie die berühmten Naturforscher Swammerdam, Reaumür ꝛc. Diese hielten den Wurm, in welchem das Räupchen einer gewissen Käferart bis zu seiner Verwandlung lebt, für das Räupchen selbst; das Haus für seine Bewohner, die Nahrung für den, welcher sie verzehrt. — Und mit der Insektennatur geht doch nur eine Hauptverwandlung vor; aber mit den Menschen, wie viele! Wandelbar wie die Situationen, sind auch die Situirten. Wie sollen nun Gelehrte und Künstler, Erzieher und Obrigkeiten, dieselben behandeln? besonders, da diese auch Menschen sind, das heißt Wesen, die im Guten keinen festen Schritt halten können.“

„Kämen aber auch, uns zu bilden und zu leiten, Engel vom Throne Gottes auf die Erde: dennoch wäre uns

ders abgetreten. *) Freilich mein Beutel hat dabei gelitten, aber ich hoffe der junge Professor wird mir ihn wieder füllen helfen.

*) Es ist bekannt, daß die deutschen Gelehrten alle Wissenschaften in ganz kleine Theile zerstückelt haben, um mehrere Professuren zu gewinnen. Z. B. Einer hält Vorlesungen über die Hand. Will er nun seinem Schwiegersohne oder Neffen ein Stück Brod verschaffen, so tritt er ihm einen Theil seines Katheders ab, das heißt: er läßt ihn Vorlesungen über die Finger halten. Bei der sich vermehrenden Fluth der Gelehrten darf man hoffen, daß man bald auch Katheder für die Nägel errichten wird Alle schmückt man dann mit hochtrabenden griechischen Benennungen. Da werden wir haben die Händelogie, die Fingerlogie, die Nägellogie u. s. w.

Jetzt sage man noch daß die Aufklärung sich nicht verbreitet!

T.

Konstantinopel

und

St. Petersburg,

der Orient und der Norden.



Zweiter Jahrgang 1806.
Zwölftes Heft.

St. Petersburg und Penig,
bei F. Dienemann und Comp.

Nachricht,

wegen der Fortsetzung dieses Journals im künftigen Jahr.

Daſs die gegenwärtigen Zeitumstände litterarischen Unternehmungen nicht günstig sind, bedarf keiner Erläuterung. Dennoch sind wir gesonnen, gegenwärtiges Journal im künftigen Jahr mit eben dem Eifer und mit immer mehrern Intereſse fürs lesende Publicum fortzusetzen, da uns neuere Verbindungen manche intereſsante Aufsätze versprechen. Wir rechnen aber vorzüglich auf das Theil nehmende Publicum. Da uns jedoch vielleicht die jetzige beschränkte Lage der Dinge veranlaſsen könnte, den ersten Heft des neuen Jahrgangs etwas später als gewöhnlich auszugeben; so bitten wir auf diesen Fall um wenige Nachsicht. Erlauben es aber die Umstände, so erscheint jeder Heft zur gehörigen Zeit, und die Herren Herausgeber haben schon dafür gesorgt daſs sich der neue Jahrgang noch vorzüglich vor seinen Vorgängern durch äuſserst intereſsante Beiträge auszeichnen soll.

Die Verlagshandlung.

Inhalt.

Konstantinopel
und
St. Petersburg.

Zwölftes Heft. 1806.

I.

Achmed Kiuperli.

(Diese Biographie schliest sich unmittelbar an die des Muhamed Kiuperli, im 12ten Hefte des vorigen Jahrgangs an.)

Heftiger Schrecken überfällt Muhamed den Vierten, und wehmüthige Bestürzung seine Mutter Zaime, als beide vom Tode des großen Muhamed Kiuperli die Kunde erhalten. Aber noch weit verschiedener wirken auf beide die Zeilen, welche der Verstorbene in seiner Sterbestunde dem Sultan schrieb; und der Blick auf Achmed Kiuperli, welcher jezt Brief und Reichssiegel dem Großherrn überreicht.

Muhamed IV. verschließt sich alsbald in sein innerstes Gemach; wehklagt da laut, daß er seinen bewährtesten und mächtigsten Beschützer verlohr; fühlt jetzt zum erstenmal lebhaft, wie sehr es ihm an Staatseinsicht und Regenten-Entschlossenheit mangelt, und weiß ängstlich verwirrt gar nicht, was er thun soll.

Zaime findet dagegen in sich selbst Trost und Beruhigung. Sie hat auf diesen längst vorbedachten Fall, längst und fest ihre Maasregeln genommen. Mit der Schmerz-besänftigenden Beredtsamkeit der Mutterliebe, bespricht sie die Verzweiflung des Sohnes, daß er aus seiner Leidens-Einsamkeit hervorgeht, und im Vertrauen auf die Mutter wieder einigen Muth faßt.

Ihr Rath ist, dem schriftlichen des Verstorbenen zu folgen. Auch ist dies des Sultans herzlichster Wunsch; denn wessen Schutze könnte dieser wohl Thron und Leben sicherer, als dem ergebensten Freunde, dem würdigen Sohne und Zögling des Muhamed Kiuperli, vertrauen?

„Wäre es aber nicht eine in der ganzen Reichsgeschichte unerhörte Wahl? Wie würde sie dem Volke, wie den Paschen und andern hohen Reichsbeamten gefallen? Würde sich an ihr nicht die gräulichste aller Empörungen entzünden? Würden die Empörungs-Flammen nicht sogleich über meinem Haupte zusammenschlagen, und mit mir dich und unsern Achmed nicht schneller verderben, als ihr sie zu dämpfen vermöget?“

So fragt er ängstlich besorgt seine Mutter. Zaime antwortet:

„Hier droht dir nur Gefahr, wenn man dir abmerkt, daß du sie fürchtest. — Ueberdenk besonnen deine Lage. Daß du dich für den Augenblick im

Hauptquartier zu Adrianopel befindest, und daß die dringenden Kriegsangelegenheiten nicht die Berufung des ränkevollen Großmufti und seiner Anhänger hieher zum Divan gestatten, ist ein sehr günstiger Umstand. Nutze ihn schleunig. Versammle deine Vezirs und Paschen noch heute zu Rathe, und erzwinge dir nur in der einen entscheidenden Stunde des Divans, den Muth, dich durch erhabene Ruhe, weise Rede, und gebieterischen, felsenfesten Entschluß in der unerreichbaren und unwiderstehlichen Hoheit der Majestät zu zeigen. Nur so geht sicher Alles nach Wunsch. Verzagtheit in dieser einen Stunde wäre dein rettungsloses Verderben. Bereite dich vor, zur gemessenen Antwort auf alle Bedenklichkeiten, die man deiner Wahl entgegensetzen wird. Sie lassen sich gar leicht vorhersehen."

„Man wird sagen: Ein noch nicht dreißigjähriger Großvezir, wie Achmed Kiuperli wäre, ist gegen das höchstverehrliche Herkommen; und den Sohn eines Großvezirs überhaupt zum Nachfolger, insbesondere zum allernächsten Nachfolger seines Vaters auf diesem höchsten Posten im Staate ernennen, verstößt gegen die wohlbegründete Reichspolitik."

„Erwiedere mit des Verstorbenen Worten: Das Herkommen muß sich unter die Umstände beugen, weil sich diese nicht nach ihm bequemen; — und füge unwillig spottend hinzu: Was ihr Reichspolitik nennt, ist doch wohl auch nichts anders als Herkommen? Aber herkömmliche Klugheitsgesetze, sind doch wohl nichts anders als hergebrachte Dummheit. — Mißversteht mich nicht. Ich ehre das Andenken und die Sitte der Väter. Fragen will ich euch nur, ob es nicht äußerst unverständig ist, die Regel gewöhnlicher Fälle auch dem außergewöhnlichen

anpassen zu wollen? Oder kennt eure Reichsgeschichte schon einen Großvezir wie Muhamed Kiuperli war, der des Reiches innere Kraft und äußeres Ansehen aus den gehäuftesten und dringendsten Gefahren rettete? Einen Großvezir, der durch anderthalb Jahrzehnde seine Würde und seines thatenvollen Greisenalters sich so allgemein im unbefleckten Rufe der einfachsten Redlichkeit, der feinsten Staatsklugheit und der erhabensten Heldenmüthigkeit erhielt; und sich, redlich nur für Vaterlandes Wohl besorgt, einen würdigen Nachfolger im Sohne erzog? — Oder habt ihr gegen diesen Achmed Kiuperli erweisliche Beschwerden zu führen?"

„Man wird es wahrlich nicht wagen, deinem Jugendfreunde Laster oder Talenten-Mangel anzulügen; und erlügen könnte man doch nur, was man etwa gegen ihn vorbringen möchte. Aber den Verstorbenen wird man schmähen, um so deiner Zuversicht auf dessen Sohn zu untergraben. Uebermüthigen Stolz wird man den steten Ernst seines äußern Benehmens im Amte schelten, und eigensinnigen Selbstdünkel die eiserne Beharrlichkeit, mit welcher sein erfahrner Scharfblick reif überlegte Plane verfolgte. Die Blitzschnelle, mit welcher er Kabalen zerschlug, und Aufrührer von ihrer Verbrecherhöhe ins Grab stürzte, wird Grausamkeit heißen. Und daß er häufig in den häufig äußerst dringenden Fällen schnell handelte, ohne sich erst mit der vormundschaftlichen Regentschaft zu berathen; darüber wird man ihn im Tode noch, hochverrätherischer Eingriffe in die heiligsten Majestätsrechte anklagen. — Da mußt du, stolz verachtend, auf die Sprecher der Versammelten blicken, und furchtbar zürnend, Haupt und Stimme zu dem Ausruf erheben: Wer wagt es, Handlungen, die euer Herrscher als die selten-

ken Großthaten preist, der Majestät ins Angesicht als scheußliche Unthaten zu lästern? Wollt ihr etwa euch selbst des Hochverraths schuldig machen, dessen ihr den edlen Verstorbenen fälschlich beschuldigt?“

Der Sultan erschrickt von dem Nachdrucke, mit welchem seine Mutter ihm diese Fragen in den Mund legt; und meint doch, das heiße wohl dem Divan zu stark imponiren.

„Wohl zu stark, um noch einen Laut von Gegenrede zu besorgen;“ versichert ihn Zaime. „Lerne es doch in diesem Augenblicke an dir selbst, was ächter Ausdruck der Herrscherhoheit im entscheidenden Zeitpunkte vermag. Schweigen wird die bedonnerte Versammlung, bis du mit sanfterer Rede sie noch einmal ermunterst, keine Bedenklichkeit zu verhalten, die etwa noch Einer oder der Andere gegen deine Wahl hätte. Behutsam leise, und ganz von fern her, deutet dann vielleicht noch Einer der Eingeschüchterten auf deine Verwandschaft mit Achmed Kiuperli, und gaukelt dir in diesem Umstande allerunterthänigst ein Riesenfantom von Schrecknissen vor. Da lachst du spöttisch der Sorge, die sich von dem Reiche auf deine Person lenkte; wandelst dann den Spott in die zürnende Aeußerung: Todesschuldiger Frevel der Sklaven ist schon der Gedanke an persönliche Gefahr ihres Herrschers; — reichst nun ohne weitern Aufschub vor aller Augen unserm Achmed das große Reichssiegel hin, und entlässest die Versammlung.“

Mehr als herzhaft, fast tollkühn in der Anstrengung seiner tiefen Verzagtheit, spielt der Sultan die aufgetragene Rolle seiner Mutter durch.

Wie wenn der Geist Murads IV. in seinem Neffen spräche, und im Neffen ihnen seinen Willen, seine Verweise niederschmetternd entgegenherrschte;

so wird den Versammelten zu Muthe, so beugen sie sich unter die Ordre; und begreifen sich selbst nicht, und den Sultan nicht. — Keine sehr seltene Unbegreiflichkeit auf dem Lebenstheater, wo man so oft den Schauspieler mit seinem Dichter, oder gar beide mit ihrer Rolle verwechselt.

Was man im Divan, wie Zaime richtig vorhersah, als den letzten und stärksten Grund gegen Achmed Kiuperli's Erhebung zum Großvezirate geltend machen wollte — dessen Verwandtschaft mit dem Sultan — war in Zaimens persönlichem Interesse eben der mächtigste Antrieb für die Wahl dieses trefflichen Jünglings.

Die Leser erwarten es näher erläutert, wie unser Achmed mit dem Sultan verwandt ward; und der Biograph befriedigt um so lieber gleich auf der Stelle diese Erwartung, weil er dadurch für Achmeds anziehende früheste Kindheits- und Jugendgeschichte die erwünschteste Gelegenheit findet.

* * *

Wir erinnern uns noch vom Denkmal des Muhamed Kiuperli, wie seine Fatime sich einst von ihm, dem damaligen Pascha von Baruth, auf viele Monden trennen, und in Konstantinopel ihre Niederkunft mit Achmed halten mußte. — Das Kind, welches Zaime noch von Murad IV. unter ihrem Herzen trug, sollte nehmlich, wenn es ein Prinz wäre, vor Sultan Ibrahims mörderischer Verfolgung dadurch gerettet werden, daß Fatime es heimlich mit sich nähm, und als das ihrige erzög. Zaime gebahr nun zwar eine Prinzessinn, Johaimen; doch glaubten es die Freunde der Mutter, gerathen, diese Tochter Murads des Vierten als Fatimens Kind schützend zu bergen.

So kam es, daß Johaime und Achmed Kiuperli

erst in Baruth und dann in Aleppo zusammen als Geschwister erzogen wurden.

Zärtlich liebten sie einander schon im zartesten Alter. Wo Johaime nicht war, trauerte Achmed, selbst mitten unter seinen Favorit-Uebungen und Spielen; und ohne seine Theilnahme gab es für sie keine recht herzliche Freude. Unschuldige Wechseltändeleien beschäftigten oft Stunden lang die Kinder, und da war ihnen Zimmer, Vorsaal, Hausflur, Hof, Garten, jeder Ort ihres Beisammenseyns Elysium; denn sie waren ja gute und glückliche Engel.

Aber eine so kindlich innige Traulichkeit unter lebhaften Kleinen verschiedenen Geschlechtes, mußte sie nicht bald sehr schädlich entarten? — Das durften Eltern nicht fürchten, welche ihre Kinder selbst erzogen, nicht nach Türkenweise auf Geradewohl Sklaven übergaben, die gewöhnlich unter Kunsttalenten Charakter-Schlechtigkeiten verstecken. Noch weniger durften Eltern das fürchten, welche von allen herrlichen Anlagen der Kinder keine eifriger entwickelten und sorgsamer pflegten, als Herzensreinheit, sittliches Feingefühl in Gesinnung und Anstand.

Jahre enteilten, wie die Floren der Blumenzeit, den Kindern in ungetrübten Wonnen der Liebe: den Eltern in ungetrübter Freude des Anschauens.

Neun Jahre konnte Achmed alt seyn, und Johaime einige Monden jünger; da machte ein angesehener Vezir auf seiner Reise durch Aleppo die Bekanntschaft der Familie Kiuperli, lernte in wenig Tagen sie schätzen, — das ist, aus ihren Verhältnissen berechnen, wie geld- und einflußreich sie noch werden könne — und warb angelegentlich um Johaimen für seinen Sohn, einen siebenjährigen

Knaben; freilich nicht zur baldigen Vermählung, aber doch zur vorläufigen Verlobung.

Im Oriente sind nehmlich Kinder-Verlobungen, diese fast unfehlbaren Präparative auf elende Ehen, keine ungewöhnliche Spekulazion; und auf dem rollenden Erdball, wo sich so Manches kugelnd um und in einander wirbelt, ist in dieser Hinsicht der Okzident stark orientalisch worden. — Wenn doch einmal berechnete Familien-Verbindungen seyn sollen, warum kopulirt man denn nicht lieber todte Kinder, an deren Lebensglück nichts mehr zu verderben ist, wie in Sina zu geschehen pflegt? — Wem da ein unverheirathetes Kind stirbt, Sohn oder Tochter, der thut sich von Stunde an fleißig um, nach einem eben verstorbenen ledigen Kinde vom andern Geschlechte in einer Familie, welcher er sich verwandt wünscht; und stellt sich denn da ein, als Braut- oder Bräutigams-Werber. Gelingt das Geschäft, so wird das todte Brautpaar in seinen Särgen neben einander gelegt, unter dem gewöhnlichen Ceremoniel kopulirt, und dann vereint in jenes tiefe stille Brautbette versenkt, in welchem allein der ewige Friede wohnt. — So ist doch wenigstens durch keine unglückliche Ehe eine Heiraths-Connexion zu Stande gebracht.

Sehr unerwartet ist es dem stolzen Vezir, daß Muhamed Kiuperli in sein Eheprojekt nicht eingeht. Was kann er indessen anders thun, als weiter ziehen, und seine Spekulazion anderwärts versuchen? — Der kleine Achmed, den jetzt zum erstenmale der Gedanke quält, was doch aus ihm werden sollte, wenn Johaime einmal vermählt würde, also von ihm auf immer getrennt, wünscht dem Spekulanten von Herzen eine glückliche Reise. Doch kommt ihm nun oft wieder der Qualgedanke, und vergällt

ihm die wonnigste Lust am lieblichen Mädchen. Stete Trennungsangst gräbt in seiner Seele immer tiefer die Leidenschaft ein, die er freilich immer noch für Bruderliebe hielt. — Mehr als je hat er Johaimen nun im Auge, ist er besorgt um sie, und achtet er hochgespannt aufmerksam, auf Alles, was auch nur von fern sie angeht. Da bemerkt er denn bald, wie sich die Eltern oft heimlich über sie berathen, sie in Kleidern, Kunstunterricht und Bequemlichkeiten vor einer jüngern Schwester sehr auszeichnen, und diese oft tröstend versichern, sie werde darum nicht minder geliebt; daß man Johaimen vorzüglich pflege, sey Folge eines dunkeln Verhängnisses, das sich wohl einmal aufhellen werde.

Genug für Achmed, um hier ein Geheimniß zu ahnen. Ach, wie flehendlich bittet er die Mutter um Mittheilung desselben; wie heilig gelobt er Verschwiegenheit an! — Fatime kann nicht immer widerstehen. Endlich befriedigt sie die brennende Neugierde des Sohnes, und macht ihm begreiflich, wie unglücklich die ganze Familie werde, wenn etwas vom Geheimnisse verlaute; auch Johaime dürfe es sobald nicht wissen.

Welche Entdeckung für den schon mit Jünglingsheftigkeit liebenden Knaben! — Jetzt weiß er, daß Johaime ihm mehr ist als Schwester; jetzt zweifelt der Glückliche nicht mehr an seiner ewigen Verbindung mit der Geliebten. „Sultanstöchter," denkt er, „werden ja immer an Paschen oder andere hohe Reichsbeamte vermählt. Du, vom Vater gebildet, wirst gewiß einmal Pascha, und dann wird sie die Deine." — Schweigen will er unverbrüchlich, so lange Reden Gefahr bringt. Der junge Mensch bedenkt nicht, daß man nicht blos mit dem Munde spricht; daß im ganzen Benehmen des Men-

schen tausend Verräther seines Innern, verständlich genug für den aufmerkenden Beobachter, gestikuliren.

Wohin ist die Angst die ihn quälte, der Kummer der ihn drückte, die verschlossene Niedergeschlagenheit, mit welcher er sich oft in düstere Einsamkeit schlich? — Tiefgefühltes Seelenglück spricht aus seinem lustigen Frohsinn wie aus seiner ernsteren Stimmung; und am beredtesten aus dieser. Während der Glückliche seine herzige Gefälligkeit für Johaimen täglich verdoppelt, seine zarte Sorgfalt für Alles, auch das Geringste, woran sie Theil nimmt, täglich verstärkt; und mit listigem Scharfsinne immer mehr Gelegenheiten, sie, wenn auch nur auf Minuten allein zu sehen, macht und nutzt: meint er doch im vollen Ernste, er halte treulich sein gegebenes Wort, Johaimen vor wie nach als Schwester zu betrachten.

Da hat er freilich eine gar wunderliche Meinung; denn selbst die zärtliche Schwester mahnt ihn wiederhohlt und dringend, er möge nicht vergessen, daß er doch nur brüderlich sie lieben dürfe. Wie ihn jede dieser Mahnungen verwirrt, betäubt, zu Boden schlägt; wie bald er sie aber immer wieder vergißt, und immer die Situazionen häuft, die sich für Handdruck, Kuß, Umarmung und süße Schmeicheleien eignen, auch das hält ihm Johaime im schwererkünstelten Straftone vor; ob auf ihren eigenen oder der Pflegemutter Antrieb, sagt die Geschichte nicht.

Nun kann er sich nicht länger halten. Heftig umschlingt er das wehmüthig-zürnende Mädchen, und schmerzlich stürmt er die Worte heraus: „Nein! du sollst mich nicht jetzt verachten, sollst auch nicht dereinst glauben, ich habe dich betrogen. Lasse es

mir Leben und Seligkeit! Ich muß das tödtlich beklemmende Schweigen brechen, das ich angelobte. Du bist nicht meine Schwester. Du bist die Tochter des großen Murad. — Ach! Wird nicht die Sultanin verachtend den Achmed von sich stoßen, den die Schwester so schwesterlich liebte?

Johaime windet sich ängstlich aus der Umarmung, will hastig entfliehen; sie meint, der Bruder sey wahnsinnig geworden. Achmed erräth sie aus ihrem scheuen, schreckhaften Wesen, hält sie mit sanfter Gewalt, beruhigt sie mit sanften Worten, und erklärt ihr das Geheimniß so ausführlich, als er es selbst von der Mutter weiß. Einen Augenblick ist die Ueberraschte außer sich vor staunendem Entzücken; klagt dann weinend, daß sie keinen Vater mehr hat, und eine ferne unbekannte Mutter; tröstet sich dann selbst, sie dürfe doch ihre Pflegeeltern ferner kindlich lieben, weil sie ja ferner für ihre leiblichen gelten wollen; macht dem Geliebten zärtliche Vorwürfe, daß er sein der Mutter gegebenes Wort nicht hielt; verspricht ihm zwar gern, seine Wortbrüchigkeit zu verschweigen, dringt ihm aber auch unter heißen Thränen das feierliche Gelübde ab, sie künftig ja nur als Schwester zu behandeln — weil sich das Geheimniß sonst bald genug durch sein Betragen vor allen Hausgenossen ausplaudere, und somit in Kurzem Stadt- und Landneuigkeit werde.

Schwerlich durchlebte jemals ein Pärchen, engelrein und innig liebend, glücklichere Jahre der Kindheit, als von nun an Achmed und Johaime. — Der Historiker kann hier nur andeuten, was der Dichter mit dem rührendsten Effekte ausführlich darstellen würde: die Szenen von Schmollen und Versöhnen, Mißverstehen und Errathen, Entfer-

nung und Annäherung, Verhehlen und Entschleiern, Fürchten und Scheiden, welche den schönen Kindern eine Liebe schafft, die sich gegenseitig erklärt, und doch immer äußerst ängstlich gegenseitig verschleiert. Ach! nichts entrückt dem Menschen schneller, als seine ursprüngliche Kindheit: nichts ist vergänglicher als die Kindlichkeit der Liebe am Dasein im ersten Frühling der Liebe. — Jetzt kommen die achte Kummer-Monde, welche die Familie Kinperli in Kummerstand, da Hamet im Kerker verschickt. Mutter und Kinder zittern für den Gatten und Vater, und wie das schwimmende Angstgefühl schließen zwar die Liebenden noch fester an einander; aber es ist die peinliche Innigkeit, mit welcher gemeinsames Elend wunde Herzen an einander drückt.

Die halbjährige Leidensnacht der Familie — durch Schen, Trost und Rath der Sultanin Zaime und des Kislar-Aga im Dämmerlichte erhalten, wie die Polarnacht der Erde durch des Himmels Flammenglut im Nordscheine — weicht endlich dem herrlichsten Tage, und eine Sonne geht auf, welcher kein Untergang droht. Der Gatte und Vater geht gerechtfertigt, und für seine unverdiente Ketten mit dem großen Reichssiegel entschädigt, aus dem Kerker hervor. Was hilft aber das Familienglück den liebenden Kindern?

Der junge Achmed hat jetzt unter der Leitung des Vaters und ausgewählter Lehrer, so viele Zeit auf die nähere Vorbereitung seines Berufs zu wenden; die wachsende Freundschaft des jungen Sultans für ihn kostet ihm noch überdies so viele Stunden jedes Tages, und Zaime beschäftigt sich täglich so lange mit der wiedergefundenen herzigen Tochter, daß die Liebenden für einander nur verstohlne Augenblicke behalten. Wohl werden ihnen diese um so köstlicher

je kürzer sie dauern, und je seltener sie kommen; doch die langen, langen Pausen zwischen ihnen, wie schwer sind die zu ertragen!

Es verschleichen noch einige Jahre, und nun muß Achmed zum erstenmale mit dem Heere, als Bubuck Baschi (Kommandeur eines Kriegertrupps) zu Felde. In der bittern Trennungsstunde überlegt er mit der Geliebten, ob er nicht der Mutter seine Liebe bekennen soll, damit er doch den tröstlichen Glauben an mütterlichen Schutz für das Kleinod seines Herzens mit sich in die Ferne nehmen könne. Johaime beschwört ihn, sich und ihr doch nicht Fatimens Zutrauen auf diese Art zu rauben, und sich nicht dazu demüthigender Vorwürfe über sein verplaudertes Geheimniß auszusetzen. Er giebt traurig nach, sagt ein schmerzliches Lebewohl nach dem andern, geht und kehrt immer wieder in die Arme des weinenden Mädchens; bis Fatime plötzlich vor Beide tritt, und so die Scheidungsszene endigt.

Schonend zeigt sich Fatime so unbefangen, als hätte sie nicht im mindesten bemerkt, was sie schon längst vermuthete; glaubt aber doch, schweigend einen Bund vernichten zu müssen, der ihr schon darum Zaimen mißfällig scheint, weil er ohne Vorwissen der Sultanin geschlossen ward.

Kaum ist Achmed abgereist, so beredet sie Zaimen, doch Johaimen zu sich ins Serail zu nehmen; und wie gern geht die zärtliche Mutter diesen Vorschlag ein! Die tiefbetrübte Sultanstochter passirt hier immer noch für Kiuperli's und Fatimens Kind; damit des Großvezirs mächtige Feinde ihn nicht als Räuber einer Sultanin gerichtlich verfolgen. Den Zweck, ihr jede, auch schriftliche Unterhaltung mit Achmed auf immer abzuschneiden, ist auch schon

durch ihre Wohnung im Serail erreicht; — meine Fatime.

Wie sie diesmal so blödsichtig ist! In Kurzem wird sie das blinde Werkzeug zur Vernichtung ihres eigenen Planes, die überlistete Unterhändlerin der Getrennten. — Tiefer Gram wirft Johaimen bald auf das Krankenlager nieder; doch die brennende Begierde, Achmeden heimlich ihre Lage zu schreiben, hebt ihre gesunkenen Kräfte. Die Pflegemutter besucht sie. Da reicht sie ihr den Brief, mit der nachlässig beigefügten Erklärung, der Großherr habe ihn zur heimlichen Besorgung an seinen Günstling ihr gegeben.

„Warum soll auch der Sultan nicht vertraute Heimlichkeiten mit seinem besten Freunde haben?" meint Fatime, und läßt den Brief richtig an seine Behörde gelangen. Achmed erhält ihn kurz vor einem Treffen, und liest:

„Noch nicht Unglücks genug, daß dich tausend Kriegsgefahren umringen, daß ich in steter Todesangst für dich schwebe. Ins Serail mußte ich auch noch eingeschlossen werden, verzweifeln auf immer mußte ich noch am Wiederverein mit dir, du Einziger. — Woher der Schlag? O, frage nicht: Von wem anders, als von deiner Mutter! — Komm doch bald zurück, beruhige mich, rette mich. — Ach! du kannst nicht in Zeiten kommen, und ich bin nicht mehr zu retten. — Nicht einmal Schriftzüge darf ich von dir sehen; denn wisse, dieser Brief geht auf des Sultans Namen an dich ab, und leicht könnte deine Antwort meine Nothlist entdecken. — Bete zum Allah, bete um Wiederverein, wenn nicht im Leben, doch um recht baldigen im Tode."

Wie wird dem guten Achmed! — Kampfgierig stürzt er sich ins Treffen. Wo der Tod am ärgsten

wüthet, dahin dringt er am tiefsten. Den Tod sucht er, nicht den Sieg. Sein Geschick hat es anders beschlossen. Auch nicht die leichteste Wunde trägt er davon, wohl aber gleiche Ehre mit den Tapfersten der Turkomannen-Krieger.

Der Feldzug ist zu Ende; er kehrt auf Ordre nach Konstantinopel wieder, wird mit den schmeichelhaftesten Ehrenbezeugungen überhäuft, und findet sie äußerst lästig, weil er nur Sinn für seine Liebe hat. — Schlechten Trost giebt ihm die Mutter. Nach ihrer Sage ist Johaime auf Verlangen der Sultanin Walide ins Serail gekommen, und nun freilich für den Bruder unzugänglich; doch will sie (Fatime) ihr seinen Gruß bestellen, und seine unveränderte Freundschaft ihr versichern. Achmed birgt seinen Schmerz, und eilt zum Sultan, hier an Freundes Herzen das bittere Leiden auszuklagen, daß seine **Mutter** die beste Lebensfreude ihm vergifte.

Armer Achmed! Aerger als dir wurde wohl noch wenig Menschen ihre Erwartung betrogen. Mit unermüdlicher Beredtsamkeit unterhält dich der Sultan von der Wunder-Schönheit deiner Johaime, von ihrer zauberischen Anmuth, von ihrem kenntnißreichen Geiste und ihrem edlen Herzen. — Wenn ihm nur deine Wangenblässe nicht auffällt, dein Gliederbeben, dein beklommenes Athmen, und der zitternde Ton, mit welchem du, gezwungen und einsylbig genug, in seine Lobrede einstimmst, an seiner Liebe Freundesantheil zu heucheln suchst! — O weh! du siehst, dein gefährlichster Rival kann in seiner verzückten Schilderung gar nicht bemerken, wie dir zu Muthe ist. — Leider seyd ihr in einem doppelten Irrthume. Er hält Johaimen für deine

Schwester, und ist, euch beiden unbewußt, ihr leiblicher Bruder.

Armer Achmed! Das Aergste steht dir immer noch bevor. Du bittest deinen kaiserlichen Freund, die Schwester sprechen zu dürfen; *) und mit welchem Auftrage gewährt er die Bitte? Du sollst Johaimen für seine heiße Liebe stimmen.

„Denke nicht," sagt der Sultan, „ich glaubte thöricht, daß Gegenliebe sich erbitten lasse. Nein! ich wette, Johaime ist mir gut; nur eingeschüchtert ist sie von meiner Mutter. Die steht zwischen mir und ihr, wie der Flammenengel zwischen den ersten Eltern und ihrem Paradiese. — Ja, staune nur. Nicht einen haltbaren Grund weiß Zaime gegen meine Liebe vorzubringen. Es macht ihr nur Vergnügen, recht willkührlich und recht quälend den Osmanenherrscher zu beherrschen. Wollte sie mich nicht bereden, alle meine Haremsschönheiten durchzumustern, um statt deiner Schwester eine Schönere zu wählen? Als ob Liebe nichts wäre als Liebhaberei an einer gewissen Menschenform. — — Guter Achmed! Sprich Johaimen Muth ein. Mach ihr begreiflich, daß sie unter meinem Schutze Niemanden zu fürchten hat; daß sie nur wollen darf, um Großsultanin zu werden."

So beauftragt spricht nun Achmed die Geliebte; — mit welchen folternden Gefühlen, läßt sich denken.

Soll er aufrichtig für den Sultan reden? Wie wäre das dem Liebenden möglich! — Kann er ihn

*) Ein voller Beweis für die zwangfreie Vertraulichkeit zwischen Achmed Kiuperli und dem Sultan. Bewohnerinnen des Serails müssen sonst, nach der strengen Hofsitte der Pforte, erst heraus geheirathet haben, ehe sie selbst ihren Eltern und Geschwistern sichtbar werden dürfen.

betrügen wollen? Ihn, den gutmüthigen Herrscher, seinen besten Freund? — Soll er sich ihm offenbaren? Was hätte er dann nicht vom großherrlichen Liebhaber und von Zaimen zu fürchten!

„Wir müssen ein Geheimniß bewahren, das uns zwar in steter Furcht erhält, aber dessen Verrath uns augenblicklich und auf immer trennen würde. Wir müssen den Sultan immer hoffen lassen, damit wir einander recht oft sehen können.“ Dahin vereinigen sich die Geängstigten, und erhalten sich so eine Zeitlang die Erlaubniß, einander ihre Leiden, ihre höchstbetrübten Aussichten heimlich vorzuklagen.

Ein neuer Schlag. Der Großvezir stellt seinen Sohn an die Spitze des Heeres, welches den Rebellen-Pascha von Aleppo und den Prätendenten Solimàn Murad schlagen soll. Noch einmal, und wer weiß, auf wie lange jetzt, sich von Johaimen trennen, ohne einen Schutz für die mehr als je gefährtete Liebe; das kann Achmed nicht. Nichts hält ihn ab, sich unverhohlen jetzt der Mutter zu entdecken, und nicht abzulassen, bis sie ihren kräftigsten Beistand gegen den Großherrn ihm verspricht. Er wählt den Zeitpunkt glücklich, denn er wählt die Abschiedsstunde. Alles verwilligt die weinende Fatime dem scheidenden Sohne, verspricht ihm auch treue Besorgung seiner Korrespondenz mit Johaimen; nur der Sultanin Walide soll die Sache noch so lange ein Geheimniß bleiben, als diese dem Sultan noch verschweigt, daß er Johaimens leiblicher Bruder ist. Wie gern geht Achmed diese einzige Bedingung ein! —

Beruhigt zieht er in den Krieg. Mit besonnenem Muthe eilt er den Feinden entgegen, und mit Heldenkraft schlägt er sie aufs Haupt. — Mit Ruhm gekrönt, und mit ungleich größern, als das erste-

mal, mit verdienten Lobsprüchen und Ehren überhäuft, erscheint er wieder in Konstantinopel. Doch, was ist ihm Ruhm und Ehre gegen die Hoffnung, seine Geliebte wiederzusehen!

Aber er ist nun einmal zu den schneidendsten Kontrasten des Empfindungs-Wechsels ausersehen. In der Stunde seiner Ankunft vernimmt er das schreckliche Gerücht, Johaime liege gefährlich krank darnieder; höchst entkräftet könne sie Niemanden sprechen, und nur ihre Wärterinnen dürften um sie seyn.

Halbtodt eilt er zur Mutter, nähern Aufschluß zu erhalten, und — wer faßt sein Entzücken, als ihm diese sagt: „Tröste dich und freue dich! Ich bin für dich thätig gewesen, und mein Anschlag ist schon mehr als halb gelungen. Ich mußte dein Mädchen für gefährlich krank ausgeben, um es unter gutem Vorwande dem Umgange meines Sohnes zu entziehen, und ihn unterdessen für eine Andere einzunehmen. Ich wählte mir dazu Eugenien, eine junge Griechin von Kandia, und nannte sie weissagend Zachi (die Favorite). Lange blieb er standhaft und entsagte aller Liebe, wenn Johaime sterben sollte. Endlich hatten ihn doch meine beiläufigen Schilderungen von der schönen Zachi neugierig gemacht. Er besuchte sie. Und nun besucht er sie schon täglich, und rühmt mir immer mehr ihre süß überraschenden und unterhaltenden Talente. Sonst erkundigte er sich immer verzweifelt bange, jetzt nur theilnehmend besorgt, nach der Kranken. — Auch dir kann ich, wie du begreifst, jetzt keinen Besuch bei Johaimen erlauben. Dulde als Mann noch eine kurze Trennung; die Vermählung soll dich entschädigen. Dein Vater wird dich nächstens mit einem Heere nach Dalmazien senden. Er-

halte dir dort deinen Heldenruhm. Deine neue Siegerehre, soll zugleich die Krone deiner Liebe seyn."

Ja, ich will mich noch einmal von meiner Herzensfreundin trennen, um mich dann auf immer mit ihr zu verbinden; will eifrigst nach der Siegerehre ringen, für welche mir die Liebe Kränze windet. — So ruft er freudetrunken, küßt die Mutter, läßt des Vaters Ordre, und eröffnet den Feldzug. — Und es ist wahrlich seine Schuld nicht, daß die Belagerung von Klissa, der Hauptfeste in Dalmazien, aufgehoben werden, und sein Heer sich in vertheidigende Stellung zurückziehen muß.

Jetzt ist aber seine Gegenwart im Felde auf einige Zeit entbehrlich. Jetzt eilt er nach Konstantinopel, am Busen der Liebe von den Kriegsbeschwerden auszuruhen. Gleich soll die Mutter ihm erzählen, wie es um Johaime steht; die verweist ihn aber an den Sultan, der ihn unverzüglich sprechen will. Der Sultan empfängt ihn mit offenen Armen, läßt ihn mit dem Berichte von den neusten Kriegsvorfällen nicht zum Worte kommen, zieht ihn bei Seite, drückt ihn an sein Herz.

„Freund!" sagt er ihm, was nützt mir der Sieg über äußere Feinde, wenn es mir im Innern tobt und bebt, und blitzt und zittert? Du hast meinem Herzen Ruhe verschafft, den herrlichsten Frieden hast du mir erkämpft; wie soll ich, wie kann ich dir genug danken? O! verstelle dich nicht so, als verständest du mich nicht. Meiner Mutter Widerwillen gegen meine Liebe hast du überwunden, Johaimen hast du mir gewonnen, das höchste Erdenglück mir bereitet."

Das ist mehr, als ein Mensch in Achmeds Stelle tragen kann. Sprachlos steht er da, bald roth,

bald bleich; sein ganzes Wesen bebt, seine Augen werden dunkel, er wankt und sinkt. Noch hält ihn der Sultan aufrecht, und leitet ihn zum Sophapolster. Die Worte: „Scherz, unschuldige Täuschung,“ mit dem angstvollen Freundschaftston des Sultans ihm zugerufen, erwecken endlich den Ohnmächtigen, beleben den schon fast zu Tode Betäubten wieder.

„Ich scherzte ja nur, mein Guter. Wie konntest du gleich so erschrecken! Nein, Johaime ist dir treu, ist die deine, sobald du willst. Noch heute kannst du es aus ihrem Munde hören. — Weg mit dem starren Blicke, Freund! Es ist der Blick eines Verzweifelten, den man noch über seinen Jammer höhnen will. Laß dir erzählen, wie Alles gekommen ist: — Du weißt doch von der schönen Zachi, die ich oft besuche. Vor vier Wochen....Ja, so lange ist es schon. Ueberraschen wollte ich dich, darum durfte dir in der Zeit Niemand etwas schreiben..... Da gehe ich einmal zu ihr, durch die Haremsgärten, komme vor Johaimens Zimmern vorbei und höre sie erbärmlich wimmern; aber gar nicht, wie eine Kranke wimmert. Ich lausche lang, verstehe endlich, wie sie als Opfer des Betrugs, der giftigsten Arglist, sich den Tod wünscht und zum Allah fleht, er möge doch der Elendesten den Selbstmord vergeben. Ich fliege zu ihr. Sie ist eingeschlossen, und öffnet nicht. Ich renne zu der Mutter. Ich fordere Erklärung, und erfahre nur, hier walte ein räthselhaftes Verhängniß, das nicht in ihrer Macht stehe. Sie sagt mir das so mütterlich sanft, und ist so bereit, mich im Augenblicke zu Johaimen zu führen, daß ich noch nichts ahne. Diese, über unsere Erscheinung bestürzt, vergißt deinen letzten Brief zu bergen. Meine Mut-

ter greift hastig nach dem Papiere. Ich komme ihr zuvor, lese, sehe mich betrogen, sehe mich den Fangball zweier Verliebten, sehe meine eigene Mutter dies abscheuliche Spiel unterhalten. Wie ich mag gewütet haben! Der Raserei muß ich nahe gewesen seyn. Unerhörte Rache schwur ich dem unerhörten Verbrechen: das weiß ich mich noch zu entsinnen. Da mußte wohl die Mutter den Sohn über dem Sultan vergessen. Nun erfuhr ich Alles. Nun verstand ich bald das zärtliche Gefühl, das in mir für Johaimen spricht. Es ist Bruderliebe. — Und mit Bruderliebe umarme ich jetzt auch dich, du guter Achmed. Sie soll unsern Bund unauflöslich machen. Denn was auch den wärmsten Freund erbittert, das verzeiht doch der liebende Bruder. — Werde durch meine Schwester glücklich, wie ich es schon durch die zauberische Zachi bin."

Noch am Abende desselben Tages ward auf des Sultans Befehl, Achmed mit Johaimen vermählt, und Muhamed IV. feierte diese Verbindung mehrere Tage hindurch mit der glänzendsten Pracht, die sich von einem großherrlichen Feste denken läßt.

Daß eine Liebe, die im Entstehen und Wachsen fern von Orientalenweise war und blieb, auch eine ungleich tiefere Innigkeit, als die beste orientalische, gewann und treu behauptete; darf wohl eben so wenig erst erinnert werden, als nun noch eine Erklärung nöthig ist, warum Achmeds Verwandtschaft mit dem Sultan kein Hinderniß, sondern ein mächtiges Förderungsmittel seiner Wahl zum Großvezir wurde.

Sich in gewohnter Lage den Kredit der Rechtschaffenheit erhalten, dazu gehört gemeiniglich nur ein geringer Grad von Klugheit und von Mäßi-

gung. Selbst der Ruf eines Edlen ist da leicht erworben und behauptet, weiß man nur zuweilen und zu rechter Zeit, wann es eben stark in die Augen fällt und kein sonderliches Opfer kostet, sich über niedre Denkart zu erheben. — Auch in plötzliches Glück, oder, was freilich selten ein Glück ist, in plötzliches Emporkommen zu Macht und Ansehn, findet sich der Mensch noch ziemlich leicht, unbeschadet seiner Ehre, wenn er nur den Wechsel seiner Lage sehr wahrscheinlich vermuthen, und sich auf ihn gut vorbereiten konnte. Er findet sich noch um so leichter, je näher ihn der Glücksfall jenem besonnenen Lebensalter trifft, das zwischen dem Feuer erster Jugendkraft und der Kälte abgelebter Greisesschwäche in der Mitte liegt.

Es war aber nicht gewohnte Lage, nicht erwartete Erhebung, nicht jenes besonnene Mittelalter, in welchen sich einst Muhamed Kiuperli, und jetzt sein Sohn Achmed edel zeigten.

Und der Sohn hat einen noch ungleich schwerern Stand, als ihn der Vater hatte. Der alte Kiuperli trat in die Würde ein, unter einer Sultanin Regentin, die seine ergebenste Freundin, gern seiner Einsicht jede dringende Verfügung überließ. Der Sultan war damals noch ein Knabe, und bei seiner nachherigen Mündigkeit längst schon gegen den Großvezir in unbegränzte Ehrfurcht eingewöhnt. Achmed hat dagegen, zwar einen warmen Freund am Sultan, aber auch einen jungen charakterlosen Herrscher, den seine Feinde leicht mißleiten können; hat an der Sultanin Walide eine Schwiegermutter, welche von ihm Ehrerbietung erwartet, und sich ihm, wenn auch nur an Erfahrung, weit überlegen glaubt.

Wohl hat ihn sein Vater, vorzüglich auch sein

und durch ein wundersames Labyrinth der Liebe, treffliche Fertigkeiten einüben lassen. — So beschließt er z. B. nichts voreilig, nichts im Mißmuthe und Aerger, oder im auffahrenden Zorne; vollführt aber auch unbiegsam standhaft jeden reif überlegten Entschluß. Gerade und ehrlich verwaltet er sein großes Amt, weiß aber auch seine unentweihte Charakterwürde geltend zu machen, sobald die Noth es erfordert. Er ist sich nehmlich aller Gründe seines jedesmaligen Verfahrens immer hell bewußt, kann jeden Augenblick mündlich oder schriftlich, wie es der Großherr oder ein richtender Divan gebieten mag, in klarer und bündiger Kürze vollbefriedigende Rechenschaft geben. Er besitzt so viel gewandte Besonnenheit, um in Zeiten großer Verwirrung schnell die beste Partie zu ergreifen; hält heilig über jener Unverbrüchlichkeit des gegebenen Wortes, ohne welche man kein zuversichtliches Vertrauen und somit auch keine zuverläßigen Freunde haben kann; und ist weltklug genug, um jeden Plan, der bis zu einem gewissen Zeitpunkte verborgen reifen muß, selbst den Gehülfen der Ausführung geheim zu halten.

Aber alle diese Eigenheiten müßten ihn ja nur um so schneller stürzen; die vielen bejahrten Vezirs und Paschen, die sich gar nicht mit der Idee versöhnen können, in einem so jungen Menschen ihren mächtigen Vorgesetzten verehren zu müssen, dürften eben diese Charakterzüge Achmeds nutzen, ihn bei dem Sultan und der Walide in den Verdacht der gefährlichsten Herrschsucht zu bringen: wenn er ihnen nur im mindesten ihr hämisches Spiel durch die Eitelkeit erleichterte, nichts Wichtiges vollführen zu können, ohne daß er sein Verdienst dabei auffallend bemerklich machte.

Nicht jeder große Mann kann sich immer über

diese Eitelkeit erheben. Durch sie ward schon mancher wieder klein, oder verfing sich in den Schlingen seiner Feinde. Nicht so Achmed Kiuperli. Meisterhaft versteht er sich darauf, Namen und Ruhm seiner Thaten nöthigenfalls dem jungen Sultan zu überlassen. Gleich nach seinem Eintritte in den hohen Posten giebt er davon ein merkwürdiges Beispiel.

Der mächtigste und mißvergnügteste Aspirant des Großvezirates, der Pascha von Bagdad, entzündet einen schrecklichen Aufruhr unter den Janitscharen und Spahi's, und durch diese unter großen Pöbelrotten in Konstantinopel. Da begnügt sich Achmed nicht, mit den kräftigen Maasregeln seines Vaters die Rebellion zu dämpfen; sondern er giebt sich auch das täuschende Ansehn eines blinden Werkzeugs der gemessensten Sultansbefehle.

Die vornehmsten Häupter der Spahi's erhalten große Geschenke, werden so beruhigt und vom Interesse der Janitscharen getrennt. — Der Divan wird (in einer Rede, welche Achmed fertigt und der Sultan hält) so furchtbar haranguirt, daß er die Rebellenhäupter des Bürgerstandes, sammt dem Janitscharen-Aga, ungesäumt ergreifen und hinrichten läßt; ja! daß er zu Verfügungen stimmt, die jenen Pascha von Bagdad dem verdienten Tode überliefern. Und alle noch verdächtige Janitscharen und Spahi's werden zum Türkenheere nach Ungarn gesandt, und dort auf verlohrnen Posten mit guter Art aus dem Wege geräumt.

Dies Alles ist Achmeds Werk; aber der Sultan hält es für das seinige, und das Volk und viele Große sind in demselben Wahne.

Muhamed IV. hat eine recht kindische Freude darüber, daß er über seine eigene Erwartung so gut

regieren kann; hält aber doch seinen Achmed für ein schlechthin unentbehrliches Rüstzeug seiner fernerhin gelingenden Herrscherkunst. Dies eben will der junge Groszvezir. Nun hat er gut unter dem Mantel des Sultans agiren. Nun hat er ja des Groszherrn wankelmüthige Schwäche in dessen Herrschereitelkeit gebannt, darf also seine Feinde am Hofe nicht mehr ängstlich fürchten. Nun kann er ruhig in den Krieg nach Ungarn und Siebenbürgen ziehen. Er ahnet nicht, daß die jezt sich immer deutlicher offenbarende Ueberlegenheit der Ungläubigen in der Kultur der Kriegskunst ihn keine sonderliche Lorbeern wird erkämpfen lassen.

Kaum ist er mit einem groszen Heere vor Belgrad angekommen, und hat sich mit der Hauptarmee des (jezt zum Vezir von Ungarn erannten) Seraskiers Aly Pascha vereiniget, da thut auch schon der deutsche Kaiser annehmliche Friedensvorschläge. Achmed macht Bedingungen, wie sie nur der überlegene Sieger macht. Die werden verworfen, und das will er. Er musz ja seine mitgebrachten übermüthigen Janitscharen erst durch Kriegsbeschwerden zähmen, ihre Menge durch mörderische Treffen erst bedeutend schwächen, ehe er sie wieder nach Hause führen darf.

Siegreich eröffnet und beschlieszt er den ersten Feldzug. Er erobert die wichtige Feste Neuhäusel, und sezt hier die Oesterreicher durch pünktliches Erfüllen der Kapitulationen in achtende Verwunderung. Und nicht ohne Wirkung bleibt sein kluges Manifest: „Alle feste Plätze, die sich willig ergeben, sollen der hohen Pforte nie andere Abgaben, als jedes Haus jährlich einen Thaler, entrichten. Während er in Ungarn vorrückt, sendet er gegen Venedig eine Verstärkung von Landtruppen, nach Dal-

rüsten, (eine neue Flotte hatte er schon früher nach Kandia segeln lassen); entdeckt auch glücklich die Verrätherei des Staatssecretärs, den das österreichische Kabinet mit einer ansehnlichen Summe bestochen hatte. — Dem deutschen Kaiser hat er so in Furcht gesetzt, daß der alle Mächte Europens um Hülfe fleht, Wiens Festungswerke eifrig bessern läßt, und vier Armeekorps zur Vertheidigung seiner Erbländer aufstellt.

Aber die Fortsetzung des Kriegs entspricht diesem Anfange nicht. — Ali Pascha bleibt im Treffen. Ein großer Verlust, welchen Achmed, obgleich Ali's Rival im Oberkommando, aufrichtig bedauert. — Während gegen Venedig weder zu Lande noch zur See ein beträchtlicher Vortheil errungen wird, duldet das Osmanenheer in Ungarn die drückendsten Beschwerden ohne Waffenglück, besteht viele blutige Kämpfe, ohne zu siegen; wird endlich muthlos zu jedem neuen Angriffe, und selbst zur Gegenwehr verzagt. Mehreremale, am bedenklichsten in der blutigen Niederlage am ersten August 1664 bei St. Gotthard, weigern die Krieger ihrem Großvezir den Gehorsam zum Kampfe; stürmen sogar, am genannten Tage, im wilden Aufruhr mit dem Vorwurfe auf ihn ein, daß er sie geflissentlich in den unvermeidlichen Tod führe. Wäre es *Achmed Kiuperli* nicht — der sie so gut überzeugen kann, daß nicht *er* ihr Unglück verschuldete; der sich überhaupt so gut darauf versteht, auch die rohsten Menschen für sich einzunehmen, ihre heftigste Wuth in liebende Achtung umzuwandeln; — wäre es dieser Achmed nicht: jeden andern Feldherrn würden die Aufrührischen in ihrer Mitte ermordet.

Als man ihm, nach abgeschlossenem Waffenstillstande, die Nachricht bringt, der Graf Serini, ei-

ner der grösten österreichischen Generale, sei durch Kabale von seinem Posten verdrängt, und auf der Jagd meuchelmörderisch erschossen worden; da darf er das Schicksal dieses Helden laut beklagen,*) und laut über den barbarischen Jubel seiner Krieger zürnen die mit Freudenfeuer vor ihren Zelten diese Neuigkeit celebriren. Das darf ein geschlagener Feldherr der Osmanen, mitten unter seinen unmuthigen Kriegern: denn Achmed ist dieser Feldherr.

Auch darf der besiegte Großvezir furchtlos in Person vor dem Sultan erscheinen, und wird von ihm mit offenen Armen der Freundschaft empfangen; denn Achmet ist dieser Großvezir.

Auf seine Bitte werden viele von den aufrührerischen Offizieren seines Heeres begnadigt. — Und ganz nach seinem Vorschlage werden die Friedensartikel im Namen des Sultans entworfen.

In diesem Frieden entwindet er dem deutschen Kaiser fast alle Früchte seiner Siege. Trefflich nuzt er hier für die hohe Pforte den Neid, mit welchem die christlichen Mächte Europens dem Hause Oesterreich jede Eroberung in der Türkei mißgönnen, und deren Politik, dasselbe gegen Osmanen-Angriffe nie kräftiger zu schüzen, als ihnen zu ihrer eigenen Sicherheit so eben nothwendig dünkt. — Hatten doch im vorigen Jahre der Pabst, Italiens Fürsten und Spanien grosse Summen; Frankreich, Schweden, Lothringen viele Truppen versprochen; und von aller zugesagten Hülfe war nichts, als ein französisches Corps von sechs tausend Mann, erschienen.

*) So betrübte sich ein halbes Jahrhundert später, Zar Peter der Große bis zu Thränen über den Tod Karls XII. von welchem er doch erst durch viele Niederlagen siegen lernte.

Das gröste Hinderniß gegen die siegreiche Beendigung des venezianischen Krieges ist nun gehoben. Nun soll die Eroberung von Kandia Achmeds und seines Sultans Namen vor den Osmanen, und den Osmanen-Namen vor Europa im Ansehn erhalten. — Schon hat dieser Eroberungsversuch der Pforte zwanzig Jahre, ungeheure Summen und große Heere gekostet. Er kann nicht unvollendet aufgegeben werden, ohne das Volk zu empören, und den Staat vor Europa verächtlich zu machen.

Achmet bietet Alles zu einem wirksamen Feldzuge auf. Den Venezianern wird bange. Sie bitten, wie unlängst der deutsche Kaiser, Europens Mächte um Hülfe, und erhalten wie dieser nichts als ein kleines Korps von Louis XIV. *) — Achmed zweifelt nicht, mit überlegegener Kriegerzahl und der Kraft seines persönlichen Kommando's bald die Hauptfeste von Kandia, und dann auch leicht die Insel zu erobern. Mit Mutter und Gattin, deren Klugheit er in mißlichen Lagen wie die seinige benutzte, schifft er sich an der Spitze des neuen Heeres im Frühlinge 1666 ein; nachdem er kurz zuvor eine neue grosse Gefahr für den innern Reichsfrieden durch ein sehr einfaches Mittel abgewendet.

Sabatai Sevi, eines Mäklers Sohn von Smyrna, ein schwärmerischer Judenjüngling, hat sich nemlich unlängst zum Messias aufgeworfen, und fast allgemeinen Glauben gefunden. Eben jetzt ist er in Konstantinopel angekommen, die vorgeblich auf dieses Jahr 1666 bestimmte Weltherrschaft seines Volkes zu begründen. Durch seinen grossen Anhang und ausserordentlichen Reichthum — die Begütertsten

*) Die kleinen Subsidien des Pabstes und der Malteser können hier wohl nicht in Anschlag kommen.

seiner Nation haben ihm einen beträchtlichen Theil ihrer Schätze übergeben — könnte er leicht furchtbares Haupt einer, die ganze Türkei erschütternden Judenrevolte werden, und hat wirklich schon den Kadi in Smyrna und mehrere Statthalter bestochen. Aber Achmed läßt ihn einkerkern, ohne ihm die Messiaswürde abzustreiten; erlaubt sogar allen Juden den Zutritt zu ihm, wiewohl nur vereinzelt und unter wachsamer Aufsicht. Nun wallfahrten sie zu dem gefangenen Gottesgesandten, im festen Glauben an seine baldige wundervolle Befreiung. Und als der Messias in der Folge gut findet, ein Muselmann zu werden; da meinen sie, er sei heimlich gen Himmel gefahren, und der Muselmann Sabatai Sevi sei nur sein trügerisches Schattenbild.

Bald nach der Landung auf Kandia, erfährt Achmed daß man ihm die Zahl der Feinde die Stärke ihrer Festungswerke und ihrer Hülfsquellen auf der Insel weit zu gering geschildert hat; daß die Blutarbeit viel schwerer seyn und länger dauern wird, als er nach den Berichten glauben konnte. Doch die größten Hindernisse schrecken ihn nicht von der Verfolgung eines Planes ab, den nun einmal eiserne Nothwendigkeit durchzusetzen gebietet. Und so entsteht denn zwischen ihm und der Besatzung der Hauptfeste der fürchterlichste Wetteifer in allen Mordkünsten des Belagerns und der Vertheidigung.

Unermüdlich läßt Achmed jeder mißlungenen Unternehmung eine neue folgen. Seine Hoffnung eines endlichen guten Erfolgs wankt nicht. Hat er sich doch jetzt neben der tiefsten Ehrfurcht seiner Krieger, die er längst besaß, auch ihre herzliche Liebe erworben. Im Eifer für ihn, fürchten sie Gefahren und den augenscheinlichen Tod nicht. — Langsamen, aber doch gemessenen Schrittes naht er

sich dem ersehnten Ziele; da überfällt ihn die schreckliche Sultansordre:

„Ende schleunigst einen Krieg, den deine Tollkühnheit mir fortzusetzen rieth. Eins von zweien will ich nächstens in meinen Händen sehen: deinen Kopf oder die Schlüssel der Festung Kandia.“

Wie ein Herrscher an der erprobten Einsicht und Treue seines größten Feldherrn, seines ersten Staats- und Kriegsministers, und zugleich an seinem besten Jugendfreunde, durch das Geschwätz neidischer Höflinge, bis zu einer solchen Ordre irre werden kann; darf man nicht fragen, wenn von einer orientalischen Despotie die Rede ist, und von einem charakterlosen Sultan, wie Muhamed IV.

Ein Großvezir, talentvoll wie Achmed Kiuperli, aber nicht edel wie er, hätte hier im Uebergange zu den Feinden nicht blos Sicherheit seiner Person, sondern volle Befriedigung seiner Rache gesucht, und ohne Zweifel auch gefunden. Nicht so Achmed. Festen Muthes thut er, was Fatime und Zohaime rathen; setzt den Krieg fort, als wäre jene Ordre gar nicht eingelaufen — und schreibt dem Sultan:

„Deiner Majestät und Deiner Staaten Ruhm und das Glück des Volkes, war und ist und bleibt mein höchster Zweck. Daß ich für ihn den Heldentod nicht scheue, beweisen meine Thaten jeden Tag und jede Stunde; und wird von allen Tausenden meiner Waffenbrüder und meiner Waffenfeinde Jeder mir bezeugen müssen. Auch dem unverdienten Verbrechertode unterziehe ich mich gern, wenn Du ihn Dir und dem Reiche nützlich glaubst. Aber nicht mit Schmach kann ich diesen Krieg, — und im Augenblicke doch auch nicht mit Ehren enden; denn falsch waren die Berichte, die einem

baldigen und leichten Sieg versprachen. — Sultan! Zwei Parteien stehen vor Dir einander gegen über: Dein Großvezir und seine Verläumder, Dein Freund und Deine Schmeichler. Wähle, für wen Du entscheiden willst."

Muhamed IV. läßt den Vorschlag dieser Wahl vorläufig auf sich selbst beruhen. Ihn beschäftigen jetzt ganz andere Dinge. Den mißvergnügten Großen, die den Sultan so tief verachten als sie den Großvezir grimmig hassen, scheint des letztern Entfernung eine gute Gelegenheit zu Beider Verderben. Sie bewirken neue Gährungen unter den Janitscharen und dem Volke in Konstantinopel. Man spricht hier laut von Absetzung des Schwächlings Muhamed, und von Erhebung seines Bruders Soliman auf den Osmanenthron. Man fordert wiederhohlt und drohend, der Hof soll wieder seine alte Residenz beziehen. Der aufgebrachte Großherr, sonst so furchtsam, und nun auf einmal im steifsten Eigensinn so keck, würdigt die Rebellen keiner Antwort, äußert aber gelegentlich, in dem unruhigen Konstantinopel werde nie wieder ein Sultan residiren. Nichts würde die Empörer hindern, ihre Drohung zu erfüllen, wenn sie nicht den Prinzen Soliman in Muhameds Gewalt zu Adrianopel wüßten. Nichts beschränkt mehr ihre Wuth, da sich eben jetzt unter ihnen das, freilich nicht erlogene Gerücht verbreitet, Muhamed habe seinen Bruder mit eigener Hand ermorden wollen; seine Mutter habe mit eigner Gefahr den Todesstreich noch abgewendet, und Soliman in ihren unmittelbaren Schutz genommen. Bürger und Janitscharen greifen nun zu den Waffen, wollen nach Atrianopel, wollen den Sultan zwingen, daß er seine drei Brüder ihren Händen übergiebt. — Zaime, allverehrt im Volke, wird nach des Groß-

herrn Retterin, so wenig es der wilde Sohn um sie verdient, der ihren weisen Rath verachtet, nur seinen tollen Sinn, und den ehrsüchtig-unüberlegten Eingebungen seiner Favorite folgt. Zaime eilt mit den drei Sultansbrüdern in die Residenz, wird jubelnd empfangen, und dämpft den Aufruhr mit dem Anerbieten, sie wolle sich selbst für das Leben der Prinzen verantwortlich machen, wolle sogleich mit ihnen das Serail von Konstantinopel beziehen, und hier bleiben, auch den Sultan zur Rückkehr zu bewegen suchen. — Aber fruchtlos bleibt ihr Rath; Bitten und Drohungen fruchtlos bei dem eigensinnigen Muhamed. Er will nun einmal in Adrianopel residiren, und befestigt sogar diese Stadt gegen eine etwaige Belagerung. Und noch einmal glaubt er Achmeds Feinden, der Großvezir habe Volk und Janitscharen so empörend aufgereizt; der Großvezir wolle den Prinzen Soliman mit den Padischahschwerdt umgürden. Und nun erläßt er eine tolle Ordre über die andere an Achmed, ihm unverzüglich das Reichssiegel zurückzusenden, und den Truppenrest zurückzuführen: und an seine Mutter, durch schleunige Erdrosselung der drei Prinzen den Plan der Rebellen zu vernichten.

Das Gerücht der letztern Ordre verbreitet sich schnell in Konstantinopel. Janitscharen und Volk stürmen bewaffnet durch die Straßen, — umlagern bewaffnet das Serail. Mit Mühe stellt Zaime auch diesesmal die Ruhe wieder her, indem sie alle Reize ihrer sanften Würde und rührenden Beredtsamkeit aufbietet. Sie zeigt den Empörern die drei Prinzen, und wiederhohlt feierlich ihr Versprechen, daß sie für deren Leben mit ihrem eigenen steht. Und auf ihre schriftliche Frage an den Sultan, ob er sich denn eines Verdienstes, mit wel-

chem er bisher fast alle seine Thronvorfahren über- troffen, auf einmal selbst berauben; ob er den, bei Großherrn so äußerst seltenen, Edelsinn seines Zart- gefühls auf einmal bis zur tödtlichen Verwundung des Mutterherzens, bis zum Brudermorde verläug- nen wolle? — Auf diese Frage nimmt der geschmei- chelte Muhamed IV. seinen Mordbefehl zurück.

Und was thut Achmed auf die erhaltene Or- dre? — Er weiß recht gut, daß sie ein Mißgriff des Sultans ist, zu welchem hämische Rathgeber und verzweifelnde Wildheit über die Empörung ihn ver- leiteten; und welchen er schon bald bereuen wird. Er sendet ihm einen Pascha mit der Antwort zu:

„Mein Eifer für des Großherrn und des Rei- ches Ehre ist zu groß, um das heroische kostspielige Werk so vieler Jahre, kurz vor der erwünschtesten Vollendung aufzugeben. Zum Hohne meinen Nei- dern, meinen Feinden, die den Sultan hinderten, mir den nöthigen Succurs zu schicken; ihnen zum Hohne werde ich nun nächstens den Krieg mit Kan- dia's Eroberung enden. Und das Reichssiegel über- gebe ich willig jeden Augenblick dem, welchen der Sultan dessen würdig hält.“

Ununterbrochen fährt Achmed in seinen Opera- zionen auf der Insel fort. Die Belagerten der Fe- ste (angeleitet von den kriegskundigen, unterneh- menden Volontärs, die sich weit und breit aus Eu- ropa hier versammelt haben, um sich bei dieser be- rühmt gewordenen Belagerung hervorzuthun) ver- theidigen sich so, daß es zweifelhaft bleibt, ob ihre Kunst oder ihr ausharrender Muth mehr Bewun- derung verdient. Endlich haben sie aber durch häu- fige Minen ihre eigenen Mauern so erschüttert; durch ihre vielen Grubengänge unter der Erde — in denen allein 45 Treffen geliefert wurden — ihren

kannt, so herrscht auch schon wieder die tiefste Ruhe in der Residenz, und die Häupter der Empörung fliehen. Doch sind auch die Flüchtigen noch furchtbar; schnell verbreiten sie durch ihren Anhang gräuliche Verwirrung in den entferntesten Provinzen. So wird unter andern auf ihr Anstiften in Arabien eine Karawane angefallen, die mit großen Geschenken des Padischah an die heilige Kaabe des Propheten auf der Reise ist: die Schätze werden geraubt, die escortirenden Janitscharen gemordet.

Der Sultan, den ohnehin schon wieder die Besorgniß anwandelt, Achmeds Annäherung mit Heeresmacht könnte gefährlich werden; befiehlt ihm vor seiner Rückkehr einen Kriegszug gegen die Rebellen um Mekka und Medina, und ein schweres Strafgericht über diese entsetzlichen Verbrecher am großen Propheten und dem Beherrscher seiner Gläubigen. Schnell und glücklich vollführt Achmed auch dieß Geschäft; — findet in Jerusalem die Lateiner und Griechen im blutigen Streite um die Wache am heiligen Grabe, und entscheidet hier, wie ein uneigennütziger Schiedsrichter, mit vernünftigen Vorstellungen; nicht, wie jeder andere Vezir oder Pascha gethan haben würde, mit Todesurtheil und Confiscazionen; — und nähert sich nun mit Eilmärschen der Hauptstadt, deren Einwohner schon wieder in Gährung sind, und deren Janitscharen sich gegen Sultan und Großvezir förmlich verschworen haben. . . . . .

Wohl ist alles wieder ruhig, und jubelnde Glückwünsche schallen um ihn her, als er seinen Einzug hält. Aber wie soll er sich, den Regenten und das Reich, vor diesen immer rebellischen Janitscharen der Hauptstadt bleibend schützen? — Es giebt hier kein Mittel, als das er selbst schon einigemal, das

auch schon sein Vater, wenigstens auf einige Jahre mit Erfolg versuchte: die Garnison im Kriege zu beschäftigen, und frische Truppen in Konstantinopel einzuquartieren.

Polen giebt den erwünschten Anlaß zum Kriege. Hier ließ sich im Anfange des Jahres 1669 der König Johann II. der Krone überdrüßig, mit 150000 Gulden in Pension setzen; und nach einem Zwischenreiche von sieben Monaten ein armer Sprößling des alten litthauischen Herzogstammes, Michael Thomas Wieniwecki, ganz wider seinen Willen vom Adel wählen. Er mußte am 19ten Junii 1669 den Thron besteigen, so sehr er auch mit Thränen bat, ihn doch zu verschonen. Vergebens hat der Kosaken-Hetman Doroszenko gehofft, die Wahl auf sich zu lenken. Voll Erbitterung fällt er nun von Polen ab, und begiebt sich mit seinem Volke in den Schutz der Pforte. Der Polenkönig rückt gegen ihn in's Feld, und die Pforte nimmt sich ihres Schützlings an.

Mit 150000 Mann zieht Achmed aus. Jetzt hat er auch den Großherrn mit im Hauptquartier. Er will ihm durch scheinbar persönliches Kommando die verlohrne Achtung seiner Krieger wieder schaffen, und jenen hämischen Reichsbeamten ihr falsches Spiel vereiteln, welche schon einigemal zum Verderben des entfernten Großvezirs den Sultan zu mißbrauchen suchten. — Unaufhaltsam rückt Achmed vor, vereinigt sich mit den Tataren, belagert Kaminiek, überwältigt schon am zehnten Tage diese bisher für unbezwinglich gehaltene Festr, und erobert die Ukräne.

Der strengsten Mannszucht unterwerfen sich Achmeds siegreiche Krieger. Auf seinen Befehl enthalten sie sich alles Plünderns, aller Mißhandlungen

gegen die Ueberwundenen, und leben ganz auf eigene Kosten in jedem Orte, der sich ohne Gegenwehr ergiebt. Folgsam seinem Willen sind sie arme Eroberer eines reichen Landes, arme Ueberwinder begüterter Feinde. — Zu einer solchen Mäßigung ließen sich noch nie siegende Türken von einem Heerführer beordern. Und noch nie konnte ein Großvezir, der sich in seinem Sultan so von dem Feinde beleidigt fühlte. — (Der polnische Gesandte hatte sich sehr unanständig am türkischen Hofe betragen, und der Polenkönig sein verletztes Recht in einem sehr übermüthigen Manifeste erklärt) — bis zu einer solchen Mäßigung seine Heftigkeit bekämpfen. Aber Achmed ist auch hier der Heerführer, Achmed dieser Großvezir.

Und eben dies unerhört-humane Betragen der Türken, vereint mit den linken Maasregeln der Feinde, fördert seine Siege.

Noch in demselben Jahre schließt er einen ehrenvollen Frieden. Gewiß hätte er seinen Vortheil erst noch weiter verfolgt; aber der persische Sofi macht eben jetzt kriegerische Bewegungen, welche die kräftigsten Gegenanstalten erfordern. Bald zeigt es sich, daß es blose Demonstrazionen waren. Ein Glück für die Pforte, denn Polen bricht schon im nächsten Jahre (1673) seinen Frieden.

Der große Sobiesky dämpft die innere Verwirrung seines Staates, und bringt mit 50000 Mann nach den türkischen Eroberungen vor. Die Pforte kann jetzt nur 15000 Mann entgegenstellen. Selbst Achmeds Ansehn kann jetzt die Werbung nicht begünstigen, weil man weiß, daß er nicht persönlich kommandiren wird. Die Wahrscheinlichkeit des Abfalls einiger Baschen, hält ihn in der Hauptstadt zurück.

Sobiesky erstürmt das feste Türkenlager bei Chotzim, bereitet hier den Ueberwundenen eine totale Niederlage; und wird nun erst recht furchtbar, da ihn Polen jetzt, nach Michaels Tode, zum König wählt.

Nun räth Achmed dem Sultan zum Frieden. Aber die Tartarn wollen ihre alten Gränzen wieder hergestellt haben, und der Sultan besteht auf einem polnischen Jahrgelde für die Rückgabe seiner Eroberungen. — Da rückt Sobiesky mit einem neuen Heer ins Feld.

„Der übermüthige Feind weigert den angebotenen Frieden.“ Mit diesen Zauberworten fördert jetzt Achmed die Werbung eines großen Heeres, und sendet es, unter dem Pascha Ibrahim Schaitan, schleunig genug dem Sobiesky entgegen.

Schon steht dieser Pascha wieder bei Kaminiek, schlägt die Belagerer dieser Feste zurück, schließt sogar mit fürchterlicher Uebermacht den Sobiesky im festen Lager so lange ein, bis die umlagerten Polen nur noch auf vier Tage Lebensmittel haben. — Da macht der Tartarchan Miene, sich vom Türkenheer zu entfernen. Der Zar von Moskau eilt zur Vertheidigung Polens herbei. Französische und englische Gesandte erscheinen in Polen, und drohen zur Rettung dieses Staates, den Türken einen Krieg zu Land und See. Zugleich hört Achmed von neuen Bewegungen des persischen Sofi und einiger Paschen. Darum, und weil ohnehin die für den Krieg nachtheiligste Jahrszeit eingetreten ist, sendet er dem Pascha im Namen des Sultans Ordre, den Feldzug zu beendigen, und den Frieden einzuleiten.

Gern kämpfte Ibrahim auf eigene Gefahr noch die wenigen Tage durch, bis zur Vernichtung des eingeschlossenen Feindes; brach nicht eben jetzt ein

höchst gefährliches Murren unter seinen Janitscharen aus. Die erklären alle grimmig entschlossen, sie wollen nicht länger in diesem anhaltenden Regenwetter, so unerträgliche Beschwerden dulden; wollen nicht länger durch Aushungern des Feindes, selbst den bittersten Mangel leiden: während sie Achmed seines persönlichen Kommando's nicht würdigt, und der Sultan in unaufhörlichen Festlichkeiten schwelgt, (die er zur Vermählung seiner Prinzessinn an einen Favoriten, und zur Beschneidung zweier Prinzen in Adrianopel feiert).

Diese Janitscharen-Revolte rettet den großen Sobiesky vom Untergange.

Achmed schließt mit Polen einen für beide Theile ehrenvollen Frieden. — Auch der persische Sofi zieht, ohne anzugreifen, sein Heer zurück; denn seine Siegerhoffnung war vorzüglich auf den Polenkrieg der Türken berechnet. Und wie bald hat Achmed nun die empörten Paschen überwältigt, die mißvergnügten Truppen beruhigt, und die schrecklichen Folgen einer sultanischen Unbesonnenheit im Entstehen vernichtet. Muhamed IV. hat nemlich die Drohung geäußert, Konstantinopel aller seiner Privilegien zu berauben. Achmeds Ansehn erhält auch hier die mehr als je erschütterte Ruhe, und macht sich die Hauptstadt so gewogen, daß der launige Sultan nun auf einmal wieder hier residiren will, und sich nur sehr schwer diese neue Unbedachtsamkeit widerrathen läßt.

Welchen Segen hätte nun Achmed, im äußern und innern Frieden des Reichs, über das Osmanenvolk verbreiten können! Aber wenige Monde nach dem Polenfrieden, und noch vor dessen solennen Bestätigung opfert er, kaum 47 Jahre alt, der

ungezügelten Liebhaberei an starken Getränken sein theures Leben hin.

Er, der sich selbst und seine Untergebenen in jedem andern Genusse, wie in jedem Leiden, so human zu mäßigen weiß; er muß durch diese eine Neigung um viele Jahrzehnde seinen Tod beschleunigen. — So wenig kann der Mensch auf sich vertrauen! So leicht können auch die Edlen unserer Gattung, siegreiche Helden im Selbstbeherrschen, einem unbewachten Triebe unterliegen.

Treffliche Anstalten hatte er schon getroffen, durch weise Vertheilung und Minderung der Abgaben, und andere Förderungsmittel des Volkswohlstandes, den durch die Kriegszeiten erschöpften Osmanen wieder aufzuhelfen; und besonders die Justizverwaltung im weiten Reiche unter seine möglichst unmittelbare, wachsame Aufsicht zu nehmen, so daß keine Ungerechtigkeit eines Statthalters, selbst die des geringsten Kadi's nicht, vor abschreckender Ahndung sicher gewesen wäre. — Wohl hatte die gedrückte Unschuld bei ihm immer Gehör und Schutz gefunden, wenn ihre Klagen bis zu ihm gelangen konnten; doch, wie oft war dies, bei seinem Kommando ferner Heere, bei seinem Kampfe gegen Aufruhr und Kabalen, nicht unmöglich gewesen! — Nun ist er ungestörter Oberrichter, und nun muß er sterben.

Er hat keine Schätze gesammelt, wie fast alle seine Vorfahren und Nachfolger im Großvezirate; denn alle die vielen ungerechten Quellen, aus welchen jene und diese schöpften, existirten für den Gerechten nicht.

Er hat auf dem erhabenen Posten nie sein Wort gebrochen, nnd wenn er es auch dem ärgsten Feinde, des Reiches oder seiner Person, gegeben hatte.

Wie gerecht und klug er, unter den nachtheilich-

[illegible]

[illegible]

In seinen letzten Augenblicken [illegible] ihm ein [illegible] des Korans hin. Hastig greift er nach dem heiligen Buche, und sagt feierlich, mit der Miene banger Erwartung himmelwärts die schon verlöschenden Augen gerichtet: „Prophet! Nun erfahre ich bald, ob du ein Gesandter Gottes warst, ob du seine Wahrheit lehrtest. In jedem Falle trete ich doch ruhig vor den Weltenrichter. Vorsätzlich habe ich ja nie Unrecht gethan; habe Gutes geübt, so viel ich konnte. Ich werde glücklich, wenn redliche Pflichterfüllung die beste aller Religionen ist.“ —

An der Todespforte herrscht rückhaltlose Wahrhaftigkeit. Unverschleiert äußert sich hier des Edlen wie des Unedlen Charakter, und jedes Menschen verborgenste Ueberzeugung. An der Todespforte heuchelt selbst der Heuchler nicht. Die erwartete nahe Vernichtung oder gerechte Vergeltung, entschiedene Resignazion oder hochgespannte Furcht und Hoffnung, schlagen hier mächtig jede Rücksicht der eigensüchtigen Klugheit nieder. — Ein wichtiges Vermächtniß für Zeitgenossen und Nachwelt sind daher die letzten Worte eines Sterbenden, der seine volle

Besonnenheit noch hatte, und um so wichtiger, je größer der Wirkungskreis des Scheidenden, durch Lehre oder That, oder auch nur durch seinen Standpunkt, im Leben war.

Diese Betrachtung erfüllt hier, bei Achmed Kiuperli's letzten Worten, ganz seines Biographen Seele; und erinnert diesen innigrührend an die Abschiedsäußerungen mancher, durch Stand oder Charakter interessanten Menschen unsers Okzidents.

Plotinus, der gelehrte Platoniker, starb (im Jahre 270 unserer Zeitrechnung) mit den Worten: „Jetzt wird das Göttliche in mir wieder mit dem Göttlichen im Weltall zusammenfließen."

Von Hugo Capets Nachkommen und Thronfolgern starb Louis VI. im J. 1137 mit der Ermahnung an seinen jungen Thronerben: „Vergiß nie, mein Sohn, daß die Königswürde ein öffentliches Amt — und daß ein Leben nach dem Tode ist, in welchem sich dein Schicksal genau nach deiner Amtsführung bestimmen wird."

Louis XIII. fühlte sich (im J. 1642) dem Tode nahe, als ihn seine Gemahlin dringend wehmüthig bat: er möge ihr vergeben, was sie je Mißfälliges ihm gethan; und nicht glauben, daß sie an Chalais Mordanschläge gegen ihn Theil gehabt, und nach des Königs Tode den Monsieur habe heirathen wollen. Er antwortete: „Vergeben muß ich am Rande des Grabes; glauben kann ich nicht." — Und sterbend behauptete er, keinen einzigen völlig harmlosen Tag verlebt, keine ganz ungetrübte und unverkümmerte Freude genossen zu haben. (Eben so sagte Kaiser Karl V. im Todesmomente seiner Herrschermacht, in der Abdankungsrede mit welcher er, im J. 1555, seine Kronen niederlegte: seine

glücklichsten Ereignisse seien mit so vielen widrigen Schicksalen im Bunde gewesen, daß er in Wahrheit versichern könne, nie eine ruhige Stunde gehabt zu haben. — Sein Großvater Ferdinand und sein Sohn Philipp II. konnten mit allem ihrem Herrscherglanze und allen ihren Schätzen, eben so wahr dasselbe von sich sagen.)

Der unglückliche Louis XVI. begann auf dem Blutgerüste seine Abschiedsrede: „Franzosen! ich sterbe unschuldig“ . . . da übertäubte ihn, auf den Wink der Mordparthei, der Trommellärm der Exekuzions-Soldaten.

Charlotte Corday schrieb, kurz vor ihrer Hinrichtung, ihren Vater aus dem Kerker jenen Vers des Cornville: Le crime fait la honte, et non pas l'échaffaud.

Eben so dachte Molai, der letzte Großmeister der Tempelherrn. Der französische König Philipp der Schöne ließ ihn im J. 1314 auf dem Scheiterhaufen sterben. Lebensrettung und die höchsten Ehrenstellen waren ihm geboten worden, wollte er die seinem Orden angeschuldigten Verbrechen eingestehen. Aber freudig stieg er in die Flammen, und unter tausend Todesqualen, mit gefalteten emporgerungenen Händen, betheuerte er die Schuldlosigkeit des Ordens.

II.

Das gelehrte Rußland.

(Fortsetzung der im VI. Heft des ruß. Merkurs angefangnen und stehenden Rubrik.)

Ambrosius Podobedow, Metropolit von Nowgorod und Sankt Petersburg, erstes Mitglied des Allerheiligen Synods und Ritter verschiedener Orden, wurde 1743 den 30ten November im Wladimirschen Gouvernement geboren. Er bekam seine erste Bildung in dem Sergiewo-Lawrischen Seminario und bekleidete nach Beendigung der Academischen Laufbahn daselbst verschiedene Lehrerstellen, zuletzt die eines Lehrers der Rhetorik. Hierauf trat er als Prediger zu der Moskowschen Slawisch-griechisch-Lateinischen Academie. Im Jahre 1771 wurde er bei derselben Präfekt, und 1774 Rector und Mitglied des Synodal-Comptoirs.

Im Jahre 1778 ernannte man ihn zum Bischof der Sewschen-Eparchie. Hier gründete er ein Seminarium. Im Jahre 1780 gieng er nach Moskwa in die Krutizkische-Eparchie über, mit dem Befehl wieder den Sitzungen des Synodal-Comptoirs beizuwohnen. Ein Ukas vom 27 März 1785. bestimmte ihn zum Erzbischof der Kasanschen Eparchie. Ein

in der Moskowschen Blagoweschtschenschen Domkirche und Beichtvater des Zars Alexei Michailowitsch. Ihm wird folgendes Buch zugeschrieben: Abhandlung gegen die Lutheraner, auf die göttlichen Schriften alten und neuen Testaments gegründet. Dieses Werk ist 1673 geschrieben aber nicht gedruckt worden. Das Original davon liegt in der Alexandrowschen Bibliothek. Es zeugt von einer tiefen Kenntniß der heiligen Schrift, der Kirchengeschichte, der Ceremonien der rechtgläubigen Kirche und der Kraft ihrer Lehren. Die Beweise sind deutlich und gegen die Gewohnheit der damaligen Zeit, ohne beleidigende Ausdrücke. Die Zeit seines Todes ist unbekannt.

Andrei Samborsky, Oberpriester und Ritter des Ordens der heiligen Anna von der ersten Classe, war bei der Russischen Gesandtschaft in London und hierauf in Ofen bey der verstorbenen Großfürstin Alexandra Pawlowna. Von ihm ist: Beschreibung des praktischen Ackerbaus in England, aus verschiednen englischen Schriftstellern gesammelt. Gedruckt im Moskwa im Jahre 1781.

Andrei Schurawlew, Priester der St. Petersburgischen Vorstadt, die große Ochta genannt. Er hat geschrieben: Vollständige historische Nachrichten von der Altgläubigen Lehre, Thaten und Lehrausbreitung, aus geheimen Traditionen, Papieren und Schriften der Altgläubigen, gedruckt in St. Petersburg im Jahre 1794 in 3 Theilen. Im folgenden 1795sten Jahre kam eine vermehrte und vollständigere Edition in 4 Bänden heraus mit einem Anhange der Nachrichten von den alten

Iskowschen Strigolniken. Im Jahre 1799 erschien die dritte Ausgabe. Herr Hofrath und Ritter v. Schlözer, der als ein Freund und Kenner der Russischen Geschichte sattsam bekannt ist, schrieb in den Göttingischen gelehrten Anzeigen eine Recension über dieses Buch. Von diesem Priester ist noch ein Kalender der in der Russischen Kirche vorzüglich verehrten Heiligen mit einer kurzen Lebensbeschreibung derselben, aus gedruckten Büchern und Mskrpten geschöpft, in 2 Theilen im Mskrpt. vorhanden.

Anitschkow (Dmitri) Hofrath, Professor der Logik, Metaphysik und reinen Mathematik, wie auch Inspector beider Gymnasien bei der Moskowschen Universität, wurde den 9ten April 1771 vom Magister zum Professor promovirt. Unter seinen Schriften bemerken wir: Cursus der reinen Mathematik. Dieses Buch war anfänglich blos eine Uebersetzung von Weidler. So wurde es auch 1765 herausgegeben. Nachher verbesserte und veränderte er es und machte so viel Zusätze, daß es endlich für ein besonderes Werk angesehen werden konnte. Dieses letztere wurde in Moskwa in den Jahren 1780 bis 1787 verschiedene Mahle aufgelegt. Seine Arithmethik aber nach Wolfs Lehrart, kam schon 1764 heraus, und hierauf mit Zusätzen 1775: und jetzt giebt's schon 4. Editionen. Sie ist die vollständigste die wir im Russischen haben; und gewährt den Vortheil, daß sie zugleich mit den Arithmetischen Berechnungen die Lernenden auch an die Algebraischen gewöhnt. Auf der Moskowschen Universität ist sie bisher als ein klassisches Werk gebräuchlich. Eben so ist seine Geometrie, Trigonometrie, Algebra und Fortification hinlänglich als Leitfaden, und in einer sehr schönen Ord-

nung abgehandelt. Ueberdem hat er noch im Lateinischen 1782 seine Zusätze zu Baumeisters Logik und Metaphysik unter dem Titel: Annotationes in Logicam et Metaphysicam in 3 Theilen herausgegeben. Die Zusätze zur Metaphysik sind nicht so gut, als die zur Dialektik. Letztere sind hauptsächlich aus den Schriften der scholastischen Philosophen geschöpft. — Anitschkow hat überdem verschiedene Gelegenheitsreden und gelehrte Dissertationen geschrieben und auf der Moskowschen Universität bei den Versammlungen gehalten. Alle diese sind auch gleich in Moskwa gedruckt worden.*)

Antonius Radiwilowsky, Abt im Kiewo-Nikolaewschen Kloster. Er hat zwei Bücher geschrieben, die beide in Kiew gedruckt sind. 1.) Der Küchengärtner, (Ogorodnik) d. h. Predigten auf alle Kirchen-Feiertage 1776. 2.) Krone Christi, d. h. Predigten auf alle Sonntage 1788. Die Zeit seines Todes ist unbekannt.

Antonius, Priester und Mönch, erster Prä-

*) Ich übergehe künftighin die Anzeige solcher Reden, Programmen und Schriften die sich durch ihre Vollständigkeit nicht zu dem qualifiziren was wir im Deutschen ein Buch nennen. Doch werde ich die Namen ihrer Autoren beibehalten und sie, um eine ermüdende Weitschweifigkeit in diesem Gelehrten-Verzeichniß zu vermeiden, blos mit einem † bezeichnen. Auch merke ich hiebei an, daß ich der Buchstabenordnung des russischen Alphabets deshalb folgen mußte, weil ich mit dem Herausgeber im drug proswestschenja gleichen Schritt halten und die Bekanntmachung nicht verschieben wollte, bis er mit dem Alphabet weiter fortgerückt wäre.

fekt des Tschernigowschen Seminariums. Er schrieb: Abspiegelung nach der heiligen Schrift. Tschernigow 1705.

Apollos Baibakow, erst Bischof von Orel, hierauf von Archangel, Mitglied der kaiserlichen russischen Akademie, wurde 1745 in Kleinrußland geboren. Er studierte in der Moskowschen Akademie, nachher auf der Moskowschen Universität, und nach Vollendung seines Cursus wurde er bei der oben erwähnten Akademie bis zum Jahre 1775 als Lehrer der Rhetorik und Poesie angestellt; 1774 empfing er die Tonsur. 1775 kam er als Rektor und Lehrer der Theologie zum Troitzko-Sergiewschen Seminarium. Dieses Amt bekleidete er 8 Jahr. — 1783 wurde er Archimandrit des Saikonospaskischen Klosters, Rektor und Lehrer der Theologie in der Moskowschen Akademie. — 1786 versetzte man ihn in das Woskresensche Kloster Neu-Jerusalem. 1788 erhielt er die Weihe als Bischof des Orelschen und Sewskschen. Von hier wurde er 1799 nach Archangel beordert, und starb 1801 im 56 Jahre seines Lebens. Von ihm sind mehrere Schriften und Uebersetzungen vorhanden. Von den Ersteren sind merkwürdig: 1.) Regeln der russischen und lateinischen Poesie, zum ersten Male im Druck erschienen in Moskwa 1774. Jetzt giebt's schon 5 verbesserte und vermehrte Editionen davon. Dieses Buch ist in allen russischen, geistlichen Seminarien als ein klassisches Werk gebräuchlich. 2.) Eine Rede, die er in einer öffentlichen Versammlung der Moskowschen Akademie in Gegenwart einiger angesehenen Personen im Jahre 1774 hielt. Sie ist auch in demselben Jahre in Moskwa gedruckt worden. 3.) Jephta eine geistliche Tragödie, ge-

druckt in Moskwa 1778, und neu aufgelegt 1782. 4.) Der erblindete Uranius eine Theologische Allegorie wo unter dem Uranius der dreyfache Zustand des Menschen im Theologischen Sinn vorgestellt wird: zum ersten Male gedruckt in Moskwa 1781, neu aufgelegt und mit vielen Zusätzen vermehrt 1784. 5.) Asanat und Fait oder der unzertrennliche Band zweier Brüder, eine allegorische Erzählung auf die Verbindung des Körpers und der Seele sich beziehend, gedruckt in Moskwa 1780. — 6.) Einige theologische, philosophische und historische, in den Versammlungen des Seminariums der Sergiowschen-Lawra verlesene Abhandlungen. In einem Anhange zu diesem Buche befinden sich russische und lateinische Gespräche für Kinder, ebendaselbst verlesen. Dieses Werk wurde 1781 in Moskwa gedruckt. 7.) Wörterbuch poetisch-historischer Bemerkungen, gedruckt 1781. Nachher wurde es aber immer mit den Regeln der Poesie zusammen herausgegeben. 8.) Allgemeine Lehrmethode für freie Leute jedes Standes, in einem Briefe an den Fürsten N. J. Trubezkoi, Moskwa 1781. 9.) Belustigende Räthsel mit moralischen Auflösungen in Versen, Moskwa 1781. 10.) Glaube, Hoffnung und Liebe, eine theologische Abhandlung in welcher diese drei Tugenden unter allen Formen und Beziehungen auf andre auseinander gesetzt werden. Der Stoff zu diesem Buche ist größtentheils aus Brown's Apologie entlehnt, jedoch anders geordnet und eingekleidet. Moskwa 1782. — 11.) Evgeonit, oder Betrachtung der Werke Gottes in der Natur, größtentheils Auszüge aus Fontenelle, Euler, Kraft u. a. m. in 7 Abend- und Tageszeiten eingetheilt. Am Ende einer jeden Betrach-

tung finden sich moralische Verse. Das ganze Buch endigt mit einer Paraphrase des 104 Psalms, Moskwa 1782. — 12.) Wer ist unser wahrer Freund? Eine moralische allegorische Erzählung, Moskwa 1783. — 13.) Erklärung der Epistel Pauli an die Epheser, öffentlich in der Moskowschen Akademie 1784 verlesen, gedruckt 1785. — 14.) Erklärung der ersten Epistel Pauli an die Corinther und die Thessalonier 1784 vorgelesen und 1786 gedruckt. 15.) Erklärung der Episteln Pauli an die Kolosser und Philipper 1785 verlesen und in ebendemselben Jahre gedruckt. 16.) Sammlung einiger Predigten, herausgegeben unter dem Titel: Geschenk für Freunde und Wohlthäter, Petersburg 1787. — 17.) Historische Beschreibung des Ursprungs, des von der höchsten geistlichen Instanz abhängenden Woskresenschen Klosters, Neu-Jerusalem genannt. Sie ist im Moskowschen curiösen Kalender vom Jahre 1794 gedruckt. 18.) Anleitung zur Kenntniß der slawisch-russischen Sprache, in der Kiewopetscherischen Laura gedruckt 1794. — 19.) Von dem Ursprunge der Liturgie der Frühmesse, der Fastengebete, der Vesper und dem hohen Ansehen der göttlichen Liturgie. Dieses Buch befindet sich in der Original-Handschrift in der Bibliothek des heiligen Synods. Ihm werden noch folgende Bücher zugeschrieben: 20.) Ein christlicher Kalender mit Stellen aus der heiligen Schrift auf jeden Tag, mit Nachdenken erweckenden Versen, Moskwa 1784. 21.) Natur und Gnade, oder einige wesentliche Unterscheidungsmerkmale unter den Gefühlen eines Naturmenschen, und den Gefühlen eines Geistlichen in Ansehung der ewigen Seligkeit; mit Tabellen über die Pflichten und Ei-

genschaften der Menschen, gedruckt in Moskwa 1785. — 22.) Abhandlung über den Misbrauch des Verstandes einiger neuen Schriftsteller und Widerlegung ihrer schädlichen Grundsätze, Moskwa 1780, neu aufgelegt 1781. — Von seinen Uebersetzungen sind folgende gedruckt worden: Rede des verläumdeten Belisar an den Kaiser Justinian, aus Prokops griechischer Geschichte übersetzt. Moskwa 1778, neu aufgelegt 1787. — 2.) Christliche Philosophie oder Wegweiser zum Himmel, worin allerlei aus der heiligen Schrift, den Kirchenvätern und alten Philosophen gezogene Sittenlehren, wie auch eine Abhandlung, geschöpft aus des Johannes Chrysostomus, Warum läßt Gott es zu, daß die Gerechten auf dieser Erde so viel Widerwärtigkeiten erfahren? enthalten ist. Moskwa 1774, neu aufgelegt 1782. — 3.) Gellerts geistliche Lieder, in russische Verse übertragen, Moskwa 1775. Neu aufgelegt 1782. — 4.) Statistik oder kurze Anweisung zur Kenntniß des natürlichen, kirchlichen, politischen, ökonomischen und wissenschaftlichen Zustandes der berühmtesten Europäischen Staaten. Aus den lateinischen, historischen Vorlesungen des Professors Reichel auf der Moskowschen Universität die er 1773 hörte, übersetzt. Gedruckt in Moskwa 1775.

Arsenii Suchanow, Jeromonach erst Hausverwalter des Troizko-Sergiewo-Bogojawlenischen Klosters, nachmals Dispensator des Troizko-Sergiewo-Radonechischen Klosters. — In der Mitte des 17ten Jahrhunderts erzeugten sich in der russischen Religion Differenzen über verschiedene Kirchengebräuche. Der Zar Alexei Michailowitsch und der Patriarch Joseph beschlossen Jemanden in

die heiligen Gegenden des Morgenlandes zu schicken, um dort die Gebräuche und Ceremonien zu beobachten. Die Wahl fiel auf Arsenii Suchanow, der 1649 auch wirklich seine Reise antrat. Zugleich erhielt er den Auftrag, so viel als möglich alte griechische Manuskripte aufzukaufen. Arsenii reisete durch die Moldau und Wallachey nach Konstantinopel. Hier schiffte er sich nach den Archipel ein, kam in das mittelländische Meer, landete auf Chios, Rhodus und andern griechischen Inseln, und seegelte endlich nach Alexandrien. Hier blieb er einige Zeit und überließ dem Joanikius, Patriarchen von Alexandrien, die Entscheidung der Fragen über verschiedene Kirchengebräuche, Meinungen und Verordnungen. Von Alexandrien ging er nach Jerusalem, wo er ebenfalls einige Zeit blieb und Gelegenheit hatte verschiedene Bemerkungen zu machen. Von hier trat er seinen Rückweg durch Grusien und über die kaukasischen Gebirge an. Er kam endlich im Jahre 1652 den 25 Juli nach einer 4 jährigen Abwesenheit wieder glücklich in sein Vaterland zurück. Alle Notizen die er auf seiner Reise machte, schrieb er in sein Tagebuch, welches er Proskinitarii nannte, um damit anzuzeigen, daß er blos diese Länder besuchte, um auf jenen heiligen Stellen sein Knie zu beugen. Das Original dieses Buchs wird noch bis jetzt in der Patriarchal-Bibliothek aufbewahrt. Es fängt mit folgenden Worten an: „Im Jahre 1649 den 9ten Mai erging der Befehl vom Zaren und Großfürsten von ganz Rußland und von dem heiligen Patriarchen von Moskwa und ganz Rußland, Joseph, von dem Seegen des Letztern begleitet, an den Mönch und Hausverwalter des Troitzko-Sergiewo-Bojogawlenischen Klosters Arsenii Suchanow nach Jerusalem zu reisen, um

der heiligen Stellen zu [illegible] und [illegible] des Gottesdienstes in der griechischen Kirche zu [illegible]. [illegible] ist in drei Theile getheilt. Der erste [illegible] Der zweite von der Stadt Jerusalem. Der dritte: [illegible] d. i. [illegible] [illegible] und [illegible] der Griechen. Arsenii kam zu einer Zeit nach Rußland, wo [illegible] (Schismatiker) [illegible] [illegible]: ob sich die griechisch-morgenländische [illegible], welche Nikon mit der russischen [illegible] wollte, noch in ihrer ursprünglichen Reinigkeit erhalten hätte? Arsenii's Tagebuch sollte dieß entscheiden. [illegible] Doch hatte Arsenii einige unbedeutende Verschiedenheiten in der griechischen Kirche angezeichnet, und schilderte besonders mit sehr lebhaften Farben die schlechte Aufführung der Christen in Jerusalem, und ihre Unaufmerksamkeit bei dem Gottesdienste: ihre orientalische, heterodoxe Kleidung, ihr gemeinschaftliches Beten mit den Ketzern u. s. w. Dieß war genug für die Unzufriedenen. Ohne einen Unterschied zwischen dem Glauben selbst und den Bekennern zu machen, erhoben sie ihre Stimmen, daß die griechische Kirche von der alten Rechtgläubigkeit abgewichen sey und jetzt zum Muster nicht mehr dienen könne. Arsenii's Journal wurde unzählige Mal copiert. Mit seinen Bemerkungen aber nicht ganz zufrieden, schrieb man manches Neue hinzu, was gar nicht im Original stand; ja bisweilen Dinge, wo-

war gerade das Journal das Gegentheil sagte. So findet man z. B. in den Schriften der Roskolniken die Beschreibung eines langen Streites des Arsenii mit dem Patriarchen von Konstantinopel zur Vertheidigung des zweifingrigen Kreuzschlagens, und über die größere Richtigkeit der russischen Chronologie. Arsenii hingegen schreibt in seinem Tagebuche, daß er den Patriarchen in Konstantinopel gar nicht besucht hätte, weil damals eben ein Aufruhr in dieser Stadt ausgebrochen war. Die Raskolniken berufen sich auf den Arsenii, daß die Griechen keine Polieleen singen, da dieser doch kein Wort hievon spricht u. s. w. Indessen kann man unmöglich Arsenii's nachtheilige Beschreibung von den Griechen billigen, die in der russischen Kirche nicht wenig Skandal verursachte. Wäre er ein wenig vorsichtiger gewesen, so hätte er gewiß nicht die Mißbräuche einzelner Personen auf die ganze morgenländische Kirche angewandt, und auch selbst die Fehler Jener, durch die unglücklichen Umstände und das drückende Joch der Mahomedaner entschuldigt. Ueberdem haben auch andere Reisende die die heiligen Oerter besuchten, den Arsenii vieler offenbaren Lügen überführt, die er entweder aus Unachtsamkeit oder Partheilichkeit sagte. Mehrere kritische Bemerkungen über ihn findet man in des Erzpriesters Meltis Sarowsky Reise nach Jerusalem. Moskwa 1789.

Uebrigens verdanken wir Arsenii Suchanow verschiedene kostbare Mskrpte. die er im Morgenlande zusammen gekauft hatte. Sie sind an der Zahl 500, und machen den besten Theil der Patriarchal-Bibliothek in Moskwa aus. Darunter befindet sich ein Evangelium von 588 nach Christi Geburt. Er brach-

te auch nach Rußland das Model der großen Kirche im Jerusalem zur Auferstehung Christi, welches heut zu Tage in der Rüstkammer zu Moskwa bewahrt wird. Nach diesem Model hat der Patriarch Nikon die große Kirche im Waskresenschen Kloster, Neu-Jerusalem genannt, gebaut. Die Zeit von Arsenii Suchanow's Tode ist unbekannt.

X.

III.

Der Weibermarkt in Konstantinopel.

Neugierig werden die Leser schon lange gewesen seyn, etwas von dem merkwürdigen Orte in der türkischen Hauptstadt zu erfahren, wo die Frauenzimmer, und unter diesen die geprießenen Schönen Georgiens und Zirkassiens öffentlich feil gebaten werden. Das was wir darüber sagen werden, wird hoffentlich hinreichen, ihre Ideen in dieser Rücksicht zu berichtigen.

Man gelangt zu dem Frauenbasar (Avret-Basar), wenn man sich von dem großen Besestin östlich wendet, und die Osmanen-Dschamie nördlich liegen läßt, während man das Vezir-haneh und die Vezir-haneh-Dschamie im Süden hat. Ein Thor zeigt sich dann, das nicht besonders bewacht wird, auch nichts Ausgezeichnetes hat, und ein schmaler Gang führt durch dasselbe zu den viereckigen Platz, der mit den ihn umgebenden Gebäuden den Basar der Frauenzimmer ausmacht. Das Ganze bietet dem Beschauer nichts besonders Merkwürdiges dar; hat auch weder die Schönheit der Karavanseraien, denen es in der Form und Einrichtung ähnlich kommt,

noch die der mehresten übrigen Konstantinopolitaner Basare.

Will man sich einen Begriff von der innern Ansicht dieses weitläuftigen Reviers machen; so stelle man sich ein viereckiges Gebäude vor, das einen mit Rasenplätzen versehenen innern Hof auf allen vier Seiten umgiebt. Im ganzen Umfange geht ein Säulengang oder vielmehr ein Wetterdach vor dem Gebäude, nach dem Hofraume zu. Hier und unter diesen Kolonaden, wo sich die Thüren zu den Gemächern der Sklavinnen oder den Buden der mit dieser Waare handelnden Kaufleute befinden, ist, rings um die Mauer herum, eine Bank, damit die Mädchen hier, wenn sie wegen Sonnenhitze, Regen oder schlechter Witterung den freien Hofplatz zu verlassen genöthigt sind, mit Bequemlichkeit zum Verkauf ausgestellt und von Liebhabern gehörig besichtigt und geprüft werden können. Die Zimmer selbst hinter den bedeckten Gängen, erhalten ihr Licht durch die Thür und einen kleinen, auf der Seite befindlichen Gitterfenster; haben übrigens, außer einigen breiten niedrigen Bänken, die zu Diwanen dienen, gar keine Meubeln.

Jeder der Sklavenhändler hat hier sein besonderes Gemach inne, wofür er seine Miethe bezahlt, und in demselben befinden sich alle die Mädchen zusammen, die bei ihm feil sind. Bei schönen Wetter aber erblickt man die Sklavinnen mitten im Hofe sitzend auf Matten mit gekreuzten Füßen, und in Gruppen zu zehn und funfzehn vertheilt. Gegen Abend begeben sich die Kaufleute mit ihren verschleierten Frauenzimmern nach ihren Quartieren zurück, und des Morgens finden sie sich dann wieder jedesmal in aller Frühe auf dem Basar ein, um ihre Gewölbe, wie am Tage zuvor, wieder einzunehmen.

Zu gewissen Zeiten sind alle Boutiken hier besetzt; zu andern aber stehen viele leer. Ueber tausend Personen können da hinlänglich Platz finden, und im September 1804 ging die Zahl der an diesem Orte zu verhandelnden Individuen über 700.

Den Christen und Juden in der Türkei ist aller Sklavenhandel untersagt; nur Muselmännern wird der Zutritt und Eingang in den Weiberbasar gestattet. Selbst die Europäer können diesen Ort nicht besuchen, ohne sich mit einen besondern Firman vom Großherrn versehen zu haben: und dieser wird nur Gesandten und Agenten fremder Mächte ertheilt, wenn sie im Begriff sind die Hauptstadt zu verlassen. Ist man so glücklich, eine solche Gelegenheit benutzen zu können; so kann man sich mit Muße und ohne Gefahr eine genugthuende Kenntniß von dieser Anstalt verschaffen. Aber häufig erlangt man doch auch alsdann nur halb seinen Zweck: denn erfahren die Sklavenhändler die Ankunft von Franken, so begeben sie sich nicht selten mit ihren Schönen nach Hause und verweilen daselbst so lange, bis sie sich wieder entfernt haben; und diejenigen, welche den Basar nicht verlassen, unterlassen es doch selten, die Sklavinnen in einem solchen Falle in das Innere der Boutiken zu führen, und sie zu verschleiern. Man kann so nichts als ihre Figur durch die vergitterten Fenster neben den Eingängen erblicken.

Wehe übrigens dem Fremden, der unbekannt mit den Sitten des Orients und den Nazionalvorurtheilen der Türken, es wagen wollte, die Schwelle dieses für ihn verbotenen Quartiers zu betreten. Den größten Beleidigungen und Mißhandlungen würde er sich aussetzen, und selbst sein Leben dabei in Gefahr kommen. Mehrere Reisende, die in der weit-

auch gleich über die Gränzen schöner Körperverhältnisse hinausreichen, dennoch den Türken besonders gefällt.

Die Ideen der Muselmänner über die Schönheit der Frauenzimmer, weichen eben nicht von denen der Europäer ab; nur ziehen sie allgemein die weißen und braunen den blonden, und Dickheit der Magerkeit vor. Man kann auch sagen, daß fleischige und fette Weiber ihren Beifall weit mehr haben als solche, deren Taille schlank, und deren Figur und Glieder sehr fein und zart sind. Einen besondern Grad von Bildung, worauf der Europäer gleichfalls sein Augenmerk zu richten pflegt, fordern sie eben nicht; doch ist es immer als schätzbar anzusehen, wenn die Sklavin nicht nur Geschicklichkeit in weiblichen Arbeiten hat, sondern auch in allen Künsten wohl unterrichtet ist, wodurch sie sich bei ihrem Manne und Herrn beliebt machen kann.

Die Anzahl der schwarzen Frauenzimmer, die nach Stambul zum Verkauf gebracht werden, ist von Zeit zu Zeit so groß, daß selbst die Kaufleute der Barbarei sie von hier aus nach ihrem Vaterlande bringen, ob man gleich denken sollte, daß sie sie in ihrer Nähe wohlfeiler finden könnten. Daß es unter den weißen Sklavinnen aber so viele seltene Schönheiten giebt, darüber wird man sich eben nicht wundern, wenn man bedenkt, daß diejenigen, welche nach dem Basar von Konstantinopel kommen, die Auswahl von den Schönsten sind, die den türkischen Kaufleuten zum Theil von den Eltern derselben selbst verhandelt werden.

Uebrigens ist es nicht immer die Habsucht und der Geldgeiz, welche letztere zum Verkauf ihrer Kinder treiben, damit sie alle Religionsvorurtheile verachtend, so wie taub gegen die Gefühle der Zärtlich-

keit, sie verlassen, indem sie sie ohne Gewissensbisse dem erstern dem besten hingeben, der sie kaufen oder zu seinem Vergnügen haben will, und der noch dazu von einer ganz fremden Religion ist. Oft ist die Armuth die Ursache, öfterer noch der Gedanke, die Töchter auf diese Weise nach orientalischen Begriffen aufs beste zu versorgen. Die Mutter ist selbst einsam erzogen, ist es gewohnt worden, die höchste Glückseligkeit nur in häuslicher Ruhe und in dem Ueberfluß an allen irdischen Bedürfnissen innerhalb ihrer engen Sphäre zu setzen: — könnte sie nun wohl nach dieser Vorstellung, ihrer reizenden Tochter ein ihrer Schönheit hinlänglich würdiges Glück bereiten, wenn sie sie nicht dem Reichthume und der Wohlhabenheit in die Hände spielte? Dies nun aber geschieht, indem die Schöne verkauft, für den möglich höchsten Preiß verkauft wird: denn wer sie dafür in sein Haus nehmen kann, dem mangeln sicher nicht irdische Güter, da er sonst nicht die verlangte hohe Summe dafür zu bezahlen im Stande seyn würde. Es ist dies ein mit den Sitten des Morgenlandes ganz übereinstimmender Gebrauch, der auch eben darum dort gar nichts auffallendes hat; und die Geistlichen unter den einheimischen Christen sind selbst nicht dagegen, wenn nur nicht unterlassen wird, den Himmel durch Gebete und Almosen zu versöhnen.

Der Preiß der Sklavinnen ist auf den Märkten von Konstantinopel nach Zeit und Umständen verschieden, so wie der jeder andern Waare, und richtet sich nach der Menge derselben, die gerade vorhanden ist, oder der größern oder mindern Konkurrenz, und nach der Nachfrage und Zahl der Käufer. Gewöhnlich wird für ein Individuum 500 — 1000 Piaster bezahlt; aber eine Sklavin von seltener, aus-

gezeichneter Schönheit steigt zu oft außerordentlich hohen Preisen, ohne selbst einmal nöthig zu haben, öffentlich zum Verkauf ausgestellt zu werden. Reiche Leute unter den Muselmännern scheuen keine Ausgaben, so groß sie auch seyn mögen, in diesem Stücke, und ehrgeizige Staatsbeamte streben immer in Menge darnach, sich, es koste was es wolle, solche Schönen zu verschaffen, um damit entweder dem Souverain selbst, oder denen, deren Gunst sie erlangen wollen, Geschenke zu machen. Indem sie Frauen an die Seite der hohen Personen setzen, von denen ihr Schicksal abhängt, und so Schöpfer ihres Glücks sind, werden jene umgekehrt das Beste ihrer vorigen Patrone aus Dankbarkeit zu befördern suchen, und ihnen dadurch reichlich vergelten, was sie für sie gethan haben.

Ganz nackt zeigt sich eine Sklavin in keinem Falle demjenigen, der sie kaufen will: der Anstand und die Strenge der osmanischen Sitten streitet dagegen. Aber er kann eine Matrone aus seiner Bekanntschaft nach dem Basar oder in das Quartier schicken, wo sich das Mädchen aufhält, und durch diese die gehörige Besichtigung anstellen lassen, besonders in der Absicht sich zu versichern, daß sie noch eine reine Jungfrau sey. Auf dem Markt gehen indessen die Türken, welche erscheinen um zu handeln, von Gruppe zu Gruppe unter den Sklavinnen herum, im Fall nicht bereits über eine oder die andere Unterhandlungen gepflogen sind, und besehen sie an manchen Theilen des Körpers, doch ohne den Wohlstand zu beleidigen. Sie heben ihnen den Schleier auf, lassen sie den Mund öffnen, betrachten ihre Hände und scheinen sie ganz so zu untersuchen, wie man mit Thieren, besonders Pferden, es zu thun pflegt.

Die Sklavinnen tragen gewöhnlich Kleider von roher weißer oder blauer Leinwand, welche hinlänglich ihre Hülflosigkeit und ihren abhängigen Zustand bezeichnen. Die Negerinnen sieht man auf dem Basar nicht selten ganz nackt bis auf ein grobes Hemd, das ihre Blöße bedeckt, und welches sie durch einen schlechten Gürtel um die Lenden festknüpfen, mit bloßen Füßen und einem Tuche um die Stirn und das Hinterhaupt des sonst ebenfalls bloßen Kopfs. Aber wird eine Sklavin von Werth und Schönheit, besonders von einem oder mehrern Kauflustigen in Augenschein genommen; so bemühen sich die Sklavenhändler, sie aufs reizendste auszuputzen und durch künstlichen Schmuck ihre natürlichen Vorzüge noch zu erhöhen.

In der Regel scheinen die Sklavinnen, die man auf dem Basar antrifft, nichts weniger als über ihre Lage betrübt zu seyn. Man erblickt sie oft lachend und scherzend mit ziemlichen Geräusch, die Vergangenheit vergessend denken sie nur an die Gegenwart, schmeicheln sich mit einer heitern Zukunft und wissen von nichts Besserm. Da sie meistens Töchter sehr armer Eltern sind, so hat sich ihr Zustand an und für sich dadurch, daß sie in fremde Hände kamen, wo man aus Interesse die größte Sorgfalt für sie hat, in der That häufig merklich verbessert; und die Idee, Sklave eines Fremden zu sein, hat bei den Morgenländern und noch viel weniger bei den Morgenländerinnen, die von Jugend auf in einer gewissen Art von Zwang sich befanden, das Abschreckende und Empörende nicht, was der gebildete Europäer, und noch mehr des stärkern Gefühls wegen eine unserer abendländischen Schönen damit verknüpfen würden.

Doch giebt es natürlich auch Ausnahmen: denn

manche dieser Sklavenmädchen wurden geraubt, mit Gewalt oder List dem Schoose ihrer Freunde, Verwandten und Eltern entrissen; manche aus Habsucht oder Dürftigkeit gegen ihren Willen von hartherzigen Vätern verhandelt. So sah z. B. Olivier auf dem hiesigen Sklavenbasar drei Frauenzimmer, die theils durch ihre Schönheit, theils durch die Klagen, die sie ausstießen, tiefen Eindruck auf ihn machten. Sie waren groß, schön gewachsen und im funfzehnten Jahre. Eine derselben, die traurigste unter ihnen, hielt das Haupt und den linken Arm an die Mauer gestützt, und ließ Seufzer hören, die herzzerreißend waren. Nichts konnte sie bei ihrem tiefen Schmerz zerstreuen. Ihre Gesellschafterinnen hatten sich während der Zeit bei der Hand gefaßt und warfen Blicke um sich her, die deutlich genug die Betrübniß bezeichneten, ihre Freiheit verloren zu haben: den Umarmungen eines Vaters, einer Mutter entrissen, von denen vielleicht getrennt worden zu seyn, an die Liebe und Ehe ihr Schicksal knüpfen sollte. So bemerkte ein anderer Reisende ein griechisches Mädchen auf diesem Markte, das durch einen Korsar von einer Insel des Archipelagus geraubt worden war, das sich schlechterdings nicht zufrieden geben wollte und in Thränen fast erstickt wäre.

Die Erfahrung soll jedoch lehren, daß solche Sklavinnen durch Gewohnheit bald lernen, sich in ihr unabänderliches Schicksal zu finden; und daß häufig diejenigen, welche das Joch der Knechtschaft am härtesten zu drücken schien, nachher die geduldigsten Gattinnen wurden. Zieht man nun noch Erziehung und orientalische Denkweise in Betrachtung, so wird es wahrscheinlich, daß ein Subjekt der Art, nie sich in dem Grade unglücklich schätzen

kann, als unter ähnlichen Umständen eine gebildete Fränkin. Besonders beklagenswürdig ist darum gewiß das Schicksal von Europäerinnen, die entweder im Kriege oder durch Seeräuber geraubt, und dann in Konstantinopel, so wie an andern Orten öffentlich an den Meistbietenden verkauft werden. Bei einer solchen ist es nicht zu verwundern, daß sie, wie es der Fälle gegeben hat, nie wieder zu einer heitern Stimmung gelangt, daß sie ihr Unglück bisweilen nicht zu überleben vermag.

Daß alle Nichtmuselmänner von dem Rechte ausgeschlossen sind, Sklaven und Sklavinnen kaufen zu können, ist sehr natürlich. Alle werden nehmlich von den Türken als Sklaven an und für sich betrachtet, und als solchen kann man es ihnen nicht erlauben, daß sie wieder Sklaven unterhalten. Aber daß weder Christen noch Juden, weder Rajas noch Franken den Sklavenmarkt auch nur besuchen dürfen, hat seinen Grund in den lächerlichen Vorurtheilen der Eingebornen, und besonders der Kaufleute, welche dieser Art von Handel vorstehen. Sie fürchten nehmlich den Unglückbringenden Blick der nicht muhamedanischen Unterthanen und Europäer. Ein Mädchen, ein Weib, glauben sie, könne von ihnen nicht angesehn werden, ohne dadurch in ihrem Werthe herabgesetzt zu werden, ohne Gefahr zu laufen, ihrem bösartigen Einflusse ausgesetzt zu seyn. Auch könnten Sklavinnen, die sich noch zur christlichen Religion bekennen, wie man glaubt, schnell in einen Mann ihres Glaubens verliebt werden und versuchen, mit ihm zu entfliehen. Vielleicht fürchtet man auch, wenn man das nicht zu entfernen suche, was die Erinnerung an eine angenehme, freudenvolle Vergangenheit von neuem in ihnen beleben könnte, sie leicht in Gefahr gerathen

können, sich Krankheiten zuzuziehen oder in tiefe Schwermuth zu sinken.

Man würde übrigens eine sehr unrichtige Vorstellung von der Sklaverei unter den Orientalen haben, wenn man diejenige zum Maaßstabe nehmen wollte, welche die Europäer in ihren Kolonien eingeführt haben, oder die die unglücklichen Gefangenen an den Küsten der Barbarei erdulden müssen. In der Türkei sowohl wie in Persien, werden die Sklaven beider Geschlechter gewöhnlich in früher Jugend gekauft, in der muhamedanischen Religion, gleich den eingebornen Knaben und Mädchen auferzogen, und mit eben der Milde, mit fast eben der Aufmerksamkeit behandelt, wie die Kinder des Hauses. Selten verkauft ein Türk eine Sklavin wieder mit der er unzufrieden ist; er begnügt sich es ihm oder ihr zu drohen und sie zu bestrafen, wie er seine Kinder bestrafen würde. Nach einem mehr oder weniger langen Dienst, je nachdem dieser Muselmann ein mehr oder weniger genauer Beobachter der Vorschriften seines Propheten ist, der die Sklaverei auf nicht länger als die Dauer von neun Jahren festsetzt, schenkt er seinen Leibeigenen die Freiheit und verheirathet sie. Bei seinem Tode werden die Sklaven und Sklavinnen des Hauses fast allezeit frei: und entweder verordnet er dieß bei seinem Leben noch ausdrücklich, oder die Erben machen es sich zur Pflicht seinen Willen in dieser Hinsicht zu vollstrecken; in der Voraussetzung, daß der Verblichene es gewiß würde befohlen haben, wenn er es auf dem Todbette gekonnt oder daran gedacht hätte.

Ist ein Patron mächtig, und er gewinnt einen oder den andern seiner Sklaven lieb, so versäumt er nichts, was zu seiner Erziehung, und zu seinem Besten anwendbar ist. Sein Ansehn, sein Ver-

mögen, seinen Kredit ..... Alles, was in seinen Kräften steht, gebraucht er alsdann, ihn emporzuheben und sorgt für ihn wie für sein leibliches Kind. In der That muß man auch gestehen, daß die Sklaven in den türkischen Familien gemeiniglich ihren Herren treuer sind, und sie mit größerer Sorgfalt und Herzlichkeit bedienen als gemietheten Domestiken, und dies sowohl zu Hause als im Kriege. Sie betrachten sich als dem Hause zugehörig, und werden auch als solche betrachtet; da hingegen diese immer nur als Fremde, die für Geld Dienste leisten, mit der Familie selbst aber in weiter keiner Beziehung stehen, angesehen werden. Jedermann weiß in der Türkei, daß die Kunst, seinen Herrn zu gefallen, Verstand, List, Kühnheit, und endlich Geld zu Allem führen und selbst zu den ersten Würden emporheben. Die meisten Paschen und Großen des Reichs, die durch Glück und Intriguen sich emporschwangen, sey es nun von dem Range eines Sklaven oder eines einfachen Partikuliers, sind ein jederzeit wirksamer Sporn für alle Türken, der ihnen den Muth giebt, ihnen nachzuahmen und nach Gleichem zu streben. Europäische Vorurtheile in Ansehung der Geburt und Familie, kennt man hier nicht; die meisten Türken heirathen darum ohne Schwierigkeit und Bedenken ihre Sklavinnen oder geben sie ihren Söhnen zu Gattinnen. Auf gleiche Weise verehligen sie ihre Töchter mit ihren männlichen Sklaven, die ihre Zufriedenheit sich erworben haben; sie machen sie frei, verschaffen ihnen Stellen, Aemter und Beschäftigungen, oder geben ihnen Geld, um einen Handel anfangen, und sich so auf eine anständige Art nähren zu können.

Die Gefangenen, die das Loos des Krieges den Türken in die Hände spielt, sind, wenn sie nicht

gleich darauf ausgepeitscht werden, und selbst der [illegible] ist, oder und welches oft [illegible] dem Schmerze unterliegen, männliche Sklaven, und theilen de-nen als Eigenthum zu, deren Beute sie sind. Sie werden sie nur vor dem Schwerdte des Feindes [illegible] und nach entfernten Gegenden hin ver-handelt, damit sie weder entfliehen und zurückge-fodert werden können. Solche Sklaven und Skla-vinnen weigern sich häufig, wenn sie erwachsen sind, ihrer Religion zu entsagen und sich nach der muha-medanischen Gebräuchen zu bequemen. Die Folge davon ist ganz natürlich, daß sie nicht die wesentli-chen Vortheile in diesem Falle genießen, wie die Sklaven von muhammedanischem Glauben, und da-her auch oft nicht mit gleicher Milde behandelt wer-den. Man braucht sie zu den beschwerlichsten und niedrigsten Arbeiten, und sie können nicht hoffen, ihre Befreiung zu erhalten; sie müssen sich denn durch Geld einlösen können. Dieß ist aber gemei-niglich fast ganz unmöglich: denn gar selten haben sie die Mittel, ihren Familien Nachrichten von sich geben zu können: und wären sie auch arbeitsam und erfinderisch genug, etwas Geld für sich zu gewinnen und zu sammeln, so würden unfehlbar ihre Herrn oder Mitsklaven es ihnen wieder rauben, sobald sie es gewahr würden; denn ein Muselmann trägt kein Bedenken, sich Handlungen gegen einen Christen oder Juden zu erlauben, vor denen er, wenn er sie gegen einen seiner Glaubensgenossen ausüben sollte, billig erröthen würde.

Die Negersklavinnen, welche der ägyptische Han-del jährlich aus Aethiopien und Nubien zieht, wer-den gleich den weißen in der muhamedanischen Re-ligion auferzogen, und eben so mild wie diese be-handelt. Größtentheils sind sie jedoch zum Dienst

in den Haremen bestimmt; selten theilen sie das Bett mit dem Herrn des Hauses, besonders wenn er angesehen und reich ist. Nach einigen Dienstjahren werden sie gemeiniglich an weiße Sklaven der Familie verheirathet, und beide auf freien Fuß gestellt. Man begnügt sich auch häufig damit nicht, sondern sorgt zugleich für einen Etat, der der neuen Familie hinlänglich Unterhalt verschaffen könne. Bisweilen behält man sie beide im Hause, ohne sie frei zu machen; die Frau dient dann im Nothfalle als Amme für die Kinder der Hausfrau, und fährt fort im Harem aufzuwarten: und der Mann bleibt wie vorher um den Herrn, begleitet ihn auf Reisen und folgt ihm auch im Kriege nach.

So wie in Konstantinopel giebt es auch in allen großen Städten des Orients besondere Sklavenmärkte; aber man kann denken, daß der in der Hauptstadt immer der merkwürdigste bleibt. Denn wo könnten die Sklavenhändler hoffen, am theuersten ihre Waare abzusetzen, als da, wo gleichsam der ganze Reichthum des Kaiserreichs konzentrirt beisammen sich befindet, wo man keine Geldsummen scheuet, die auserlesensten und kostbarsten der Schönheiten zu seinem Eigenthum zu machen? Wirklich ist weder der Basar in Smyrna noch der in Kairo in dieser Hinsicht mit dem in Stambul zu vergleichen.

über einen Fluß ohne Brücke herüber zu setzen. Ueber alle Verschanzungen spring weg. Attaque auf den Mittelpunkt — ist nicht vortheilhaft, es sey denn daß die Reuterei gut wäre, sonst wirst du selbst zusammengepreßt. Attaque im Rücken — ist sehr gut, aber nur für ein kleines Corps; mit einer Armee ist es schwer herum zu kommen.

Bataille im freien Felde.

In einer Linie gegen reguläre Truppen; in Quarre's gegen die Muselmänner. Keine Kolonnen. Es kann gegen die Türken der Fall seyn, daß ein Quarre von 500 Mann, einen Haufen von 5 bis 7000, mit Hülfe der andern Quarre's auf den Flanken durchbrechen muß. In diesem Falle formirt es sich eiligst in eine Kolonne. Bis jetzt ist es noch nicht nöthig gewesen.

Schlacht bei Verschanzungen.

Bei Feldbefestigungen ist der Graben nicht tief, der Wall nicht hoch. Wirf dich in den Graben, spring über den Wall; geh mit dem Bajonet darauf los, jage, nimm gefangen, erinnere dich einzelne Theile von einander abzuschneiden. Dies ist der Kavallerie leichter. Bei Prag hat das Fußvolk abgeschnitten: aber da waren regulaire und starke Verschanzungen und eine ganze Festung. Deswegen wurde mit Kanonen attaquirt.

Sturm.

Brich durch die Verhacke, wirf die Verzäunung über die Wolfsgruben, lauf schnell, spring über die Palisaden, wirf Faschienen, steig herunter in den Graben, stelle Leitern an! Scharfschützen reinigt die Kolonnen, schießt über den Häuptern der Kolonne, fliegt über die Mauer auf den Wall — bohrt auf dem Walle nieder, formirt eine Linie! — Wache

zu den Pulvermagazinen! Oeffne der Kavallerie die Thore! Der Feind flieht in die Stadt. Wende seine Kanonen gegen ihn, feure scharf in die Straßen, bombardire lebhaft — ist hierzu keine Zeit? Laß dich in die Stadt herunter, tödte den Feind in den Straßen, Reuterei hau ein! Geh nicht in die Häuser! Tödte auf den öffentlichen Plätzen, stürme wo sich der Feind eingesperrt hat, nimm Besitz von dem Marktplatze. Stelle eine Hauptwache und sogleich Piquette in die Thore, Keller, Magazine. Hat sich der Feind ergeben? Schone! ist die Mauer besetzt — Auf zur Beute!

Drei kriegerische Künste.

Erste: Das Augenmaß, wie man sich lagern, marschiren, attaquiren, verjagen und schlagen soll.

Zweite: Schnelligkeit. Die Feldartillerie eine halbe bis zu einer ganzen Werst voraus, um den Fuhren im Marsch keinen Aufenthalt zu verursachen. Kommt die Kolonne näher, so gewinnt sie wieder ihre erste Distanz. Berg unter auf flachem Felde im Trabe; marschirt wird drei oder vier Mann hoch. Wegen eines engen Weges oder einer Straße, einer schmalen Brücke, über wäßrigte oder morastige Gegenden, auf Fußsteigen und nur wenn man den Feind attaquiren muß im Peloton, um den Schwanz zu decken zu vier in einer Reihe, zwischen den Pelotons doppelte Intervallen auf einen Schritt. Mache keinen Halt, sey fröhlich, spiele, singe Lieder — rührt die Trommeln! Hat man etwa 10 Werst abgefegt, erste Abtheilung werft euer Gepäcke ab und legt euch nieder, darauf die zweite und so weiter eine nach der andern. Die erste wartet nicht auf die letzten. Die Linie der Kolonne, wenn sie zu vier in der Reihe marschiert, dehnt sich 1 ½

gliederweise 2 Mal aus. Hat sie auf einen Schritt gestanden, so nimmt sie 2, hat sie auf 2 Werst gestanden, so nimmt sie 4 ein, sonst müßten die ersten Abtheilungen eine halbe Stunde umsonst auf die letzten warten. Nach den ersten 10 Wersten eine Stunde Ruhe. Ist die erste Abtheilung aufgesprungen und seine Ammunition wieder aufgenommen, so läuft sie 10 bis 15 Schritt voraus, aber auf dem Marsche, wenn sie durch ein Defilé auf den Berg marschirt ist von 15 bis 60 Schritt; und so eine Abtheilung nach der andern, damit die hintern während der Zeit ausruhen können. Nach den zweiten 10 Werst, abgetrommelt. Ruhe auf eine Stunde, auch mehr. Ist der dritte Uebergang klein, so werden die beiden ersten auf die Hälfte getheilt, man ruht da $\frac{3}{4}$, eine halbe oder viertel Stunde aus, damit die Bursche bald zur Grütze kommen. Dies ist für das Fußvolk.

Die Kavallerie marschirt voraus. Vom Pferde herunter und ein wenig ausgeruht. Nicht weiter als 10 Werst, damit die Pferde im Lager Zeit haben sich abzukühlen. Die Küchenwagen mit den Gezelt-Fuhren gehen auch voraus. Ist man zur Grütze, gekommen, so läßt sie der Aelteste des Artels zur Grütze setzen. Zum Frühstück vier Stunden Ruhe, eben so wo man nächtigt 6 bis 8 Stunden, je nachdem der Weg ist. Kommt man dem Feinde näher, so werden die Grützkessel an die Gezelt-Fuhren angehängt; auch Holz wird auf diese geladen. Bei dieser Eilfertigkeit ermüden die Leute nicht. Der Feind erwartet uns nicht, er rechnet uns noch 100 Werst von sich und ist die Entfernung groß, so glaubt er 2 oder 300 und mehr. Wir fallen über ihn wie Schnee auf den Kopf. Attaquire womit du gekommen bist, was Gott gegeben hat. Kaval-

lerie fang an, hau, stich, jage, schneide ab, laß Nichts durch.

Dritte: Der Drang. Ein Fuß unterstützt den andern, eine Hand verstärkt die andre. Durch das Feuergewehr kommen viele Leute um. Der Feind hat eben solche Hände wie wir, aber er kennt das russische Bajonet nicht. Formire eine Linie und attaquire sogleich mit dem Bajonet. Erlaubt die Zeit nicht eine Linie zu ziehen, so rücke aus dem verdeckten und engen Platze voraus. Die Infanterie greift mit dem Bajonet an, die Kavallerie ist auch gleich da. Bin ich eine Werst vorgerückt, so spielen die Kartetschen nicht mehr über den Köpfen. Die Kanonen sind dein. Gemeiniglich haut die Kavallerie zuerst ein. Die Infanterie eilt ihr nach. Nur immer Ordnung! Die Reuterei muß allenthalben arbeiten außer bei Schwenkungen. Die Kosaken dringen überall durch. Kavallerie verfolge nach erhaltenem Siege, hau nieder! Ist die Reuterei im Handgemenge, so wird die Infanterie nicht zurückbleiben. In 2 Gliedern ist eine Stärke, in 3 Gliedern anderthalb. Das vorderste reißt ein, das zweite streckt zu Boden, das dritte vollendet. Fürchte dich vor dem Lazareth. Die deutschen Arzneien kommen von Weitem her, sie sind muflicht, völlig unwirksam und schädlich. Der russische Soldat ist nicht an sie gewöhnt. Ihr habt in euren Arteln Wurzeln und frische Kräuter. Der Soldat ist theuer. Sorge für deine Gesundheit, reinige den Magen, wenn er verschleimt ist. Der Hunger ist die beste Arznei. Wer seine Leute nicht schont, bekommt, ist es ein Offizier, Arrest, ein Korporal und Gefreiter, Schläge mit Stöckchen; auch dem selbst Stockprügelchen, wer seine Gesundheit nicht schont. Ist der Magen schlaff und hast du Appetit: Nach

Sonnenuntergang etwas Wassergrütze mit Brod, für einen harten Magen Hollunderblüthe mit warmen Wasser, oder die Wurzel von wilden Sauerampfer. Erinnert euch, ihr Herren!, des Feldarznei-Buchs des Stabschirurgi Belopolsky: Im hitzigen Fieber iß gar Nichts, wenn auch bis zu 12 Tagen, und trink Soldatenkwaß. Das ist alle Medicin. Im kalten Fieber iß und trink gar nicht. Gestraft wird dafür, daß man sich nicht in Acht genommen hat, sobald nur Gott die Gesundheit wieder schenkt. In den Lazarethen bekommt man den ersten Tag ein weiches Bett, den zweiten französische Suppe, den dritten Tag holt dich der Klappermann zu sich. Einer stirbt und zehn seiner Kameraden ziehen einen tödtlichen Geruch ein. Im Lager sind die Kranken, Matten und Blessirten in den Zelten und nicht in den Dörfern. Die Luft ist reiner als in Lazarethen, man könnte sie ganz entbehren. Man muß aber nicht mit der Arznei geizen, wenn man sie käuflich bekommen kann; auch sonst nicht mit andern Erquickungen. Doch nirgends Lüsternheit. Aber alles dieses ist nicht wichtig. Wir verstehen uns zu schonen. Wo von 100 Ein Mann stirbt, sterben bei uns von 500 monatlich weniger. Der Gesunde trinke, die Luft ist seine Speise. Dem Kranken sey die Luft Speise und Trank. Helden! der Feind zittert vor euch, und der Feind ist mehr als das Lazareth. Das verfluchte man kann nicht wissen ist ein Räthsel aufs Gerathewohl, eine Lügnerin, Betrügerin, Glattzünglerin, sparsam in Worten, zweideutig, complimentensüchtig und unerklärlich. Das man kann nicht wissen ist die Ursache vieles Uebels! — — — Ihre Sprache ist selbst unverständlich. Was Henker, af, woi, chich u. s. w. Schande davon zu sprechen! Der Soldat muß ge-

sund, tapfer, fest, entschieden, wahrhaft und gottesfürchtig seyn. Rufe Gott an, von ihm kommt der Sieg, Wunder-Helden! Gott führt uns an, er ist unser General. Für das: man kann nicht wissen, dem Offizier Arrest, dem Staboffizier auf Befehl des ältern Staboffiziers, Stuben-Arrest. Wissen ist Tag, Nichtwissen Nacht. Das Werk zittert vor dem Meister. Dem Bauer, wenn er den Pflug nicht zu regieren versteht, wächst kein Brod. Für einen Gelehrten giebt man drei Ungelehrte. Für uns sind Drei zu wenig, gieb uns Sechs. Auch Sechs sind zu wenig, gieb uns Zehn für Einen; wir schlagen alle todt, stürzen sie um, nehmen sie gefangen. Im letzten Feldzuge hat der Feind, richtig gezählt, 75 Tausend Mann verloren, blos weil er nicht so geschickt und desperat focht. Wir verlören nicht einmal völlige Tausend.

Dies, Brüder, ist die Kriegslehre! Ihr Herren Offiziere! Was für ein Triumph, zur Parole! Von den Flanken rückt Schildwachen heraus. Nach ausgetheilter Parole, Losung und Signal an die Generalität. Lob oder Tadel bei der Wachparade laut ausgerufen, wem es gebührt. Subordination, Gehorsam, Disciplin, Belehrung, Ordre, kriegerische Ordnung, Reinlichkeit, Gesundheit, frischen Muth, Herz, Tapferkeit und Exercitium.

X.

V.

Topal Osman.

Osman erhielt in dem Serai des Großherrn die Erziehung, welche sonst ausschließlich für die Tributkinder, welche von Geburt Christen waren, bestimmt war. Späterhin haben selbst Muselmänner sich für ihre eigenen Kinder um solche Stellen beworben, so daß gegenwärtig fast sämmtliche Eleven im Serai türkischen Ursprungs sind. 1698, ungefähr 25 Jahre alt, verließ Osman die kleine Welt des kaiserlichen Pallasts und seiner reizenden Umgebungen, um einen Befehl des Großsultans nach Kairo zu bringen. Er nahm seinen Weg zu Lande bis Said (ehemals Sidon) in Syrien. Hier sah er sich, um den räuberischen Araberhorden, welche die Gegend beunruhigten, zu entgehen, genöthigt, eine Tschaike zu besteigen, welche nach Damiette an der östlichen Mündung des Nils steuerte. Auf dieser kurzen Ueberfahrt stieß das Schiff unglücklicherweise einer spanischen Barke von Mallorka auf, welche das Handwerk eines Korsaren trieb. Zwar war die Parthie nicht gleich; dennoch feuerte Eigennutz und Freiheitsliebe die Equipage an, alles zu thun, was in ihren Kräften stand. Sie vertheidigten sich wie Verzweifelte. Das Entern kostete manchen

Kopf und manchen Blutstropfen. Osman zeichnete sich in dieser Krisis durch jene Unerschrockenheit aus, wovon er in der Folge der Zeit so vielfältige Proben ablegte. Wäre die Tapferkeit der übrigen, der des jungen Helden ähnlich gewesen; so würden sie vielleicht dem Sklavenjoch entronnen seyn. So aber mußten sie, nach einem wüthenden Kampf, der Uebermacht weichen. Zerstoßen und an Arm und Schenkel gefährlich verwundet, wurde Osman Agha mit dem Sarras in der Faust gefangen genommen. Der Kreuzfahrer, dessen Fahrzeug im Gefecht beschädigt worden war, warf vor dem felsigen Malta Anker.

Die Beweise von Kühnmuth, welche Osman in der Akzion gegeben; oder vielmehr die Aeußerung, welche sich vermuthlich die übrigen Paßagiere entschlüpfen ließen, daß er einen geheimen Auftrag vom Großherrn habe, und die angenehme Hoffnung, ihm eine große Ranzion abzupressen, machte, daß man ihn unter den andern Unglücksgefährten mit einer gewissen Auszeichnung behandelte. Bei seiner Ankunft auf Malta, war er wegen seiner Wunden nicht außer aller Gefahr. Die am Schenkel war die gefährlichste. Er blieb davon hinkend und erhielt daher nach türkischer Sitte den Beinamen: Topal.

Kaum war der Korsar in den Hafen eingelaufen, als sich Vincent Arniaud, gebürtig aus Marseille, welcher gerade Hafen-Kapitain war, seinem Amte gemäß an Bord des Schiffs begab. Hier sah er den unglücklichen Agha mit klirrenden Ketten belastet. Die Jugend und die Erzählung von der heroischen Hartnäckigkeit des Gefangenen rührten ihn.

Nach einer Weile redete ihn Osman vertrauensvoll also an: „Thue eine schöne Handlung! Kaufe

mich los! Du sollst dabei keinen Verlust leiden." — Nicht wenig überraschte Armand dieser Antrag; doch fragte er den Korsar: wieviel er für die Ranzion dieses Sklaven fordere? — „Tausend Zechinen," antwortete dieser. Hierauf wendete sich Armand gegen Osman und sagte: „Ich sehe Dich in meinem Leben zum erstenmal, Du bist mir wildfremd. Wie kannst Du doch verlangen, daß ich für Deine Befreiung 1000 Zechinen bezahlen soll?" — „Natürlich, entgegnete der Türk, thun wir Beide, was wir für gut finden. Ich für meine Person liege in Ketten, folglich biete ich alles auf, um meine Freiheit zu erlangen; was Dich betrift, so hast Du das Recht, meiner Ehrlichkeit zu mistrauen. Ich kann Dir kein anderes Unterpfand geben, als mein Ehrenwort, und darauf zu bauen hast Du keinen Grund. Willst Du inzwischen das Risiko übernehmen; so wirst Du, so wahr Allah lebt! Deine Handlung nicht bereuen." — Sey es nun, daß die Miene der Zuversicht, oder die offene und edle Physiognomie des Gefangenen Armand gewann, oder daß die Seltsamkeit des Vorfalls allen Argwohn verscheuchte; genug, der Hafen-Kapitain ging mit einer für Osman günstigen Stimmung fort und die Reflexion zerstörte sie nicht.

Armand stattete dem Großmeister Don Perellos von dem, was sein Amt betraf, Rapport ab, eilte an Bord zurück und kam mit dem gewinnsüchtigen Kreuzfahrer, dahin überein, daß er als Lösegeld für den Sklaven, sechshundert venezianische Zechinen erlegte. Sogleich wurden ihm die Fesseln abgenommen und er auf eine französische Barke gebracht, wo ihn bald hernach ein Arzt und ein Chirurg besuchten und ihm überhaupt die erwünschteste Hülfe zu Theil ward. Bald sah sich Osman außer aller Gefahr;

Nun that er seinem Wohlthäter den Vorschlag, daß er nach Konstantinopel schreiben wolle, um seine Schuld abzutragen. Indessen verliehen ihm die unaufhörlichen Gunstbezeugungen desselben das Herz, von neuem seine Großmuth und seinen Glauben an die Menschheit in Anspruch zu nehmen. Er bat nehmlich, ihn auf sein Wort loszulassen und sich gänzlich auf seine Redlichkeit zu stützen. Arniaud wollte nicht halb edelmüthig seyn, und bewilligte sein Gesuch. Es wurde ihm eine Barke zur vollen Willkühr eingeräumt, und dieselbe mit allen Bedürfnissen der Nothwendigkeit und Bequemlichkeit reichlich versehen.

Bereits acht Tage nach seiner Gefangennehmung lichtete Osman den Anker. Die französische Flagge gewährte ihm eine Aegide gegen die herumstreifenden Korsaren. Er langte glücklich zu Damiette an und fuhr den Nil bis nach der Hauptstadt Aegyptens hinauf. Gleich den Tag nach seiner Ankunft, ließ er dem Befehlshaber der Barke 1000 Zechinen auszahlen, damit sie seinem großherzigen Befreier zugestellt würden. Auch verband er damit zwei Pelze 500 Piaster werth, welche er seinem Führer schenkte. Nun vollzog er schleunig den Auftrag des Großherrn und kehrte nach Konstantinopel zurück, wo er der erste Bote seiner Gefangenschaft war.

Topal Osmans Dankbarkeit blieb nicht bei einer flüchtigen Aufwallung stehen. Ununterbrochen fuhr er fort, Arniaud von seiner Zuneigung und Erkenntlichkeit bei allen Posten, die er bekleidete, die unzweideutigsten Beweise zu geben: auch pflog er mit ihm einen steten Umgang durch freundschaftliche Briefe und Geschenke. Seine Anhänglichkeit erstreckte sich sogar auf die ganze französische Nazion,

denn seit diesem denkwürdigen Vorfall seines Lebens ließ er keine Gelegenheit unbenutzt vorüber, wo er Franzosen Gutes zu thun und Merkmahle seines Wohlwollens ertheilen konnte.

Als 1715 der Krieg zwischen den Venezianern und Türken erklärt worden war, zog der Großvezir, welcher mit einer Invasion in Morea umging, seine Armee in der Nähe des Corinthischen Isthmus, zusammen. Osman ward befehligt, diesen Paß zu überwältigen. Er führte dies glücklich aus und nahm die Stadt Korinth (jetzt Gereme) mit Sturm ein. Zur Belohnung wurde er zum Pascha von zwei Roßschweifen erhoben. Im folgenden Jahre, diente er bei der Belagerung von Korfu zum zweitenmal als General-Lieutenant. Als die Belagerung aufgegeben wurde, blieb Osman, nachdem der commandirende General abgezogen war, noch drei Tage lang vor dem Platze stehen, um den Rückzug der osmanischen Truppen zu decken, und wich nicht eher von der Stelle, bis sie alle in vollkommner Sicherheit waren.

1722 wurde er zum Seraskier oder Generalissimus von Morea ernannt. Als die Konsulen der handelnden Nazionen ihm zu dieser Würde Glück wünschten, ließ er den Franzosen eine hervorstechende Behandlung wiederfahren. Zugleich bat er die französischen Konsulen, nach Malta an den braven Kapitän Arniaud zu schreiben, um ihm seine neue Würde kund zu thun, und ihn dringend zu ersuchen, ihm einen seiner Söhne zu senden, damit er denselben glücklich machen könne. Wirklich begab sich einer von ihnen nach Morea und fand daselbst Gelegenheit, sich theils durch die Geschenke des Seraskiers, theils durch seine Begünstigungen im Handel beträchtliche Reichthümer zu erwerben.

Osman stieg immer höher, je mehr seine Verdienste zur Kunde kamen. Er wurde zum Pascha von drei Roßschweifen und zum Beglerbeg von Romelien (Rum-Ili) ernannt. Dies ist eine der grösten Statthalterschaften des Reichs, und wegen der Nähe Ungarns ein hochwichtiger Posten. Im Jahr 1727 besuchte Hauptmann Arniaud nebst seinem Sohne den Beglerbeg zu Nyssa, wo er residirte. Er empfing sie mit warmer Freundschaft, legte in ihrer Gegenwart den lästigen Prunk seiner Würde ab, umarmte sie zärtlich, ließ ihnen Scherbet und wohlriechende Wasser bringen und wies ihnen sogar sein Sofa zum Sitzen an. Sogar? Allerdings. Bei einem türkischen Pascha der ersten Ordnung ist diese Erlaubniß, besonders gegen einen Ungläubigen, eine außerordentliche Herablassung und Gunstbezeugung. Von jezt an verlebten sie im traulichen Umgang viel schöne Tage mit einander. Beim Abschied wurden die Gäste mit köstlichen Geschenken überhäuft; auch sagte Osman unter andern mit lächelnder Miene: „Bevor ich das Paradies schaue, hoffe ich Dich noch, edler Arniaud, in Istambol als Großvezir zu bewillkommen.“ — Die folgende Zeit stempelte diese vielleicht scherzhafte Aeußerung zu einem prophetischen Ausspruch.

Der Großvezir Ibrahim Pascha kam, nachdem er zwölf bis dreizehn Jahre ruhig dieses, bisher so sturmschwangere Amt bekleidet hatte, in dem Volksaufstand um, welchen Petrona 1730 in der Metropolis am Bosporus erregte. Dieser Tumult entstand nehmlich durch die verbreitete Nachricht, daß der Großvezir ein Schiff mit 300 Türken, welche der persische Usurpator, Shah Thamas (oder Nadir), um Repressalien zu gebrauchen, nach abgeschnittenen Nasen und Ohren, auf dem schwarzen

Meere aufgesetzt hatte, habe in den Grund bohren lassen. Er hatte in einem Zeitraume von weniger als einem Jahre, drei Nachfolger, bis endlich im Sept. 1731 Topal Osman berufen ward, einen Posten auszufüllen, der zwar ohnedies immer kritisch war, durch die damaligen Konjunkturen aber doppelt schlüpfrig wurde. Bei seiner Ankunft zu Konstantinopel bat er den französischen Gesandten, seinen alten Gönner zu einem freundschaftlichen Besuch in der Residenz einzuladen, und ihm dabei bemerklich zu machen, daß er ja nicht säumen möchte, weil einen Großvezir nur allzuschnell das Schicksal seiner Vorgänger träfe. Freunde lassen sich nicht zweimal bitten. Im Jan. 1732 begab sich Arniaud nebst einem seiner Söhne nach Stambul. Er führte nach der Sitte des Orients einige Geschenke mit, die in mehreren Kisten mit Orangen, Zitronen, Bergamotlimonen und verschiedenen Sorten Konfitüren, Orangenbäumen mit Blättern und Blüten, Kanarienvögeln, welche die Muhammedaner ungemein lieben, und zwölf Türken bestanden, welche er aus der maltesischen Sklaverei befreiet hatte. Arniaud wurde mit seinem Begleiter auf das liebreichste und traulichste empfangen; seine einfachen Haben aber wurden auf Osmans Verlangen zur öffentlichen Schau ausgestellt.

„Ihr sehet hier, sagte gerührt der Großvezir zu den ihn umgebenden vornehmen Reichsbeamten und Offizieren, Ihr sehet hier Eure Brüder, welche die holde Freiheit genießen, nachdem sie in schrecklicher Sklaverei geschmachtet. Dieser edle Greis, ein Franzos, ist ihr Retter. Wie sie war auch ich einst Sklav, mit rasselnden Ketten behängt, mit Wunden und Beulen bedeckt. Dieser menschenfreundliche Christ kaufte mich los, nicht aus Eigennutz,

sondern aus reiner Menschenliebe. Er war es, der mich tröstete, meinen Hunger stillte, meine Wunden heilte, meine Thränen trocknete. Ihm verdanke ich Freiheit, Leben, ja mein ganzes Glück. Ohne mich im mindesten zu kennen, folgte er der Stimme der Barmherzigkeit und bezahlte für mich ein großes Lösegeld. Mein bloses Wort war die Urkunde seiner Sicherheit. Ja er gab mir sogar ein Schiff, das mich hinführen mußte, wohin ich wollte. Wo ist im ganzen osmanischen Reiche der Muselmann, der einer solchen Großthat fähig ist?" —

Alle Umstehenden hefteten bei diesen Worten bewundernd ihre Blicke auf den Greis, welcher die Hände des Großvezirs, innigbewegt, in den seinigen zusammenpreßte. Begeistert deuteten die Offiziere, die Ministers und die Beamten seines Pallasts mit Fingern auf ihn und sagten: „Dies ist der Agha, der Patron des Vezirs, dieser kaufte unsern Gebieter los!" — Osman erkundigte sich hierauf bei Vater und Sohn nach dem gegenwärtigen Zustande ihres Vermögens, und antwortete, nachdem er mit freudiger Theilnahme ihre Aeußerungen angehört hatte, mit einer arabischen Sentenz: „Allah Kerim!" d. h. Gottes Vorsehung ist groß. Auch ertheilte er jetzt vor ihren Augen den mitgebrachten Geschenken ihre verschiedene Bestimmung. Den größten Theil derselben sandte er dem Großherrn, der Validé oder Sultanin Mutter, und dem einflußreichen Kislar-Agha, oder dem Vorgesetzten der schwarzen Eunuchen. Nach dieser Handlung nahmen die beiden Franzosen von dem Premier-Minister Abschied.

In der That trägt das rührende Gemälde, welches Topal Osman von seiner Sklaverei entwarf, und das öffentliche Geständniß seiner Demüthigung

und seiner unbegrenzten Verbindlichkeit gegen seinen Befreier und Wohlthäter, das Gepräge ächter Großherzigkeit. Allein man muß genau die tiefe Verachtung und den bittern Abscheu kennen, welchen die verjährten Vorurtheile der Religion und Erziehung jedem Türken gegen alles einflößen, was nicht muselmännisch ist, und besonders gegen die Christen, um die volle Schönheit und Hoheit dieses Akts, welcher sich im Antliz eines ganzen Hofstaats ereignete, vollkommen würdigen zu wissen. Daß Osman die ihm zugedachten Geschenke wieder weggab, darf uns übrigens nicht Wunder nehmen. Der Morgenländer denkt in diesem Punkt anders, als der Abendländer. Der Großvezir glaubte seinen alten Freund nicht mehr auszeichnen zu können, als wenn er dieselben den ersten Großen des Reichs verehrte.

Der Sohn des Ministers lud hierauf noch besonders Vater und Sohn in sein Gemach ein, wo er sich ganz dem Strome seiner Empfindungen überließ und die Fremdlinge nach einander an sein Herz drückte.

Vor ihrer Abfahrt hatten sie bei dem Vezir noch eine zweite Audienz, wo derselbe vollends alle Fesseln steifer Zeremonien und blendenden Prunks von sich warf, und sich ohne allen Zwang seinen Gefühlen als Mensch und Freund hingab. Das Lösegeld für die 12 Sklaven wurde Arniaud wieder ersezt und ihm zugleich zu einer alten Forderung verholfen, welche er längst als verloren betrachtet hatte. Osman verband hiermit neue Geldgeschenke und die ausdrückliche Erlaubniß, eine beträchtliche Getraideladung ohne alle Abgaben nach Salonichi zu führen. Diese Spekulazion war um so gewinnreicher, da bereits seit mehrern Jahren dieser Handel allen

Fremden streng untersagt war. Der Wezir, der bei seiner Freigebigkeit gern seine schrankenlose Dankbarkeit zum Maasstab gewählt hätte, gab Arniaud zu verstehen, daß er nicht alles thun könne, was er wolle, und daß er in den Augen scheelsüchtiger und bigotter Auflaurer vielleicht nur schon zu viel gethan. „Der Pascha, sagte er unter andern bei dieser Gelegenheit, ist in seiner Paschalik so gut wie unabhängiger Herr; der Großvezir hingegen ist nicht viel mehr als der erste Sklav des Sultans." —

Durch seine rastlose Wachsamkeit und unerschütterliche Standhaftigkeit, hatte Topal Osman Ueberfluß, gute Ordnung und Sicherheit über die unermeßliche Hauptstadt verbreitet. Und er erwies dadurch den Einwohnern derselben eine um so süßere Wohlthat, da daselbst seit dem letzten Volksaufruhr Zügellosigkeit und Wirrwarr, Mangel und Theurung der nöthigsten Lebensbedürfnisse vorgeherrscht hatten. Einige haben ihm eine allzugroße Strenge zum Vorwurf gemacht; inzwischen bei tiefeingewurzelten Schäden helfen keine Palliativkuren. Dennoch ließ er keinen einzigen Aufwiegler hinrichten, ohne vorher ein Fetvâh (Dezision) des Mufti's eingeholt zu haben. Unstreitig war es unter diesen bedenklichen Umständen ein Glück für den Staat, daß ein Mann von energischem Charakter am Ruder stand und die verderbliche Pflanze der Empörung im Keim erstickte. So viel ist ausgemacht, daß er, als er im März 1732 seine Stelle verlohr, ein Gegenstand des innigsten Bedauerns aller Rechtschaffenen war. Osman, der diesen Unfall lange vorhergesehen, ertrug ihn mit stoischem Gleichmuth.

Indem er das Serai verließ, wo er das Reichssiegel abgegeben hatte, fand er alle seine Freunde und Hausbedienten niedergeschlagen und bestürzt.

„Worüber seyd Ihr betrübt, sagte er, da mit ruhiger Miene, hab' ich's Euch nicht lange vorausgesagt, daß der Großvezir ein Schauspieler wäre, der bald abtreten müßte? — Mein einziges Bestreben war nur, daß ich diesen Posten als ein Biedermann verlassen möchte. Gott und der Prophet sey gepriesen! — Man hat mir nichts vorzuwerfen. Der Sultan hat über meine geleisteten Dienste keine Klage erhoben. Heiter und zufrieden ziehe ich von dannen." — Zu gleicher Zeit ließ er ein Dankopfer veranstalten, um zu zeigen, daß er über die Fügung des Geschicks nicht grolle und daß er vielmehr den Tag als einen der glücklichsten ansehe, wo er der Einfachheit und Zurückgezogenheit wieder in die Arme sinken könne." — Hierauf reiste er unbefangen nach Trapezunt, wo man ihn zum Pascha ernannt hatte. Wer versetzt sich nicht, indem er dies liest, in das schöne Zeitalter edler Griechen und Römer? —

Nie hatte die Absetzung eines Großvezirs weniger den Anstrich einer Ungnade; nie sah man einen Exminister mit so viel Aufmerksamkeit und Auszeichnung behandeln. Der giftsprudelnde Basilisk der Hofkabale schien selbst über seinen Triumph zu erröthen. Der Großherr ließ Osman höflichst ersuchen, seinen Sohn in Konstantinopel zu lassen, damit er desto besser für sein Glück sorgen könne. Vier Tage nachher hatte derselbe die Ehre, dem Kaiser das Geschenk zu überreichen, welches sein Vater zum Beiramsfeste bestimmt hatte. Um diese Zeit nehmlich ist es bei den Türken allgemeine Sitte, sich gegenseitig zu beschenken. Osmans Gabe bestand in einem kostbaren Pferdegeschirr, welches reich mit Edelsteinen besetzt war, und auf 6000 Piaster geschätzt wurde. Er hätte dieser Freigebigkeit überho-

den sehn können; allein dem feinsinnigen Muselmann war diese Gelegenheit erwünscht, um öffentlich an den Tag zu legen, wie besonnen, wie ruhig, wie frei von allem Aerger und aller Bitterkeit er sey. Freudig nahm der Groß-Sultan Osmans Geschenk an, um ihn zu überzeugen, daß er mit seiner Würde nicht zugleich sein Wohlwollen eingebüßt habe.

Wenige Tage nach seiner Abreise erhielt er den Befehl, sich an die Grenze von Persien zu begeben und daselbst das Kommando der osmanischen Armee zu übernehmen. Unstreitig war er unter allen am ersten im Stande, den Persern nachdrucksvoll die Spitze zu bieten und als Oberbefehlshaber das Vertrauen des Großherrn zu genießen. Denn nicht nur sein Muth und seine Erfahrung hatten sich in mehrern Feldzügen wacker erprobt; sondern er glühte auch vor Rache gegen die Verletzer des letzten Friedens, dessen Schöpfer er war und dessen Abschluß ihm eine Grube bereitet hatte.

Vom lachenden Glück aufgebläht, schien Persiens neuer Herrscher, Schah Nadir, den neuen türkischen General gering zu schätzen. Sein Uebermuth stachelte ihn so sehr, daß er sogar in einem Briefe an den Pascha von Mosul über den hinkenden Osman giftig spöttelte; allein dieser antwortete, da ihm dieses beleidigende Schreiben mitgetheilt wurde, dem muthberauschten Glückspilz in einem Tone, der einem edeln und heldenmüthigen Manne vollkommen angemessen war. Den 15 Jul. 1733 stieß Topal Osman auf die Perser. Sein Heer bestand aus mehr als 100000 Mann, größtentheils europäischen Truppen. Nach türkischer Kriegsweise ließ er dasselbe einen Halbmond bilden und stellte sich selbst in die Mitte. Drei Tage lang that man

nichts als scharmutziren. Endlich gingen die Türken mit Tagesanbruch aus ihren Verschanzungen und nun begann der Kampf. Der linke Flügel der Muhamedaner wurde geschlagen und warf sich auf das Zentrum. Auf einer Senfte sitzend theilte Osman seine Befehle aus. Aber auch im Mittelpunkt wichen seine Truppen und Nadirs Sieg würde vielleicht vollständig gewesen seyn, wenn ihm nicht eine plötzliche Verrätherey der Araber, welche sich unerwartet für die Türken erklärten, denselben entrissen hätte. Nun wurden die Perser durch die drückende Uebermacht gezwungen, in einer allgemeinen Flucht ihr Heil zu suchen.

Topal Osman blieb Herr von der Wahlstatt und eroberte das persische Lager. Sogleich sandte er einen Kourier nach Konstantinopel, um seinen Triumph zu verkündigen. Er wählte dazu einen jungen tatarischen Offizier, der sich besonders hervorgethan hatte. Bei seiner Abreise gab ihm der Oberfeldherr eine goldne Aigrette mit drei Spitzen, damit man ihn, theils auf seiner Reise mehr ehren, theils den Zweck derselben desto leichter errathen möchte. Es war 9 Uhr des Abends, als er in Stambul anlangte und dem Kaiser vorgestellt wurde. Wer war froher als dieser! Unverzüglich wurde die freudige Zeitung dem Publikum durch Hunderte von Kanonenschüssen vom Serai, Tophana, dem Arsenal und den Galeeren des Großherrn kund gethan. Das prunkreiche Serai wurde illuminirt und mehrere Tage hindurch war die ganze Stadt der Sitz der ausgelassensten Freude. Der Eilbote wurde mit einer reichen goldnen Aigrette beschenkt und mit 2000 Thlrn. jährlicher Revenüe. Zu gleicher Zeit wurde der Bujuk-Imbrohor oder der Oberstallmeister an Topal Osman gesandt, um ihm seine Er-

nennung zum Beglerbeg von Natolien und zum Pascha von Kkutahya zu notifiziren. Sein Schwiegersohn wurde zum Pascha von Romelien, und sein Sohn, der noch nicht 24 Jahre alt war, zum Pascha von drei Roßschweifen erhoben. Außerdem erhielt Osman die uneingeschränkte Gewalt, Frieden zu schließen oder den Krieg fortzusetzen.

Inzwischen erkaltete diese voreilige Freude nicht wenig, als Topal Osman acht Tage nach dem ersten Kourier einen zweiten sandte, mit dem er der Pforte vorstellte, daß das türkische Heer durchaus einer schnellen Hülfe an Mannschaft, Geld und Lebensmitteln benöthigt sey, und zugleich dringend bat, seinen Kommandostab niederlegen zu dürfen, indem er zu alt und schwach sey, um länger im Felde zu dienen. Doch gewann man in der Residenz wieder neuen Muth, als 3000 kettenbeladene Perser, welche man in der letzten Schlacht gefangen genommen hatte, anlangten. Osman hatte Shah Nadir durch seinen Schwiegervater und Neffen, welche er auf dem Schlachtfelde unter den Verwundeten gefunden und welche er ihm ohne Ranzion zusandte, einige Friedensvorschläge thun lassen; allein dieser war taub, wiewohl er laut die seltene Großmuth des türkischen Feldherrn pries.

Der persische Shah hatte sich indessen mit Adlereile aufs neue furchtbar gemacht; während Topal Osman von seiner saumseligen schlechtorganisirten Regierung Lobsprüche, Würden und Vollmachten in Menge, aber keine thätige Unterstützung erhielt. Man fußte in Konstantinopel auf den erfochtenen Sieg, ohne zu bedenken, wie theuer man denselben bezahlt hatte, wie außerordentlich weit die Armee von der Hauptstadt entfernt war, während die Feinde auf dem Kriegsschauplatze gleichsam

zu Hause wären und jede Scharte leicht auswetzen konnten. Auch verachtete man durch übermäßigen Stolz geblendet, den persischen Neuling von Herrscher, dessen ganze Furchtbarkeit nur Osman wahrhaft zu würdigen verstand.

Am 12 Sept. 1733 erfuhr Topal Osman, daß der persische König ihm mit einem Heer, welches so stark wie das vorige war, entgegen rückte. Jeder Verzug war jetzt Verlust. Osman trieb zusammen, was er konnte: die Araber unterstützten ihn wacker, wie auch der Pascha von Syrien. Unter andern zog er die Garnisonen von Mosul und Diarbekir an sich. Pulah, Pascha von Mosul, wurde von ihm abgeschickt, sich der Defilé von Mendalij zu bemeistern, welche die Perser passiren mußten. Kaum aber rückten ihm 20000 Afghanen entgegen, so ergriff er ohne alle Gegenwehr das Hasenpanier. Osman gerieth über diese weibische Feigheit so außer sich, daß er ihn zum Tode verurtheilen wollte; allein es warfen sich ihm so viele Vornehme, für den Sünder flehend, zu Füssen, daß sich der gefühlvolle Seraskier endlich besänftigen ließ. Doch ward er, um ein warnendes Beispiel zu geben, degradirt, bis er wieder durch eine Großthat seine Makel vertilgen würde. Die Stellung der Türken war dem Feinde günstig, denn sie wurden durch die blitzenden Feuerstralen der Morgensonne geblendet.

Am 26 Sept. endlich wurde die berühmte Schlacht geliefert, welche den Muselmännern auf einmal alle ihre Eroberungen in Persien entriß. Kaum war die Nacht der Morgendämmerung gewichen, als der Kampf begann. Der Vortrab der Türken wurde zum Weichen gebracht und stürzte auf das Korps de Bataille. Aber auch dieses ergriff, nach einem tap-

fern Widerstand die Flucht; und nun verbreitete sich urplötzlich wie ein Lauffeuer Angst und Verwirrung durch das ganze Heer. Osman benahm sich wie ein kalter, tapferer und geübter General; allein Ein Eckstein vermag kein ganzes einstürzendes Gebäude zu halten. Nachdem der Seraskier lange sich umsonst angestrengt hatte, seine Truppen zu sammeln und aufs neue ins Treffen zu führen; und nachdem er Furcht und Unordnung unter denselben immer mehr einreißen sah, ließ er sich auf ein Roß setzen, rannte, nach Dezius-Manier, an der Spitze seiner muthvollsten Janitscharen dahin, wo das Handgemenge am heftigsten war, und machte noch eine Zeitlang die Entscheidung zweifelhaft, bis ihn zwei Flintenschüsse, welche er auf einmal erhielt, zu Boden streckten. Diese Trauerszene vollendete den Ruin der türkischen Armee. Diejenigen, welche um ihn herum fochten, leisteten jetzt nur noch schwachen Widerstand, und ließen sich entweder tödten oder suchten das Weite. Grimmig, wie wuthschnaubende Tiger, metzelten nun die Perser. Bald war das große Schlachtfeld mit Leichnamen besäet.

Außer sehr vielen Pascha's war auch Topal Osman geblieben. Der Ordu-Kadi oder Intendant der Armee, welcher in Gefangenschaft gerathen war, machte den siegreichen Shah darauf aufmerksam, und half ihm seinen Leichnam suchen. Nachdem der persische Regent den entseelten Feldherrn eine Weile mit ehrfurchtsvollem Schweigen betrachtet hatte, ließ er ihn nach seiner Senfte tragen und nach Bagdad bringen, damit er seinem hohen Range gemäß zur Erde bestattet würde.

So endigte im siebenzigsten Jahre Topal Osman einer der größten Feldherren, einer der gewandtesten Minister, und einer der rechtschaffensten und toleran-

testen Männer, die je das osmanische Reich hervorbrachte. Unzähligemal hatte Osman als General seine Erfahrung, seine Kenntnisse und seinen Muth beurkundet. Wenn er dennoch aber den Persern, nach vielen errungenen Lorbeeren, endlich unterlag; so muß man erwägen, daß die Tugend und Weisheit, wenn sie uns gleich über das Glück erhebt, dessen ungeachtet bisweilen seinen räthselhaften Launen unterliegt.

Der Großherr belohnte in Achmed, seinem Sohne, die seltenen Verdienste des Vaters, und gab ihm sein Gouvernement von Romelien; nichts destoweniger wurde nach muselmännischem Herkommen ein Kapidschi-Baschy nach Persien gesandt, um alles bewegliche Vermögen des Verstorbenen zum Besten des kaiserlichen Schatzes zu konfisziren. So blieben Achmed nur die unbeweglichen Güter, denn diese hatte Topal Osman in W a k u f s verwandelt, d. h. er hatte sie Moscheen vermacht; aber sich doch für sich und seine Deszendenten den Nießbrauch vorbehalten. Und solche Güter darf die Regierung, als heilig, nicht antasten.

Die Schreckenspost von Osman's Tode und der vollkommenen Niederlage der türkischen Armee erfüllte Konstantinopel mit banger Bestürzung und tiefer Trauer. Kaiser, Großvezir und Divan bebten; und befürchteten nicht ohne Grund einen neuen Aufstand, der aber doch nicht zum Ausbruch kam.

P. F. Brede.

VI.

Palläste der Großen im Morgenlande.

Unter der Benennung Pallast versteht man im Morgenlande kein europäisches Prachtgebäude. Wenig Rücksicht wird in diesem heißen Himmelsstrich auf Geschmack und Styl in der Baukunst genommen: man sucht bei architektonischen Anlagen hier nur seine Bequemlichkeit und folgt in der Einrichtung uralten Sitten des Orients, die, wie wir aus der Bibel sehen, schon zu David's und Salomon's Zeiten im Schwange waren. Unter dem Himmel Asiens bleibt Alles, wie es einmal ist und gewesen ist, und wie im hehren Alterthum die assyrischen, babylonischen und persischen Großen wohnten, so wohnen noch jetzt die vornehmen Türken und Araber.

Die Palläste der angesehenen Muselmänner zeichnen sich durch ihren Umfang vor den übrigen Häusern aus, und darin übertreffen sie die Wohngebäude unserer abendländischen Reichen eben so sehr, als sie diesen in Ansehung der Höhe nachstehen müssen. Man nennt sie Vorzugsweise Serails und solcher giebt's in den großen Städten eine Menge. Meistens bestehen sie nicht aus Einem, sondern aus der Zusammensetzung von mehrern Gebäuden, wobei

die Symmetrie häufig auf eine sehr verkehrte Weise verletzt ist. Dessen ungeachtet können doch oft einige Theile, einzeln betrachtet, Anspruch auf Schönheit machen; so wie man sie dem Klima sehr anpassend finden wird.

Die Vorderseite eines solchen Pallastes ist gewöhnlich durch die unordentliche Stellung der Fenster und das Vorspringen der Kioske und Erker in ungleichen Höhen entstellt. Das vordere Eingangsthor hat Bogen und ist mit Marmor von verschiedenen Farben ausgeschmückt. Durch dasselbe gelangt man in einen großen ungepflasterten Hof, in welchem theils die Pferde des Herrn abgerichtet, theils die von Andern der niedern Stände, welche zur Audienz gelassen werden wollen, zurück gelassen werden. Dieser erste Hof ist von lauter niedrigen Gebäuden umgeben, die der Dienerschaft eingeräumt sind.

In der, dem ersten Thor gegenüberstehenden Seite, erblickt man denn das zweite Thor, durch welches Leute von Stande bis in den zweiten Hof einreiten. In diesem stößt man auf eine Wendeltreppe, die zu einer grossen Säulenreihe hinaufführt, welche nach Norden oder Westen sieht, und durch ein Gerüste von Holz, das oben hervorspringt, und reichlich bemalt oder vergoldet ist (Rifraf in der Landessprache genannt), oder durch Vorhänge zwischen den Säulen gegen die Sonne geschützt ist. Man findet hier auch wol kleine Springbrunnen und Diwans an den Seiten für die Leute, welche die Aufwartung haben. Gewöhnlich hat man auch in dem zweiten Hofe, ein grosses Bassin mit einer Fontaine angebracht.

In den Neben- oder Seitengebäuden sind die Zimmer der Hauptoffiziere des Seraiherrn. Sie sind in der Regel schön und geräumig, jedoch nicht

eben prächtig ausstaffirt. Die Zimmer, welche den niedern Hofbedienten gehören, sind vollends klein und mit Gepäcke überladen. Viele von ihnen müssen überdies zusammen mit einem Gemache vorlieb nehmen.

Die morgenländische Weise, die Tageszeiten hinzubringen, macht überhaupt hier eine Einfachheit in Absicht auf die Wohnung möglich, die bei uns nur bei Leuten von den geringsten Ständen Platz findet. Bei den meisten Orientalen kann nehmlich das Wohn- oder Tageszimmer auch zugleich zum Schlaf- oder Nachtzimmer dienen; denn besondere Bettgestelle sind hier gar nicht im Gebrauch. Der Diwan, worauf man ißt, trinkt, sitzt und die Pfeife schmaucht, wird des Abends mit Hülfe noch einer Matratze und Bettdecke in einem Nu zu einer bequemen Schlafstelle eingerichtet.

Das Gebäude im Hintergrunde, wenn man in den zweiten Hof durch den zweiten Thorweg getreten ist, faßt nun die Audienz- und Staatszimmer des Herrn in sich. Diejenigen, welche sich auf dem Erdgeschoß befinden, haben selten mehr als eine Reihe Fenster auf einer Seite; ihnen gegenüber stehen auf der andern Seite eben so viele Kredenztische mit Thüren, welche, wie das Tafelwerk bemalt sind. Einige von diesen Zimmern haben in der Mitte oder an der einen Seite, einen kleinen, niedlich verzierten Springbrunnen, der die labendste Kühlung in der heißen Jahrszeit darbietet.

Doch die Leser sollen nun auch die innere Einrichtung eines solchen morgenländischen Prunkzimmers kennen lernen: Es ist gewöhnlich länglich, mit hohem und flachem Tafelwerk umgeben. Das Licht fällt reichlich durch eine Reihe breiter Fenster ein. Mauern, Wände und Decke sind in sehr lebs

haftet Farben mit Blumen, Früchten und andern Verzierungen, ganz nach der Phantasie bemalt, dazwischen vergoldet und reichlich lakirt. In einigen Gemächern sind über den Thüren Ansichten von Städten, Gärten oder Häusern gemalt; aber menschliche und überhaupt animalische Gestalten kommen nicht darin vor, und auf die Regeln der Perspektive ist wenig geachtet. An den Leisten über den Fenstern und auf den Kredenztischen sind Sprüchwörter orientalischer Weisen, Denksprüche aus dem Koran, Stellen aus persischen, arabischen und türkischen Dichtern, zuweilen auch wohl Ehrenbezeugungen an den Hausherrn in Versen aufgeschrieben, alle mit arabischen, verschönerten Buchstaben, wie sie bei dergleichen Aufschriften gewöhnlich sind, bemalt.

Zwischen der Thüre und dem Diwan ist ein Raum, der Größe des Zimmers angemessen, dessen Pflaster entweder aus Marmorstücken, oder andern, oft röthlichen und weißen, Steinen von verschiedener Farbe besteht und einem mosaischen Estrich gleicht. Dieser Raum heißt Atabi und nimmt wenigstens die Hälfte; oft aber auch noch weit mehr von dem Gemach ein. Der übrige Theil des Zimmers an der Wand oder unter den Fenstern, ist für den Diwan bestimmt, um anderthalb Schuhe erhöht, und mit einer Terraße versehn. Der Atabi und der Diwan füllen so den ganzen Raum des Bodens aus.

Der Diwan selbst ist auf folgende Weise gestaltet: quer über das obere Ende und längs den Seiten desselben herunter, befindet sich ein hölzerner Grund vier Schuhe breit und sechs Zolle hoch befestigt; über diesen werden baumwollene Matratzen, genau von der gleichen Breite, und über diese eine Decke von breitem Tuche gelegt, das mit goldenen Spitzen und Franzen eingefaßt ist, welche darüber her-

abhängen. Auf diesem Grunde liegen dann dichte an der Mauer eine Anzahl großer länglicher Polster, die fest mit Baumwolle gestopft und oft mit geblümten Sammet besetzt sind. Die beiden obern Ecken des Diwans sind gleichfalls mit sanftern Polstern, halb so groß als die übrigen, versehn. Diese liegen auf einer dünnen viereckigen, feinen Matratze, welche über jenes Tuch ausgebreitet ist; beide sind häufig mit Brokat eingefaßt. Die Ecken des Diwans, welche auf diese Weise ausgezeichnet sind, sind die Ehrenplätze, und ein Großer erbietet sich niemals, sie Leuten von geringerem Stande zu überlassen. Der Estrich mit der Terrasse in der Mitte, wird zuerst mit Matten, dann mit dem feinsten Teppichen aus Persien, Aegypten und der Türkei bedeckt. Ist der Diwan so vollkommen eingerichtet, so wird er ausnehmend reinlich gehalten, und dient zur Aufnahme von der Gesellschaft. Die Gäste werden nach ihrem Stande, oder nach der Ehre die man ihnen erweisen will, näher an der Ecke oder weiter davon gesetzt: der Vornehmste sitzt in dieser selbst und an die Kissen derselben gelehnt. Diejenigen Personen, welche in der Gegenwart eines Großen nicht sitzen dürfen oder mögen, kauern, theils auf dem den obern Diwan umgebenden niedrigern Auftritt nieder, und setzen sich auf den Fersen, theils nehmen sie auf demselben nach europäischer Weise Platz. Diejenigen welche noch demüthiger sich zeigen wollen, bleiben entweder an dem einen Ende auf dem Teppich stehen oder in dem Atabi. Dieser letztere ist auch der Ort für die Leibtrabanten, Aufwärter und Diener des Hauses.

In dem Hintergrunde oder an der einen Seite dieser Zimmer, ist manchmal ein leichter hölzerner Kiosk angebracht, der von Außen von dem übrigen

Gebäude herausſieht, und wie ein Erker unterſtützt wird. Er wird gemeiniglich noch anderthalb Schuhe über den Grund des Divans erhöht, von welchem er gleichſam eine Fortſetzung iſt, und auch eben ſo ausſtaffirt. Er hat übrigens faſt die gleiche Breite; aber das Getäfel iſt niedriger, und da er von drei Seiten Fenſter hat, ſo iſt er luſtiger.

Durch das dritte Thor gelangt man endlich in den dritten Hof, der mit den Gebäuden, welche zum Harem gehören, umſchloſſen iſt. Dies iſt der Haupttheil des Serails, und dieſer Hof hat zugleich mit andern viel kleinern auf den drei Seiten Gemeinſchaft, in welchen ſich das Bad, die beſondere Küche, das Waſchhaus, die Bleiche und andere Wirthſchaftsgebäude befinden. Ein Theil des Haupthofs iſt mit Bäumen und blühenden Geſträuchen bepflanzt; das übrige iſt gepflaſtert. An dem Ende auf der Südſeite iſt ein viereckiges Waſſerbecken mit Springbrunnen und dicht daran auf einem ſteinernen, etwa zwei bis drei Schuhe über das Pflaſter des Hofes erhöheten Grund (Muſtabi) ein kleiner Pavillon gebaut; oder, da der Muſtabi nur mit Schranken umgeben iſt, gleichſam ein offener Divan darauf errichtet.

Da dieſer einige Stuffen höher iſt als das Becken, und ein kleiner Brunnen in der Mitte des Divans ſteht, ſo ſpielt der moſaiſche Eſtrich, welcher rund herum geht, indem er von dem ſpringenden und hell empor ſprudelnden Waſſer beſtändig benetzt wird, mit einer Mannigfaltigkeit glänzender Farben, und das Waſſer läßt, indem es durch marmorne, auf ihrem Boden rauhe Rinnen fließt, ein angenehmes Gemurmel hören. Wo der Umfang des Hofs größeres Strauchwerk zuläßt, werden Divans, die man wieder wegnehmen kann, in das

Wäldchen gesetzt, oder Sommerlauben von schlechten gegitterten Holzstäben gemacht, und diese mit Weinreben, Rosen oder Jasmin bekleidet. Die Rosensträuche schießen in der Levante zu einer ansehnlichen Höhe auf, und geben, wenn sie in voller Blüthe sind, besonders einen malerisch schönen Anblick.

Vor dem grossen Wasserbecken auf der Südseite des Hofs, ist gemeiniglich ein weiter, hoher, mit Bogen gewölbter Salon (Alkove) ungefähr achtzehn Zolle höher, als das Pflaster, und nach dem Hofe zu ganz offen. Er ist eben so bemalt wie die übrigen Zimmer, aber die Decke ist von einfacher oder vergoldeter Stukkaturarbeit, und der Estrich rund um einen kleinen Brunnen mit Marmer von verschiedenen Farben belegt, mit springenden Wasserstrahlen in der Mitte. Hier wird auf die bereits beschriebene Weise ein großer Diwan zugerüstet. Da er inzwischen für den Sommer bestimmt ist, so gebraucht man statt Tuch, Sammt und Teppichen, Zitz und Strohmatten von Kairo. Er heißt auszeichnungsweise der Diwan und wird immer verstanden, wenn das Wort allein gebraucht wird: denn andere werden durch den Namen der Zimmer bezeichnet, zu welchen sie gehören.

Da dieser Diwan Κατ᾽ ἐξοχὴν nach Norden steht, und selbst auch durch eine abhängige angemalte Hütte, welche über das Gewölbe hervorragt, gegen die Sonne geschützt ist, so hat er in den heißen Monaten eine für dies Klima überaus reizende Lage. So genußreich der Anblick auf dieser Stelle für das Auge ist, eben so angenehm ist hier auch dem Ohr der Schall von so vielen springenden, und ausnehmend erfrischenden Gewässern. Jedes sich regende Lüftchen, bringt, zugleich den Wohlgeruch des

arabischen Jasmins, der Henna (Lawsonia inermis. Lin.) und anderer lieblich duftenden und die Nasenorgane berauschenden Pflanzen, die im Gebüsch oder in Töpfen rund um das Wasserbassin herumwachsen.

Zu beiden Seiten dieses offenen Sallons ist gewöhnlich ein kleines Kabinet, das niedlich eingerichtet ist, und als einsamer Aufenthalt und stille Ruhestelle dient. Diese Kabinets heissen Kubbe; und daher leiten die Spanier wahrscheinlich das Wort ab, das einige andere europäische Nazionen durch Alkove geben. Das Alcoba der Spanier ist nehmlich ohne Zweifel das Al Kobbe der Araber und Mauren, und vielleicht ist das Wort Alkove oben bei dem grossen Gewölbe des Diwans uneigentlich gebraucht. Nicht blos die kleinen Zimmer, die an den Diwan stossen, heissen auch in der Levante Kubbe; man giebt den nehmlichen Namen innern kleinen Zimmern überhaupt, wenn sie an andern grösseren Gemächern sich befinden.

Auf einer andern Seite dieses Hofs, befindet sich noch in der Regel ein anderer Saal, der Kaah heisst und für die schwülen Stunden ganz besonders bestimmt und eingerichtet ist, in welchen das Zurückprallen der Sonnenstrahlen von den steinernen Mauern und dem Pflaster im Gartendiwan zu stark ist, und die Hitze innerhalb den Zimmern Beschwerlichkeit verursacht. In der Mitte hat ein solches freies, luftiges, geräumiges und beinahe viereckiges Vorgebäude gemeiniglich eine Kuppel, welche auf drei weite Bogen auf drei Seiten gestützt ist. Das Pflaster (oder Attabi) unter der Kuppel ist von Marmor oder Quadersteinen, und im Mittelpunkte sieht man einen runden Springbrunnen. Der übrige Estrich ist, wie gewöhnlich bei Diwans

erhöht, [illegible]; so wie das Vordertheil der Erhöhung, wie gewöhnlich, mit Marmor von verschiedenen Farben eingefaßt. Die hintern Ecken des Saals, welche durch hölzerne Abtheilungen getrennt sind, bilden oft zwei kleine viereckige Zimmer, welche gleichfalls Kubbe heißen und durch den Namen Kubbt al daah ausgezeichnet werden, so wie man die beim Diwan Kubbt al Diwan zu nennen pflegt.

Die drei großen Zwischenräume unter den Schwibbögen dienen zu Diwans, von welchen einer der Thüre gegenüber, die beiden andern hingegen zu beiden Seiten sind. Der Kaah ist immer reich ausstaffirt, und kann auch gelegentlich angenehm kühl gemacht werden, wenn man den ganzen Attabi unter Wasser setzt. In diesem sowohl, als in allen andern Zimmern, die Staatszimmer ausgenommen, geht inwendig, ganz rund herum, drei Schuhe von Tafelwerk ein Gesimse (Riff), auf welchem große Becher von Porzellan, mit Gefäßen von Silber und Kristallglas untermengt stehen.

Der Diwan und der Kaah werden als gemeinschaftlich angesehn. Die besondern Zimmer der Frauen oder des eigentlichen Harems nehmen die andern Gebäude ein, mit welchen der Hof gemeiniglich umgeben ist. Die Hauptzimmer sehen alle in den Hof, die andern in die Gärten und kleinern Nebenhöfe. Licht und Luft wird ihnen in Ueberfluß zu Theil und in den Mauern befinden sich Ventilators (Bazhingue).

Alle Gemächer des Harems sind fast immer reichlich ausgeziert: manche wirklich üppig und wollüstig. Ist aber nicht etwa noch ein Hof oder Garten dahinter, der zum Harem gehört, so sind die hintern Zimmer klein und finster. Selten sind die Seiten

des Hofs von gleicher Höhe; aber niemals geht sie über ein Stockwerk. Die Schlaf- und Wohnzimmer für die Frauenzimmer sind meistens auf dem Erdgeschoß; die Gemächer welche oben liegen, heissen **Marubba**, und sind, da man sich ihrer bei feierlichen Gelegenheiten bedient, groß und prachtvoll eingerichtet. Steinerne Treppen an der Außenseite führen zu diesen obern Zimmern und werden zuweilen von Weinreben beschattet; auch wo man landet, ist ein eben so schattiger Sitz. Die **Marubba's** haben nicht selten schöne Kioske, die in das Bosquet hervorgehen.

Die Hareme der türkischen Großen nehmen meistens einen beträchtlichen Umfang ein, und manche sind wirklich äußerst schön. Unter dem Diwan und einigen andern Zimmern sind gewöhnlich treffliche Gewölbe; häufig trifft man in diesen Gebäuden auch Zisternen und große Wasserbehälter an.

Aus der Beschreibung der Bauart der Palläste der orientalischen Großen ersieht man, daß sie nach einem kleinern Maaßstab eben das darstellen, was das Kaiserliche Serail im Großen zeigt. Die Serail's der Vornehmen dienen nun wieder den niedrigern Klassen der Stadtbewohner zum Muster, und je nachdem einer mehr oder weniger vermögend oder wohlhabend ist, kommt seine Wohnung auch mehr oder weniger den beschriebenen Gebäuden nahe, so wohl im Umfang überhaupt, als in der Menge der Höfe, Anlagen und Bequemlichkeiten.

VII.

Grus[illegible] Hingabe in Rußlands Schutz, oder Auszug aus dem Tagebuche der nach Grusien im Jahr 7158 (1650) abgefertigten Gesandten Nikifor Michailowitsch Tolotschanov und des Sekretärs Igewlef.

Im Jahr 7158 (1650) befahl der Zar und Großfürst aller Reußen Alexey Michailowitsch dem Nikifor Michailowitsch Tolotschanov und dem Secretär Alexey, Sohn des Iwan Igewlef als Gesandten zum Zaren Alexander nach Imiretien zu reisen, die in Zobeln bestehenden zarischen Geschenke dahin abzubringen, und wegen anderer wichtigen Reichs-Angelegenheiten daselbst zu verhandeln.

Tolotschanov und Igewlef empfingen im Gesandschafts-Hofe von den Beisitzern desselben ihre Instrukzion und das Schreiben des Zaren und Großfürsten an den Imiretschen Zaren Alexander; desgleichen das Verzeichniß der Zobel und die Zobel selbst, welche zum Geschenk von dem Großfürsten geschickt wurden. Ihrer Instrukzion gemäß, sollten sie zu ihrer Sicherheit in allen Städten bis Astrachan mehr oder weniger, nachdem die Nachrichten lauten würden, welche sie aller Orten einzuziehen hätten, Bedeckung nehmen. Hinter Astrachan soll-

In diesen standen sie zwei Tage und erhielten Lebensmittel im Ueberflusse.

D. 23 Juni ließ der Zar den Gesandten Wohnhäuser in der Stadt anweisen. D. 25 Juni wurden sie zur Audienz eingeladen. Für die Gesandten wurden Pferde gebracht, deren Sättel mit Silber und die Zäume mit Gold beschlagen waren. Auch kamen Leute zu Fuß, um die Geschenke zu tragen.

Die Gesandten gaben die Zobel nach dem Register den ihnen zugeordneten Grusiern Mamuk Dschemaritz und Georg Kanschoff zu tragen. Das Schreiben unsers Zaren ließen sie den Dolmetscher hoch vor sich her tragen. Selbst setzten sie sich zu Pferde. Als sie nahe an das Zelt des Zaren Alexander kamen, ließ er sie bitten, hier einige Augenblicke still zu halten, weil seine Gemahlin mit ihren Bojarinnen in andern Zelten saßen. Diese öffneten ihre Vorhänge und nahmen die Geschenke, die Gesandten und ihr Gefolge in Augenschein. Bald darauf ließ der Zar sagen, man möchte zu ihm ins Zelt kommen. Wie sie sich dem Zelte des Zaren auf zehn Faden genähert hatten, fing man von den Stadtthürmen aus Kanonen und kleinem Gewehr zu feuern an. Man ersuchte die Gesandten von den Pferden zu steigen. Darauf kamen aus dem Zelt der Metropolit Zacharias und der Abt des Berges Golgatha in Jerusalem, Nikifor, die Gesandten zu empfangen. Sie fragten zuerst im Namen ihres Zaren nach dem Wohlseyn unsers Monarchen: dann gingen sie vor den Gesandten her in das Zelt des Zaren. Die Gesandten verbeugten sich beim Eintritt ehrerbietig. Sie hielten Anreden an den Zaren, in welchen sie ihm erklärten: ihr Monarch habe die Bitte des Zaren um seinen mächtigen Schutz, da sie von einer Religion wären, gnädig und

wohlgefällig aufgenommen, seine Gesandten gut gehalten, und nun schicke er sie ihm wieder zurück, zugleich aber auch sie, nach seinem Wunsche, als Gesandte, um das Land und ihren Gottesdienst in Augenschein zu nehmen, und Verabredungen zu treffen, auf welche Art und unter welchen Bedingungen sie hinführo unter seinem mächtigen Schutze stehen sollten. Der Zar habe sie mit diesem Creditiv (das sie übergaben) abgefertigt, damit er ihnen als Bevollmächtigten, Glauben beimessen möge. Er könne versichert seyn, daß ihr Beherrscher ihn, den Zaren, sein Land und seine Unterthanen gegen alle Feinde in Schutz nehmen und nicht zulassen würde, daß ihm irgend ein Leid wiederfahre, wenn er die zu treffenden Verabredungen redlich erfülle. Zum Zeichen seines hohen Wohlwollens schicke er 79 Vierzig-Gebinde vortrefflichen Zobel, welche man gefälligst anzunehmen beliebe, dagegen Sr. russischen zarischen Majestät auf ewige Zeiten treu ergeben bleiben möge, ohne sich an andere Potentaten zu wenden. Die Gesandten wolle der Zar Alexander ohne Verzögerung zurück nach Rußland abfertigen. Der Zar hörte diese Reden stehend an.

Hierauf übergaben die Gesandten die Zobel. Der Zar empfing sie mit großer Freude, und befahl den Gesandten sich zu setzen. Sie thaten es deshalb nicht, weil sie noch nicht zum Handkuß waren gelassen worden. Sie erklärten durch den Dolmetscher: sie könnten nach dem Befehl ihres Monarchen sich nicht eher setzen, bis sie die Gnade gehabt hätten, zum Handkuß gelassen zu werden. Hierauf setzte sich der Zar, und die Gesandten gelangten mit ihrem ganzen Gefolge zum Handkuß. Nach diesem bat er die Gesandten zur Mittagsmahlzeit. Nun ging er aus dem Zelt heraus, und befahl seinen Hof-

bedienten die Gesandten in das Kühlzimmer zu bringen, welches von Ziegelsteinen erbaut und mit einem Dache versehen war. Hier leisteten ihnen der Abt vom Berge Golgatha Nikifor und einige Große des Hofs Gesellschaft. Bald darauf schickte der Zar die Gesandten zur Tafel einzuladen. Sie erschienen im Tafel-Zelt. Der Zar ließ sie nicht weit von sich zu seiner linken Hand setzen, neben sie fügte sich der Abt vom Berge Golgatha. Zur rechten Hand des Zaren, in einer kleinen Entfernung, saß der Katolikos (so viel als unser russischer Patriarch) nebst der hohen Geistlichkeit; die Bojaren und Asnauren (Edelleute) saßen zu beiden Seiten gegen über. Man deckte für den Zaren ein damastenes Tischtuch mit goldnen Streifen auf einem Teppich, für den Katolikos und die Gesandten von gestreiften Atlaß, für die hohe Geistlichkeit und Bojaren taffetne, und für die Edelleute und Hofbedienten des Zaren statt der Tischtücher zusammengenähte rothe Juften. Der Zar und alle übrigen Gäste saßen auf persische Art mit untergeschlagenen Füßen, aber für die Gesandten setzte man Tisch und Bänke. Die Speisen trug man ein paar Stunden vor Abend auf. Da gossen sogleich die Stolniki den Wein in Schalen, stellten ihn vor den Zaren und die übrigen Gäste; und der Zar erhob sich mit der ganzen Versammlung, gab seine Schale dem Katolikos sie einzusegnen (er sprach ein Gebet darüber) und gab sie dem Zaren zurück. Hierauf sagte der Zar mit hoher Stimme: da ich so glücklich bin in dem Zaren und Großfürsten aller Reußen Alexey Michailowitsch einen großmüthigen und mächtigen Beschützer zu finden, so bin ich auf ewige Zeiten sein Knecht, und trinke auf sein Wohlergehen und langes Leben. Er leerte die Schale, hob sie über seinen Kopf in die Höhe, gab sie darauf dem Katolikos und Ge-

sandten gefüllt, und nachdem sie ausgetrunken, wendete er sich abermals zu den Gesandten mit den Worten: Ich und mein ganzes Volk sind eures großen Monarchen ewige Knechte. Wir sind bereit zu allen Zeiten unser Blut für ihn gegen seine Feinde zu vergießen, ja selbst unser Leben aufzuopfern. Hierauf setzte er sich mit den Uebrigen. Kurz darauf trank man auf die Gesundheit des Zaren Alexander, der Katolikos, die Geistlichkeit und die Gesandten stehend, die Bojaren und Edelleute mit einem zur Erde gebeugten Knie. Die Speisen wurden dem Zaren und Katolikos auf goldnen Schüsseln aufgetragen. Von diesen erhielten ebenfalls die Gesandten. Die Uebrigen speiseten alle auf Silber. Eben so wurden die Getränke in goldnen und silbernen Gefäßen präsentirt. Als es anfing Nacht zu werden, trug man bunte Lichter in großen silbernen Leuchtern auf, und die Tafel endigte sich ohngefähr 3 Stunden nach Sonnenuntergang. Der Zar war sehr bei Laune, und sprach vieles zum Lobe unsers Monarchen. Bei Aufhebung der Tafel ließ der Zar die Gesandten durch viele seiner Edelleute bis an ihre Pferde und so weiter nach Hause begleiten.

Den 28ten Juni schickte er Pferde für die beiden Gesandten und ließ sie zu einer Unterredung einladen. Sie ritten sogleich dahin, und wurden wieder in's Abkühlungs-Zimmer geführt. Bald schickte er, die Gesandten möchten zu ihm in's Zelt kommen. Hier sagte er ihnen in Gegenwart des Katolikos, der Bojaren ꝛc. ꝛc.: „Ich habe die Geschenke eures Monarchen und sein Schreiben mit Freude erhalten, und weiß daß ich euch Glauben beimessen kann. Erklärt mir also was habt ihr für weitere Aufträge?"

Sie antworteten: Der Zar Alexey, unser Beherrscher hat uns aufgetragen, dir Zar Alexander zu sagen, du hättest durch deine Gesandten unserm

Monarchen deinen Wunsch vortragen lassen, dich unter seinen mächtigen Schutz zu begeben. Dieses ließ er dir allergnädigst angedeihen, du selbst möchtest aber mit deinen Söhnen, so viel du ihrer jetzt hast, und mit deinen nächsten Anverwandten, unserm Monarchen den Eid der Treue in unsrer Gegenwart leisten und geloben, daß du, deine Söhne und künftige Nachkommen ihm auf ewige Zeiten unabänderlich treu ergeben seyn wollt, ohne euch an irgend eine andre Macht zu wenden. Die Eidesformel, welche wir mitgebracht haben, möchtest du und deine Söhne eigenhändig unterschreiben, und eure Siegel dabei drücken. Dies wird unserm Herrn ein sicherer und angenehmer Beweis seyn.

So lange die Gesandten redeten, stand der Zar mit entblößtem Haupte. Darauf wendete er sich gegen das Bild der heil. Mutter Gottes, schlug ein Kreuz und sprach: So lange ich Alexander Zar, von dem rechtgläubigen Moskowischen Reiche noch nichts gehört hatte, bestand mein Reich durch sich selbst. Ich wandte mich weder an die Türken, noch an die Perser, noch an den Krimmschen Tartar-Chan. Sobald ich aber von meinem Schwiegervater Trimuras hörte, daß über das große und mächtige Moskowische Reich, der Zar und Großfürst Alexey Michailowitsch glücklich und mit uneingeschränkter Gewalt herrsche, und daß sein Volk so wie wir rechtgläubige Christen wären, äußerte ich den Wunsch unter seinem mächtigen Schutze zu stehen, und ihm dieses durch meine Gesandten vortragen zu lassen. Während der Zeit flehte ich beständig zu Gott, er möchte das Herz eures Monarchen zur Gewährung meiner Bitte geneigt machen. Da ich nun so glücklich bin, die Erfüllung derselben zu erfahren, so bin ich und mein Volk seinem erhabenen Willen völlig unterworfen. Ich bin bereit ihm den Eid der Treue zu leisten, und

auf ewige Zeiten mich zu einer unabänderlichen Ergebenheit gegen ihn zu verpflichten. Der große Gott erhöre mein Gebet, daß euer großer Zar geruhe, mir gegen meinen boshaften Feind und Widersacher, meinen vormaligen Knecht, den zur Finsterniß des mahomedanischen Glaubens übergetretenen Dijanschen Fürsten Leonty beizustehen, und mich gegen ihn zu schützen. Für eine so große Wohlthat, wird der Herr der Welten eurem Zaren und seinem Volke alles Heil und Seegen zuströmen lassen.

Nun rief er die Gesandten zu sich, und sagte ihnen heimlich, sie möchten nur die ihnen mitgegebene Formel fertig halten. Der Wille des russischen Zaren solle unverzüglich erfüllt werden. Nachher entließ er sie, und schickte ihnen Speisen und Getränke von seiner Tafel.

Den 29ten Juni kam er nach der Stadt, schickte ihnen Pferde und ließ sie einladen in der Kathedralkirche dem Gottesdienste beizuwohnen. Wie sie in die Kirche kamen, sagte man ihnen, sie möchten ihr Gebet verrichten, und dann dem auf einem erhabenen Platze sitzenden Zaren Alexander ihre Ehrfurcht bezeugen. Sie thaten es. Der Gottesdienst wurde in ihrer Sprache, vollkommen so wie in unsern russischen Kirchen gehalten. Nach geendigtem Gottesdienst ließ sie der Zar zu seiner Tafel einladen, wobei es eben so zuging als das erste Mahl.

Den 2ten Juli kam der Abt von Golgatha mit einem Edelmanne zu den Gesandten und sagte: der Zar Alexander habe ihnen aufgetragen zum Dijanschen Fürsten Leonty zu gehen, um ihm vorzuschlagen: er möchte sich mit dem Zaren Alexander versöhnen, und hernach Gesandte an den russischen Monarchen schicken mit der Bitte, ihm eben die Gnade widerfahren zu lassen, welche er dem Zaren Alexander erzeigte. Er ließ sie ersuchen, sie möchten doch ihrer-

seits durch den Abt dem Dijanschen Fürsten einige Vorstellungen machen. Die Gesandten antworteten: sie hätten wegen des Dijanschen Fürsten von ihrem Monarchen keine Befehle, könnten also dem Abt keine Aufträge an ihn mitgeben. Indessen versprachen sie ihm, daß wenn er (der Abt von Sagatha) seine Sache glücklich ausführe, den Fürsten mit ihrem Zaren versöhne, und darauf der Fürst Leonty sich unter den Schutz Rußlands begäbe, er, der Abt, von dem Zaren und Großfürsten aller Reussen über seine Erwartung belohnt werden würde.

Den 6ten Juli reisete der Zar nach seiner Stadt Skalda. Er ließ den Gesandten melden, sie möchten dies nicht bedenklich finden. Die Angelegenheiten seines Reichs hätten ihn genöthigt dahin zu gehen. Nach drei Tagen würde er sie abholen lassen, und während der Zeit nach dem Zaren Teimuras schicken, um in seiner Gegenwart ihre Angelegenheiten zu beendigen. Sie könnten indessen seinen Pallast in der Stadt Klein-Kutatis beziehen. Dies thaten die Gesandten am 8ten Juli. Der Pallast war ein weitläuftiges Gebäude mit vielen großen Zimmern, die bemahlten Wände stellten die Schlachten der vorigen Zaren vor. Hinter den Pallast war ein großer Garten mit vielen Obstbäumen.

Den 13ten schickte der Zar den Metropoliten Zacharias, und ließ sagen, sie möchten sich keine Unruhe machen, daß der Zar sie noch nicht zu sich kommen ließe. Er würde es sobald es ihm seine Geschäfte erlaubten. Während der Zeit schlug er ihnen vor, alles Merkwürdige in den Städten Galat und Groß-Kutatis in Augenschein zu nehmen. Sie nahmen dies mit vielem Vergnügen an. Zuerst ritten sie nach Galat, einer ansehnlichen Stadt, mit vielen schönen und vortrefflich ausgezierten Kirchen. Von da gingen sie nach der Haupt- und Re-

ſiden; - Stadt Groß - Kutatis. In dieser fanden sie viele steinerne Kirchen und Palläste. Unter den Reliquien bemerkten sie besonders das Bild der Mutter Gottes, welches, wie man sagte, der heilige Evangelist Lukas gemalt hatte. Der Kaiser Constantin soll es seiner Tochter, bei ihrer Vermählung mit dem Imiretischen Zaren David, als Segen mitgegeben haben.

Den 18ten Juli kamen zwei Mönche vom Berge Athos nach Groß - Kutatis, um von den Bauern der ihrem Kloster in Imiretien von frommen Leuten vermachten Güter die Einkünfte zu heben. Sie erzählten im Jahr 159 wären sie in Diana im Choteischen Kloster gewesen. Da würde seit undenklicher Zeit das Hemde der unbefleckten Mutter Gottes aufbewahrt. Der Bibliothekarius aus Konstantinopel hätte es zur Zeit des Bildersturms, unter der Regierung des Kaisers Theophil, dahin gebracht. Ob es aus baumwollenen Zeuge oder Nesseltuch wäre, konnten sie nicht bestimmt sagen. Es schien, als wäre es beschrieben, der Grund aber sey weis wie Zucker. Sie hatten das Maß von diesem Hemde genommen und brachten eins davon den Gesandten in weißes Schreibpapier eingewickelt. Selbst tragen sie dergleichen auf ihren Köpfen unter der Mütze.

Den 20ten Juli ließ der Zar den Gesandten anzeigen, sie möchten zu ihm nach Skalda kommen, er hätte nothwendiger Angelegenheiten wegen mit ihnen zu sprechen. Sie reisten sogleich ab, und fanden nahe bei der Stadt für sie aufgeschlagene Zelte.

Den 22ten waren sie wieder zu des Zaren Mittagstafel eingeladen, wobei alles eben so zuging wie sonst, ausgenommen daß nach der Gesundheit unsers Monarchen, auf den Vorschlag des Katolikos auch auf die Gesundheit des heil. Moskowschen Patriarchen Joseph getrunken ward.

Den 27ten schickte der Zar seinen geheimen Secretär Beschengey zu ihnen. Er benachrichtigte sie im Namen seines Herrn, es wären türkische Gesandten bei ihm gewesen, und hätten ihm vorgetragen, der Sultan würde von den Venezianern, Brabantern und Franzosen bekriegt. Der Zar Alexander möchte also ohne Vorwissen des Sultans mit Niemanden ein Bündniß eingehen, auch selbst keine Feindseligkeiten an den türkischen Grenzen ausüben. Der Zar habe ihnen geantwortet: er sey nicht gesonnen, feindselig gegen die Länder des Sultans zu verfahren; aber er werde auch mit keinem mahomedanischen Hofe ein Bündniß schliessen. Denn unter den Befehlen des türkischen Sultans wolle er nicht stehen, da er das Glück hätte, sich unter den mächtigen Schutz des Zaren und Großfürsten aller Reussen zu seyn. Die türkischen Gesandten hätten einiges Misvergnügen darüber geäussert, und so wären sie vom Zaren Tages darauf wieder abgefertigt worden, ohne zur Tafel eingeladen zu seyn oder Geschenke erhalten zu haben.

Den 1ten August ließ der Zar den Gesandten bekannt machen, sie möchten nach Kutatis zurückreisen, er würde bald nachkommen.

Den 26ten August kam zu ihnen der Schatzmeister des Zaren Lamkaz, um ihnen zu melden, er wäre von seinem Herrn gewählt, als Gesandter zu unserm Monarchen nebst dem Archimandrit Artemon abzugehen. Zum Geschenk bestimme er Pferde, welche voraus über die Berge sollten gebracht werden, ehe der Schnee fiel, und dann sollten wir und die Gesandten des Zaren Alexander nachfolgen.

Wir antworteten: Euer Zar will Geschenke schicken, und hat sein Versprechen noch nicht erfüllt, und den Eid der Treue nicht in unsrer Gegenwart geleistet. Damit können wir nicht zufrieden seyn.

Sobald er aber alles, wie verabredet, wird beendigt haben, sind wir bereit in allen Stücken seinen Willen zu erfüllen.

Den 8ten Sept. kam der Zar mit seiner Gemahlin nach Kutatis und meldete: er wäre gekommen, sein Versprechen zu erfüllen. Zugleich schickte er die Unterwerfungs-Acte nach der von uns Gesandten gegebenen Form in ihrer Sprache aufgesetzt zu unsrer Durchsicht. In dieser war geschrieben: „Ich der Zar Alexander mit meinem Sohne und Bruder Mamuk, meinen Bojaren und allen meinen Unterthanen, sind ewig des Zaren und Großfürsten aller Reußen, Alexey Michailowitsch und Seiner Majestät Erben, Knechte, ewig und so lange die Welt stehen wird.“

Den 14ten Sept. ließ der Zar den Gesandten sagen, er wolle heute das beschlossene große Werk vollenden, sie möchten also in's Kloster des Metropoliten Zacharias zur Messe kommen. Dies geschah.

Nach geendigtem Gottesdienst befahl der Zar seinem Beichtvater, dem Metropoliten Zacharias das Kreuz mitten in die Kirche zu bringen. Es wurde von einem Archimandriten gehalten. Er rief die Gesandten näher zu treten, und sprach: Ich habe dem Zaren und Großfürsten aller Reußen Alexey Michailowitsch den Eid der Treue gelobt. Hier sind die beiden Eidesformeln, eine die ihr mit aus Moskwa gebracht und die andre wie sie in unsrer Sprache übersetzt ist. Man lege sie unter das heilige Kreuz. Die Gesandten thaten dieses, und hielten jeder eine. Darauf fuhr der Zar fort: „Ich schwöre und küsse darauf das heil. Kreuz, im Namen meines Sohns Bagrat, und meines Bruders Mamuk, daß wir, meine Bojaren, Geistlichkeit, Edelleute, alle meine Unterthanen und das ganze Imiretische Reich dem großen Herrn Zaren und Großfürsten aller Reu-

ßen Alexey Michailowitsch und seinen künftigen Erben zu ewigen Zeiten treu ergeben, und seine Knechte sind." Nach diesen Worten küßte er das heilige Kreuz, hob die Hände in die Höhe, und sprach mit Thränen: „Gott gebe meinem großen Herrn Wohlergehen, langes Leben und Sieg über alle seine Feinde! Hierauf befahl er der Geistlichkeit, den Bojaren und Edelleuten, auf eben die Art den Eid zu leisten. Am Schluße ließ er das Kreuz vor das Kloster heraus bringen, wo das Volk das Kreuz ebenfalls mit Freuden küßte, und für das Wohl unsers großen Monarchen betete, für welchen sie Blut und Leben aufzuopfern jederzeit bereit wären.

Die Mittagsmahlzeit genoß man bei dem Metropoliten Zacharias eben so wie die Vorhergehenden.

Nach der Mahlzeit schickte der Zar seinen geheimen Sekretär Peschenga, und ließ den Gesandten sagen: der Zar Alexander hätte nun den Willen des russischen Monarchen erfüllt, und den Eid der Treue geleistet. Er wollte sie also nicht länger aufhalten, sondern mit Ehren ablassen, sobald sie wollten. Fuhren und Begleitung würden in völliger Bereitschaft seyn, sie dürften nur dem Zaren den zu ihrer Abreise bestimmten Tag wissen lassen.

Die Gesandten antworteten: Der Zar hätte noch nicht alle seine Verbindlichkeiten erfüllt. Er möge noch die Eidesformeln zu unterschreiben und sein Siegel beizudrücken belieben; desgleichen der Geistlichkeit und seinen Bojaren dies zu thun befehlen. Der Zar erwiederte, er könne nicht schreiben, wolle deshalb seinen Siegelring aufdrücken, die Geistlichkeit aber werde unterzeichnen. Die Gesandten ließen ihn bitten, er möchte ihnen seinen Siegelring sehen lassen. Der Zar schickte ihn durch seinen geheimen Secretär Peschenga. Es stand darauf ein Kreuz, und rund um dasselbe der Name Alexander.

Die Gesandten urtheilten, es wäre nicht füglich mit diesem Ringe zu besiegeln. Der Zar fragte: wie ein solcher seyn müsse? er wolle einen neuen stechen lassen. Die Gesandten ließen folgende Worte dazu aufsetzen: „Der Zar Alexander mit seinem Bruder Mamuk, seinem Sohne dem Zarewitsch Bagrat und seinem ganzen Imiretischen Reich, sind ihres Monarchen, des Zaren und Großfürsten Alexey Michailowitsch ewige Knechte." Diese Worte wurden gestochen.

Den 23ten Sept. bat der Zar die Gesandten, ihren Gesandtschafts-Popen im Kloster des Metropoliten Zacharias die Messe celebriren zu lassen. Er selbst und die hohe Geistlichkeit waren zugegen. Sie gaben der ganzen Office mit empor gehobenen Händen Beifall. Wahrlich, sagten sie: es ist die ächte rechtgläubige Liturgie.

Den 9ten Oktbr. lud Alexander die Gesandten in die Kathedralkirche ein, um in ihrer Gegenwart die Eidesformeln zu untersiegeln und unterschreiben zu lassen. Man that es nach geendigtem Gottesdienst in der Kirchenhalle. Jetzt händigte der Zar den Gesandten die unterschriebenen und unterzeichneten Eidesformeln ein. Mit den Gesandten sprach er besonders, sie möchten ihrem Monarchen, zu welchem er jetzt mit ihnen seine eignen Gesandten schicke, gefälligst seine Bitten vortragen, nehmlich: 1stens ersuche er um Schutz und Hülfe gegen den Dijanschen Fürsten Leonty, welcher ihm und seinem Volke allerlei Uebel zufüge. Er hätte viele seiner gefangenen Unterthanen an die Türken verkauft. Sein Bruder Mamuk und sein Sohn Bagrat wären jetzt bei ihm in Gefangenschaft. Der erstere als Schlacht-Gefangener, der andre aber sey betrügerischer Weise als Geißel gefordert und versprochen worden Mamuk dafür los zu lassen, und dies wäre nicht geschehen.

Sobald er seinen Bruder und Sohn wieder hät wolle er sie zum Monarchen nach Moskwa schicke 2tens: er hätte gehört, daß der russische Zar s oft mit der Falken- und Reyher-Jagd belustig Dergleichen dazu abgerichtete Vögel bekämen bi: weilen die Türken und Persianer zum Geschenk Auch sein Schwiegervater Teimuras habe sie erhalten. Er untersche sich nicht den russischen Zaren darum zu bitten, allein die Gesandten möchten es vortragen. Wenn der Zar ihm einen Vogel von seiner Jagd zuzuschicken geruhe, so würde er ihn beständig auf seinen Händen tragen, und sich vor Jedermann der Gnade des Beherrschers Rußlands rühmen. 3tens bäte er, der russische Zar möchte die Güte für ihn haben, ihm einige Kanonen, Flinten und Pulver zu schenken. Dies dürfte nur bis an die Grenzen der Kabardinischen Lande gebracht werden. Von da wolle er es durch seine eigne Leute über die Berge transportiren. Oder der Monarch dürfe ihm nur Stückgießer schicken. Erz und Kupfer habe er in Imiretien genug. Und nun ihr Herren Gesandten, sagte er, reiset glücklich zu eurem Beherrscher zurück! Nach diesen Worten verbeugte er sich tief, und ging in seinen Pallast. Die Gesandten verfügten sich nach ihren Wohnungen, wo ihnen der Zar durch seinen Geheimschreiber ein Verzeichniß aller seiner Städte und Klöster und der Zahl seiner Unterthanen im Durchschnitt einhändigen ließ.

Die Gesandten reisten den 10ten Oktbr. aus Imiretien, kamen den 26ten März des folgenden Jahrs in Astrachan, den 22ten Juli in Kasan, und den 26ten Juli glücklich in Moskwa an.

Extrablatt. N. 12.

Gerechtigkeit; und schien' ein Freund voll Mängel!
Gerechtigkeit; und würd' ein Feind zum Engel!

Dieß wird jedesmal das Motto seyn, wenn wir, wie unser Vorsatz ist, in diesen Blättern, von Zeit zu Zeit, eine ausführlichere Beurtheilung des einen oder des andern belletristischen Werkes liefern.

Unpartheiische, gründliche Kritiker, besonders im Fache der schönen Wissenschaften, sind sehr verdienstliche Werke. Nur sie ebnen den steilen Pfad zum hellstrahlenden Tempel des wahren Ruhms. Kein Dichter, von Homer bis zur Schiller, war ganz untadelhaft. Jeder aber ist, in Beziehung auf seine eignen Werke, stets Homer'n gleich, nehmlich — blind. Er vermag nicht, ihre Fehler deutlich zu sehn; wenn er auch sie ahnet. Dank also wird er dem Kenner zollen, der sie ihm, freundlich und gründlich, zeigt. Mehr Dank, als dem blinden Lobpreißer; denn dieser hält den edlen Geist vom Pfade höherer Ausbildung zurück.

Aus diesem, unstreitig richtigen Gesichtspunkte betrachtet, gehören ächte Kritiken zum Allervorzüglichsten, das nur geliefert werden kann. Aber ächte, keine andern, als ächte!

Gerechtigkeit; und schien' ein Freund voll Mängel!
Gerechtigkeit; und würd' ein Feind zum Engel!

legiums, das von Zeit zu Zeit ansehnliche Nasentranspor-
te in die Provinzen zu spediren hat.

Der Stuttgarter Kollege hat mich übrigens angesteck
Ich theile Ihnen also auch einige Nasenhyperbele mit. Do
vorher die Bemerkung: Folgende von den seinigen (S. 55
ist doch zu nachlässig behandelt:

„Zur Messung der stattlichen Nase
(Vergieb die verkleinernde Phrase!)
Sind Feldgeometer vonnöthen;
Allein sie verlangen Diäten!“

denn die zweite Zeile steht nur aus Reimnoth da, und di
Feldgeometer in der dritten, sind eine arge Tautologi
Hätte doch Haug

Messer der Grade

dafür genommen! dann wäre auch die Hyperbel noch wei
hyperbolischer geworden. Man hätte an de la Condamin
und Konsorten gedacht. Die Diäten hätten dann vielleich
Stoff zu einer neuen Hyperbel gegeben; da Diäten *an sich*
schon oft etwas Hyperbolisches haben.

Doch hier meine Hyperbele auf Herrn Wahl's Nase:
Ein ganzes halbes Dutzend!

1.

Auf diesem Näschen saß auch einst ein Fliegenzwerg
der Chimborazo war's sammt Teneriffa's Berg.

2.

Wenn Wahl an's Schnupfen kommt, sind Wund
zu erblicken:
er schnupft Tobak, Paket' und Fässer und Fabriken

3.

Ich ging, als kleiner Knabe,
die Nase ganz zu sehen, aus:
und kam, erstaunt, am Stabe,
als Greis, nach Haus.

4.

So oft der Graf dort nies't; sagt: „Prost!“ se
ganzes Land.

Wenn Wahl hier niesen will; schreit: „Weh!“ der
Erde Rand.

5.

Die Sonne stand, nach sanfter Ruh',
am Firmament in neuer Pracht;
da nickte Wahl ihr freundlich zu:
und plötzlich war es Nacht.

6.

Jetzt nies't er wirklich nun; da rufen tausend Zungen
vom Sirius hinan: „Der Erdball ist zer-
sprungen!“

Die Nase nehmlich (kann ich Ihnen versichern) reichte nunmehr weit über den Sirius hinaus; denn vor dem Niesen richtet sich ja jegliche ein wenig in die Höhe. — Das Niesen selbst aber war ganz natürlich; es ist die gewöhnliche Folge vom Blicken in die Sonne, un[illegible]r bleiben gern der Natur getreu. Nichts darf unnatürlich oder gar übertrieben seyn. — Sie werden indeß genug haben, Freund, an diesem halben Dutzend; und ich danke nur dem Himmel, daß Ihre Provinzialnasen nicht ganz so groß sind, als die des Herrn Wahl. Wohin sollte man sonst sich verkriechen!

Was den zweiten Haug'schen Theil, nehmlich den lyrischen, betrifft; so ist dieser im Ernste nicht — der erste. Die Wahl hätte viel kleiner ausfallen müssen. Herr Wahl scheint Größe durch Größe gerächt zu haben. Vorzüglich wüßte ich unter allen diesen lyrischen Gedichten keins zu nennen. Die angehängten ehelichen, kann nur ein Gatte, ein Vater dem andern verzeihen. Vielleicht war ich verstimmt. Doch schwerlich; denn ein Gedicht in diesem Bande entzückt mich. Leider aber ist's nicht von Haug selbst. Es ist lateinisch von Hilarius Episcopus, und — bereiten Sie Sich zu einem wahren Ohrenschmauße! — es lautet so:

Dulce cum sodalibus sapit vinum bonum.

Ueber Haug's Gedichte.
Ein Remissorialschreiben.

Sie hatten die Güte, theuerster Freund, mir die herausgekommenen zwei Bände von Haug, die er: „Epigrammen und vermischte Gedichte" überschrieben hat, zur Durchsicht zu senden, und mein unpartheiisches Urtheil darüber zu fodern. Ich danke Ihnen recht herzlich für diese geschmückte Gondel unter den Kriegsschiffen des Prozeßmeers. Als solche lief sie bei Haug aus, und bei mir ein.

Hier kommt das Werk zurück, und unpartheiisch soll das Urtheil fürwahr ausfallen: so sehr ich auch den Epigrammatisten achten und fürchten muß. —

Neues habe ich in diesen zwei Bänden (deren erster keine vermischten Gedichte, und deren zweiter keine Epigramme enthält) nur wenig gefunden: Gutes weit mehr. Gewiß unter den Epigrammen oder vielmehr: Einfälten (wie der Dichter sie auch, *kautelarisch, genannt hat*) sind viele sehr artige; z. B.

1) S. 235.

Ueber Bibus.

Er hat zum Symbolon
Das Wort der Passion:
„Mich dürstet" auserseh'n:
Und hält, nach eignen Proben,
Den Vers für unterschoben :(?)
„Laß diesen Kelch vorübergeh'n!"

Die Anspielungen aus der Bibel, die ja doch in ihren Würden bleibt, sind gewiß nicht zu verwerfen. Sie belustigen oft sehr. — Neulich aß ich in Gesellschaft des launigen Drs. * *. Er war eben mit der gründlichen Anatomie seines Rebhühntheils beschäftigt, als ihm ein Diener seinen Wein präsentirte. Ohne sich in seinen anatomischen Studium unterbrechen zu lassen, sagte er: „Ist es möglich, so gehe dieser Kelch vorüber!" — Vielleicht schwebte dem lau-

nigen Dr. das schöne Sinngedicht unsers Haug eben im Gedächtniße. — Zu diesem zurück.

2) S. 312.

Harpax.

O wäre Harpagon in's Paradies gekommen,
Jetzt würde nicht der Sünden-Fall beklagt!
Den Apfel hätt' er zwar genommen,
Doch keinen Biß gewagt.

3) S. 323.

Klage des Archiaters D.

Helft, helft um Gotteswillen!
Es ist um mich gescheh'n!
Ich nahm aus Uebersehn
Von meinen eignen Pillen. *)

Die Herren Lyrax, Harpax und Harpagon, dann Bibax, Bibus und Bibulus: ferner die armen Priester Aesculaps, die von jeher das Ziel der Spottvögel waren; und endlich das neue Spottziel, Herr Wahl mit der hyperbolischen Nase, scheinen im ersten Bande ordentliche Abonementsplätze zu haben. Sie kommen sehr oft vor **) und ich gestehe: Gar nicht zu meinem Mißbehagen. Nach Wahls-Hyperbele wenigstens, lechzte ich ordentlich. Ich hätte gewünscht, alle hundert, welche, wie ich höre, einzeln gedruckt sind, wären der Sammlung hier einverleibt. Es ist sehr angenehm, einen witzerregenden Gegenstand von allen Seiten zu beschauen, und immer noch einen neuen Scherz ihm abzuseh'n. Diese Nasenproduktionen besonders sind brauchbar, worinn Sie, lieber Freund, mit mir gewiß übereinstimmen; denn Sie sind ja auch Mitglied eines Kol-

*) Noch weit besser hieße es etwa:
„Von meinen eignen Lebenspillen.“

**) Das Sinngedicht: Ueber Harpagon's Thüre, sogar zweimal: S. 235 und 258, nur mit einer unbedeutenden Veränderung.

legiums, das von Zeit zu Zeit ansehnliche Nasentransporte in die Provinzen zu spediren hat.

Der Stuttgarter Kollege hat mich übrigens angesteckt. Ich theile Ihnen also auch einige Nasenhyperbele mit. Doch vorher die Bemerkung: Folgende von den seinigen (S. 55.) ist doch zu nachlässig behandelt:

„Zur Messung der stattlichen Nase
(Vergieb die verkleinernde Phrase!)
Sind Feldgeometer vonnöthen;
Allein sie verlangen Diäten!“

denn die zweite Zeile steht nur aus Reimnoth da, und die Feldgeometer in der dritten, sind eine arge Tautologie. Hätte doch Haug

Messer der Grade

dafür genommen! dann wäre auch die Hyperbel noch weit hyperbolischer geworden. Man hätte an de la Condamine und Konsorten gedacht. Die Diäten hätten dann vielleicht Stoff zu einer neuen Hyperbel gegeben; da Diäten *an sich* schon oft etwas Hyperbolisches haben.

Doch hier meine Hyperbele auf Herrn Wahl's Nase: Ein ganzes halbes Dutzend!

1.

Auf diesem Näschen saß auch einst ein Fliegenzwerg;
der Chimborazo war's sammt Teneriffa's Berg.

2.

Wenn Wahl an's Schnupfen kommt, sind Wunder zu erblicken:
er schnupft Tobak, Paket' und Fässer und Fabriken.

3.

Ich ging, als kleiner Knabe,
die Nase ganz zu sehen, aus:
und kam, erstaunt, am Stabe,
als Greis, nach Haus.

4.

So oft der Graf dort nies't; sagt: „Prost!“ sein ganzes Land.

Wenn Wahl hier niesen will; schreit: „Weh!" der Erde Rand.

5.

Die Sonne stand, nach sanfter Ruh',
am Firmament in neuer Pracht;
da nickte Wahl ihr freundlich zu:
und plötzlich war es Nacht.

6.

Jetzt nies't er wirklich nun; da rufen tausend Zungen
vom Sirius hinan: „Der Erdball ist zersprungen!"

Die Nase nehmlich (kann ich Ihnen versichern) reichte nunmehr weit über den Sirius hinaus; denn vor dem Riesen richtet sich ja jegliche ein wenig in die Höhe. — Das Niesen selbst aber war ganz natürlich; es ist die gewöhnliche Folge vom Blicken in die Sonne, und wir bleiben gern der Natur getreu. Nichts darf unnatürlich oder gar übertrieben seyn. — Sie werden indeß genug haben, Freund, an diesem halben Dutzend; und ich danke nur dem Himmel, daß Ihre Provinzialnasen nicht ganz so groß sind, als die des Herrn Wahl. Wohin sollte man sonst sich verkriechen!

Was den zweiten Haug'schen Theil, nehmlich den lyrischen, betrifft; so ist dieser im Ernste nicht — der erste. Die Wahl hätte viel kleiner ausfallen müssen. Herr Wahl scheint Größe durch Größe gerächt zu haben. Vorzüglich wüßte ich unter allen diesen lyrischen Gedichten keins zu nennen. Die angehängten ehelichen, kann nur ein Gatte, ein Vater dem andern verzeihen. Vielleicht war ich verstimmt. Doch schwerlich; denn ein Gedicht in diesem Bande entzückt mich. Leider aber ist's nicht von Haug selbst. Es ist lateinisch von Hilarius Episcopus, und — bereiten Sie Sich zu einem wahren Ohrenschmauße! — es lautet so:

Dulce cum sodalibus sapit vinum bonum.

Osculari virgines dulcius est donum.
Donum est dulcissimum lyra, ceu Maronum.
Tribus his si gaudeam, sperno regis thronum.

In me Bacchus excitat Veneris amorem.
Venus mox poëticum Phoebi dat furorem.
Immortalem Phoebus dux comparat honorem.
Vae mihi, si tribus his infidelis forem!

Sed tyrannus jubeat. „Vinum dato!" — Darem.
„Non amato virgines!" — Aegre, non amarem.
„Frange lyram! Abjice!" — Pertinax negarem.
„Lyram da, seu morere!" — Canens expirarem.

Kann es etwas Lieblichers geben, vorzüglich etwas Schöners in symetrischer Rücksicht? Wie reizend schlingen sich die Götter durch diese Wohllautsstrophen! In welch einem artigen pas de trois schweben sie vor dem begeisterten Blicke! Gewiß durch diese allerliebsten zwölf Zeilen müssen die Feinde der lateinischen Reimkunst mit ihr ausgesöhnt werden. — Aber nun hören Sie Haug's Uebersetzung, und gesteh'n Sie, daß Homer schlief!

Sanglust.

Süß behagt es, edlen Wein kosten im Gelage;
Süßer, wenn mir Liebchen lacht, und den Kampf ich wage; (!)
Lieder, wie sie Maro sang, schaffen goldne Tage.
Fürstenneides bin ich werth, wenn ich dies erjage. (!)

Bacchus Nektargabe stärkt mich zu Venus-Weihen,
Venus pflanzt in meinen Geist Phöbus-Rasereien.
Phöbus läßt Unsterblichkeit meinen Sang gedeihen.
Götter, Götter! floh' ich Euch, weh mir Ungetreuen!

Sprüch' ein Nero: „Laß den Wein!" — Nüchternheit erzwäng' ich.
„Laß die Mädchen!" — Harter Spruch! Aber kein's umschläng' ich.

„Brich die Leier!“ Wirf sie weg!“ — Nein! Mit Riesen sang' ich.
„Deine Leier, oder — Tod!“ — Tod! Und sterbend sang' ich.

Wie dunkel! Wie herbeigezogen! Wie unedel im Ausdrucke, besonders die zwei ersten Strophen! — Ich gestehe Ihnen: die Uebersetzungsaufgabe war nicht leicht, zumal bei den vierfachen Reimen unmittelbar hintereinander; aber dennoch ist sie von dem sonst so feinsinnigen Haug zu unwürdig gelöst, und allzuunzart sind hier die zweiwörtigen Räume der vierten Strophe. — Besser würde der Dichter gethan haben, wenn er das lateinische Original, das in Sonnenklarheit dahin schwebt, nicht beigefügt hätte. Aber dann würde man besonders seine zwei ersten Strophen vielleicht gar nicht verstanden haben. — Ich kann mir nicht helfen, aber es ist gegründet dieses harte Urtheil. — Und damit Sie mich nicht im Verdachte eines gewöhnlichen Tadlers haben, der nur tadelt; so wage ich hier auf der Stelle, eine Uebersetzung, die wenigstens verständlicher seyn wird, selbst wenn ich Ihnen vielleicht noch einige Reime über meine Schuld entrichten sollte.

Das göttliche Kleeblatt.

Süß in trauter Freunde Schaar muß den Wein ich wähnen;
Süßer aber sind fürwahr Küsse junger Schönen.
Doch des Süßen höchstes Heil naht, wann Saiten tönen. —
Wird das Kleeblatt uns zu Theil; mögt Ihr andre krönen.

Bacchus weckt Dionen traut zu des Glücks Gefühle,
Und Dione'ns Zauberlaut wecket Phöbus Spiele.
Phöbus aber weckt in mir Muth zum Nachruhmsziele.
Weh, wenn ich ab von dir, Götterkleeblatt, fiele!

Schrie'n Despoten: „Weg mit Wein!“; — m
ich müßt' mich fassen.

Schrie'n sie; „Stell das Küssen ein!“; — trau
rig müßt' ich's lassen.

„Auch dein Saitenspiel verdirb!“ —
„„Kampf Euch, wilde Baffen!““

„Gieb' die Leier, oder stirb!“ — „„Singen
und — erblassen!““

Sie haben mich gewiß verstanden, lieber Freund. Nich
wahr? Und doch sehen Sie, die Mittelreime gab ich Ihnen
noch in den Kauf. Aber sie sehen ohne Zweifel auch, so
gut, als ich: unser liebliche Hilarius hätte nicht so früh
schließen sollen. Dieses Freudenlied darf ja nicht tragisch
enden. Man könnte sonst meinen, die wilden Baffen hät
ten Ernst gemacht. Ich hoffe also, irgend ein heutiger Hi
larius, wenn es auch gerade kein Bischoff ist, dichtet die
vierte lateinische Strophe hinzu. Hier ist einstweilen ihre
Uebersetzung:

Nein, noch blüht das Kleeblatt hold; noch erklingt
die Leier;
noch entzückt uns Minnesold, glüht der Traube Feuer!
Mäßigkeit doch heischt die Pflicht, selbst bei Bacchus
Feier.
Schwelger liebt Dione nicht; Phöbus keine Schreier. —

Die kleine Ermahnung werden Sie dem hohen Vierzi
ger zu gut halten, dem einige Kälte zu verzeihen ist, wo
mit ich die Ehre habe, in aller Wärme zu seyn.

Ihr

aufrichtig ergebenster
G. F. Merkel.

N. S.

Mag Priszian weinen, wie er will, ich habe mich
selbst daran gemacht an die lateinische Reimkunst.

Hier ist die vierte, avant la lettre frei übersetzte Strophe: —

Vivo nunc! Trifolium dulce mihi flores!
Adsunt vinum, virgines, lyra auscultatores.
Sed modeste fruimur. Dis placento mores!
Phoebus, Venus, Bacchus nae! spernunt grassatores.

Daß sich übrigens auscultatores bei diesen Versen einfinden, ist gar nicht auffallend; denn wo's Wein und Liebe gibt, ist niemand lieber, als die Herrn Auskultatoren.

Anekdoten.

Ein gaskognischer Petit-Maitre kommt nach Paris, und das erste, wornach er fragt, ist: ob der Herzog von L*, der damals (im J. 1781) ein großer Schöpfer neuer Moden war, nichts neueres als die scharlachenen Fracks mit schwarzen Knöpfen auf die Bahn gebracht habe. Allerdings, antwortet ihm ein Freund; er erscheint zu Versailles mit einem schwarzen Kleide und rothen Knöpfen (boutons). Sogleich wird ein solches Kleid bestellt, als aber der Gaskogner in demselben, sich mit seiner neuen Mode etwas meinend, in die Oper tritt, entsteht ein allgemeines Gelächter um ihn herum. Er stellt seinen Freund darüber zur Rede; aber dieser versetzt: Nein, in der That der Herzog ist, wie gesagt, in einem schwarzen Kleide bei Hof erschienen, aber die rothen boutons waren — auf seinem Gesicht. —

Ein englischer Partikulier übergab einem nach Indien segelnden Schiffskapitän Webb eine Perle von großem Werthe, um sie dort zu verkaufen. Er selbst hatte lange nicht den hohen Werth dieses Stücks gekannt, und erst einige Mitglieder der königl. Akademie hatten ihn denselben gelehrt. Er hatte die Perle hierauf nach Petersburg geschickt, um sie der Kaiserin Katharina II. für 160000 Rubel anzubieten. Da diese aber einen so hohen Preiß nicht geben woll-

te, wollte er sie in Ostindien an den Mann bringen lassen. Das Schiff, das W e b b führte, scheiterte, und Alles ging verlohren; aber der Schiffskapitän erinnerte sich noch zur rechten Zeit der ihm anvertrauten Kostbarkeit; mit Lebensgefahr rettete er die Perle. Ob er gleich selbst mit dem Schiff mehr als 25000 Pfund Sterling verlohren hatte, wollte er doch von dem Eigenthümer der Perle keine Belohnung annehmen. —

Wenn die H o t t e n t o t e n in der Fremde sind, glauben sie, daß sie nach ihrem Tode sogleich wieder mit ihren Freunden und Verwandten am Kap werden vereinigt werden. Ein junger Hottentot, der in Diensten eines englischen Schiffskapitäns war, sah voraus, daß der wieder ausgebrochene Krieg ihn noch lange hindern werde, die Seinigen wieder zu sehen; um also schneller wieder bei ihnen zu seyn, sprang er entschlossen in's Meer, und ließ sich schlechterdings nicht retten. —

S t r a d e l a, ein Violonist von Neapel, war bei einer Kapelle in Venedig angestellt, und machte eine so starke Wirkung auf ein junges reiches Frauenzimmer, daß sie sich von ihm nach Rom entführen ließ. Ihr Liebhaber ließ ihn verfolgen, und ein gedungener Bandit begab sich in die Kirche, worin er sang, in der Absicht, ihn beim Nachhausegehen zu erdolchen. S t r a d e l a brachte gerade ein Solo vor, und der Bandit ward dadurch dergestalt bezaubert, daß er die Belohnung vergaß, die ihm zugesichert worden war, heimlich den Sänger davon benachrichtigte, daß er in großer Gefahr hier sey und von Rom fliehen möchte, und seinem Herrn schrieb, er sey zu spät gekommen. —

Ein Fürst hatte in Begleitung eines seiner Hofleute den hohen Dom der St. Peterskirche zu Rom bestiegen, und als er von da in die unermeßliche Tiefe herabblickte, hatte letzterer die Idee, sich mit seinem Gebieter herabzustürzen. Dies schien ihm ein treffliches Mittel zu seyn, s e i n e n N a m e n z u v e r e w i g e n. Erst nachher gestand er es und es

ward ihm nun verboten, sich nie wieder da einzufinden, wo der Fürst sich befände. —

Ein Athenienser stellte sich dem Diogenes mit der Bitte vor, sein Schüler werden zu dürfen. Der Philosoph gab ihm einen Schinken zu tragen, und befahl ihm, ihm auf die Straße zu folgen. Der neue Schüler erröthete über seine Bürde, warf sie weg und entfloh. Den folgenden Tag begegnete ihm Diogenes: „Ach! sagte er mit einem mitleidigen Lächeln, ein Schinken hat uns also getrennt?“ —

Der Marquis de la Fare war der Liebhaber der Frau v. Sabliere, die einen kleinen Fehler an einem Auge hatte. Sie wußte es, aber ihr Liebhaber hatte es immer nicht zu bemerken geschienen, als er eines Tages, nachdem er sie einen Augenblick betrachtet hatte, zu ihr sagte: „Was haben Sie denn da am Auge, Madame?“ — „Ach! Marquis, rief nun Fr. v. Sabliere betrübt, ich sehe, daß Sie mich jetzt nicht mehr lieben: ich habe diesen Fehler, den Sie eben bemerken, immer gehabt; aber so lange Sie mich geliebt haben, war er unsichtbar für Sie. —

Eine liebenswürdige Dame, die aber bereits sehr in Jahren vorgerückt war, fragte: wie alt man sie schätze? „Madam, antwortete ein höflicher Mann, die Grazien haben das Datum Ihres Alters verdeckt.“ —

Maria Theresia fragte einst während ihrer Schwangerschaft einen ihrer Kavaliere: „Werde ich einen Prinzen oder eine Prinzessin zur Welt bringen?“ — „Einen Prinzen,“ antwortete der Hößling. Nun ich wette 2 Dukaten, daß es eine Prinzessin seyn wird,“ erwiederte die Kaiserin. Der Kavalier sah keinen Ausweg, die Wette zu vermeiden, und als nun wirklich die Monarchin mit einer Tochter niederkam, befand er sich in großer Verlegenheit, wie er auf eine schickliche Weise die 2 Dukaten der Kaiserin zustellen solle. Der berühmte Abbé Metastasio gab ihm einen Rath: er schrieb aus dem Stegereife mit einer Bleifeder ein paar Verse auf ein Papier. „Schreiben Sie

diese Worte ab," sagte er, wickeln Sie die zwei Dukaten in das Papier, worauf Sie die Verse geschrieben haben, und schicken sie so der Monarchin." Der Rath wurde befolgt und fand Beifall. Die Worte waren: („Ich habe verlohren, Die erhabene Tochter hat mich zum Bezahlen verdammt; aber wenn es wahr ist, daß Sie Dir ähnlich ist, so hat die ganze Welt gewonnen.)

Ho perduto: l'augusta figlia
A pagar m'ha condamnato;
Ma s'è vero ch'a voi simiglia,
Tutto'l mundo ha guadagnato.

Porpora, ein berühmter neapolitanischer Kompositeur, ward bei seiner Durchreise durch Berlin, Friedrich dem Großen vorgestellt, der ihn zu seinem Konzert am Abend einlud, wo der König nach seiner Gewohnheit, auf der Flöte spielte. Da er wußte, daß Porpora sehr streng war und wenig Komplimente machte, wenn es auf die Kunst ankam; so war er ein wenig verwirrt im Spiel. Porpora machte ihm nachher über sein Talent viel Lobederhebung. Der König konnte sich nun nicht enthalten zu sagen: „Ich hätte mich sehr vor Ihnen gefürchtet." „Das war, antwortete der Kompositeur, weil ich keiner Batterie von Kanonen gleiche." —

Ein Dummkopf hatte einen Krug trefflichen Wein bekommen und versiegelte ihn sorgfältig. Sein Bedienter bohrte unten am Boden ein Loch in das Gefäß und zapfte so einen Theil des Getränkes ab. Als sein Herr nun das Siegel, das noch ganz unversehrt war, abnahm, verwunderte er sich sehr, daß sich sein Wein so sehr vermindert habe. Ein Anderer machte ihn zwar aufmerksam, daß er von unten herausgenommen seyn könne; aber es fehlt ja nicht unten, sondern oben," erwiederte er. —

Ein Kavalier ging zu Fuß in Paris umher und ward von einem lahmen äußerst erbarmungswürdig aussehenden Bettler aufs zudringlichste verfolgt, der nicht abließ, bis

er endlich ein Geldstück bekam. „Sie sind zu gut, redete ihn auf einmal ein Unbekannter an, diesem Betrüger noch ein Almosen zu spenden. Er ist nichts weniger als lahm, sondern er kann so gut gehen, wie Sie und ich. Erlauben Sie, daß ich Sie sogleich davon überzeuge; leihen Sie mir nur einen Augenblick Ihren Stock.“ Er bekam denselben und mit demselben lief er sogleich hinter dem Bettler her und versetzte ihm einige Hiebe. Sogleich fing dieser auch an zu laufen, und sein Zuchtmeister hinter ihm drein. Aber vergeblich wartete der Fremde auf seinen Unbekannten und die Zurückgabe seines Stocks. Er sah beide nicht wieder. —

Indem Diogenes seinen Kohl wusch, sagte er zu Aristipp: „Wenn Du Kohl zu essen verstündest, so würdest Du den Großen nicht den Hof machen.“ — „Und wenn Du es verstündest, versetzte Aristipp, den Großen den Hof zu machen, so würdest Du nicht dahin gebracht seyn, Kohl essen zu müssen.“ —

Der Marschal Katinat war ein sehr einfacher Mann ohne Prätensionen. Einst ging er nach seiner Gewohnheit auf seinem Landgute spazieren; ein junger Pariser näherte sich ihm den Hut auf dem Kopf, während der Marschall, der einen schlichten Rock trug, den seinigen abnahm, und sagte zu ihm: „Guter Mann, ich weiß nicht, wem dieses Landgut gehört; aber Du kannst dem Herrn sagen, daß ich mir die Erlaubniß genommen habe, hier zu jagen. Bauern, die nicht weit davon standen, und Alles mit angehört hatten, fingen laut an zu lachen; aber der junge Mensch fragte sie in einem beleidigenden Tone, worüber sie denn eigentlich lachten? „Ueber die Insolenz, antworteten sie, womit Sie eben mit dem Marschall Katinat redeten.“ Beschämt kehrte er nun sogleich zurück, um sich bei dem großen Manne zu entschuldigen, daß er ihn nicht gekannt habe. „Ich sehe nicht ein, antwortete dieser, daß man gerade jemand zu kennen braucht, um vor ihm den Hut abzunehmen.“ —

Im Jahre 1708 wollte Ludwig XIV. Katinat zum Ritter erheben; aber er schlug es aus. Seine Familie beklagte sich bitter darüber: „Nun so streicht mich aus eurem Stammbaume aus," sagte er zu seinen Verwandten." —

Nach einer langen Konferenz sagte Ludwig XIV. zu Katinat: „Nun wir haben genug nun von meinen Affairen geredet (es war vom Feldzuge in Piemont gesprochen worden); wie stehen die Ihrigen?" „Vortrefflich, erwiederte er, Dank der Güte Ew. Maj.," ungeachtet man allgemein wußte, daß er sehr geringe Besoldung zog. „Wahrhaftig, das ist der einzige Mann, der in diesem Tone mit mir redet," versetzte der König. —

Einst redete man im Zelte des Marschalls von großen Generalen, die ihr Zeitalter verherrlicht hatten. „Ich kenne einen, sagte ein Offizier, der so einfach ist, daß, wenn er eben eine Schlacht gewonnen hätte, ruhig Kegel spielen könnte." „Ich würde ihn nicht minder achten, sprach Katinat gelassen, wenn er es auch nach dem Verlust einer Bataille thäte." —

Der Kardinal Retz, auf den eine Menge Gedichte gemacht wurden, bat einen Dichter, ihn zu lehren, sich in Versen kennen zu lernen, damit er doch einigermaßen über den Werth derer, die man ihm brächte, ein Urtheil fällen könne. Das würde zu weit führen, sagte dieser, aber wenn Monseigneur immer nur sagen will, wenn man Ihnen etwas der Art vorliest: „das taugt nichts;" so werden Sie sich eben nicht irren. —

Intelligenz-Blatt.

Nr. VII.

Inhalt des im vorigen Heft angezeigten Werks über die Orgel.

Inhalt des ersten Theils.

Einleitung. Von den nöthigen Vorkenntnissen, die der angehende Orgelspieler besitzen muß.

I. Von der Applikatur fürs Manual.

II. a) Vom Pedal überhaupt. b) Von der Applikatur fürs Pedal. c) Anleitung zum richtigen (obligaten) Gebrauch des Pedals.

III. Vom Vortrage, oder der richtigen Behandlung der Orgel.

IV. Progressive Uebungsstücke, mit Anmerkungen.

V. Vom General-Baß.

VI. Vom Choralspielen. (Zwischenspiele, Vorspiele.)

VII. Von Begleitung einer Musik mit der Orgel.

VIII. Vom Orgelstyl.

(Durch Beyspiele praktisch zu machen gesucht.)

Inhalt des zweiten Theils.

(Der Vorname des in voriger Anzeige unterzeichneten Verfassers ist nicht C. F. sondern J. G., welches wir zu bemerken bitten.)

F. Dienemann und Comp.

Frühlingsblumen
für
Edle Menschen in Kränze gewunden.

Unter diesem Titel wag' ichs, von verehrungswürdigen Gönnern und Freunden dazu aufgemuntert, eine Auswahl meiner kleinen poetischen Arbeiten einem verehrten Publikum vorzulegen. Ich nenne diese Sammlung Frühlingsblumen; denn so wie unser Auge durch den Anblick der ersten Blüthen des Lenzes — es sey ein bescheidenes Veilchen, oder eine prangende Rose — entzückt wird: so soll auch sie dazu dienen, das geistige Auge wahrer ed-

ler Menschen zu erheitern; eine Aufheiterung, deren der feinfühlende edle moralische Mensch in diesen düstern Erdentagen so sehr bedarf. Ohne erst in eine lächerliche Lobpreisung meiner Arbeiten — der Produkte eines Layen — auszubrechen, getraue ich mir doch mit Grund zu hoffen, daß sie obigen Zweck erreichen werden. Da dieses Werkchen also eine für edle Menschen angenehme und nützliche Lektüre geben wird: so könnte es ganz besonders auch von liebenden Aeltern zu einem werthen Geschenk für ihre Kinder von reiferm Verstand und veredeltem Herzen gebraucht werden.

Inhalt:

1) Der erste Morgen des 19ten Jahrhunderts gefeiert von edlen Deutschen. Ein dramatisches Gedicht, das nicht nur einigen erhabenen edlen Deutschen ein kleines Denkmal ihres Edelmuths errichten, sondern auch zugleich ein gewisses dringendes Bedürfniß der Menschheit in helleres Licht setzen, und edeln Großen näher ans Herz legen soll. 2) Der Frühlingsmorgen im Mai. 3) Gerechtes Lob der weiblichen Tugend. 4) Agnese von Elwing, die bräutliche Wittwe. 5) Bonavilla, oder der gute Staat. Ein Beitrag zu Salzmanns Himmel auf Erden. 6) Wilhelminens Todtenfeier. 7) Wallfahrt an Freundes Grab. 8) Abendtraum im Kirchhof auf dem Grabe eines Erhenkten. 9) Morgentraum und Erscheinung des Apostels Petrus in demselben. 10) Der jüdische Christ und der christliche Jude. 11) Scenen aus dem Soldatenleben. 12) Herzog Leopold und Pfarrer Frank. 13) Pfarrer Dithofen und seine Kinder. Ein Familienstück aus Bonavilla. 14) Fragmente aus den Saturnalien, oder der Reise eines Terraners in den Saturn. 15) Epistel an Jean Paul, nebst einem Dialog.

16) Sammlung vermischter Gedichte, Fabeln, Erzählungen, Epigrammen, Charaden und Räthsel.

In Hoffnung, daß dieses Werkchen, 16 — 1 Bogen stark, eine freundliche Aufnahme finden werde, bin ich entschlossen, es Herrn Hofbuchdrucker Henning in Greiz zum Druck zu übergeben, und kündige es hiermit auf Pränumeration zu 12 ggr. auf Druck- und 16 ggr. auf Schreibpapier an. — Mit derselben vertrauungsvollen Freimüthigkeit, mit welcher der Engländer öfters in dergleichen Fällen an seine generösen Landsleute hervortritt, wage auch ich meine Bitte an alle edlen Gönner und Freunde der Musen um gütigste Beförderung meines Unternehmens, mit der Versicherung, daß Ihr Geist und Herz gleiche Ehre und Freude dafür ärndten werden. Zwar haben schon mehrere vortreffliche Männer, deren Einige meine Papiere ihrer Durchsicht würdigten, ihren Inhalt approbirten und ihn der Verbreitung werth hielten, mir ihre Unterstützung großmüthig zugesichert; doch wünschte ich, daß auch andre unbekannte resp. Musenfreunde zu glücklichern Erfolg meines Plans gütigst konkurriren möchten. —

Die Erscheinung des Werkchens erfolgt unfehlbar zu Michaelis dieses Jahres. Auf jedes zehnte Exemplar wird das eilfte frei gegeben, und die leserlich eingesandten Namen der resp. Pränumeranten sollen dem Büchlein vorgedruckt werden. Alle Briefe werden billig postfrei erwartet. Röppisch, bei Schleiz, am 1. May 1806.

J. Gfr. Henninger, Katechet.

Intelligenz-Blatt.

Nr. VIII.

Tod und Zukunft
in einer
Anthologie von Aussprüchen
älterer und neuerer Dichter und Philosophen.
Herausgegeben von
Johann Hugo Wyttenbach
mit einem Kupfer von Schnorr gezeichnet und von Rosmäsler gestochen, brosch. Preis ord. Pap. 1 Rthlr. 18 gr. Franz. Pap. 2 Rthl.

Der Gedanke über Seyn und Nichtseyn, nach dem Tode, kümmert zwar nicht den Knaben im zarten Knospen-Alter, auch den Jüngling nicht, der auf Rosen dahin wandelt; aber der Mann, der die Flüchtigkeit dieses Lebens schon ahndet, wird oft im schönsten Genusse durch den Tod zu ernsten Betrachtungen gestimmt. Dem Greise wird mit jedem Schritte zum Grabe, das Leben — werther. Der Scheidepunkt zwischen hier und jenseits rückt immer näher; er wünscht mit Sehnsucht Aufschlüsse über

ein Land, wohin alle wandern, und Keiner · Keiner zurückkehrt! — Ach und wie viele Unglü liche giebt es nicht, die bloß im Tode das Ende rer Leiden erblicken! Die bloß eine tröstende Zuk vor Verzweiflung noch schützt!

Eine Sammlung und Zusammenstellung Aussprüchen und Bekenntnissen über Tod und Z kunft, über Seyn und Nichtseyn, von Männ aus allen Zeitaltern, von den verschiedensten V kern und Religionen, muß also für den Mann u Greis, für Glückliche und Unglückliche, *eine eb* so anziehende als belehrende und tröstende Lektü gewähren.

Wir sind daher überzeugt, daß jeder Leser de Verfasser dieses interessanten Buchs, der schon dur sein früheres Werk „Ausprüche des reinen Her zens und der philosophirenden Vernunft u. w.“ Dem Publikum so *vortheilhaft bekannt* g worden ist, seinen Dank zollen wird.

Leipzig im Juli 1806.

Niemannsche Buchhandlung.

---

von Kretschmann. III. Der rasende Roland. Zehnter Gesang. Von Bürde. IV. Mistreß Imhbald. Eine Skizze. Von L. Noeller. V. An den Elbstrom. Von D. K. G. Neumann. VI. Giulietta. Eine Novelle. VII. Gedichte von Bürde. Kretschmann, St. Schütze, Th. Hell, Franz Paßow, Laurenz Paulsen, J. P. Köffinger, und Frhrl. v. S — f.

Das 2te Bändch. enthält. I. Kurt Reinecke Schniedes Katastrophen. Von Kretschmann. II. Herkules von Franz Paßow. III. Die Ueberraschung Erzählung. IV. Der rasende Roland. Eilfter Gesang. Von Bürde. V. Die Freyer. Von L. Noeller. VI. Gedichte von Bürde, St. Schütze, Haug, Portalis, E. A. B. v. Kyaw, A. Niemeyer, L. Noeller, Buri, N. M. und J. P. Natter.

Wir kündigen die würkliche Erscheinung, dieser beliebten Quartalschrift mit der Versicherung an, daß die Fortsetzung derselben, nicht wieder unterbrochen werden soll. Das dritte Bändchen ist schon unter der Presse, und erscheint in einen Monate. Gegen Michael wird auch das vierte Bändchen geliefert werden. Das Publikum, welches diesen zehnjährigen Gefährden schon kennt, und ihn immer gern kommen sah, wird ihn auch in dieser Fortsetzung wieder erkennen, und mit Beyfall aufnehmen. Eine regelmäßigere Lieferung der in jedem Jahre erscheinenden Vier Bändchen, wird auch darzu beitragen, es in den Lesezirkeln, immer mehr einzuführen.

Für diejenigen welche dieses Werk vollständig zu besitzen wünschen, bemerken wir noch, daß bis jetzt

42 Bändchen davon erschienen sind, welche 42 Rt
kosten. Das

Taschenbuch zum geselligen Vergnügen
für 1807.
Herausgegeben von
W. G. Becker

wird gegen Michaelis sicher erscheinen, und an innern und äußern Werthe, den frühern Jahrgängen denen das Publikum so großen Beifall schenkte nichts nachstehen. Die 13. Kupfer welche es zieren sollen, sind von Meister-Händen gezeichnet und gestochen; die sorgfältige Auswahl des Herausgebers in Rücksicht des Textes, kennt das Publicum schon. Eine umständlichere Anzeige von diesen Taschenbuche behalten wir uns bis zur wirklichen Erscheinung desselben vor.

Leipzig im Juli 1806.

Riemannsche Buchhandlung

Pindari
Hymnum II. Olymp.
Illustravit
Edendorum Pindari Carminum
speciminis loco proposuit
M. Carol. Wilhelm. Theophil. Camenz,
Ecclesiae Oberaviensis Pastor.
Penicii
Apud F. Dienemannum et Soc.

ist auf schönem Papier splendid gedruckt, soeben erschienen und für 6 Gr. zu haben.

Intelligenz-Blatt.

Nr. IX.

Don Juan
der Wüstling.

Nach dem Spanischen des Tirso de Molina.

(Preis auf Druckpap. 20 Gr. od. 1 fl. 30 Kr. auf Velin Pap. brosch. 1 Thlr. 4 gr. od. 2 fl. 6 Kr.)

Penig bei F. Dienemann und Comp.

Ein geistvoller Recensent, der Spanien wohl selbst gesehen hat, würdigt obigen Roman in der jen. litterat. Zeitung Nr. 145. d. J. einer nähern Aufmerksamkeit, als sonst bei Schriften dieser Art zu geschehen pflegt, und wir lassen hier sein Urtheil, im Auszuge folgen. „„In der Form eines durch rasch fortschreitende Dialoge fast wie ein Drama belebten Romans, ist die alte dichterische Volkssage vom Don Juan, den man den spanischen Faust nennen könnte, in diesem Werke, von einem geist- und sinnvollen Dichter, einem Zeitgenossen Calderon's und einem fruchtbaren Dramatiker, nach ihrem ganzen Umfange dargestellt, und diese Darstellung scheint aufs glücklichste nachgebildet zu seyn: die freie Uebertragung liest sich wenigstens wie im Original, und der nicht gemeine Sinn für Poesie, der aus demselben spricht, berechtigt uns zu der Vermuthung, daß nichts We-

sentliches durch sie verloren gegangen oder entste[llt]
worden. Die Behandlung des Stoffes ist ganz so, w[ie]
sie sich aus der Natur desselben ergiebt: leicht und le[icht]
flattert gleichsam der Dichter über die unaufhörlic[h]
wechselnden bunten Scenen, des ohne alle Rücksi[cht]
nach dem Genusse der üppigsten Lust jagenden Leich[t]
sinnes, und schildert den muthwilligsten Verrath, de[n]
sein Held am schönen Geschlechte übet, und alle sei[ne]
Ruchlosigkeiten ganz in dem Sinne, womit dieser s[ie]
ausführt, so daß wir mitten in die Seele des Do[n]
Juan versetzt werden. Ein paar Stellen werden de[n]
Grundton des Ganzen am anschaulichsten kennen leh-
ren. S. 15. recitirt Don Juan, einen gefüllten Be-
cher ergreifend, folgende Verse:

So rüstig wie der Griechen Held,
Erobr' ich manche Länder;
Der Schönen Herz ist meine Welt
Und meine Fesseln, Bänder.
Doch wie er siegreich weinend stand,
Steh ich auch da und weine;
Denn wenn ich eine überwand,
So frag' ich: giebt's noch Eine?

Und S. 177 legt er sein förmliches Glaubensbe-
kenntniß ab: „Ihr gebt aber doch selbst zu, sagt sein
Diener Leporello, daß Ihr viele Mädchen unglücklich
gemacht habt?" — „Unglücklich? Man macht nie ein
Mädchen unglücklich, wenn man sie liebt." — „Aber
doch wohl, wenn man sie verläßt?" — „Es bleibt kei-
ne verlassen." — „Aber, Schmerz, Leid, Gram." —
„Die Zeit und neue Liebhaber verwischen alle Spuren
von diesen Dingen. Die ganze Welt ist eine ewige Ver-
änderung, und der Mensch ist die Welt im Kleinen.
Dem Tag folgt die Nacht, und dem Sommer der
Herbst. Wer in der Welt ist, wechselt, wirbelt und
dreht sich in ewigen Kreisen, und selbst der geschlos-

sendste Kreis ist keine vollendete Figur. Und gesetzt, du findest Anfang und Ende, oder du wolltest sie finden, tausend Zirkel lassen sich um tausende von Zirkeln ziehen. Sieh, wie die Regentropfen ins Wasser stürzen, sieh ihre entstehenden, fliehenden und verschwindenden Ringe, und du siehst das Bild des Lebens, das Bild der Welt. — Fülle den Becher! Perle rausche auf Perle! Es lebe alles, was schön ist!" —

Eine um so schönere Wirkung thut nun das zuerst ganz leise angedeutete Grauenvolle und Schauerliche, das, nach dem Rausche der unersättlichsten Sinnenlust plötzlich wie ein Blitz aus hellem Himmel erscheinend und wiederum verschwindend, den heillosen Ausgang seines ruchlosen Lebens von ferne verkündet; unter mannichfachen Vorbedeutungen und strenge doch vergeblich warnenden Prophezeihungen, rückt allgemach der fürchterliche Augenblick der Entscheidung näher heran, bis er endlich mit einen Schlage vernichtend über ihn hinauszieht. Es ist vornehmlich Astarto, der, unversehends erscheinend, bald um seine Goldbörse wieder zu füllen, bald um ihn vor Gefahren zu warnen oder davon zu befreien, und jedesmal Don Juan's lustige Laune verscheuchend, die schauderhaften Ahndungen erregt von einem unabwendbaren großen Unheil, und endlich erkennt man in dem geheimnißvollen Wegen den Teufel selbst. Der nach der erschütternden Scene zwischen Don Juan und dem steinernen Gast, durch Astarto herbeigeführte Ausgang, mag hier noch stehen: „Es schlug die Stunde der Mitternacht. Ein fürchterlicher Sturm erschütterte das Haus, Astarto stand vor ihm, zeigte ihm eine Schrift und rief aus: Hier ist der Contrakt. Ich habe erfüllt was ich dir versprach. In deinen Lüsten hast du hier gelebt, wie du

gewollt. Die Weiber waren dein; an Gelde hat dir's nie gefehlt. Nun bist du mein. Die Zeit ist verflossen.“ — „Die Zeit ist nicht verflossen, schrie Juan. Drei Tage habe ich noch.“ — Du hast sie nicht!“ — „Ich habe sie“ — „Du hast sie nicht; verrechnet hast du dich um die Schalttage.“ — „Verruchter!“ — „Das bin ich.“ — „Satan.“ — „Ich bin es; du aber bist mein.“ — Juan sprang zurück; er hob die Hand ein Kreuz zu schlagen, ach! aber er vermochte es nicht, denn schnell packte ihn der Höllische, brach ihm das Genick, und fuhr im Sturm mit ihm davon.“ —

Der originelle Roman schließt mit den erbaulichen Worten: Gott sey mit uns allen; und bewahre uns vor Schandthaten und Verbrechen!“ “

Wer von dem Verfasser dieses Romans noch ein zweites eben so anziehendes und höchst interessantes Werk lesen will, der nehme folgendes, das der Verf. neuerlich in derselben Handlung wo obiges erschienen, herausgegeben hat, zur Hand:

Wellenthal.

Eine romantische Geschichte unserer Zeiten.

Aus den Papieren der Prinzessin Natalia und der Aebtissin zu Marienau.

(Preiß 20 Gr.)

Der allgemein beliebte Verf. bearbeitete dasselbe nach einen wirklichen Auftritt aus der vornehmen Welt, und er selbst zählt es zu den liebsten Kindern seiner Muse.

Intelligenz-Blatt.

Nr. X.

Journal für Fabrik, Manufaktur, Handlung und Mode.

Jahrgang 1806. Januar bis Juni, oder dreißigster Band.

Mit natürlichen Zeugmustern, und illum. und schwarzen Kupfern.

Jeder Jahrgang von 2 Bänden kostet 5 Rthlr.

Der dreißigste Band dieses beliebten Journals ist nun mit dem Juni-Stück, das an alle Buchhandlungen und Interessenten versendet worden ist, vollständig erschienen. Da der Innhalt dieser sechs Monats-Hefte zu mannichfaltig ist, um hier angeführt werden zu können, so wird es genug seyn, zu bemerken, daß der Plan dieses Instituts, dem das Publikum schon so lange Beifall schenkte, auch in diesem Bande getreu befolget wurde.

Die Abhandlungen über besondere Gegenstände des Handels und der Fabriken, die mitgetheilten neuen Erfindungen oder Verbesserungen, und die, bei jetzigen Zeitumständen, für den denkenden Geschäftsmann besonders interessanten Handels-Nach-

richten, sind immer nur erst nach genauer Aus- und Prüfung in dieses Journal aufgenommen worden. Dies gilt besonders von der Bekanntmachung neuer mechanischer Verrichtungen und Maschinen, so wie dabei auch auf richtige Zeichnung und sauber Stich stets gesehen worden ist. Die natürlichen Muster-Zeuge, von neuen Stoffen, welche dieser Band enthält, werden gewiß den Waarenkundigen Kaufmann eben so sehr befriedigen, als sich, in Verbindung mit den beigefügten Mode Kupfern, und der monatlich fortlaufenden raisonnirenden Anzeige über neu angekommene Waaren, dem schönen Geschlecht, und der eleganten Welt empfehlen.

Die zahlreichen Beiträge, welche von allen Seiten für dieses Journal eingehen, und die von mehrern großen Handels-Plätzen Teutschlands mitgetheilten interessanten Correspondenz-Nachrichten setzen uns nicht allein in den Stand, dieses Journal eben so gehaltreich fortzusetzen, sondern es auch noch vollkommener im Innern und Aeußern zu liefern. Die Versendung der erscheinenden Monats-Stücke, welche bisher zuweilen Zögerungen unterworfen war, geschieht künftig regelmäßig mit jedem Monate. Diese Einrichtung auf welcher mit Strenge gehalten werden soll, wird allen Interessenten willkommen seyn, und dies Journal auch in den Lesezirkeln, wo es auf regelmäßige Erscheinung hauptsächlich ankommt, immer mehr einführen. Ein vollständiges Exemplar desselben vom 1sten bis zum 31sten Band, kostet 72 Thaler 16 Groschen.

Leipzig im Juli 1806.

Niemannsche Buchhandlung.

Oekonomische Hefte,

der Sammlung von Nachrichten, rfahrungen und Beobachtungen für den Stadt- und Landwirth.

Jahrgang 1806. Jannar bis Juni. oder Sechs und Zwanzigster Band.

Jeder Jahrgang von 2 Bänden kostet 3 Thaler.

Diesen ökonomischen Heften, von welchen wir ʒt den 26. Band als vollendet anzeigen, könnte 3 weder an Beiträgen geschätzter Landwirthschafts-erständiger, noch an zahlreichen Lesern fehlen, da as Gebiet der Oekonomie sich immer mehr erweidert at, und der Geschmack an dieser Wissenschaft immer allgemeiner geworden ist. Um so angelegentlicher muß daher auch unsre Sorge dahin gerichtet eyn, ein Institut das vor 15 Jahren zuerst mehr Licht über alle Zweige der Stadt und Landwirthschaft zu verbreiten begann, und nun in einer Reihe von 26. Bänden einen Schatz ökonomischer Erfahrungen, Berichtigungen und Aufsätze darbietet, dessen mannichfacher Innhalt keinen Zweig dieser Wissenschaft leer ausgehen läßt, zu immer größerer Vollkommenheit zu bringen.

Die Leser und Besitzer dieser Zeitschrift werden auch diesen letzten Band ihren Erwartungen entsprechend finden. Die folgenden Hefte dieses Jahrgangs, welche den 27. Band ausmachen, sollen mit jedem Monate regelmäßig ausgegeben und versendet werden. Ein vollständiges Exemplar kostet 41. Thaler 14 Groschen.

Leipzig im Juli 1806.

Riemannsche Buchhandlung.

---

phie. III. Liebes-Rath und Liebes-Glück. IV. Frau von Sallheim und ihr Cousin.

Erzählungen von einem Schriftsteller, der die Meinung des Publikums so einstimmig — für sich gewonnen hat, wie der Herausgeber dieser Sammlung, und sich mit jedem Jahre neue Ansprüche auf den bleibenden Beifall desselben erwirbt, machen alle Empfehlungen von Seiten der Verlagshandlung überflüßig. Wir wollen daher hier nur noch bemerken, daß die vierte Erzählung, welche dieses Bändchen enthält: „Frau von Sallheim und ihr Cousin" ein ganz neues noch nirgends im Druck erschienenes Produkt des Verfassers ist.

Ein drittes Bändchen, von diesen Erzählungen ist schon unter der Presse, und wird gegen Michael dieses Jahres sicher erscheinen.

Leipzig im Juli 1806.

Niemannsche Buchhandlung.

Der Verwalter wie er seyn sollte; oder praktischer Unterricht in allen Fächern der Landwirthschaft, als Handbuch für alle diejenigen, welche die besten Grundsätze derselben kennen lernen wollen. Dritter und letzter Theil, mit 1 Kupfer, groß Format auf weißen Papier schön gedruckt, Preis 2 Thlr. 12 Gr. Penig bei F. Dienemann u. Comp.

Mit diesem 3 Theil ist ein Werk geschlossen, das besonders jungen, unerfahrenen Oekonomen, die

sich nicht eine große Menge Bücher halten könn oder wollen, eine ganze Bibliothek ersetzt. Die Theil enthält folgende Kapitel, die in 373 Par graphen, eben so deutlich als weitläuftig, oh Weitschweifigkeit, abgehandelt sind.

1. Von den nothwendigsten Regeln bei Errichtu der Landgebäude. 2. Von Ersparung des H zes auf mancherlei Art und von Anlegung Ho ersparender Stubenöfen. 3. Von anderweit Mitteln der Holzsparung. 4. Von den verschi denen Torfarten, deren Auffindung und Ben zung. 5. Von Ersparung des Holzes durch g hörige Behandlung der Waldungen. 6. Vo Anbau der in Deutschland wachsenden Holzar ten. 7. Vom Hausschlachten, Bereitung man cherlei Würste, dem Einpöckeln und Räucher der verschiedenen Fleischarten. 8. Von Acker- un andern bei der Landwirthschaft sehr *nützlichen* Instrumenten. 9. Von der Essigbrauerei. 10. Von Bereitung mancherlei in Haushaltungen nützlicher Getränke. 11. Vergleichung des in dem Churfürstenthum Sachsen bis *hierher* üblich gewesenen verschiedenen Getraidemaaßes mit dem Dresdner Scheffel. 12. *Sammlung* be- währter Heilmittel für die beim Rindviehe am meisten vorfallenden Krankheiten. 13. Von den bei Pferden am häufigsten vorfallenden Krank- heiten, und deren sichern Heilart.

Intelligenz-Blatt.

Nr. XI.

Tägliches
and- und Taschenbuch
für
Oekonomen,
oder:
nweisung zur vortheilhaftesten Betreibung aller je-
m Monat beym Ackerbau, der Viehzucht, in
Küchen- und Baumgärten, sowohl, als
auch in den Waldungen vorkommen-
den Arbeiten.

Herausgegeben
vom Verfasser des
„Verwalters wie er seyn sollte."
2 Bände in Oktav.
Venig bey F. Dienemann und Comp.
Preiß 3 Rthlr. 8 Gr.

Für praktische Oekonomen, und besonders f
Laien in der Oekonomie ist dies Werk, das Bu
wie es seyn soll und muß. Der Verfasser desselb
ist durch frühere Arbeiten vortheilhaft bekannt, un
er trägt hier in einer höchst deutlichen und correct
Sprache, ohne Weitschweifigkeit, aus seiner vi
jährigen Erfahrung Alles vor, was jedem M
nat im Jahre, nur irgend in einem Zweige d
praktischen Oekonomie vorkommen kann, und w
es Jeder auf die zweckmäßigste und vortheilhaft
Art zu verrichten habe. Die große Nützlichkeit d
ses Buchs springt bey dem ersten Aufschlagen in d
Augen, und wird Jedem, dessen Sache sonst B
cherlesen nicht ist, gewiß höchst willkommen sey
Der Verfasser hat dem zweiten Theil noch eine A
handlung beigefügt, wovon zu wünschen ist, d
die Ausführung nicht lange zu den frommen Wü
schen gehören möge. Der Titel derselben ist:

Anweisung

wie man sehr einträgliche Landgüther, theils au
schlecht benutzten Ländereyen, theils auf sogenann
ten Lehden anlegen könne, und was hieraus fü
große Vortheile fürs ganze Publikum entstehen wü
den; welches durch ein Beispiel einer jetzt
äußerst schlecht benutzten großen Fläche
Land bewiesen wird.

Mit einer Kupfertafel. Penig 1807.

Anzeige.

Kürzlich ist folgende Schrift des Herrn Hofraths
Eichstädt in Jena bei F. Dienemann und Comp.

in Petersburg erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

De

Imaginibus Romanorum

Dissertationes duae

Indicendis quibusdam solemnibus

in

Mariae Pawlownae

Augustae Principis

Honorem celebratis

Academiae Jenensis auctoritate

scripsit

D. Henr. Carolus Abr. Eichstaedt.

Editio altera locupletior.

Accessit Oratio

de

Bonis Academiae Jenensis

et

D. Gabrielis Henry

versio utriusque scriptionis gallica.

4to Preiß auf Druckpap. 2 Rthlr. od. 3 Fl. 36 Kr.
auf geglättetes Velinpap. 3 Rthlr. od. 5 Fl. 24 Kr.
auf geglättetes Schweizerpap. 5 Rthlr. od. 9 Fl.

In diesen, erst einzeln bei akademischen Feyerlichkeiten erschienenen, und nun mit vielen Vermehrungen zusammen gedruckten antiquarischen Dissertationen, hat Hr. Hofrath Eichstädt die neue Meinung begründet, daß die Imagines, oder die sogenannten Ahnenbilder der Römer, über welche von Sigonius an bis auf Lessing herab so viel geschrieben worden ist, nichts mehr und nichts weniger als Masken gewesen, und daß die Prozessionen, bei welchen man dieselben öffentlich zum Gepränge darstellte, in Maskeraden bestanden haben, wie man sie auch noch in neuesten Zeiten, dem Zwecke nach etwas verändert, im katholischen Deutschland zu sehen gewohnt ist. — Die angehängte Rede von den Vorzügen der Universität Jena, welche von dem Hrn. Verfasser bey der Geburt des Prinzen von Sachsen-Weimar gehalten wurde, erscheint jetzt zum erstenmal gedruckt. Sie wird nicht blos denen, welche auf dieser Universität ehemals studierten, angenehme Erinnerungen erwecken, sondern muß durch unpartheiische Charakterisirung des mannigfaltigen Guten, das diese Universität darbietet, vorzüglich auch solche interessiren, welche für sich oder für andere die Wahl einer Universität zu treffen haben. Denjenigen, welche der lateinischen Sprache nicht mächtig sind, wird die neben dem lateinischen Text fortlaufende französische Uebersetzung von einem gebornen Franzosen, den Hrn. Dr. Henry in Jena, zu Statten kommen, obgleich dieselbe eigentlich für einen andern Zweck, welchen die Dedication des Werkes zeigt, und die Vorrede genauer darlegt, dieser Rede sowohl, als den vorhergehenden Abhandlungen beigefügt worden ist.

Intelligenz-Blatt.

Nr. XII.

Empfehlungswürdige Zeitschriften.

Der Europäische Aufseher

herausgegeben von Herrn Doctor Bergk in Leipzig, gewährt, bei seinem mannigfaltigen auserwählten Inhalt, eine äußerst anziehende, interessante Lektüre. Der verdiente Herausgeber hat überall das edle Bestreben, den Patriotismus der Deutschen zu entflammen; und die einzeln Aufsätze zeigen eben so viel Kenntnisse als Geschmack.

Der Allgemeine Kameral-Korrespondent,

herausgegeben von Herrn Professor Harl in Erlangen, ist ein sehr nützliches Wochenblatt, das von allen Mitgliedern der Finanzkollegien und Rentkammern gelesen und studirt zu werden verdient. Auch für andere Leser, die sich mit den staatswirthschaftlichen Fächern nicht hauptsächlich beschäftigen, enthält es viel Interessantes.

Polychorda, eine Zeitschrift 7tes 8tes und letztes Heft.

Reimers H. von, St. Petersburg am Ende seines ersten Jahrhunderts etc. 2ter Band. gr. 8. Druckpap. 3 Thlr. 6 Gr. Schweiz. Pap. geglätter und broschirt 5 Thlr.

Friedrich Julius Lebensjahre und endl. Bildung. 2ter Band. Velinpap. 1 Thlr. 8 Gr. Druckpap. 12 Gr.

Sammlung von Aufgaben zur Uebung im deutschen Styl. 8. Druckpap. 18 Gr.

Verwalter der, wie er seyn sollte, oder practischer Unterricht in allen Fächern der Landwirthschaft, 3ter u. letzter Band, mit 1 Kupfertafel, Preis 2 Thlr. 12 Gr.

Werners musikalisches A B Cbuch; gr. 4. 20 Gr.

Folgende bei F. Dienemann u. Comp. erschienene Romane werden jeden Freund einer reizenden Lectüre in reichem Maaße befriedigen:

Blumenleben, Karls. Preis auf Druckpap. 1 Thlr. Velinpap. 1 Thlr. 8 gr.

Don Juan der Wüstling. Nach dem Spanischen des Tirso de Molina. Druckpap. 20 Gr. Velinpap. 1 Thlr. 4 Gr.

Giulio, ein Roman. Druckpap. 18 Gr. Velinpap. 1 Thlr.

Gruber, das Ideal, ein Roman, Druckpap. 18 Gr. Velinpap. 1 Thlr.

Dessen Torquato Tasso, ein Roman mit gestochenen Titel. Druckpap. 1 Thlr. Velinpap. 1 Thlr. 8 Gr.

sich nicht eine grosse Menge Bücher halten können oder wollen, eine ganze Bibliothek ersetzt. Dieser Theil enthält folgende Kapitel, die in 373 Paragraphen, eben so deutlich als weitläuftig, ohne Weitschweifigkeit, abgehandelt sind.

1. Von den nothwendigsten Regeln bei Errichtung der Landgebäude. 2. Von Ersparung des Holzes auf mancherlei Art und von Anlegung Holzersparender Stubenöfen. 3. Von anderweiten Mitteln der Holzsparung. 4. Von den verschiedenen Torfarten, deren Auffindung und Benutzung. 5. Von Ersparung des Holzes durch gehörige Behandlung der Waldungen. 6. Vom Anbau der in Deutschland wachsenden Holzarten. 7. Vom Hausschlachten, Bereitung mancherlei Würste, dem Einpöckeln und Räuchern der verschiedenen Fleischarten. 8. Von Acker- und andern bei der Landwirthschaft sehr nützlichen Instrumenten. 9. Von der Essigbrauerei. 10. Von Bereitung mancherlei in Haushaltungen nützlicher Getränke. 11. Vergleichung des in dem Churfürstenthum Sachsen bis hierher üblich gewesenen verschiedenen Getraidemaaßes mit dem Dresdner Scheffel. 12. Sammlung bewährter Heilmittel für die beim Rindviehe am meisten vorfallenden Krankheiten. 13. Von den bei Pferden am häufigsten vorfallenden Krankheiten, und deren sichern Heilart.

Intelligenz-Blatt.

Nr. XI.

Tägliches

Hand- und Taschenbuch

für

Oekonomen,

oder:

Anweisung zur vortheilhaftesten Betreibung aller jedem Monat beym Ackerbau, der Viehzucht, in Küchen- und Baumgärten, sowohl, als auch in den Waldungen vorkommenden Arbeiten.

Herausgegeben

vom Verfasser des

„Verwalters wie er seyn sollte.“

2 Bände in Oktav.

Penig bey F. Dienemann und Comp.

Preiß 3 Rthlr. 8 Gr.

Für praktische Oekonomen, und besonders f
Laien in der Oekonomie ist dies Werk, das Bu
wie es seyn soll und muß. Der Verfasser desselb
ist durch frühere Arbeiten vortheilhaft bekannt, u
er trägt hier in einer höchst deutlichen und correct
Sprache, ohne Weitschweifigkeit, aus seiner vi
jährigen Erfahrung Alles vor, was jedem M
nat im Jahre, nur irgend in einem Zweige d
praktischen Oekonomie vorkommen kann, und w
es Jeder auf die zweckmäßigste und vortheilhaft
Art zu verrichten habe. Die große Nützlichkeit d
ses Buchs springt bey dem ersten Aufschlagen in d
Augen, und wird Jedem, dessen Sache sonst B
cherlesen nicht ist, gewiß höchst willkommen sey
Der Verfasser hat dem zweiten Theil noch eine A
handlung beigefügt, wovon zu wünschen ist, d
die Ausführung nicht lange zu den frommen Wü
schen gehören möge. Der Titel derselben ist:

Anweisung

wie man sehr einträgliche Landgüther, theils au
schlecht benutzten Ländereyen, theils auf sogenann
ten Lehden anlegen könne, und was hieraus fü
große Vortheile fürs ganze Publikum entstehen wü
den; welches durch ein Beispiel einer jetzt
äußerst schlecht benutzten großen Fläche
Land bewiesen wird.

Mit einer Kupfertafel. Penig 1807.

Anzeige.

Kürzlich ist folgende Schrift des Herrn Hofraths
Eichstädt in Jena bei F. Dienemann und Comp.

in Petersburg erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

De
Imaginibus Romanorum
Dissertationes duae

Indicendis quibusdam solemnibus
in
Mariae Pawlownae
Augustae Principis
Honorem celebratis
Academiae Jenensis auctoritate
scripsit
D. Henr. Carolus Abr. Eichstaedt.

Editio altera locupletior.
Accessit Oratio
de
Bonis Academiae Jenensis
et
D. Gabrielis Henry
versio utriusque scriptionis gallica.

4to Preis auf Druckpap. 2 Rthlr. od. 3 Fl. 36 Kr.
auf geglättetes Velinpap. 3 Rthlr. od. 5 Fl. 24 Kr.
auf geglättetes Schweizerpap. 5 Rthlr. od. 9 Fl.

In diesen, erst einzeln bei akademischen Feyerlichkeiten erschienenen, und nun mit vielen Vermehrungen zusammen gedruckten antiquarischen Dissertationen, hat Hr. Hofrath Eichstädt die neue Meinung begründet, daß die Imagines, oder die sogenannten Ahnenbilder der Römer, über welche von Sigonius an bis auf Lessing herab so viel geschrieben worden ist, nichts mehr und nichts weniger als Masken gewesen, und daß die Prozessionen, bei welchen man dieselben öffentlich zum Gepränge darstellte, in Maskeraden bestanden haben, wie man sie auch noch in neuesten Zeiten, dem Zwecke nach etwas verändert, im katholischen Deutschland zu sehen gewohnt ist. — Die angehängte Rede von den Vorzügen der Universität Jena, welche von dem Hrn. Verfasser bey der Geburt des Prinzen von Sachsen-Weimar gehalten wurde, erscheint jetzt zum erstenmal gedruckt. Sie wird nicht blos denen, welche auf dieser Universität ehemals studierten, angenehme Erinnerungen erwecken, sondern muß durch unpartheiische Charakterisirung des mannigfaltigen Guten, das diese Universität darbietet, vorzüglich auch solche interessiren, welche für sich oder für andere die Wahl einer Universität zu treffen haben. Denjenigen, welche der lateinischen Sprache nicht mächtig sind, wird die neben dem lateinischen Text fortlaufende französische Uebersetzung von einem gebornen Franzosen, den Hrn. Dr. Henry in Jena, zu Statten kommen, obgleich dieselbe eigentlich für einen andern Zweck, welchen die Dedication des Werkes zeigt, und die Vorrede genauer darlegt, dieser Rede sowohl, als den vorhergehenden Abhandlungen beigefügt worden ist.

Intelligenz-Blatt.

Nr. XII.

Empfehlungswürdige Zeitschriften.

Der Europäische Aufseher

herausgegeben von Herrn Doctor Bergk in Leipzig, gewährt, bei seinem mannigfaltigen auserwählten Inhalt, eine äußerst anziehende, interessante Lektüre. Der verdiente Herausgeber hat überall das edle Bestreben, den Patriotismus der Deutschen zu entflammen; und die einzeln Aufsätze zeigen eben so viel Kenntnisse als Geschmack.

Der Allgemeine Kameral-Korrespondent,

herausgegeben von Herrn Professor Harl in Erlangen, ist ein sehr nützliches Wochenblatt, das von allen Mitgliedern der Finanzkollegien und Rentkammern gelesen und studirt zu werden verdient. Auch für andere Leser, die sich mit den staatswirthschaftlichen Fächern nicht hauptsächlich beschäftigen, enthält es viel Interessantes.

Polychorda, eine Zeitschrift 7tes 8tes und letztes Heft.

Reimers H. von, St. Petersburg am Ende seines ersten Jahrhunderts etc. 2ter Band, gr. 8. Druckpap. 3 Thlr. 6 Gr. Schweiz. Pap. geglätter und broschirt 5 Thlr.

Friedrich Julius Lebensjahre und endl. Bildung. 2ter Band. Velinpap. 1 Thlr. 8 Gr. Druckpap. 12 Gr.

Sammlung von Aufgaben zur Uebung im deutschen Styl. 8. Druckpap. 18 Gr.

Verwalter der, wie er seyn sollte, oder practischer Unterricht in allen Fächern der Landwirthschaft, 3ter u. letzter Band, mit 1 Kupfertafel, Preis 2 Thlr. 12 Gr.

Werners musikalisches A B Chuch, gr. 4. 20 Gr.

Folgende bei J. Dienemann u. Comp. erschienene Romane werden jeden Freund einer reizenden Lectüre in reichem Maaße befriedigen:

Blumenleben, Karls. Preis auf Druckpap. 1 Thlr. Velinpap. 1 Thlr. 8 gr.

Don Juan der Wüstling. Nach dem Spanischen des Tirso de Molina. Druckpap. 20 Gr. Velinpap. 1 Thlr. 4 Gr.

Giulio, ein Roman. Druckpap. 18 Gr. Velinpap. 1 Thlr.

Gruber, das Ideal, ein Roman, Druckpap. 18 Gr. Velinpap. 1 Thlr.

Dessen Torquato Tasso, ein Roman mit gestochenen Titel. Druckpap. 1 Thlr. Velinpap. 1 Thlr. 8 Gr.

Die Kirche und die Götter, ein Roman in 2 Bänden, Druckpap. 1 Thlr. 16 Gr. Velinpap. 2 Thlr. 16 Gr.

Kächelbecker, Mumien, 2 Bde. mit braunen Kupfern, Holzschnitten und Vignetten, Druckpap. 2 Thlr. 12 Gr. Velinpap. 3 Thlr. 12 Gr.

Lehrjahre der Liebe, Preis auf Druckpappier, 1 Thlr. Velinpap. 1 Thlr. 8 Gr.

Lionello's Arabesken ausgestellt von Verfasser der Heliodora, Druckp. 1 Thlr. Velinpapier 1 Thlr. 12 Gr.

Wellenthal, eine romantische Geschichte unsrer Zeit vom Verf. des Rinaldo, Druckpap. 20 G.

---

21. Lieder

mit Begleitung des Pianoforte

componirt von

N. Schneider, Kanne, A. Wendt, Tag, Dolci und Joesting.

Penig bei F. Dienemann u. Comp.

auf Velinpapier gedruckt Preis 1 Thlr. 8 Gr.

---

12. Lieder

von

Tieck, Göthe, Novalis, A. W. Schlegel, Mereau u. Mahlmann

für's Pianoforte componirt

von

W. Schneider.

Penig bei F. Dienemann u. Comp.

auf Velinpap. gedruckt Preis 16 Gr.

